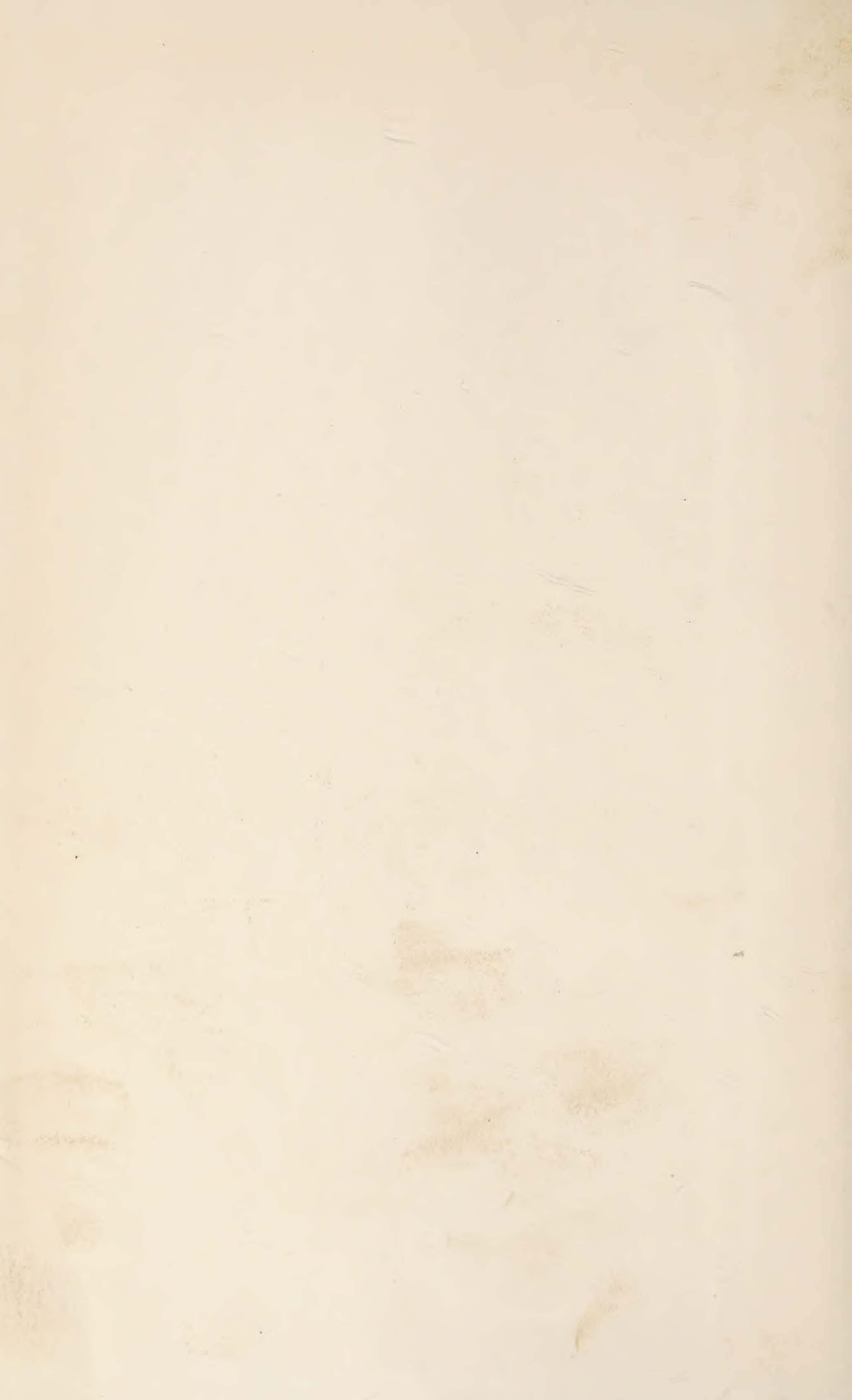








ARCHIV
FÜR
KULTURGESCHICHTE

In Verbindung mit
FRITZ WAGNER und ARNO BORST
herausgegeben von
HERBERT GRUNDMANN

41. Band



1959
BÖHLAU VERLAG KÖLN GRAZ

Gedruckt mit Unterstützung
der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Druck der
Aschendorffschen Buchdruckerei
Münster/Westf.

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

Miszellen

Literaturberichte

Über das Anfangsdatum der Kirchengeschichte

von Harald Zimmermann

In der neueren Kirchengeschichtsschreibung ist es fast allgemein üblich geworden, der eigentlichen kirchenhistorischen Darstellung einige einleitende Kapitel vorauszuschicken, welche die politische, kulturelle und religiöse Lage beleuchten sollen, in der sich die Welt, d. h. genauer Palästina, dessen Nachbarländer und das Römerreich zur Zeit der Entstehung des Christentums befanden. Das entspricht der modernen Auffassung, derzufolge historische Phänomene durch die Kenntnis der Umweltsituation verständlicher werden. Bereits die Pragmatiker des 18. Jahrhunderts suchten auf diese Weise nach rationalen Erklärungsmöglichkeiten für die historischen Fakten [1] und die seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts in der Historiographie herrschend gewordene genetische Methode hat die Forderung erhoben, den Geschichtsverlauf organisch zu erfassen [2].

So beginnt — um nur einige Beispiele aus der neueren kirchenhistorischen Literatur zu nennen — Karl Müller (1852—1940), der als der Repräsentant der sogenannten „profanen Kirchengeschichtsschreibung" der neuesten Zeit bezeichnet wurde [3], sein Werk mit einem umfänglichen Kapitel über „die politischen und religiösen Zustände der damaligen Welt" und erst im zweiten Abschnitt mit den „Anfängen des Christentums und der Entwicklung der Kirche auf dem Boden des Judentums und seines Anhangs in der Heidenwelt" [4]. Ebenso finden sich in dem bekannten „Kompendium der Kirchengeschichte" von Karl Heussi an der Spitze der einleitenden Kapitel die charakteristischen Sätze: „Die Wissenschaft sieht in der christlichen Kirche das Produkt einer außerordentlich komplizierten Entwicklung. ... Die Kirche ist nicht durch wenige Menschen in wenigen Jahren gestiftet worden, sondern Jahrhunderte haben an ihr gearbeitet. Um ihre Entstehung wissenschaftlich zu begreifen, bedarf es zunächst eines Rückblickes auf das Milieu" [5]. Diese Worte spiegeln deutlich die Meinung moderner Historiker, welche die Entwicklung erklären und deshalb auch die Umwelt der Ereignisse ins Auge fassen wollen. Dafür sind auch andere

---

[1] Vgl. dazu E. Fueter, Geschichte der neueren Historiographie (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte Abt. I, München-Berlin ³1936), S. 340 ff.; W. Nigg, Die Kirchengeschichtsschreibung. Grundzüge ihrer historischen Entwicklung (München 1934), S. 109.

[2] Nigg S. 157; F. D. Schleiermacher, Geschichte der christlichen Kirche, aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen hg. v. E. Bonnell (Berlin 1840), S. 5.

[3] Nigg S. 230.

[4] K. Müller, Kirchengeschichte Bd. 1 (bearb. v. H. von Campenhausen, Tübingen ³1941). Siehe das Inhaltsverzeichnis S. X f.

[5] K. Heussi, Kompendium der Kirchengeschichte (Tübingen 1909), S. 1. In den späteren Auflagen wurde dieser Satz weggelassen.

Werke der neueren Kirchengeschichtsschreibung Zeugnis. Zu nennen wäre von katholischen Gelehrten vor allem Joseph Lortz und dessen „Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung". Er läßt auf die allgemein methodische und didaktische Einleitung zwei Paragraphen über die „Umwelt des jungen Christentums" folgen und beginnt erst dann mit der Geschichte seines Stifters Jesus Christus[6]. Von den protestantischen Kirchenhistorikern seien erwähnt Johannes von Walter mit seiner „Geschichte des Christentums" und Walther von Loewenich mit seiner „Geschichte der Kirche". Beide Werke beginnen mit einleitenden Kapiteln über die Lage der römisch-griechischen Heidenwelt und des Judentums[7].

Die Unterweisung der Studierenden, der die wissenschaftlichen Hand- und Lehrbücher der Kirchengeschichte zumeist dienen sollen, erfordert selbstverständlich, daß in einer mehr oder weniger ausführlichen Einleitung auch über Methoden und Geschichte der Disziplin gehandelt wird. So waren schon die Lehrbücher des 16. und 17. Jahrhunderts angelegt, jener Zeit also, in der die Historia allmählich zu einem selbständigen Unterrichtsfach der Universitäten und auch der mittleren Lehranstalten wurde[8]. Als Beispiel sei die 1584 erschienene „Epitome historiae ecclesiasticae" des Straßburger Professors Johannes Pappus (1549—1610) genannt, die als das erste kirchenhistorische Kompendium gilt[9]. Hier wird im Vorwort über die bisherige Kirchengeschichtsschreibung und über die *utilitas historiae ecclesiasticae* berichtet[10]. Mit ähnlichen „Prolegomena" beginnt auch das Lehrbuch des berühmten Gothaer Gymnasiums, das sogenannte „Compendium Gothanum", das von Veit Ludwig von Seckendorff (1626—1692) in Zusammenarbeit hauptsächlich mit dem Straßburger Heinrich Bökler (1611—1672) zum ersten Mal 1666 herausgegeben wurde[11].

---

[6] J. Lortz, Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung (München 1932).

[7] J. von Walter, Die Geschichte des Christentums (Gütersloh 1932—1938); W. von Loewenich, Geschichte der Kirche (Witten 1937).

[8] E. C. Scherer, Geschichte und Kirchengeschichte an den deutschen Universitäten. Ihre Anfänge im Zeitalter des Humanismus und ihre Ausbildung zu selbständigen Disziplinen (Freiburg i. B. 1927); über die Kirchengeschichte vgl. hier bes. S. 213 ff.

[9] W. Koehler in Die Religion in Geschichte und Gegenwart (= RGG) Bd. 3 (Tübingen ²1929), Sp. 890.

[10] J. Pappus, Epitome historiae ecclesiasticae de conversionibus gentium, persecutionibus ecclesiae, haeresibus et conciliis oecumenicis ex praecipuis scriptoribus ecclesiasticis collecta; ich konnte die von H. Kipping (Frankfurt 1661) besorgte Auflage einsehen. Über Pappus vgl. Anrich in RGG 4 (²1930), Sp. 894.

[11] Der vollständige Titel lautet: Compendium historiae ecclesiasticae decreto serenissimi principis Ernesti Saxon., Jul., Cliviae et Mont. ducis etc. in usum gymnasii Gothani ex sacris litteris et optimis, qui extant, autoribus libris duobus compositum et ab orbe condito ad nostra usque tempora deductum, ea cum cura atque distinctione, ut tam incipientibus, quam provectioribus commodum esse possit. Das Compendium erschien zuerst Leipzig-Gotha 1666, es wurde mehrfach neu aufgelegt und fortgesetzt, vgl. Scherer S. 494. Ich konnte die Auflage Leipzig-Gotha 1703 benutzen. Über die Verfasser vgl. H. Rössler, Fränkischer Geist — Deutsches Schicksal. Ideen, Kräfte, Gestalten in Franken 1500—1800 (Die Plessenburg Bd. 4, Kulmbach 1953), S. 226—236: Ein deutscher Staatserzieher, Veit Ludwig von Seckendorff; E. Jirgal, Johann Heinrich Bökler, Mitteilungen des österr. Inst. f. Geschichtsforschung 41 (1931), S. 322—382.

Das sind freilich nur recht bescheidene Anfänge einer Entwicklung, die im 18. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichen sollte. In der bildungsfreudigen Epoche der Aufklärung wurde es üblich, sich in zum Teil übermäßig langen und recht kasuistischen Erörterungen über Methoden, Gliederung, Geschichte und — nicht zu vergessen — Nützlichkeit kirchenhistorischer Studien zu ergehen und diese der eigentlichen Behandlung der Kirchengeschichte vorauszuschicken[12]. So nimmt in der „Christlichen Kirchengeschichte" von Johann Matthias Schroeckh (1733—1808) die „Einleitung" mit über 300 Seiten beinahe den ganzen ersten Band des allerdings recht umfangreichen Werkes in Anspruch[13]. Bei dem von Schroeckh weithin abhängigen katholischen Kirchenhistoriker in Prag Kaspar Royko (1744—1819) wurde gar die „Einleitung" ein eigenes Buch, das 1788 ein Jahr vor dem Hauptwerk, der vierbändigen „Christlichen Religions- und Kirchengeschichte" erschien[14].

Wenn im folgenden das Problem des rechten Anfangs einer kirchenhistorischen Darstellung erörtert werden soll, so sind freilich nicht diese Einleitungskapitel gemeint, die in einem Lehrbuch notwendig und vom modernen wissenschaftlichen Standpunkt aus durchaus gerechtfertigt sind. Es geht vielmehr um das rechte Anfangsdatum, den rechten Ausgangs-

---

[12] Vgl. K. Völker, Die Kirchengeschichtsschreibung der Aufklärung (Tübingen 1921), bes. S. 25 ff. und S. 45 ff. Weiters: K. Zinke, Zustände und Strömungen in der katholischen Kirchengeschichtsschreibung des Aufklärungszeitalters im deutschen Sprachgebiet (theol. Diss. Breslau 1933; Teildruck: Bernau 1933).

[13] J. M. Schroeckh, Christliche Kirchengeschichte, I. Teil (Leipzig ²1772), S. 1—324; über Schroeckh vgl. Nigg S. 135 ff.; Zscharnak in RGG 5 (²1931), Sp. 269; W. Kühnert, Johann Matthias Schroeckh. Ein Beitrag zum Problem Kirchengeschichte und Diaspora, Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich 74 (1958), S. 71—106.

[14] K. Royko, Einleitung zur christlichen Religions- und Kirchengeschichte (Prag 1788; 628 Seiten). Roykos „Christliche Religions- und Kirchengeschichte" erschien in 4 Bänden in Prag 1789—1795, sie blieb unvollendet. Über Royko vgl. Zinke, S. 64—85. Royko folgt an manchen Stellen Schroeckh wörtlich. Er urteilt über diesen im „Vorbericht" zu seiner „Christlichen Religions- und Kirchengeschichte": *„... wenn des Hrn. Prof. Schroeckh christliche Kirchengeschichte, die ein Meisterstück der pragmatischen Schreibart ist, den Lehrbegriffen der Römischkatholischen Kirche angemessen wäre, würde ich es wirklich für überflüssig gehalten haben, meine christliche Religions- und Kirchengeschichte der gelehrten Welt vorzulegen."* — Kaiser Joseph II. hat sich bekanntlich über derlei konfessionelle Bedenken hinweggesetzt und sogar Schroeckhs in Berlin 1777 publizierte „Historia religionis et ecclesiae christianae" im Jahre 1786 als kirchenhistorisches Lehrbuch für die österreichischen Hochschulen vorgeschrieben. Obwohl dieses durch den katholischen Kirchenhistoriker des Klostergymnasiums Villingen im Schwarzwald Gottfried Lumper (1747—1800) für katholische Benützer umgearbeitet wurde und dann in Augsburg 1788 unter dem Titel „Jo. Matt. Schroeckhii Historia religionis et ecclesiae christianae in usus praelectionum catholicorum reformata et aucta" erschien, hat die kaiserliche Verordnung einen Sturm der Entrüstung beim österreichischen Klerus ausgelöst, so daß der Kaiser genötigt war, ein Preisausschreiben für das beste katholische Lehrbuch der Kirchengeschichte zu veranstalten. Schroeckhs Werk wurde dann durch die zweibändigen „Institutiones historiae ecclesiasticae novi testamenti" (Wien 1788) des Wiener Kirchenhistorikers Matthias Dannenmayr (1741—1805) ersetzt; vgl. Scherer S. 407 ff.

punkt der Kirchengeschichtsschreibung. Ist die Kirche — wie Heussi meint [15] — „das Produkt einer außerordentlich komplizierten Entwicklung“, die sich über mehrere Jahrzehnte, ja sogar Jahrhunderte erstreckt, so erhebt sich die Frage, ab wann man von einer Kirche sprechen kann, wann sich die Kirchengeschichte aus dem Ablauf der allgemeinen Weltgeschichte herauslöst und einer eigenen historischen Betrachtung würdig wird, wo also der Kirchenhistoriker zu beginnen habe. Die Antwort erscheint leicht und ergibt sich gleichsam von selbst, wenn man von dem Standpunkt ausgeht, daß Jesus Christus eine Kirche stiften wollte [16], oder wenn man sich der üblichen Meinung anschließt, daß Pfingsten der „Geburtstag der Kirche“ sei [17]. Überblickt man aber die Geschichte der Kirchengeschichtsschreibung von Eusebius von Caesarea an bis in die neueste Zeit und sieht man die kirchenhistorischen Werke darauf an, welcher Eingang in die Darstellung jeweils gewählt wurde, so zeigt es sich, daß für das Ereignis der Kirchengründung eine ganze Reihe verschiedener Daten angenommen wurde und also für den Beginn der Kirchengeschichte möglich erschien. Das mag zunächst seinen Grund in methodischen Erwägungen der einzelnen Kirchenhistoriker haben, die wiederum mit der Frage nach der rechten Periodisierung des kirchenhistorischen Stoffes in einem gewissen Zusammenhang stehen. Entscheidender aber war wohl die Einstellung zum Kirchenbegriff. Sowohl die Probleme der Periodisierung als auch die des Kirchenbegriffs sollen hier außer Acht bleiben [18]. Ein Gang durch die kirchenhistorische Literatur mit dem besonderen Augenmerk auf das Anfangsdatum der Kirchengeschichte mag gleichwohl interessant sein.

Eusebius von Caesarea († 339), der „Vater der Kirchengeschichtsschreibung“ [19], hat im ersten Kapitel seiner Ἐκκλησιαστικὴ ἱστορία ausdrücklich erklärt, er wolle seinen Bericht mit der οἰκονομία unseres

---

[15] S. o. S. 1.

[16] Dies wurde, wie wir noch sehen werden, seit dem 18. Jahrhundert in der Kirchengeschichtsschreibung häufig in Frage gestellt.

[17] Über die Beurteilung von Pfingsten als Konstituierung der Kirche s. u. S. 30 ff.

[18] Über die Periodisierung findet man alles Nötige bei K. Heussi, Altertum, Mittelalter und Neuzeit in der Kirchengeschichte. Ein Beitrag zum Problem der historischen Periodisierung (Tübingen 1921). Vgl. auch E. Göller, Die Periodisierung der Kirchengeschichte (Freiburg i. B. 1919) und H. von Schubert, Die heutige Auffassung und Behandlung der Kirchengeschichte (Tübingen-Leipzig 1902), S. 25 ff. Über das Problem des Kirchenbegriffes handelt meine (noch ungedruckte) Arbeit: „Der Kirchenbegriff in der Kirchengeschichtsschreibung“ (Wien 1958).

[19] Über die Berechtigung dieser Bezeichnung handelte ausführlich F. C. Baur, Comparatur Eusebius Caesariensis historiae ecclesiasticae parens cum parente historiarum Herodoto Halicarnassensi (Tübingen 1834). Daß man vor Eusebius nicht von Kirchengeschichtsschreibung reden könne, hat besonders F. Overbeck, Über die Anfänge der Kirchengeschichtsschreibung (Basel 1892) heraus-

Herrn und Heilandes Jesu Christi beginnen lassen[20]. Der eigentliche kirchenhistorische Bericht setzt aber erst im fünften Kapitel des ersten Buches mit der Geburt Jesu ein[21]. Was in den vorhergehenden vier Abschnitten steht, von Eusebius selbst als προκατασκευή, als Vorbereitung, als Einleitung bezeichnet[22], ist im wesentlichen eine Zusammenstellung der alttestamentlichen Weissagungen über Christus und die Christenheit. Wie die christlichen Apologeten wollte Eusebius hier den Nachweis erbringen, daß die christliche Religion nicht etwas Neues, sondern die alte und einzig wahre Gottesverehrung sei[23]. Freilich war diese nicht allen Menschen bekannt, sondern zunächst nur etlichen Gottesfreunden, die einer Erscheinung des Logos gewürdigt wurden, dann dem gottesfürchtigen Volk der Hebräer. Die übrige Menschheit aber, zu höherer Gotteserkenntnis noch unfähig, mußte dazu erst erzogen werden[24]. Den Frommen der alten Zeit möchte Eusebius allerdings den Christennamen zubilligen. Waren und fühlten sich die Hebräer als das alte Volk Gottes, so ist die Christenheit das neue Gottesvolk[25]. Die Christenheit und seine Geschichte erscheint demnach gewissermaßen als Fortsetzung der alttestamentlichen Heilsgeschichte und kann als Geschichte des neuen

---

gearbeitet. Ihm folgt W. Nigg S. 1 ff. Noch F. C. Baur hat in seinem Buche über „Die Epochen der kirchlichen Geschichtsschreibung" (Tübingen 1852) S. 7 f. die Evangelien, die Apostelgeschichte des Lukas und die Hypomnemata des Hegesippos als die „allerersten Anfänge" der kirchlichen Geschichtsschreibung bezeichnet. Ebenso wurde der im 2. Jh. schreibende Sextus Julius Africanus zu den Kirchenhistorikern gerechnet, vgl. Overbeck S. 17 ff. — Über Eusebius vgl. H. von Campenhausen, Die griechischen Kirchenväter (Stuttgart 1955), S. 61—71 und die dort angegebene Literatur; K. Heussi, Zum Geschichtsverständnis des Eusebius von Cäsarea, Wissenschaftliche Zs. der Universität Jena 7 (1957—58), Gesellschafts- und sprachwissenschaftl. Reihe H. 1, S. 89 ff.

[20] Eusebius Werke Bd. 2: Die Kirchengeschichte hg. von E. Schwartz (Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte hg. von der Kirchenväter-Commission der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften Bd. 9, Leipzig 1903—1909) I. Teil S. 6 (= Eusebius I 1, 2): ... οὐδ' ἄλλοθεν ἢ ἀπὸ πρώτης ἄρξομαι τῆς κατὰ τὸν σωτῆρα καὶ κύριον ἡμῶν Ἰησοῦν τὸν Χριστὸν τοῦ θεοῦ οἰκονομίας. Das Wort οἰκονομία möchte Overbeck S. 34 u. bes. Anm. 78 mit „*Kundgebung*" übersetzen und glaubt, daß damit schon die Offenbarungen des präexistenten Logos gemeint sind. P. Haeusser, Des Eusebius Pamphili Bischofs von Caesarea Kirchengeschichte aus dem Griechischen übersetzt (Bibliothek der Kirchenväter 2. Reihe Bd. 1/2 München 1932) S. 16 übersetzt einfach mit „Wirken".

[21] Schwartz S. 44.

[22] Eusebius I 5, 1 (ed. Schwartz S. 44): . . . μετὰ τὴν δέουσαν προκατασκευὴν τῆς προτεθείσης ἡμῖν ἐκκλησιαστικῆς ἱστορίας . . .

[23] Vgl. bes. Eusebius I 4, 15 (ed. Schwartz S. 44): ὥστε μὴ νέαν καὶ ξένην, ἀλλ' εἰ δεῖ φάναι ἀληθεύοντα, πρώτην ὑπάρχειν καὶ μόνην καὶ ἀληθῆ κατόρθωσιν εὐσεβείας τὴν διὰ τῆς τοῦ Χριστοῦ διδασκαλίας παραδοθεῖσαν ἡμῖν ἀποδείκνυσθαι.

[24] Eusebius I 2 (ed. Schwartz S. 20 ff., bes. S. 24).

[25] Eusebius I 4, 6 (ed. Schwartz S. 40): πάντας δὴ ἐκείνους ἐπὶ δικαιοσύνῃ μεμαρτυρημένους, ἐξ αὐτοῦ Ἀβραὰμ ἐπὶ τὸν πρῶτον ἀνιοῦσιν ἄνθρωπον, ἔργῳ Χριστιανούς, εἰ καὶ μὴ ὀνόματι, προσειπών τις οὐκ ἂν ἐκτὸς βάλοι τῆς ἀληθείας.

Israels mit der des alten verknüpft werden[26]. Für Eusebius bedeutet also die Menschwerdung Christi der Beginn der Kirchengeschichte. Doch hat diese sozusagen eine Vorgeschichte, welche die Vorbereitung der Menschheit auf das Kommen des Erlösers und insbesondere die Geschichte des Judentums betrifft. Weder die Berufung der Jünger durch Jesus und die Bildung der Apostelgemeinschaft noch das Pfingstgeschehen und die Gründung der ersten Christengemeinde in Jerusalem wird dagegen als entscheidendes Ereignis für den Anfang der Kirchengeschichte angesehen.

Die Kirchengeschichtsschreibung des Bischofs von Caesarea war für viele spätere Kirchenhistoriker vorbildlich und maßgebend. Das Einsetzen mit der Geburt des Erlösers wurde ebenso nachgeahmt wie das Zurückgreifen auf die alttestamentliche Heilsgeschichte. Besonders hier wurde später die Kirchengeschichte zur Universalgeschichte ausgeweitet und hat dann weithin den Charakter eines bloßen Auszugs aus der Weltgeschichte verloren. Man sah in ihr vielmehr das entscheidende und einzig wichtige Geschehen[27].

Bei den unmittelbar auf Eusebius folgenden Kirchenhistorikern fand allerdings die Frage nach dem rechten Beginn zunächst eine ganz andere Antwort. Diese Autoren hatten nur die Absicht, sein vorbildliches Werk fortzusetzen und bis in die eigene Zeit zu ergänzen[28]. Der byzantinische Sachwalter Sozomenos hat zwar laut seinen eigenen Angaben einen heute verlorenen Abriß der Kirchengeschichte von der Geburt Jesu bis zum Beginn der Alleinherrschaft Kaiser Konstantins des Großen verfaßt und wollte auch in seinem erhaltenen Hauptwerk ursprünglich die Geschichte ἀπ᾽ ἀρχῆς erzählen, hielt das aber dann angesichts der bereits vorhandenen kirchenhistorischen Darstellungen, insbesondere des Eusebius für unnötig[29]. Sokrates, der zweite Fortsetzer der eusebianischen Kirchengeschichte, erklärt gleich, er wolle dort einsetzen, wo Eusebius aufgehört habe[30], und ebenso äußert sich Theodoret von Kyrrhos

---

[26] Charakteristisch sind dafür jene Stellen, in denen Eusebius die Christenheit ein νέον ἔθνος nennt, so I 4, 2 und X 4, 19 (ed. Schwartz S. 38 und 868). Overbeck, S. 41 ff. entwickelt aus diesen und anderen Stellen den Plan der eusebianischen Kirchengeschichte, die nichts anderes als die Geschichte des Christenvolkes sein will. Vgl. auch A. Oepke, Das neue Gottesvolk (Gütersloh 1950).

[27] Vgl. unten S. 14 ff.

[28] Über die Fortsetzer des Eusebius vgl. Nigg S. 27 ff.

[29] Sozomenos, Ἐκκλησιαστικὴ ἱστορία I 1 (ed. J. P. Migne, Patrologiae series graeca 67, Paris 1859, Sp. 857 ff.): Ὡρμήθην δὲ τὰ μὲν πρῶτα, ἀπ᾽ ἀρχῆς ταύτην, συγγράψαι τὴν πραγματείαν· Λογισάμενος δὲ, ὡς καὶ ἄλλοι ταύτης ἐπειράθησαν μέχρι τῶν κατ᾽ αὐτοὺς χρόνων (Κλήμης τε καὶ Ἡγήσιππος, ἄνδρες σοφώτατοι, τῇ τῶν ἀποστόλων διαδοχῇ παρακολουθήσαντες, καὶ Ἀφρικανὸς ὁ Συγγραφεὺς, καὶ Εὐσέβιος ὁ ἐπίκλην Παμφίλου, ἀνὴρ τῶν θείων γραφῶν καὶ τῶν παρ᾽ Ἕλλησι λογίμων καὶ συγγραφέων πολυμαθέστατος ἵστωρ), ὅσα μὲν τῶν εἰς ἡμᾶς ἐλθόντων ταῖς Ἐκκλησίαις συνέβη μετὰ τὴν εἰς οὐρανοὺς ἄνοδον τοῦ

am Beginn seines Werkes[31]. Evagrios Scholastikos setzt am Ende des 6. Jahrhunderts wiederum die Darstellung des Sokrates, Sozomenos und Theodoret fort, beginnend mit den Zeiten Kaiser Theodosius' II.[32].

Wie sich die griechischen Kirchenhistoriker des Frühmittelalters auf die Fortsetzung der Arbeit des Eusebius beschränkten, so war auch die abendländisch-lateinische Kirchengeschichtsschreibung aus mannigfachen Gründen zunächst nur wenig bedeutend und trug durchaus partikulären Charakter[33]. Beda Venerabilis, Flodoard von Reims und Adam von Bremen, die man zu den Kirchenhistorikern rechnen könnte, beschrieben nur ein Teilgebiet, nämlich die Kirchengeschichte ihres Volkes, ihres Landes oder ihrer Diözese. Demnach begannen sie ihre Darstellung auch nicht bei den Ursprüngen des Christentums und bei der Gründung der Kirche, sondern bei der Missionierung ihres Volkes oder Landes.

Der britische Mönch und Geschichtsschreiber Beda Venerabilis († 735) läßt seine „Historia ecclesiastica gentis Anglorum" nach einleitenden Kapiteln über die Geographie und die römische Vergangenheit Britan-

---

Χριστοῦ, μέχρι τῆς Λικιννίου καθαιρέσεως, ἐπιτεμόμενος ἐπραγματευσάμην ἐν βιβλίοις δύο. Νῦν δὲ σὺν Θεῷ φᾶναι, τὰ μετὰ ταῦτα διεξελθεῖν πειράσομαι. Die Ausgabe der Kirchengeschichte des Sozomenos von R. Hussey (Oxford 1860) war mir nicht zur Hand. Was Sozomenos über seine kirchenhistoriographischen Vorgänger sagt, hat laut Overbeck S. 17 f. zu der fälschlichen Annahme einer voreusebianischen Kirchengeschichtsschreibung geführt.

[30] Sokrates, Ἐκκλησιαστικὴ ἱστορία I 1, Migne PG 67, Sp. 33: Ἡμεῖς δὲ προθέμενοι συγγάψαι τὰ ἐξ ἐκείνου (sc. Eusebius) μέχρι τῶν τῆδε περὶ τας ἐκκλησίας γενόμενα, τῆς ὑποθέσεως ἀρχὴν, ἐξ ὧν ἐκεῖνος ἀπέλιπε, ποιησόμεθα· Auch die Ausgabe der Kirchengeschichte des Sokrates von R. Hussey-W. Bright (Oxfort [2]1893) war mir nicht zur Hand.

[31] Theodorets Kirchengeschichte I 1, 4, herausg. von L. Parmentier-F. Scheidweiler (Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte, Berlin [2]1954) S. 4. Ἐυσέβιος μὲν οὖν ὁ Παλαιστῖνος ἀπὸ τῶν ἱερῶν ἀποστόλων τῆς ἱστορίας ἀρξάμενος μέχρι τῆς Κωνσταντίνου θεοφιλοῦς βασιλείας τὰ ταῖς ἐκκλησίαις συμβεβηκότα συνέγραψεν· ἐγὼ δὲ τῆς συγγραφῆς ἐκείνης τὸ τέλος ἀρχὴν τῆς ἱστορίας ποιήσομαι. Über Theodoret vgl. auch A. Güldenpenning, Die Kirchengeschichte des Theodoret von Kyrrhos (Halle 1889).

[32] Evagrius, Ἐκκλησιαστικὴ ἱστορία I Prooemium, Migne PG 86, 2 (1860), Sp. 2420: Ἐπειδὴ δὲ τὰ ἑξῆς (sc. seit den Zeiten des Kaisers Theodosius II. und der Berichterstattung des Eusebius, Sokrates, Sozomenos und Theodoret) οὐ πολλῷ τούτων ἀποδέοντα, οὐδενός πω καθ' εἱρμὸν τετύχηκε λόγου· ἔνδοξέ μοι, εἰ καὶ μὴ δεινὸς ἐγὼ τὰ τοιαῦτα, τὸν ὑπὲρ τούτων ἀνελέσται πόνον, συγγραφήν τε ταῦτα ποιήσασθαι ... Die Edition der Kirchengeschichte des Evagrius von J. Bidez-L. Parmentier (London 1898) ist mir unerreichbar.

[33] Der Ansicht von Nigg (S. 41), daß man von einer mittelalterlichen Kirchengeschichtsschreibung nicht sprechen könne, kann ich mich nicht anschließen. Bei der Beurteilung, was Kirchengeschichtsschreibung ist und was nicht, muß man meiner Ansicht nach von dem ausgehen, was die betreffenden Autoren schreiben wollten. Ob ihnen das zu unserer Zufriedenheit gelungen ist oder nicht, ist eine andere Frage. Daß aber wenigstens einige Historiker des Mittelalters Kirchengeschichte schreiben *wollten*, besagt schon der Titel ihrer Werke.

niens mit der sagenhaften Bekehrung des britischen Königs Lucius am Ende des 2. Jahrhunderts und dessen angeblichem Briefwechsel mit Papst Eleutherus beginnen[34]. Ähnlich fängt Flodoard († 966) mit der Sage von der Gründung der Stadt Reims durch Krieger des Remus an und fährt mit der Legende von der Ordination des Sixtus zum Erzbischof von Reims durch den Apostel Petrus fort[35]. Beides soll die enge Verbindung von Reims mit Rom und dem Papsttum hervorheben. Für Adam von Bremen († nach 1081) und dessen „Hamburgische Kirchengeschichte" ergab sich natürlich ein wesentlich späteres Anfangsdatum bei dem Wirken der ersten christlichen Glaubensboten in Sachsen während des 8. Jahrhunderts[36]. Auch er stellt seinem Bericht eine ausführliche geographische Einleitung voran.

Erst im 12. Jahrhundert begann wieder eine universale Historiographie[37], und auch einige Werke der Kirchengeschichtsschreibung sind hier zu nennen: einmal die „Ecclesiastica historia" des normannischen Mönches Ordericus Vitalis und dann die auch als „Chronicon" bezeichnete Kirchengeschichte Hugos von Fleury.

Hugo von Fleury († nach 1118) schrieb[38] in den Jahren 1109/10 und holt ziemlich weit aus, bevor er erst im dritten Buch seines Werkes

---

[34] Beda, Historia ecclesiastica gentis Anglorum I c. 4 ed. C. Plummer (Oxford 1896, Neudruck 1946) Bd. I S. 16; vgl. Plummers Introduction und M. Manitius, Gesch. der lat. Literatur im Mittelalter (Handbuch der Altertumswissenschaft IX, 2) Bd. 1 (München 1911), S. 70 ff.

[35] Flodoardi Historia Remensis ecclesiae, ed. G. Waitz - J. Heller, Mon. Germ. Hist., Scriptores 13 (Hannover 1881), S. 412 ff. Über Flodoard vgl. Manitius Bd. 2 (1923), S. 158 ff. und W. Wattenbach-R. Holtzmann, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Deutsche Kaiserzeit, Bd. 1, 2. Heft (Berlin 1939), S. 290 ff.

[36] Adam von Bremen, Hamburgische Kirchengeschichte, hg. von B. Schmeidler, Script. rer. Germ. in usum schol. ([3]1917), S. 10. Über Adam vgl. Manitius 2 S. 398 ff.; Wattenbach-Holtzmann 1, 3 (1940), S. 567 ff.

[37] Daß es erst so spät im Mittelalter zu einer universalen Historiographie kam, erklärt Manitius 2 S. 130 mit zunächst unüberwindlichen chronologischen Schwierigkeiten. Zum Problem des Universalismus in der Profanhistoriographie vgl. auch J. Spörl, Grundformen hochmittelalterlicher Geschichtsanschauung. Studien zum Weltbild der Geschichtsschreiber des 12. Jahrhunderts (München 1935), S. 32 ff.

[38] Über Hugo vgl. Manitius 3 (1931) S. 518 ff.; A. D. von den Brincken, Studien zur lateinischen Weltchronistik bis in das Zeitalter Ottos von Freising (Düsseldorf 1957), S. 193 ff. Hugos Werk ist in zwei Redaktionen überliefert. Die zweite, endgültige Fassung in sechs Büchern aus dem Jahre 1110 edierte B. Rottendorff, Hugonis Floriacensis monachi Benedictini Chronicon (Münster 1638). Nur wenige Fragmente beider Redaktionen bringt die Edition von G. Waitz, Hugonis Floriacensis opera historica, MG. SS. 9 (1851), S. 337—364. Daß Hugo eine Kirchengeschichte schreiben wollte, geht bes. aus dem Dedikationsbrief an Gräfin Adela von Blois hervor: *Aecclesiasticam enim relegens historiam a multis historiologis per partes editam et modis variis comprehensam, hoc uno volumine decrevi coartare ...* (MG. SS. 9, 349).

zur Geschichte Christi und des Christentums kommt. Er beginnt bei dem Assyrerkönig Ninus, bespricht in den ersten beiden Büchern fast die ganze Profangeschichte des Orients, die Schicksale der Juden, Babylonier, Perser, Griechen, Skythen, Parther und Römer, entwickelt dann in einer Vorrede am Anfang des dritten Buches den Plan seiner „Kirchengeschichte“ [39], schweift aber gleich wiederum auf die Beschreibung Italiens ab und fährt mit der römischen Kaisergeschichte fort. In seiner ganzen weiteren Darstellung bildet dann die Sukzessionsreihe der Kaiser bis zu Ludwig den Frommen das Gerüst, und die Kirchengeschichte wird durchaus der Profangeschichte untergeordnet. Auch Geburt und Auftreten Christi ist in den Bericht über die Regierungszeit des Augustus bzw. des Tiberius eingeordnet und Hugo beruft sich dafür auf das Beispiel des Evangelisten Lukas [40].

Auch in dem Werk des Ordericus Vitalis (1075—c. 1142) [41] ist der profanhistorische Gehalt ziemlich groß. Das hängt zum Teil mit der allmählichen Entstehung dieser „Historia ecclesiastica“ zusammen [42]. Sie wuchs aus einer Geschichte des Klosters St-Évroul in der Normandie, mit der Ordericus zunächst von seinem Abte beauftragt wurde [43], über die Schilderung der Diözesangeschichte des normannischen Erzbistums Rouen, der Landesgeschichte der Normandie und der Volksgeschichte der Normannen [44] zur Universalgeschichte. Der antiken Geschichte nachzugehen,

---

[39] Ebd. S. 355 f.

[40] Ebd. S. 355 (Hugos Prolog zum 3. Buch): *Sunt tamen nonnulli quibus videtur fore superfluum, cum secundum tempora regum vel imperatorum ecclesiasticae pertractantur historiae. Sed non est contra religionem ecclesiasticam aut autenticam disciplinam. Lucas nempe evangelista, cum dominicae incarnationis texeret historiam. Herodis regis Judaicae gentis in ipso sui sancti evangelii principio intulit mentionem. ...... Itemque post pauca ... Caesaris Octaviani faciens iterum mentionem, quatinus illa quae minus erant hominibus nota ab his quae pene aput omnes celebri fama ferebantur confirmarentur et roborarentur; quod et multi alii religiosi divinarum tractatores historiarum fecisse leguntur.* Über Geburt und Auftreten Jesu siehe Rottendorff, S. 39 f. und 43 f.

[41] Vgl. H. Wolter, Ordericus Vitalis. Ein Beitrag zur kluniacensischen Geschichtsschreibung (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, Bd. 7, Wiesbaden 1955). Nicht beipflichten kann ich seiner These von einer kluniacensischen Geschichtsschreibung, vgl. meine Rezension MIÖG 64 (1956) S. 119 und ebenso Th. Schieffer, Zeitschrift für Kirchengeschichte 62 (1955—56) S. 337. Ordericus ist vor allem als normannischer Geschichtsschreiber zu beurteilen, vgl. Spörl S. 63 ff. Zitiert wird nach der Edition bei Migne, Patrologia lat. 188 (1890), Sp. 1—984. Die von Wolter S. 11 als beste Edition bezeichnete Ausgabe von A. Le Prévost, Ordericus Vitalis Historiae ecclesiasticae libri tredecim (Paris 1838—1855) war mir leider nicht zur Hand.

[42] Dazu Wolter S. 69 f. und 90 f.

[43] Migne PL 188, 15 (Prolog): *In relatione, quam de restauratione Uticensis coenobii, jubente Rogerio abbate, simpliciter prout possum facere institui...*

[44] Ebd. Sp. 230 (Prolog zum 3. Buch): *Nunc autem a magistris aliud mihi opus injungitur, et de Normannicis eventibus materia porrigitur.*

hinderte den Autor nach eigener Aussage die klösterliche Zucht[45]. Trotz dieser weltgeschichtlichen, universalistischen Bestrebungen nannte Ordericus sein Werk eine „Ecclesiastica historia", weil er als *simplex ecclesiae filius* unternommen habe, die *res ecclesiasticae* und die *eventus Christianorum* zu erforschen und darzustellen[46]. Den Universalismus als Kirchenhistoriker erreicht er dadurch, daß er seiner zum allergrößten Teil bereits fertiggestellten Arbeit noch zwei Bücher voransetzt, die von den Taten Christi und der Apostel berichten. In seiner endgültigen Fassung fängt daher das Werk mit der Geburt Jesu an, mit der Menschwerdung des *omnipotens verbum Dei* aus der *regia virgo Maria,* bzw. genauer mit der Verkündigung Gabriels an Maria[47]. Die folgenden Abschnitte schließen sich eng an den biblischen Bericht an und sind vielfach mit exegetischen Anmerkungen und allegorischen Deutungen durchsetzt. Erzählt das erste Buch von dem irdischen Wirken Christi, so beginnt das zweite mit dem Pfingstereignis, und hier, als *coelestis copiose perfudit gratia,* wird die Entstehung der *primitiva ecclesia* angesetzt[48]. Von der Kirche heißt es aber schon im ersten Satz des Gesamtwerkes, sie sei die *vinea Dei,* für die Gott als der rechte Weingärtner stets gesorgt habe und die er ausbreiten wollte *per omnia mundi climata,* als Christus Mensch wurde[49]. Die Kirche ist also eine präexistente Größe, die schon längst bestand, bevor sie durch das Wirken Christi und der Apostel sichtbar in Erscheinung trat und demnach auch eine Geschichte haben konnte.

Bereits dem späten Mittelalter gehört die „Historia ecclesiastica nova" an, die der Dominikaner Tolomeo Fiadoni aus Lucca (1236—1326) in Avignon verfaßte[50]. Sie ist eigentlich nichts anderes als eine Geschichte

---

[45] Ebd. Sp. 16 (Prolog): *Quamvis enim res Alexandrinas, seu Graecas, vel Romanas, aliasque relatu dignas indagare nequeam, quia claustralis coenobita ex proprio voto cogor irrefragabiliter ferre monachilem observantiam.*

[46] Ebd.: *De rebus ecclesiasticis, ut simplex ecclesiae filius, sincere fari dispono; et priscos patres pro posse moduloque meo nisu sequens sedulo, modernos Christianorum eventus rimari et propalare satago.*

[47] Ebd. Sp. 17 ff. (Ordericus I, 1).

[48] Ebd. Sp. 102 (Ordericus II, 1): *Inde primitiva processit ecclesia quam coelestis copiose perfudit gratia.*

[49] Ebd. Sp. 17 f. (I, 1): *Omnipotens verbum, per quod Deus pater omnia condidit, vitis vera, summusque paterfamilias, qui vineam plantavit, et a mane usque ad undecimam horam intromissis operariis excolit, ut uberem fructum ex eadem colligere possit, eamdem vineam, id est sanctam ecclesiam, nullo tempore desistit colere ejusque palmites per omnia mundi climata nobiliter propagare.* Vgl. Sp. 230 (II, 2): *Opus in primis arripiam de vinea Domini Sabaoth, quam ipse forti dextera colit et protegit in toto mundo contra insidias Behemoth.*

[50] Über Tolemeo vgl. B. Schmeidler, Die Annalen des Tholomeus von Lucca in doppelter Fassung nebst Teilen der Gesta Florentinorum und Gesta Lucanorum, MG. SS. N. S. 8 (1930) S. VII—XXI. Die Kirchengeschichte, entstanden 1313—17, ediert L. A. Muratori, Rerum Italicarum scriptores 11 (Mailand

des Papsttums und zeigt, daß für das Denken dieser Zeit das Handeln der Päpste zum Inbegriff des kirchenhistorischen Geschehens geworden ist. Tholomeus beginnt seine Darstellung nach dem Beispiel des Eusebius mit der Geburt Jesu [51]. Dieser erscheint als der erste *summus pontifex* [52], dem als zweiter Simon Petrus und dann die Reihe der römischen Päpste folgt [53]. Von einer Kirchengründung erfährt man nichts. Was Tholomeus darstellen möchte, ist das *dominium Christi,* das ewigen und universalen Charakter hat [54].

Von der Kirchen- bzw. Papstgeschichtsschreibung des Tholomeus führt ein direkter Weg zu dem kirchenhistorischen Hauptwerk des Katholizismus im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation. Auch in den „Annales ecclesiastici“ des Kardinals Cesare Baronio (1538—1607) bildet die Geschichte des Papsttums den wesentlichen Gehalt der Darstellung [55]. Auch er beginnt seinen Bericht mit der Geburt des Erlösers,

---

1727), Sp. 743—1242; eine neue Ausgabe wird für die MGH vorbereitet. Den Titel „Historia ecclesiastica nova“ erklärt der Verfasser in seinem Widmungsschreiben an den Kardinal Guilhelmo de Bajona (Muratori S. 751): *Huic autem libro titulum convenientem judicavi dari, Ecclesiasticam videlicet Historiam novam, quia secundum formam Eusebii Caesariensis episcopi est tradita.* Der Unterschied zu der Kirchengeschichtsschreibung des Eusebius ist freilich offensichtlich.

[51] Tholomeus, Dedikation (Muratori S. 752): *Quia vero incipimus a summo pontifice Christo nostras historias hic tradere, ut memoratus Eusebius fecit, necessarium est ipsius excellentiam ostendere sermone divinitus inspirato, sive prophetico quod in primo capitulo declaratur.*

[52] Tholomeus I, 2 (Muratori Sp. 757): *Primus igitur pontifex summus in fide christiana Christus Dominus est, quem apostolus ad Hebraeos frequentius sic appellat.*

[53] Tholomeus I, 10 ff. (Muratori Sp. 762 ff.) handelt über Petrus. Das zweite Buch (Sp. 769) beginnt mit dem Pontifikat des Linus.

[54] Tholomeus I, 1 Prolog (Muratori Sp. 756): *Patet igitur, quod regnum Christi et pontificium transcendit in dignitate et nobilitate omne dominium quodcumque fuerit ab initio saeculi usque modo tribus jam dictis causis et rationibus, tum ex sui principii diuturnitate vel dignitate, tum ex sui universalitate. Et ideo congruum videtur de isto dominio aliquid tradere secundum res gestas ab ortu nostri redemptoris usque ad tempora ista.*

[55] Über Baronius vgl. Nigg, S. 65 ff.; Fueter, S. 263 ff.; G. De Libero, Cesare Baronio, padre della storia ecclesiastica (Rom 1939); H. Jedin im Lexikon für Theologie und Kirche (= LTK) 1. Bd. (Freiburg i. B. ²1957), Sp. 1270 ff. Die Annales erschienen zuerst in 12 Bänden in Rom 1588—1609. Die letzte Ausgabe, nach der auch zitiert wird, besorgte A. Theiner, Caesaris S. R. E. card Baronii, Od. Raynaldi et Jac. Laderchii congregationis oratorii presbyterorum Annales ecclesiastici denuo excusi et ad nostra usque tempora perducti, 37 Bde. (Bar-le-Duc und Paris 1864—1883). Über die Fortsetzer des Baronius vgl. Fueter S. 263. Baronius bearbeitete die Kirchengeschichte nur bis 1198. Über die ersten Versuche, die Zenturien durch ein katholisches Geschichtswerk zu ersetzen, vgl. L. von Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, Bd. 9 (Freiburg i. B. 1923), S. 190 ff. — Die Wahl der annalistischen Methode durch Baronius hängt wohl auch damit zusammen, daß dieser die Magdeburger Zenturien schon in der Genauigkeit der historischen Details über-

der als das „neue Licht“ in der Zeit der tiefsten Verfinsterung der Menschheit zur Welt kam[56]. Hatte Tholomeus an die Weissagung im Jakobs-Segen erinnert und daraus die besondere Würde der Herrschaft Christi erschlossen[57], so knüpft Baronius an die Erschaffung des Lichtes am ersten Schöpfungstage an[58].

Aber auch in dem protestantischen Hauptwerk dieser Epoche der Kirchengeschichtsschreibung, in den sogenannten „Magdeburger Zenturien“ des Matthias Flacius Illyricus (1520—1575), deren erster Band bereits dreißig Jahre vor den „Annales“ 1559 in Basel erschien[59], steht die

---

treffen wollte. Baronius verweist allerdings nur auf das Vorbild antiker Historiker, vgl. Nigg S. 70.

[56] Baronius - Theiner I, 1 Praelocutio: *Cum enim universo humano generi, peccati culpa, sempiternae noctis esset offusa caligo, cunctaque undique densis tenebris obscurata, et squallens horrensque esset omnium rerum facies: immensa suae bonitatis largitate prospexit Deus, ut nova luce cuncta perfunderet, mitteretque ex se genitum, suaeque substantiae Filium, ipsum caeleste jubar, candorem lucis aeternae, lumen de lumine, lucem veram, justitiae solem, novumque institueret diem...*

[57] Tholomeus I, 1 Prolog (Muratori, Sp. 753): *Prophetica demonstrat auctoritas in Jacob patriarcha, quantum dominium Israelitici populi viguit, in quo dignitas principatus sequentis, hoc est domini nostri Jesu Christi nobis ostenditur.*

[58] Baronius beginnt mit den Worten (Theiner I, S. 1): *Cum rerum omnium conditor et moderator Deus coelum creasset et terram, nec ulla utrisque gratia vel pulchritudo inesse posset sine luce; omniaque essent tenebris obvoluta, ipsaque terra inanis et vacua: opportune consulit, ut primum omnium ipsis rerum principiis lucem crearet...*

[59] Über Flacius ist noch immer heranzuziehen W. Preger, Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit, 2 Bde. (Erlangen 1859—1861); vgl. weiters Nigg, S. 48 ff.; Fueter, S. 249 ff. Eine Würdigung des Flacius von katholischer Seite bringt P. Polman, Flacius Illyricus, historien de l'église, Revue d'histoire ecclésiastique 27 (1931), S. 27—73. Vgl. neuerdings auch G. Moldaenke in RGG 2 (³1958), Sp. 971. Die Magdeburger Zenturien erschienen in 14 Bänden 1559—1574 in Basel und umfassen die Zeit bis 1300. Der vollständige Titel des Werkes lautet: „Ecclesiastica historia integram ecclesiae Christi ideam, quantum ad locum, propagationem, persecutionem, tranquillitatem, doctrinam, haereses, caeremonias, gubernationem, schismata, synodos, personas, miracula, martyria, religiones extra ecclesiam et statum imperii politicum attinet, secundum singulas centurias perspicuo ordine complectens singulari diligentia et fide ex vetustissimis et optimis historicis, patribus et aliis scriptoribus congesta per aliquot studiosos et pios viros in urbe Magdeburgica“. Dieser Titel gibt sowohl über die historiographischen Ziele als auch über die systematische und chronologische Gliederung des Werkes Auskunft. Über die Zenturieneinteilung handelt K. Heussi, Centuriae (Harnack-Ehrung. Beiträge zur Geschichte, ihrem Lehrer A. von Harnack zu seinem 70. Geburtstage dargebracht von einer Reihe seiner Schüler, Leipzig 1921), S. 328—334. Über die Mitarbeiter des Flacius und die Organisation des Unternehmens siehe Preger Bd. 2 S. 418 ff. Die letzte Ausgabe der Zenturien veranstaltete S. J. Baumgarten und J. S. Semler, Centuriae Magdeburgenses seu Historia ecclesiastica novi testamenti cum variorum theologorum continuationibus ad haec nostra tempora, quas excipient, supplementa emendationum, defensionum illustrationumque ad priores centuriae XIII, 7 Bde. (Nürnberg 1757—1765). Ich zitiere nach einer Ausgabe des J. Oporinus (Basel 1560 ff.).

Lebensgeschichte Jesu am Anfang. Der konfessionellen Kirchengeschichtsschreibung sowohl des Katholizismus als auch des Protestantismus mußte ja die Frühzeit der Kirche und des Christentums zur wichtigsten Epoche werden, ließ sich doch nur aus ihr die wahre Lehre Christi und damit die Grundlage der eigenen Überzeugung ableiten[60]. Für Flacius ist Jerusalem Schauplatz der frühesten Kirchengeschichte und der Ort, an dem es zuerst eine *ecclesia* gab. Dazu rechnet er schon die frommen Juden, die hier das Kommen des Messias erwarteten[61]. Daß dann in allen Gegenden, wo Jesus im Laufe seines Erdenlebens weilte und wirkte — angefangen von Bethlehem —, sofort *ecclesiae* entstanden bzw. daß die Augen- und Ohrenzeugen der Taten und Reden Jesu „Kirche" waren, wird ohne weiteres und mit größter Selbstverständlichkeit angenommen[62].

Rückblickend kann man sagen, daß sich am Beginne der Neuzeit der von Eusebius angenommene kirchenhistorische Ansatzpunkt bei der Geburt des Heilandes in der Kirchengeschichtsschreibung durchgesetzt hatte. Ausnahmen bilden nur die unmittelbaren Fortsetzer des Eusebius, die Werke der partikulären Kirchenhistoriographie des Mittelalters und die „Historia ecclesiastica" Hugos von Fleury mit ihrer Ausweitung des Blickfeldes auf die gesamte Weltgeschichte nach Art der mittelalterlichen Universalchroniken. Die Anregung des Eusebius, auch die Geschichte des Judentums als des alten Gottesvolkes in die Betrachtung einzubeziehen, wurde nur von einem späten griechischen Kirchenhistoriker aufgegriffen, was hier nachzutragen ist. Am Anfang des 14. Jahrhunderts versuchte der byzantinische Presbyter Nikephoros Kallistos Xanthopulos (c. 1256—1335), durch Zusammenfassung der bisherigen kirchenhistorischen Literatur seit Eusebius ein neues Werk einheitlicher Prägung zu schaffen und die Darstellung bis in die eigene Zeit fortzuführen. Der großartige Plan ist freilich zum größten Teil unausgeführt geblieben[63]. Nikephoros will wie Eusebius ἀπὸ τῆς κατὰ σάρκα τοῦ Σωτῆρος ἐπιφα-

---

[60] Bei Flacius wird der Zeit Christi ein eigener Band gewidmet, der an Umfang den folgenden in keiner Weise nachsteht. Hier wird auch die ganze Lehre Christi nach den theologischen Loci entwickelt. Der zweite Band beginnt mit der Geschichte der Apostel und der Gründung der Urgemeinde in Jerusalem und führt dann den Bericht bis zum Ende des 1. Jahrhunderts fort.

[61] Flacius I, 2 (Oporinus I, Sp. 4): *Fuit igitur ibi* (in Jerusalem) *Ecclesia Christi, hoc est coetus quidam puram de Messia, de remissione peccatorum et veris cultibus doctrinam constanter retinens, in quo Spiritus Sanctus fuit efficax, ut praesentem Messiam agnoscerent et complectentur.* Beispiel dafür sind die Familie des Zacharias sowie die Propheten Simeon und Hanna.

[62] Flacius I, 2 (Oporinus I, Sp. 2 ff.) wird über die *loca ecclesiae Christi eiusque instauratione* berichtet.

[63] Über Nikephoros vgl. K. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur von Justinian bis zum Ende des oströmischen Reiches (München ²1897), S. 291 ff.; Baur, Epochen S. 32 ff. Dessen günstiges Urteil über Nikephoros

νείας Χριστοῦ beginnen[64], hält es aber doch für nötig, im 6. Kapitel seines 1. Buches einen Abriß der israelitischen Geschichte zu geben[65]. Das Hauptaugenmerk wird freilich auf die Makkabäerzeit und auf die Herrschaft Herodes des Großen, also auf die Zeitgeschichte gelegt.

Erst im 17. Jahrhundert bewirkten in der Kirchengeschichtsschreibung mannigfache humanistische, polyhistorische und biblizistische Einflüsse einen gewissen Zug zur historischen Universalität, der das Feld der Kirchengeschichte in charakteristischer Weise ausweitete, während in formaler Beziehung die „Magdeburger Zenturien" und die „Annalen" des Baronius vorbildlich blieben[66]. In dieser Zeit entstehen eine Anzahl von Werken, die den Titel einer „Historia ecclesiastica veteris ac novi testamenti" führen, ihre Darstellung bei der Erschaffung der Welt anfangen lassen und dann an Hand der biblischen Geschichte fortsetzen. Mit der Geburt Jesu beginnt die „Historia ecclesiastica novi testamenti", die sowohl die biblische Geschichte des Neuen Testamentes als auch die fol-

---

berichtigt Krumbacher S. 291. Die Ἐκκλησιαστικὴ ἱστορία des Nikephoros wird nach der Ausgabe bei Migne PG 145—147 (1865) zitiert.

[64] Nikephoros I, 1 Prooemium (Migne PG 145, Sp. 604): Νικηφόρος ὁ Καλλίστου τὴν ἐκκλησιαστικὴν ἱστορίαν συνέταξεν, ἀρξάμενος εὐθὺς ἀπὸ τῆς κατὰ σάρκα τοῦ Σωτῆρος ἐπιφανείας Χριστοῦ.

[65] Migne PG 145 Sp. 637—649.

[66] Die Periodisierung nach Zenturien blieb bis ins 18. Jh. in der Kirchengeschichtsschreibung vorherrschend. Noch Christoph Matthäus Pfaff bezeichnete 1721 in seinen „Institutiones historiae ecclesiasticae" S. 8 die Zenturieneinteilung als *methodus naturalis* und noch Johann Lorenz Mosheim, der Begründer der pragmatischen Methode in der Kirchengeschichtsschreibung, behielt die Zenturieneinteilung in seinen „Institutiones historiae ecclesiasticae" (Helmstedt ²1764) bei, *quia plurimis placet* (vgl. die Praeparatio zu seinem zitierten Werk § 22, S. 8), obwohl das nach seiner Meinung manche Schwierigkeiten habe. Vgl. K. Heussi, Die Kirchengeschichtsschreibung des Johann Lorenz von Mosheim (Gotha 1903), S. 27. Wesentliche Anregung zur Periodisierung der Kirchengeschichte nach Epochen gingen anscheinend von der Beschäftigung mit dem Alten Testament und von der Betrachtung der 'foedera' Gottes mit den Menschen aus. Über den Einfluß des Föderalismus auf die Kirchengeschichtsschreibung ist zu vgl. G. Möller, Föderalismus und Geschichtsbetrachtung im 17. und 18. Jahrhundert, Zeitschr. f. Kirchengesch. 50 (1931), S. 393 ff. Das erste kirchenhistorische Werk mit einer Epocheneinteilung ist A. Rechenberg (1642—1721), Summarium historiae ecclesiasticae in usum studiosae iuventutis adornatum (Leipzig 1697). Vor Rechenberg wäre noch G. Hornius (1620—1670) Historia ecclesiastica et politica zu nennen (zuerst Leiden 1655, neuerlich hg. von M. Leydecker, Leiden 1697). Horns Werk umfaßt aber sowohl Kirchen- als Profangeschichte. Über den allmählichen Übergang zur Epocheneinteilung vgl. auch Scherer S. 266 ff. — Die Überwindung der aus der Dogmatik entlehnten Systematik der Zenturiatoren bahnt sich in Gottfried Arnolds Unpartheyischer Kirchen- und Ketzerhistorie (2 Bde. Frankfurt a. M. 1699—1700) an, der zwischen inwendigem und auswendigem Zustand der Kirche unterschied (vgl. Baur, Epochen S. 114). Ihm folgt auch Mosheim mit seiner Einteilung jedes Jahrhunderts in eine *Historia ecclesiae externa* und eine *Historia ecclesiae interior,* wozu noch die Einteilung in *fata prospera* und *fata adversa* kommt.

gende Kirchengeschichte bis in die neueste Zeit enthält. Auch die Historiker, die nur die „eigentliche" Kirchengeschichte behandeln wollen, wählen aber zumeist den Namen „Historia ecclesiastica novi testamenti" [67]. Die Kirchengeschichte wird also als Teil der gesamten Heilsgeschichte alten und neuen Bundes empfunden und eine Präfiguration der Kirche bereits im alten Israel angenommen.

Das protestantische Hauptwerk dieser Epoche ist die Kirchengeschichte des niederländischen Professors Friedrich Spanheim des Jüngeren (1632—1701) [68]. Sie zerfällt in zwei Teile, von denen der erste die Kirchengeschichte *a condito Adamo ad aeram Christianam* bringt und „Historia ecclesiastica veteris testamenti" heißt. In der Periodisierung schließt sich Spanheim hier dem an, was die biblisch-exegetische Wissenschaft erarbeitet hatte. Die Heilsgeschichte gliedert sich nach den einzelnen *foedera* Gottes mit den Menschen. Der zweite Teil geht von Christi Geburt bis ins 16. Jahrhundert und folgt der Zenturieneinteilung des Flacius. Die Gründung der Kirche erfolgt nach Spanheim durch Adam, der seiner Familie die rechte Lehre von Gott und der Erlösung der Menschen mitteilt und die wahre Gottesverehrung eingerichtet hat. Damit ist der Beginn der Kirchengeschichte bei Adam gegeben [69]. Die folgenden Kapitel schildern die Schicksale des jüdischen Volkes mit dem Hauptaugenmerk auf dessen religiöse Entwicklung und schließen mit einer Darlegung des *corruptissimus status ecclesiae sub tempus nativita-*

---

[67] Eine Liste der hier zu nennenden Werke findet sich bei Scherer S. 481 f., 494 ff. und 502 ff., doch werden von ihm nur Werke aus dem deutschen Raum verzeichnet. Katholische Kirchenhistoriker haben noch am Ende des 18. und am Beginn des 19. Jh. gern den Titel „Neutestamentliche Kirchengeschichte" gewählt. Hierher gehören zwei Werke, die auf Grund des Preisausschreibens Kaiser Josephs II. vom Jahre 1786 ausgearbeitet wurden, nämlich die schon oben (Anm. 14) genannten „Institutiones historiae ecclesiasticae novi testamenti" von Matthias Dannenmayr und die zweibändige „Epitome historiae ecclesiasticae novi testamenti in usum lectionum academicarum" (Graz 1787) des Grazer Kirchenhistorikers Franz Xaver Gmeiner (vgl. u. S. 26 f.). Das letzte mir bekannte Werk, das diese Benennung trägt sind die „Institutiones historiae ecclesiasticae novi testamenti" (4 Bde. Budapest 1840—1841) des ungarischen Kirchenhistorikers Miklós János Cherrier (1790—1862).

[68] Über Spanheim und seine Werke vgl. Scherer, S. 224 Anm. 1; Zscharnack in RGG 5 (^{2}1931), Sp. 668 und O. Ritschl, Dogmengeschichte des Protestantismus Bd. 4 (Göttingen 1927), S. 360 ff. Spanheims Kirchengeschichte findet sich in dessen Opera Bd. 1 (Leiden 1701), Sp. 258—1918.

[69] Spanheim, Historia ecclesiastica veteris testamenti I, 2 (Opera I, Sp. 271): *Primum ergo totius ecclesiae parentem constituimus Adamum, ut quae sunt generis humani, eadem sint ecclesiae primordia.* — I 3 (Opera I, Sp. 274): *Sic Adam primam et antiquissimam ecclesiam in sua familia constituit et studiose inculcavit doctrinam de Deo, creatione, lapsu, miseria, semine mulieris, futura destructione Satanae, cultu Dei tum interno tum externo, resurrectione denique ac judicio.*

tis Christi[70]. Daß von Christus die Kirche gegründet wurde, wird nirgends gesagt. Jesus erscheint neben den Aposteln nur als Gründer der *prima ecclesia* in Jerusalem[71]. Da auch das Judentum zur Kirche gehört, ist die Christenheit nicht eine Neugründung, sondern bloß das „neue Israel“[72].

Neben Spanheim wären noch eine Reihe anderer protestantischer Kirchenhistoriker des 17. und 18. Jahrhunderts zu nennen[73].

Die katholische Kirchengeschichtsschreibung wurde in dieser Epoche hauptsächlich durch französische Gelehrte gefördert[74]. Von ihnen verdient besondere Erwähnung der Dominikaner Noel Alexandre (1639

---

[70] Spanheim, Hist. eccl. vet. test. IX, 11 (Opera I, Sp. 469 ff.)

[71] Spanheim, Hist. eccl. novi testamenti I, 8 (Opera I Sp. 548): *Prima omnium* (sc. ecclesiarum) *fuit Hierosolymitana, ut tempore sic dignitate; fundata utpote ab ipso Christo et Apostolis, illiusque praesentia, concionibus, morte, ascensione in coelum, missione Spiritus s. honorata.*

[72] Spanheim, Hist. eccl. novi test. I, 9 (Opera I, Sp. 552) ...*ad denotandum novum Israelem, seu ecclesiam novi testamenti.*

[73] Auch in dem schon genannten „Compendium Gothanum“ wird das erste Buch der alttestamentlichen Kirchengeschichte gewidmet und S. 2 festgestellt: *Historiae ecclesiasticae, ipsiusque ecclesiae primordia a creatione mundi et hominum incipiunt.* — Das zweite Buch geht *a nato Christo ad nostra usque tempora.* — Ebenso umfassen die in Anm. 66 erwähnten Lehrbücher von G. Horn und A. Rechenberg sowohl die alttestamentliche als auch die neutestamentliche Kirchengeschichte. Horn hat anscheinend Spanheim stark beeinflußt; jedenfalls folgt dieser ihm oft wörtlich. Horn beginnt mit dem Sündenfall und nimmt ebenso wie nach ihm Spanheim an, daß bereits Adam in seiner Familie die ecclesia begründet habe (vgl. Horn, S. 3 f.) Auch die Erstlingsschrift von Johann Lorenz Mosheim aus dem Jahre 1726 trug den Titel „Institutiones historiae ecclesiasticae novi testamenti“. Über Mosheim s. u. S. 19 und Anm. 88.

[74] Über die Bedeutung Frankreichs für die Geschichtsforschung vgl. Nigg, S. 98 ff.; Fueter, S. 307 ff. Neben Alexandre wären noch folgende französische Kirchenhistoriker zu nennen: Antoine Godeau (1605—1672) schrieb eine 5-bändige „Histoire de l'église (Paris 1657—1678), die mit einem „Abrégé de l'histoire universelle de l'église depuis Adam jusqu'à notre Seigneur Jésus-Christ“ beginnt; vgl. G. Doublet, Godeau évêque de Grasse et de Vence (3 Bde. Paris 1911). — Alexandres Schüler Ignace Hyacinthe Amat de Graveson (1670—1733) verfaßte eine 9-bändige „Historia ecclesiastica variis colloquiis digesta“ (Rom 1717—1722) und ergänzte diese durch 3 Bände „Historia ecclesiastica veteris testamenti“ (Rom 1727). Ebenfalls in der Form des Lehrgespräches ist die 4-bändige „Histoire de l'église en abrégé“ (Paris 1708) des Louis Ellies Du Pin (1657—1719) abgefaßt, deren erster Teil *„Histoire de l'ancien testament“* enthält. 1706—1723 erschienen in Paris 11 Bände „Histoire de l'église“ von François Timoleon Choisy (1644—1724). Dieser wollte eine *histoire du regne de Jésus-Christ* schreiben und beginnt mit der Erschaffung der Welt. Die Kirchengeschichte wird nach dem Beispiel Alexandres in eine Zeit der *loi de nature,* der *loi écrite* und der *loi de grâce* eingeteilt. Als eigentlicher Anfang der Kirchengeschichte gilt der Himmelfahrtstag. Choisy I, S. 37: *C'est à proprement parler à l'ascension du Sauveur, que commence l'histoire de l'église et ce que nous avons écrit jusqu'ici, ne doit être regardé que comme une espèce de préface.* Schon aus dem Ende des 18. Jh. stammt die

bis 1724), der in den Jahren 1676 bis 1686 in 26 Bänden „Selecta historiae capita" zusammenstellte, diese dann durch 6 Bände „Selecta historiae ecclesiasticae veteris testamenti capita" ergänzte und zu einer „Historia ecclesiastica veteris novique testamenti" ausbaute[75]. Die von ungeheurer Gelehrsamkeit und Belesenheit zeugende Arbeit beginnt mit dem Sechstagewerk[76]. Nach Alexandre ist das Christentum älter als die christliche Kirche. Diese wurde durch den menschgewordenen Gottessohn begründet[77], die christliche Religion aber entstand *cum primis hominibus... et floruit apud homines sanctos, qui tempore legis naturae et legis scriptae vixerunt*[78]. Die Kirche ist das *corpus mysticum Christi,* und da dieser schon seit Ewigkeit *in Dei praedestinatione* war, so hat auch die Kirche vorzeitlichen Charakter. Als *membra* gehören ihr alle an, die Christus *per fidem, spem et charitatem* vor oder nach seiner Menschwerdung verbunden sind[79].

Ungefähr zur selben Zeit, als eine an der Bibel orientierte Kirchengeschichtsschreibung die Begründung der Kirche und des Christentums bis zu den Anfängen der Menschheit hinausrückte, läßt sich aber auch in einigen kirchenhistorischen Werken die Tendenz belegen, mit der Darstellung erst dort zu beginnen, wo die Berichte der Evangelien aufhören[80]. Der Franzose Claude Fleury (1640—1723) erklärt im Jahre

---

24-bändige, unvollendete „Histoire de l'église" (Paris 1778—1790) des ehemaligen Jesuiten Antoine Henri de Bérault-Bercastel (1720—1794). Sie beginnt mit der Feststellung: *L'origine de l'église remonte jusqu'à celle du genre humain et la religion commence à la chute du premier homme.*

[75] Vgl. A. Hänggi, Der Kirchenhistoriker Natalis Alexander (Studia Friburgensia, Neue Folge 11; Freiburg/Schweiz 1955). Über die verschiedenen Ausgaben des Werkes vgl. Hänggi, S. 186 ff. Ich zitiere nach der achtbändigen Aufl. von Paris 1730. Das Werk Alexandres ist auch aus formalen Gründen interessant. Der Stoff wird chronologisch nach Zenturien, sachlich aber in *capita* und *dissertationes* gegliedert. Die *capita* sind Abschnitte der Synopsis, welche die Geschichte jedes Jahrhunderts im Überblick bringt. Die *dissertationes* behandeln einzelne schwierige historische Probleme in *quaestiones* und *propositiones.* Vgl. Hänggi, S. 79 ff.

[76] Alexandre I, S. 3 ff.

[77] Ebd. III, S. 90: *Christus ecclesiam fundavit in aeternum tempus duraturam.*

[78] Ebd. III, S. 118: *Christiana religio Christi natalem non solum antecessit, sed cum primis hominibus orta est et floruit apud homines sanctos, qui tempore legis naturae et legis scriptae vixerunt.*

[79] Ebd. III, S. 121: *Caput enim corporis mystici, quod est ecclesia, nempe Christus, aeternum est in sinu virginis matris, et secundum naturam etiam humanam, aeternum est in Dei praedestinatione. Unde membra quaedam corporis, quod sibi concinnavit, et cum quo unus est Christus, ut saepius sanctus Augustinus ait, praemittere potuit antequam in tempore nasceretur, quae membra ipsi per fidem, spem et charitatem cohaererent.*

[80] So schrieb schon Horn (s. Anm. 66 u. 73) in seiner „Historia ecclesiastica et politica" S. 105 f.: *Praetereo nunc omnia illa, quae de Jesu Christo, ejus doctrina et miraculis, vita et morte in Sacris Evangelistarum et Apostolorum scriptis traduntur, et cuilibet Christiano notissima esse debent.*

1691 gleich am Anfang seiner vielbändigen „Histoire ecclésiastique“ [81], er nehme an, daß sein Leser genügend über Jesus Christus informiert sei und daß er demnach mit den Taten der Apostel beginnen könne [82]. Ebenso geht der Italiener Giuseppe Agostino Orsi (1662—1751) vor, der ein halbes Jahrhundert später in bewußtem Gegensatz zum Gallikanismus Fleurys eine „Istoria ecclesiastica“ schrieb [83]. Aber auch die für die Kirchengeschichtsschreibung so bedeutsame, wenige Jahre nach Fleurys Werk 1699 bis 1700 erschienene „Unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie“ des Pietisten Gottfried Arnold (1666—1714) [84] beginnt mit der Ausbreitung des Christentums nach der Himmelfahrt Christi, da — wie Arnold meint — das Leben des Täufers und Christi „aus der Evangelischen historia von einem jeden selbst geschöpffet werden“ könne [85].

Geschah diese Ausklammerung der Lebensgeschichte Jesu sicher zunächst nur aus praktischen Erwägungen und um unnötige Wiederholungen zu vermeiden, so wurde sie doch bald grundsätzlich vorgenommen. Das Denken der Kirchenhistoriker des 18. Jahrhunderts war zum größten Teil von den kirchenrechtlichen Theorien des Kollegialismus beeinflußt. Dieser sah in der Kirche ein *collegium*, eine *societas*, eine menschliche Vereinigung ähnlich dem Staate, die durch eine *mutua confoederatio*

---

[81] Über Fleury vgl. F. Gaquère, La vie et les œuvres de Claude Fleury (Paris 1925). Fleurys „Histoire ecclésiastique“ erschien in 20 Bänden (Paris 1691—1720) und reicht bis ins 15. Jh. Über die Fortsetzung des Werkes vgl. Wetzer-Welte, Kirchenlexikon Bd. 4 (Freiburg i. B. [2]1886), Sp. 1553 f. und Gaquère, S. 369 f.

[82] Fleury I, S. 1: *Je suppose que mon lecteur est suffisament instruit du mystere de Jésus-Christ, de sa generation éternelle, de sa naissance miraculeuse dans le temps, de sa vie, de ses miracles, de sa doctrine, de sa passion, de sa mort, de sa resurrection et de son ascension glorieuse. Quiconque prendra la peine de lire mon histoire, aura sans doute la devotion de lire les saints évangiles. Je ne touche donc point a cette histoire sacrée et quoique je commence aux actes des apotres...*

[83] Über Orsi vgl. K. A. Fink im LTK. 7 (Freiburg i. B. [1]1935), Sp. 787. Orsis Werk erschien 1747—1762 in 20 Bänden in Rom und umfaßt die Kirchengeschichte der ersten 6 Jahrhunderte. Über die Fortsetzungen vgl. Fink a. a. O. Über den Gegensatz zur Historiographie Fleurys vgl. die Prefazione Orsis im 1. Bd. seiner „Istoria“.

[84] Vgl. bes. W. von Schröder, Gottfried Arnold (Heidelberg 1917); E. Seeberg, Gottfried Arnold. Die Wissenschaft und Mystik seiner Zeit (Meerane i. S. 1923); Nigg, S. 76 ff.; Fueter, S. 267 ff. Ich zitiere nach der Ausgabe von Frankfurt a. M. 1729.

[85] Arnold I, S. 27: *An statt, daß wir uns in weitläufftiger erzehlung von dem leben Johannis und Christi selbst aufhalten, können wir alsbald zu anderen sachen schreiten, so viel zwar davon in ermangelung genugsamer nachricht in diesen ersten zeiten gewiß und bekannt ist. Das übrige kan aus der Evangelischen historie von einem jeden selbst geschöpffet werden, wozu es auch an nöthigen anweisungen und harmonien der Evangelisten in unserer sprache nicht mangelt.*

ihrer Glieder, durch einen Gesellschaftsvertrag zustande kommt[86]. So wurde der Zusammenschluß der Apostel und die Gründung der Urgemeinde in Jerusalem kirchenhistorisch wichtiger als das Leben und die Lehre Jesu oder gar die Begründung der *ecclesia* durch eine göttliche Bundschließung in längst vergangenen Zeiten.

Einer der ersten Vertreter der Kollegialtheorie, der Tübinger Kirchenrechtler und Kirchenhistoriker Christoph Matthäus Pfaff (1686—1760), schreibt daher in seinen freilich kirchenhistoriographisch wenig bedeutenden „Institutiones historiae ecclesiasticae" vom Jahre 1721: *Historiam vitamque Christi ex evangeliis hic repetere, inutile omnino esse existimamus nimisque prolixum*[87]. Ebenso hat der Begründer der pragmatischen Methode in der Kirchengeschichtsschreibung, der aus österreichischem Adel stammende Helmstedter Kirchenhistoriker und spätere erste Rektor der neu gegründeten Universität Göttingen Johann Lorenz Mosheim (1694—1755), in seinem zusammenfassenden Hauptwerk, den 1755 erschienenen „Institutiones historiae ecclesiasticae antiquae et recentioris"[88] den Bericht über Jesus Christus auf das Allernotwendigste beschränkt: *Reliquam vitam resque gestas Jesu Christi ut persequamur, necesse non est*[89]. Mosheim beginnt sein Werk mit zwei Kapiteln über die politische und religiöse Lage des Heiden- und Judentums zur Zeit der Geburt Christi und ist damit für die Kirchengeschichtsschreibung bis zur Gegenwart vorbildlich geworden.

Bedingt durch die einseitig soziologische Erfassung des Kirchenbegriffs konnte das 18. Jahrhundert frühestens im Jüngerkreis eine *ecclesia*, eine Religionsgesellschaft erkennen. So hat Mosheim die Berufung der Apostel in seiner Biographie Jesu besonders hervorgehoben[90]. Johann Matthias Schroeckh, der schon genannte Wittenberger Kirchenhistoriker[91], meint, daß nach Christus der „kleinen Gesellschaft von Schülern und

---

[86] Vgl. dazu bes. die Darlegungen bei C. M. Pfaff, De originibus juris ecclesiastici veraque ejusdam indole liber (Tübingen 1719); Völker S. 17 ff.; G. Masur, Naturrecht und Kirche, Hist. Zeitschr. 148 (1933) S. 29—70.

[87] Über Pfaff vgl. A. F. Stolzenburg, Die Theologie des J. F. Buddeus und des C. M. Pfaff. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Deutschland (Neue Studien zur Geschichte der Theologie und Kirche 22, Berlin 1926) bes. S. 53—89, 258—272 und 392 ff. Das Zitat findet sich bei Pfaff, Institutiones S. 13.

[88] Über Mosheim und dessen Werke vgl. Baur, Epochen S. 118 ff.; N. Bonwetsch, Mosheim als Kirchenhistoriker (Festschrift zur Feier des 150-jährigen Bestehens der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1901), S. 235—261; K. Heussi, Die Kirchengeschichtsschreibung Johann Lorenz von Mosheims (Gotha 1903); K. Heussi, Johann Lorenz Mosheim (Tübingen 1906); Nigg, S. 100 ff.; Fueter S. 296 ff.

[89] Mosheim, Institutiones (Helmstedt ²1764) S. 25.

[90] Ebd. S. 25.

[91] S. o. S. 3 und Anm. 13.

Freunden", die dieser begründete, in der frühen Kirchengeschichte die meiste Aufmerksamkeit gebühre[92]. Der von Schroeckh abhängige Erlangener Johann Georg Friedrich Papst (1754—1821)[93] schreibt in seinem „Commentar über die christliche Kirchengeschichte nach dem Schroeckhschen Lehrbuche", der 1792 bis 1801 in Erlangen erschien, daß schon Jesus mit seinen Jüngern „in einer Art von Gesellschaft" lebte[93a]. Der ebenfalls auf Schroeckh fußende Katholik Kaspar Royko in Prag[94] betont freilich den rein privaten Charakter dieser Gemeinschaft[95] und auch der Göttinger Kirchenhistoriker der Jahrhundertwende Gottlieb Jakob Planck (1751—1833) hat in seiner „Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung"[96] festgestellt, daß die Gesellschaft, in welcher Jesus mit seinen Aposteln und Freunden lebte, gar nichts von der Form einer kirchlichen an sich hatte, sondern nur Gesellschaft des Lehrers und der Schüler war[97]. Nach dem Rationalisten Heinrich Philipp Konrad Henke (1752—1809) in Helmstedt[98] bot sich Jesus zur Verwirklichung seiner Ziele die Gründung einer „Schule von zwölf jungen Männern" an, „die seine Landsleute und Freunde waren und welche er zu Gehülfen und Werkzeugen seines Unternehmens geschickt zu machen suchte". In ihrer Gesellschaft brachte Jesus sein Leben zu[99]. Diese Aussage ist besonders charakteristisch für das Denken der Zeit, zeigt sie doch, daß die christliche Kirche vor allem als Bildungsanstalt geschätzt wird. An dem Anfang ihrer Geschichte steht jedenfalls eine Schule[100].

---

[92] Schroeckh, Christliche Kirchengeschichte, 2. Teil (Leipzig ²1775), S. 36.

[93] Über Papst vgl. J. G. Meusel, Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller, angefangen von G. C. Hamberger (21 Bde., Lemgo 1796—1827), Bd. 6 S. 29, Bd. 10 S. 397, Bd. 11 S. 601, Bd. 15 S. 8, Bd. 19 S. 61; E. Deuerlein, Geschichte der Universität Erlangen in zeitlicher Übersicht (Erlangen 1923), S. 23.

[93a] Papst I, S. 131: *Denn Jesus, der mit seinen ersten Schülern und Aposteln selbst schon in einer Art von Gesellschaft, aber nicht bloß religiöser gelebt hatte ...*

[94] S. o. S. 3 und Anm. 14.

[95] Royko, Christliche Religions- und Kirchengeschichte I, S. 361: *Demungeachtet läßt sichs dennoch aus der bisher erzählten Geschichte abnehmen, daß vom Jesu eine Privatgesellschaft gestiftet worden war.*

[96] Über Planck vgl. Baur, Epochen S. 174 ff., Nigg, S. 137 ff. Plancks Werk erschien in 6 Bänden in Hannover 1803—1809.

[97] Planck I, S. 15: *Die Gesellschaft, in welcher er selbst* (Jesus) *mit seinen Aposteln und Freunden lebte, hatte gar nichts von der Form einer kirchlichen, sondern es war nur Gesellschaft des Lehrers und der Schüler nach der unter Juden gewöhnlichen Art eingerichtet.*

[98] Über Henke vgl. Baur, Epochen S. 192 ff.; Nigg, S. 137 ff. Henke schrieb eine „Allgemeine Geschichte der Christlichen Kirche nach der Zeitfolge", die von J. S. Vater fortgesetzt wurde (9 Bde., Braunschweig 1788—1823). Ich zitiere Bd. 1 nach der 3. Aufl., Braunschweig 1796.

[99] Henke I, S. 36.

[100] Noch in den dreißiger Jahren des 19. Jh. liest man in dem „Handbuch der

Als kirchenhistorisch wenig erheblich und höchstens für Vorbemerkungen wichtig wurde die Biographie Jesu in dieser Zeit auch deswegen empfunden, weil die Frage auftauchte, ob er überhaupt die Absicht hatte, eine Kirche, d. h. eine äußerlich in Erscheinung tretende Religionsgesellschaft zu gründen, oder ob das nicht erst nach seinem Tode, sei es aus äußerem Zwang, innerer Notwendigkeit oder aus dem alleinigen Willen der Apostel geschah.

Am ausführlichsten handelt darüber Planck[101]. Dieser läßt sein schon genanntes kirchenhistorisches Werk mit dem ersten Auftreten Jesu als Volkslehrer im 15. Jahr der Regierung des Tiberius beginnen[102], vermerkt aber von seinem Wirken kaum mehr als die Berufung der Jünger. Der erste Ansatz zur Kirchengründung und damit der rechte Beginn der Kirchengeschichte liegt also nach Planck bei der Jüngerberufung, bzw. bei der Gemeinschaft, die Jesus mit seinen Jüngern hatte. Für die Dauer hat Jesus keine sichtbare Kirche gründen wollen[103]. Nur insofern als er die kommende Entwicklung voraussah und diese „weder hindern zu dürfen noch hindern zu müssen glaubte", ja sogar seinen Aposteln darüber einige Winke gab, kann Jesus als Stifter der Kirche betrachtet werden[104]. Auch nach dessen Tod strebten die Jünger, meint Planck, nur nach einer „unsichtbaren und geistigen Kommunität", nach einer lediglich „inneren, moralischen Verbindung"[105]. Entscheidend für die Ent-

---

Kirchengeschichte" des Erlangener Kirchenhistorikers Johann Georg Veit Engelhardt (1791—1855), Bd. 1 (Erlangen 1833) S. 87: *„Jesus selbst von seinen Aposteln und Jüngern umgeben ist der erste Anfang der Kirche."* Über Engelhardt vgl. E. Wolf in RGG 2 (³1958), Sp. 470.

[101] Er folgt im wesentlichen Anregungen des Juristen Johann Georg Pertsch (1694—1754), der 1736—1739 in Leipzig einen 4-bändigen „Versuch einer Kirchen-Historie, sofern solche als Einleitung zur geistlichen Rechts-Gelehrsamkeit kann angesehen werden", publizierte und dadurch zum Begründer der Kirchenrechtsgeschichte wurde. Pertsch sieht in der für jeden orthodoxen Juden unmöglichen Gemeinschaft von Heiden- und Judenchristen die Hauptursache für die Bildung der vom Judentum separierten Kirche. Er nimmt an, daß Jesus diese Entwicklung vorausgesehen habe, lehnt aber trotzdem die Gründung einer äußerlichen Religionsgesellschaft, eines „Kirchen-Staates", durch Christus ab, da dies dem Endzweck der Kirche entgegengesetzt sei. Vgl. dessen Darlegungen Bd. 1 S. 126 f. und 142. Über Pertsch vgl. Eisenhart in der Allgemeinen deutschen Biographie Bd. 25 (Leipzig 1887) S. 403 ff.

[102] Planck I, S. 3: *Ungefähr im funfzehnten Regierungs-Jahr des Kaysers Tiber trat der Stifter des Christenthums unter der jüdischen Nation als Volks-Lehrer auf.*

[103] Darüber handelt das 2. Kapitel des Werkes: *In wie fern Christus als der Stifter der neuen Gesellschaft betrachtet werden kann?* Vgl. auch oben Anm. 97.

[104] Planck I, S. 16 f.: *Doch auf der andern Seite ist es gewiß noch unverkennbarer, daß Jesus voraussah, was unfehlbar erfolgen würde, und es weder hindern zu dürfen noch hindern zu müssen glaubte. Aber es ist zugleich sichtbar, daß er doch schon hin und wieder Rücksichten darauf nahm und seinen Aposteln Winke darüber gab, die ihnen erst die Zeit verständlich machen konnte.*

[105] Planck I, S. 41 f.: *Die Apostel selbst legten es zwar recht sichtbar plan-*

stehung der Kirche ist für Planck die Verfolgung der kleinen Christenschar durch die Juden. Dadurch fühlte diese erst „mit deutlichem Selbstbewußtsein, daß sie würklich etwas anderes als Juden geworden waren und damit war nun die neue Religionsgesellschaft oder die neue Kirche gebildet, — denn von diesem Augenblick an war sie würklich auch von der jüdischen abgesondert“ [106]. Dennoch kam im „komplexen Sinn“ — wie Planck sich ausdrückt — die Kirche während der ganzen urchristlichen Epoche „gar nicht zur Existenz und in keiner Form zur Existenz“ [107]. Dies geschah erst im 3. oder 4. Jahrhundert, als sich die einzelnen christlichen Partikulargesellschaften zu mehreren „kirchlichen Republiken“ und endlich zu einem einzigen Kirchenkörper zusammenschlossen [108]. Planck widmet seine ganze Aufmerksamkeit diesem schrittweisen Entstehen der Kirche durch den allmählichen Ausbau einer Gesellschaftsverfassung. Noch schärfer als Planck, freilich nicht von kirchenhistorischen, sondern rein von spekulativ-philosophischen Erwägungen geleitet, hat auch Philipp Konrad Marheinecke (1780—1846) in seiner in Erlangen 1806 erschienenen „Universalkirchenhistorie des Christenthums“ [109] Jesus jeglichen Plan zur Gründung einer Kirche abgesprochen. Nach ihm ist diese nur ein Zerrbild, die weiteste Entfernung vom Geiste Christi und von der Idee der Religion [110]. „Zwischen jener Idee und dieser Kirche besteht

---

mäßig darauf an, daß sich alle einzelnen in der ganzen Welt zerstreuten Anhänger der Lehre Jesu auf das innigste verbunden, als Glieder eines Leibes und als Brüder einer Familie ansehen sollten, aber dadurch sollte ihrer Absicht nach nur eine innere moralische Verbindung zwischen ihnen geknüpft werden..., weil dabey ihr Absehen nur auf den großen Zweck gerichtet war, die Gesellschaft aller Gläubigen in der Welt in eine unsichtbare und geistige Kommunität zu vereinigen... so fielen sie gar nicht darauf, noch weitere Einrichtungen zu treffen, durch welche auch eine Art von äußerer Konfoederation... eingeleitet werden könnte.

[106] Planck I, S. 12 f.

[107] Planck I, S. 40 und 42.

[108] Planck I, S. 68 ff.

[109] Über Marheinecke (er schrieb sich später Marheineke) vgl. Baur, Epochen S. 198 ff.

[110] Marheinecke, S. 81: *Solch eine Errichtung einer Kirche oder vielmehr eines weltlichen Reichs unter der Form einer Kirche lag keineswegs im Geiste Jesu und darf als die weiteste Entferntheit von demselben angesehen werden.* — Marheinecke, S. 73: *Von einem Plane Jesu ist es am besten, gar nicht zu reden, denn er hatte keinen; er that und gab und lehrte, was er vom Vater empfangen und diese Idee war seine einzige Leitung. Ihm war es nur darum zu thun, daß seine Religion in den Herzen derer, die ihn zunächst umgaben, tief begründet werden möchte.* Marheinecke, S. 85: *Noch die letzte Frage, die sie* (die Jünger) *an den auferstandenen Jesus machten, beurkundet es, wie wenig sie eingedrungen waren in den thetischen Sinn seiner Lehre und wenn Jesus selbst jemals den Plan zu einer Kirche gefaßt hätte, so hätte ihm eben jetzt, da er von seinen verblendeten Jüngern schied, noch der letzte Strahl von Hoffnungen dazu verschwinden müssen.*

der ewige Unterschied und Abstand des Unendlichen und des Endlichen“ [111].

Mit Planck und Marheinecke ist man schon über die Aufklärungsperiode hinausgelangt. Der Zweifel, ob Jesus von Nazareth eine neue Religionsgesellschaft stiften wollte, hat aber alle Kirchenhistoriker des 18. Jahrhunderts bewegt, auch jene, die der Lebensgeschichte des Nazareners mehr Aufmerksamkeit schenken. Es geschieht dies freilich in der Hauptsache nur, um dessen Lehren zu erfassen. War Jesus auch nicht Kirchengründer, so konnte er doch einigermaßen als Religionsstifter gelten, und es mußte wichtig sein, etwas von seinen Lehren zu erfahren, die in der christlichen Kirche überliefert werden. Dabei wurde allerdings die Überzeugung herrschend, daß zwischen der christlichen Lehre und der christlichen Kirche fundamentale Unterschiede bestehen. Jesus strebte nach der Erneuerung der wahren Gottesverehrung, nach der Errichtung des Reiches Gottes. Was daraus geworden ist, ist ein neuer religiöser Verein, die Kirche. Deren eigentliches Gründungsdatum, für den Beginn der Kirchengeschichtsschreibung in diesen Werken bedeutungslos, wird ganz verschieden angenommen.

Wiederum muß hier auf Schroeckh verwiesen werden, den Verfasser jener umfangreichen „Christlichen Kirchengeschichte“, deren Erscheinen sich seit 1768 über mehrere Jahrzehnte erstreckte und die endlich doch vom Verfasser nicht abgeschlossen werden konnte. Schroeckh hat sein Werk — wie schon gesagt — mit weitschweifigen Darlegungen über Begriff, Nutzen, Methode und Quellen der kirchenhistorischen Studien sowie über den Zustand der heidnischen Welt und des jüdischen Volkes zur Zeit der Geburt Christi eröffnet [112]. Seine eigentlichen historischen Ausführungen beginnt er mit der Menschwerdung Christi und befaßt sich dann ausführlich mit dessen Lehren [113]. Auch im 35. Band, der den ersten Teil seines Monumentalwerkes abschließt, hält er es für nötig, nochmals einen „Historischen Begriff der Religion Jesu“ nach dessen eigenen Lehrvorträgen zu geben [114]. Schroeckh kommt unter anderem zu dem Schluß, daß mit dem von Jesu gepredigten Reiche Gottes nicht die sichtbare

---

[111] Das Zitat bei Marheinecke, S. 80. — Dort auch: *So wie das Heilige, sich darstellend als Kirche, in die Beschränkungen der Welt trat, war es überall schon mehr oder weniger aus der Kirche entflohen und diese war nichts weiter, als ein dem Staate nachgeformter Staat.*

[112] Über Schroeckh s. o. S. 3 und 19 f., sowie Anm. 13. Schroeckh hat seine 35-bändige „Christliche Kirchengeschichte“ durch 10 Bände „Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation“ (Leipzig 1804—1812) fortgesetzt. Die beiden letzten Bände stammen allerdings von H. G. Tzschirner, der im Vorwort zum 9. Bd. sagt, daß er sich nur wenig auf nachgelassene Manuskripte Schroeckhs stützen konnte.

[113] Schroeckh I, S. 408—443.

[114] Ebd. XXXV, S. 3—46.

Kirche gemeint sein könne, daß dieser „durchaus kein Reich gründen wollte, das mit einer weltlichen Regierung einige Ähnlichkeit hätte, sondern eine Gesellschaft von Menschen, die durch höhere Weisheit und Tugend vereinigt in mehr als einem Leben glückselig werden könnte", „daß es seine Hauptabsicht sey, eine Gesellschaft von weisen und gebesserten Menschen zu stiften, die er in der Welt und noch mehr in der Ewigkeit glückselig machen wolle; ein Reich also, das hier angefangen, unter allen Völkern verbreitet werden und ewig fortdauern soll". Zu einer solchen „geistlichen Gesellschaft der Menschen" haben Jesu Lehren und Taten das Fundament gelegt, aber daß eine besondere äußerliche Religionsvereinigung zusammentreten solle, habe er nicht gewünscht, „so lange noch Hoffnung vorhanden war, daß die jüdische Kirche seinen Lehren Beyfall geben würde" [115]. Daher habe Jesus auch über Gemeindeleben und Kultus keinerlei Verordnungen getroffen [116]. Die eigentliche Kirchengründung erfolgte erst nach seinem Tode durch die Trennung der Christen von der Synagoge und den Zusammenschluß frommer Juden in Jerusalem, die der Lehre Christi beipflichten und ihre Besitzungen „zu dem gemeinen Bedürfnissen der Gesellschaft hingeben [117]. „Damals nahm die christliche Gemeine ihren öffentlichen und feierlichen Anfang" [118]. Als Beginn der Kirche müßte also das Pfingstereignis oder gar erst der Verzicht auf den eigenen Besitz durch die ersten Christen angesehen werden.

Nach dem Voltairianer Ludwig Timotheus Spittler (1752—1810), der seinen allerdings recht knappen „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" [119] ebenso wie Schroeckh mit einem Überblick über das Leben Jesu begann, hat dieser zwar eine Revolution angezettelt, wie sie die Welt noch nicht erfahren hat [120], aber keine Kirche gestiftet, und auch die Apostel taten dazu nur zögernd die ersten Schritte. „Sie ließen die Kirche mehr sich selbst bilden" [121]. Johann Salomo Semler (1725—

---

[115] Die Zitate finden sich Schroeckh XVII S. 5, XXXV S. 12, II S. 5.
[116] Ebd. XXXV, S. 29.
[117] Ebd. II, S. 81, I, S. 335.
[118] Ebd. II, S. 51.
[119] Über Spittler vgl. Baur, Epochen S. 162 ff.; Nigg, S. 136 f.; Fueter, S. 377 ff. Spittlers „Grundriß" erschien in Göttingen 1782, in 2. Aufl. (wonach zitiert wird) Göttingen 1785.
[120] Spittler, S. 22: *Die Welt hat noch nie eine solche Revolution erfahren, die in ihren ersten Veranlassungen so unscheinbar, und in ihren letzten ausgebreitetsten Folgen so höchst merkwürdig war, als diejenige ist, welche ein vor achtzehn hundert Jahren gebohrener Jude, Namens Jesus, in wenigen Jahren seines Lebens machte.*
[121] Ebd. S. 30: *Jesus selbst hatte noch keine Kirche gestiftet, auch die Apostel giengen sehr langsam dabey zu Werk, und sie ließen die Kirche mehr sich selbst bilden, als daß sie den Gang ihrer Entwicklung beschleunigt hätten.*

1791)[122], ähnlich wie Gottfried Arnold[123] ein glühender Verfechter des ausschließlich privaten Charakters der Religionsausübung und Feind der organisierten Kirche, ist sogar geneigt, erst die Bildung des neutestamentlichen Kanons als Konstituierung der Kirche zu beurteilen[124], während die Ausgießung des Heiligen Geistes nur als Akt der Stärkung der bis dahin furchtsamen Jünger gewertet wird[125].

Überhaupt erscheint Pfingsten in dieser Epoche der Kirchengeschichtsschreibung kaum als Begründungsakt der universalen Kirche. Zumeist gilt es nur als Entstehungsdatum der Ortsgemeinde von Jerusalem. So sah noch der Münchner katholische Kirchenhistoriker Johann Nepomuk Hortig (1774—1847)[126] in seinem „Handbuch der Kirchengeschichte" (Landshut 1827) in Pfingsten die Grundlegung bloß der „Partikular-Kirche von Jerusalem"[127].

War so der Beginn der Kirchengeschichte bis in eine späte Epoche hinausgeschoben, in der die Organisation des Christentums als staatsähnlicher Vereinigung im großen und ganzen als abgeschlossen betrachtet werden konnte, so ergab sich die Rechtfertigung dafür, daß man gleichwohl die kirchenhistorische Darstellung mit einem Bericht über Leben und Lehre Christi eröffnete, aus einer andersartigen Einstellung zum Ziel der Kirchengeschichtsschreibung. Nicht die Schicksale der kirchlichen Gesellschaft, sondern die Religion wird als der wesentliche Inhalt der Kirchengeschichte angesehen und deshalb mußte auf deren Ursprünge zurückgegriffen werden.

Schroeckh wollte sein Werk lieber eine Religionsgeschichte des Christentums als eine Kirchengeschichte nennen. Er meint: „Man redet nicht recht vollständig, wenn man in der Beschreibung bloß der Kirche gedenkt, wiewohl der Name der Kirchengeschichte, an dessen Stelle man vielleicht füglicher Religionsgeschichte würde gesagt haben, schon dazu verleiten kann"[128]. Diese Auffassung teilen zumeist auch die anderen

---

[122] Vgl. Baur, Epochen S. 132 ff.; G. Karo, J. S. Semler in seiner Bedeutung für die Theologie (Berlin 1905); P. Gastrow, J. S. Semler in seiner Bedeutung für die Theologie mit besonderer Berücksichtigung seines Streites mit Lessing (Gießen 1905); Nigg, S. 118 ff.

[123] Über Arnolds Einfluß auf Semler vgl. E. Seeberg, Gottfr. Arnold S. 598 ff.

[124] Gastrow, S. 103.

[125] Semler, Versuch christlicher Jahrbücher oder ausführlicher Tabellen über die Kirchenhistorie, 1. Teil (Halle 1783) S. 10.

[126] Über Hortig vgl. L. Scheffczyk, Friedrich Leopold zu Stolbergs „Geschichte der Religion Jesu Christi". Die Abwendung der katholischen Kirchengeschichtsschreibung von der Aufklärung und ihre Neuorientierung im Zeitalter der Romantik (Münchner theologische Studien, historische Abteilung 3, München 1952), S. 208; R. Bauerreiß im LTK 5 ([1]1933), Sp. 148 f.

[127] Hortig I, S. 29.

[128] Schroeckh I, S. 50. Vgl. auch Schroeckhs Vorrede zum 2. Teil: *Dazu*

Kirchenhistoriker der Aufklärung. Henke sah sogar in der Kirchengeschichte nur einen Teil der allgemeinen Religionsgeschichte, nämlich jenen, der sich mit der „Religionspartey der Christen" befaßt[129]. Da die christliche Religion „allein vernünftig" und „durchaus sittlich" ist, hat die Kenntnis ihrer Geschichte allerdings besonderen Wert[130]. Nach Henke war es die Absicht Jesu, „eine allgemeine Religions- und Sittenverbesserung in der ganzen Welt zu Stande" zu bringen[131]. Wie Planck unterscheidet auch er zwischen den höchst bescheidenen Anfängen des Christentums und der „Kirche im complexen Sinne", die erst in viel späterer Zeit entstand[132]. Seine Darstellung beginnt gleichwohl mit einem Überblick über die Umwelt des Christentums, an den sich Kapitel über die „Privatgeschichte" und die Lehrtätigkeit Jesu anschließen.

Die katholische Kirchengeschichtsschreibung dieser Epoche unterscheidet sich in Methode und Zielsetzung kaum von den protestantischen Werken[133]. Außer dem schon mehrfach erwähnten Kaspar Royko[134], sei noch der auch als Kirchenrechtler bedeutende Grazer Professor Franz Xaver Gmeiner (1752—1824) genannt, in dessen 1787 gedruckter „Epitome historiae ecclesiasticae novi testamenti"[135] am deutlichsten zu erkennen ist, wie das Wort *ecclesia* zum Synonym von *societas religiosa* geworden und seine ausschließliche Verwendung für die Christenheit verloren hat. Gmeiner beginnt mit Prolegomena und einem Ingressus, der beim Sün-

---

kommt noch dieses, daß ich weit mehr die Geschichte der christlichen Religion selbst, als der christlichen Kirche zu schreiben suche.

[129] Henke I, S. 3 f.: *Derjenige Theil der Religionsgeschichte, von dem wir hier reden, die Geschichte der Christlichen Kirche, beschäftigt sich zunächst allerdings mit den merkwürdigen Veränderungen, die sich mit und in der gesammten Religionspartey der Christen, mit und in der Kirche, seit ihrem Entstehen zugetragen haben.*

[130] Henke V, S. 1: *Das Christentum ist die allein vernünftige, durchaus sittliche Religion, welche in der Tugend Gottesverehrung und in der Gottesverehrung Tugend beweist, keine willkürlichen Meinungen und Gebote anerkennt, der Natur, Würde, Bestimmung und Zufriedenheit des Menschen angemessen ist und daher ohne Einschränkung allgemein aufgenommen und geübt werden soll.*

[131] Ebd. I, S. 35.

[132] Ebd. I, S. 54: *Anfangs war keine Kirche im complexen Sinn vorhanden, noch kein Mittelpunkt der Einheit vieler voneinander entlegen wohnender Gemeinen.*

[133] Über die katholischen Kirchenhistoriker der Aufklärung finden sich außer in dem genannten Werk von Zinke noch wertvolle Angaben bei Scheffczyk S. 137 ff.

[134] S. o. S. 3 und 20.

[135] Über Gmeiner vgl. C. Werner, Geschichte der katholischen Theologie seit dem Trienter Conzil bis zur Gegenwart (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, Bd. 6, München [2]1889); F. X. Lukmann im LTK 4 ([1]1932), Sp. 542. Gmeiners zweibändige „Epitome" (Graz 1787) wurde für das von Kaiser Joseph II. veranstaltete Preisausschreiben (s. o. Anm. 14) eingereicht und als zweitbestes Werk beurteilt; vgl. Scherer S. 412.

denfall einsetzt[137]. Er unterscheidet zwischen *ecclesia judaica* und *ecclesia christiana,* meint aber, daß so viele Kirchen denkbar sind, als Möglichkeiten, Gott zu verehren. Die christliche Kirche ist von Christus als *alia Deum colendi societas* an die Stelle der jüdischen gesetzt worden[138]. Den Hauptteil seines Werkes beginnt auch Gmeiner mit der Jüngerberufung[139].

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß in der Kirchengeschichtsschreibung des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts durch mannigfache Erwägungen darüber, welches Ereignis als Konstituierung der christlichen Kirche, d. h. der Religionsgesellschaft der Christen gelten könne, das Anfangsdatum der Kirchengeschichte zum größten Teil in die apostolische oder nachapostolische Zeit verlegt wird. Pfingsten und die Begründung der urchristlichen Gemeinde in Jerusalem, die allmähliche, zum Teil unfreiwillige Trennung von der jüdischen Synagoge oder einzelne Akte im Ausbau der kultischen und gesellschaftlichen Organisation bis hin zur Errichtung der römischen Staatskirche in der konstantinischen Ära und der Entstehung des machtvollen mittelalterlichen Papsttums gelten als Beginn der Kirche. Jedenfalls ist diese bloß Menschenwerk. In der Praxis hat man sich freilich nicht immer daran gehalten, sondern Jesus, wenn auch nicht als Kirchen- so doch als Religionsstifter betrachtet und mit seinem Leben und Wirken die Darstellung eröffnet. Wird in der Kirche vor allem eine menschliche Gesellschaft gesehen, so erscheint bestenfalls der Jüngerkreis als deren erste Manifestation.

Die Romantik brachte auch in der Kirchengeschichtsschreibung[140] insofern einen gewissen Umschwung, als ein innigeres religiöses Bewußtsein, das an die Stelle des Rationalismus trat, die Kirche nicht nur als ein soziologisches Gebilde, sondern auch als religiöses Phänomen positiv zu würdigen vermochte. Zugleich wurde die Pragmatik, die nur zu oft der historischen Wirklichkeit Gewalt angetan hatte, durch die genetische Methode abgelöst. Ihr Ideal ist die Erfassung des historischen Geschehens gleichsam nach seiner organischen Entwicklung, und die Erkennt-

---

[137] Gmeiner I, S. 81 ff.

[138] Ebd. I, S. 7: *Quia ecclesia est societas plurimum in religione, seu cultu Dei consentientium, tot sunt possibiles ecclesiae, quot sunt possibiles determinati Deum colendi modi. ... Illi, qui Deum colebant modo in veteri testamento determinato, ecclesiam constituebantur judaicam, seu mosaicam ..., at postquam Christus in mundum venit, ecclesiam judaicam abrogavit, illique aliam Deum colendi societatem substituit, quam ecclesiam christianam adpellamus.*

[139] Ebd. I, S. 110.

[140] Vgl. K. Borries, Die Romantik und die Geschichte (Berlin 1925); J. Hashagen, Die Romantik und die Geschichte (Festschrift der Universität Hamburg für W. von Melle, Glückstadt 1933) S. 189—204; Nigg, S. 149 ff.; Fueter, S. 415 ff.

nis, daß in der Menschheitsgeschichte jede Epoche auf der vorhergehenden aufgebaut und jedes Ereignis durch viele zum Teil zeitlich und örtlich weit auseinanderliegende Faktoren bestimmt wird, hat die moderne Kirchengeschichtsschreibung geprägt. War es schon im 18. Jahrhundert zum größten Teil üblich, die Umwelt des jungen Christentums wenigstens in den Prolegomena zu beachten, so konnte im 19. Jahrhundert kaum ein Werk wissenschaftliche Geltung beanspruchen, das methodisch nicht so vorging. Die Frage, in welchem Maße man die Geschichte des Judentums und der jüdischen Religion sowie die Lebensgeschichte Jesu in die Darstellung einbeziehen solle, verliert an grundsätzlichem Gewicht und wird in das Ermessen des einzelnen Historikers gestellt.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750—1819), der erste „Kirchenhistoriker" der Romantik[141], hat sein Werk mit der Schöpfung begonnen und in den ersten 4 Bänden nur über die vorchristliche Geschichte gehandelt. Er nannte es freilich auch nicht eine Kirchengeschichte, sondern die „Geschichte der Religion Jesu Christi" [142]. Bei Stolbergs Freund und Gesinnungsgenossen Theodor Katerkamp (1764—1834) fängt die „Kirchengeschichte" mit dem Tode Christi und dem Pfingstereignis an, während die Vorgeschichte in einem eigenen, als Einleitung dazu gedachten Werk „Geschichte der Religion bis zur Stiftung der allgemeinen Kirche" geschildert wird[143]. In der „Allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche" des Protestanten August Neander (1789—1850) merkt man kaum den Übergang von der Schilderung der Umwelt des Christentums zur eigentlichen Kirchengeschichte[144]. Nach Neanders Meinung bestand die Kirche schon vor Christi Tod, ihre Entwicklung und Ausbreitung in der Welt vollzieht sich aber ebenso kaum merklich wie bei einem einzelnen Menschen der allmähliche Übergang von einem unchristlichen zu einem christlichen Leben vonstatten geht[145]. Der große Jenenser Kirchenhistoriker Karl August von Hase (1800—1890)[146] hat am Anfang seines 1834 in Leipzig erschienenen „Lehrbuches der Kirchen-

---

[141] Vgl. L. Scheffczyk (s. o. Anm. 126).

[142] Diese erschien in Hamburg und Wien 1806—1818 in 15 Bänden und reicht bis zum Jahre 431. Über die Fortsetzungen vgl. Scheffczyk S. 181 ff.

[143] Über Katerkamp vgl. Scheffczyk S. 195 ff. Katerkamps „Kirchengeschichte" erschien in 5 Bänden in Münster 1823—1834; die „Geschichte der Religion" Münster 1819.

[144] Über Neander vgl. Baur, Epochen S. 202 ff.; K. H. Schneider, August Neander, Leben und Wirken (Schleswig 1894); Nigg, S. 157 ff.; Fueter, S. 485 f. Sein genanntes Werk erschien in 6 Bänden in Hamburg 1826—1852.

[145] Neander, Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel als selbständiger Nachtrag zu der allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche, Bd. 1 (Hamburg 1832) S. 1 ff.

[146] Über Hase vgl. Baur, Epochen S. 236 ff.; R. Bürckner, Karl von Hase, ein deutscher Professor (Leipzig 1900); Nigg, S. 175 ff.

geschichte" noch einen Abriß des Lebens Jesu gegeben[147]. Bei der Herausgabe seiner Vorlesungen, mit der er erst im Ruhestand begann und die erst posthum erscheinen konnten, wurde jedoch darauf verzichtet. Das geschah aus rein praktischen Erwägungen, weil die Geschichte des Lebens Jesu indessen zu einer besonderen theologischen Disziplin geworden war. „Naturgemäß" wäre es freilich, meint Hase, „die Geschichte des Stromes anzufangen mit der Untersuchung des Quells, aus dem er sich ergießt"[148].

Dagegen haben andere Kirchenhistoriker des 19. Jahrhunderts der Biographie Jesu größere Bedeutung geschenkt, weil ihnen die Kirche als der Leib Christi und die Kirchengeschichte als die Fortsetzung der Lebensgeschichte und des Heilandswirkens Christi erschien. Von den Protestanten sei hier der streng lutherische und unionsfeindliche Hallenser Heinrich Ernst Ferdinand Guericke (1803—1878) genannt, dessen „Handbuch der Kirchengeschichte" zuerst 1833 in Halle erschien[149]. Dieser definiert die christliche Kirche als den „Leib des Herrn", „die lebendig geschichtliche Gestaltung der Erlösungsthat Gottes unter den Menschen" und datiert die „Kirche im eigentlichen Sinne" „von der Erscheinung Christi in der Welt". So beginnt die Kirchengeschichte, „als die Zeit erfüllt war" und Jesus Christus erschien, „der im Alten Bunde deutlich verheißene und selbst auch von dem ganzen Heidenthum dunkel geahnte Erlöser"[150]. Von den Katholiken verdient besonders Joseph Augustin Ginzel (1804—1876) erwähnt zu werden[151], Professor des Kirchenrechtes und der Kirchengeschichte in Leitmeritz, der als ausgesprochener Vertreter einer organischen Geschichtsbetrachtung sein kirchenhistorisches Werk sogar formal gänzlich durch die Lehre vom mystischen Leibe Christi bestimmen läßt[152]. Das merkwürdige Buch erschien 1846 in Wien mit dem Titel „Geschichte der Kirche. Das Leben der Kirche" und beginnt mit einer ausführlichen Biographie Jesu[153], die nach der aus der Dogmatik übernommenen Lehre von den Ämtern Christi eingeteilt wird. Diese Gliederung nach dem Lehramt, Priesteramt und Königsamt Christi

---

[147] Hase, Kirchengeschichte. Lehrbuch für academische Vorlesungen (Leipzig 1834) S. 24 ff.
[148] Hase, Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen, 1. Teil (Gesammelte Werke Bd. 1, Leipzig [2]1895) S. 122.
[149] Über Guericke vgl. Brecht in RGG 2 ([2]1928) Sp. 1527. Ich zitiere nach der 9. Auflage (Leipzig 1866—67).
[150] Guericke I, S. 1 f.
[151] Über Ginzel vgl. Schulte in der Allg. deutschen Biographie 9 (1879) S. 179 f.
[152] Charakteristisch dafür ist etwa die Feststellung Ginzels I, S. 5: *Indem der Erlöser die Kirche als Seinen Leib schuf, hat er das gesammte Leben derselben an das Gesetz des lebendigen Organismus gebunden.*
[153] Ebd. I, S. 18: *Das Leben der Kirche kann nicht beschrieben, wenigstens nicht begriffen werden, wenn nicht früher das Leben des Erlösers in seiner vollen, hehren Bedeutung erkannt worden ist.*

setzt sich aber auch in den folgenden kirchenhistorischen Ausführungen fort, da die Kirche alle drei munera des Herrn als dessen „Organ" ausübt und die Kirchengeschichte nichts anderes als „die Fortsetzung des Lebens Jesu Christi" ist, der in ihr leibt und lebt[154]. Daher kann Ginzel auch von der Kirche als einer „Persönlichkeit" sprechen[155].

Entschiedener als bisher wurde im 19. Jahrhundert sowohl von katholischen als auch protestantischen Kirchenhistorikern die besondere Bedeutung von Pfingsten für die Kirche betont.

Von den deutschen Gelehrten des Katholizismus wäre hier zu nennen der spätere Kardinalerzbischof von Wien, Joseph Othmar Ritter von Rauscher (1797—1875), der als Professor der Kirchengeschichte in Salzburg eine „Geschichte der christlichen Kirche" in zwei Bänden verfaßte[156], dann Johann Joseph Ignaz von Döllinger (1799—1890) in München und dessen 1836 erschienenes „Lehrbuch der Kirchengeschichte"[157] und endlich der Posener, später Freiburger Kirchenhistoriker Johann Alzog (1808—1878), der mit seiner beliebten „Universalgeschichte der christlichen Kirche" bzw. mit deren späteren Neubearbeitungen endgültig die rationalistischen Lehrbücher der vergangenen Ära verdrängte[158]. Aus dem späteren 19. Jahrhundert verdienen das „Lehrbuch der Kirchengeschichte" von Franz Xaver Kraus (1840—1901)[159] und Alois

---

[154] Ebd. I, S. 4: *In der Kirche leibt und lebt demnach der Erlöser fort und fort; sie ist nur Sein Organ, durch welches Er die Menschheit bis ans Ende der Zeiten erlöset. Das Leben der Kirche ist daher nichts als die Fortsetzung des Lebens Jesu Christi.* — Zur Gliederung des Werkes das Inhaltsverzeichnis S. VII ff.

[155] Ebd. I, S. 3: *Die erhabene Persönlichkeit, deren Leben die Kirchengeschichte eben so treu als lebendig zu schildern sich vorsetzt, ist die Kirche.*

[156] Vgl. C. Wolfsgruber, Joseph Othmar Cardinal Rauscher, Fürsterzbischof von Wien (Freiburg i. B. 1888). Nach Rauscher I, S. 83 ist Pfingsten *der glorreiche Tag, welcher Christi Kirche aus der Verborgenheit an das hellste Licht der Sonne rief.*

[157] Vgl. J. Friedrich, Ignaz von Döllinger (3 Bde., München 1899—1901). Döllinger schreibt im 1. Bd. seines Lehrbuches (Landshut 1836) S. 8: *Die Kirche Christi wurde vollendet durch die Sendung des verheißenen heiligen Geistes.*

[158] Vgl. H. Hoffmann, Professor Johann Alzog (Schlesische Priester, Heft 1, Breslau 1938); W. Müller in der Neuen deutschen Biographie Bd. 1 (Berlin 1953) S. 236; P. Säger im LTK 1 (^{2}1957) Sp. 410 f. Alzogs „Universalgeschichte" erschien zuerst einbändig in Mainz 1840. Deren 8. Aufl. erschien in 2 Bänden in Mainz 1866—1867 unter dem Titel „Handbuch der Universalgeschichte". Ihm folgte (Mainz 1868) ein einbändiger „Grundriß der Kirchengeschichte". Alzog, Handbuch I, S. 91: *Diese göttliche That der Ausgießung des heil. Geistes hat die Stiftung der Kirche erst äußerlich und in ihrer Dauer für alle Zeiten gesichert; sie war, wie Chrysostomus sagt, der Tag des neuen und vollendeten Gesetzes der Gnade im heiligen Geist; nach anderen Kirchenvätern das „Geburtsfest der christlichen Kirche".*

[159] Über Kraus vgl. H. Schrörs in Badische Biographien, 5. Teil (Heidelberg 1906), S. 424 ff.; H. Schiel, Franz Xaver Kraus, Tagebücher (Köln 1957), Einleitung S. XVI ff. Vgl. Kraus, Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studierende

Knöpfler (1847—1921) erwähnt zu werden[160]. Sie alle haben expressis verbis oder in Umschreibungen das Pfingstfest als das Geburtsfest der Kirche bezeichnet.

Ähnliche Aussagen finden sich in den protestantischen Lehrbüchern. So meint Friedrich Daniel Schleiermacher (1768—1834)[161] in seinen Vorlesungen: „Wir können die Geschichte der christlichen Kirche nicht eher beginnen, als mit dem Anfang einer Gemeinde und um einen festen Punkt anzunehmen, können wir keinen anderen als den Pfingsttag annehmen"[162]. Johann Heinrich Kurtz (1809—1890), der Verfasser des berühmten, unter dem Namen „Studenten-Kurtz" bekannten „Lehrbuchs der Kirchengeschichte" hat Pfingsten den „Geburtstag der Kirche" genannt[163]. Johann Jakob Herzog (1805—1882) vermutet in seinem „Abriß der gesamten Kirchengeschichte", daß beim ersten Pfingstfest ἐκκλησία statt συναγωγή als Selbstbezeichnung der Kirche gewählt wurde und auch deshalb dieses Ereignis als Stiftung der Kirche angesehen werden muß[164]. Nach Guericke[165] ist die Ausgießung des Heiligen

---

(Trier ²1882), S. 46 f. = § 11 *„Das Pfingstfest und die Gründung der Kirche": Indem die Ergriffenen wunderbarer Weise in fremden Sprachen redeten, weihten sie gleichsam das große Werk ein, welches die feindlich gespaltene und zerrissene Menschheit zu Einer Familie vereinigen sollte.* — Das Lehrbuch von Kraus erschien in 1. Aufl. 4-bändig, Trier 1874—1876. Die zitierte 2. Aufl. erregte wegen mancher kirchenpolitischer Äußerungen Anstoß und wurde bald eingezogen.

[160] Über Knöpfler vgl. A. Bigelmair im LTK 6 (¹1934) Sp. 64 f. Vgl. Knöpfler, Lehrbuch der Kirchengeschichte auf Grund der akademischen Vorlesungen von Dr. Karl Joseph von Hefele (Freiburg i. B. 1895), S. 31: *Hatte Christus, der Sohn Gottes, durch sein dreijähriges Lehramt, die Wahl, Weihe und Sendung der Apostel, durch seinen blutigen Opfertod, die glorreiche Auferstehung und Himmelfahrt die neue Heilanstalt, die Kirche, gegründet, so sollte diese göttliche Stiftung nun am Pfingstfest inauguriert, d. h. feierlich vor der Welt durch den Heilgen Geist beglaubigt werden. Von da an begann nun das Leben in dieser Kirche.* — Über das Maß seiner Abhängigkeit von Hefele erklärt sich Knöpfler im Vorwort seines Lehrbuches.

[161] Über Schleiermacher vgl. bes. H. Jursch, Schleiermacher als Kirchenhistoriker (Jena 1933).

[162] Schleiermacher, S. 48. Vgl. auch S. 17: *... so finden wir, daß der Anfang der Kirche und Kirchengeschichte erst nach seiner* (Jesu) *Entfernung von der Erde zu suchen ist.*

[163] Über Kurtz vgl. K. Bauer in RGG 3 (²1929), Sp. 1440. — Vgl. Kurtz, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Seitenstück und Ergänzung zu des Verfassers Lehrbuch der heiligen Geschichte (Mitau 1849), S. 25: *Unter wunderbaren Erscheinungen ward am nächsten Pfingstfeste, zehn Tage nach der Himmelfahrt des Herrn, der h. Geist ausgegossen über die versammelten, harrenden Jünger. Es war der Geburtstag der Kirche ...*

[164] Über Herzog vgl. W. Siebeck in RGG 2 (²1928), Sp. 1847. Herzogs dreibändiger „Abriß der gesamten Kirchengeschichte" erschien Erlangen 1876—1882. Hier I, S. 26: *Man pflegt dieses Ereignis als den Stiftungstag der Kirche zu bezeichnen, obwohl die Anhänger Jesu sich schon vorher zusammengeschlossen hatten. Allein, insofern die Apostel und Jünger damals den verheißenen Geist empfingen, insofern dieser Geist das einigende und heiligende Band in der Kirche*

Geistes jener Akt, durch welchen „die christliche Kirche ins Seyn trat“ [166], und der Neanderschüler Wilhelm Moeller (1827—1892) urteilt in seinem „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ [167]: „Dieser von dem Erhöhten ausgehende Geist, nicht die irdische Erscheinung Jesu oder seine Lehre für sich ist das eigentliche Kirchengründende“ [168]. Bei Hase heißt es endlich: „Die eigentliche Kirchengeschichte hebt an mit dem Moment, als die von Jesus gegründete Gemeinschaft sich erkennt und öffentlich verkündigt.“ Das geschah aber beim ersten Pfingstfest [169].

Bei einigen dieser Kirchenhistoriker wird der Pfingsttag allerdings nur mit Vorbehalt als Stiftungstag der Kirche anerkannt. So meint Guericke, daß die Kirche „im weiteren Sinn“ so alt sei „als Gott sein Wort der Welt geoffenbart hat“, wenn man nämlich auch alle Vorbereitungen Gottes in die Betrachtung einbeziehen will [170]. Der Basler Professor Karl Rudolf Hagenbach (1801—1874) hat zwar ebenfalls in seinen Vorlesungen [171] Pfingsten als das „Geburtsfest der Kirche“ bezeichnet [172], vergleicht aber dann doch Jesus und die Apostel mit Stand-

---

ist, insofern er die Gläubigen erst recht fest zusammenschloß, kann man wohl sagen, daß damals die Kirche als solche gestiftet wurde, wie denn auch seitdem unter den Gläubigen der Name ἐκκλησία . . . *aufkam.*

[165] S. o. S. 29 und Anm. 149.

[166] Guericke I, S. 46: ... *dies Erlösungswerk, welches er* (sc. Jesus) *im Tode vollbracht und in der Auferstehung besiegelt hatte, segnete er nun nach seiner Rückkehr zum Vater durch die Ausgießung des Hl. Geistes, durch welche die christliche Kirche ins Seyn trat. Den Anfang nehmlich ihrer Geschichte bildet Christi Auffahrt, und ihr geschichtlich sichtbarer Eintritt in die Welt wird bezeichnet durch das erste große Werk des zur Rechten des Vaters erhöhten Christus, durch die Geist-Ausgießung am ersten christlichen Pfingsten.*

[167] Über Moeller vgl. K. Bauer in RGG 4 ([2]1930) Sp. 130. Moellers „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ erschien 3-bändig in der „Sammlung theologischer Lehrbücher“ IV, Freiburg i. B. 1889—1894.

[168] Moeller I, S. 50.

[169] Hase, Werke I, S. 124.

[170] Guericke I, S. 2: *Dürfen diese Vorbereitungen auch Kirche genannt werden, so ist die Kirche im weiteren Sinne ja freilich so alt, als Gott sein Wort der Welt geoffenbart hat.*

[171] Über Hagenbach vgl. K. Bauer in RGG 2 ([2]1928) Sp. 1574 f. Hagenbachs Vorlesungen erschienen zunächst in einzelnen Abteilungen und wurden dann zu einem 7-bändigen Werk „Kirchengeschichte von der ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert in Vorlesungen“ (Leipzig 1869—1872) zusammengefaßt. Ich zitiere nach der von F. Nippold besorgten 4. Aufl. (Leipzig 1884).

[172] Hagenbach I, S. 1: *Ja dürfen wir nicht die Liebesgemeinschaft, in der er* (sc. Jesus) *mit seinen Jüngern lebte, schon den Anfang der realen und wirklichen Kirche nennen? Wir können niemand wehren, dies zu thun; aber wenn wir uns erinnern, wie der Herr in seinen Reden das Zusammensein mit seinen Jüngern so bestimmt unterscheidet von der Zeit, wo er nicht mehr bei ihnen sein wird ..., so muß uns doch wohl die Ausgießung des Geistes am Pfingstfeste als die That Gottes erscheinen, die wir die eigentliche Schöpfung der Kirche, als die Gründung einer heiligen, nach ihrem inneren Wesen unsichtbaren, aber nach ihren Erscheinungsformen in die Sichtbarkeit heraustretenden Gemeinschaft im Geiste*

bildern, die gleichsam nur am Eingang des Tempels der Kirchengeschichte stehen, nennt die apostolische Kirche nur eine Vorhalle dieses Tempels[173] und möchte die Kirchengeschichte am liebsten erst mit der Zerstörung Jerusalems durch die Römer während des Jüdischen Krieges beginnen lassen. „Da tritt uns erst die Kirche in sichtbarer, gleichsam leiblicher Gestalt entgegen und von da an nennen wir auch den geschichtlichen Stoff den kirchenhistorischen in seinem Unterschiede von dem, was wir den Bibelstunden zuweisen“ [174].

Nimmt also Guericke die ganze biblische Geschichte für die Kirchenhistoriographie in Anspruch, so versucht Hagenbach Bibelwissenschaft und Kirchengeschichte so zu trennen, daß jener die Erforschung des Urchristentums allein vorbehalten bleibt. Weder aus dieser Verkürzung des kirchenhistorischen Stoffes noch aus seiner Erweiterung bis zu den Anfängen der Menschheitsgeschichte wurden freilich die entsprechenden Konsequenzen gezogen. Aber auch die Werke jener Kirchenhistoriker des 19. Jahrhunderts, die ohne Vorbehalt Pfingsten zum rechten Anfangsdatum der Geschichte erklärten, beginnen zumeist, wie es seit den Pragmatikern des 18. Jahrhunderts üblich geworden war, mit Prolegomena, einem Überblick über die Umwelt des Christentums und einer Schilderung des Lebens und der Lehren Jesu Christ.

Welche Bedeutung dem rechten Anfang in der Kirchengeschichtsschreibung zukommt, ist besonders dem Begründer der Tübinger Schule und der idealistischen Kirchenhistoriographie Ferdinand Christian Baur (1792—1860) bewußt geworden[175]. Er schreibt gleich zu Beginn seiner „Geschichte der christlichen Kirche“: „Auf keinem Gebiete der geschichtlichen Betrachtung hängt alles, was zum Inhalt einer bestimmten Reihe geschichtlicher Erscheinungen gehört, so sehr von dem Anfangspunkte ab, von welchem es ausgeht, wie in der Geschichte der christlichen Kirche,

---

begrüßen. — Hagenbach I, S. 69: *Wir haben schon früher erwähnt, daß wir das erste Pfingstfest betrachten können als das Geburtsfest der christlichen Kirche.*

[173] Hagenbach I, S. 68: *In unseren beiden ersten Vorlesungen sind wir durch den Vorhof der Heiden und durch den Tempel der Juden flüchtig hindurch gezogen . . . und sind bei dem Portal verweilt, das uns in das innere Heiligtum der Kirche und deren Geschichte einführen soll. Wir haben die Bilder Christi und der Apostel . . . betrachtet, als heilige Standbilder am Eingang des Tempels . . . Jetzt treten wir in eine weitere Vorhalle: es ist die apostolische Kirche.*

[174] Hagenbach I, S. 2.

[175] Vgl. K. Bauer, Ferdinand Christian Baur als Kirchenhistoriker, Blätter für württembergische Kirchengeschichte, Neue Folge 25 (1921) S. 1—70; Nigg, S. 202 ff.; Fueter, S. 439 ff.; M. Tetz in RGG 1 (^{3}1957), Sp. 935 ff. Baurs „Geschichte der christlichen Kirche“ erschien in 5 Bänden, Tübingen 1853—1863. Bd. 4 wurde von Baurs Sohn F. F. Baur, Bd. 5 von Baurs Schwiegersohn E. Zeller aus dem Vorlesungsmanuskript publiziert. Ich zitiere den 1. Bd. nach der 3. Aufl. (Tübingen 1863).

nirgends kommt es daher auch so sehr wie hier darauf an, welche Vorstellung wir uns von dem Punkte machen, mit welchem der ganze geschichtliche Verlauf seinen Anfang nimmt“ [176]. Der ganze erste Abschnitt des Werkes wird dann der Lösung dieser Frage gewidmet. Baur unterscheidet streng zwischen historischer Erkenntnis und Glaubenserkenntnis und kommt zu dem Resultat, daß am Anfang der Kirchengeschichte das Wunder des Glaubens steht. Das Wunder aber ist ihm „ein absoluter Anfang“ [177].

Mit Baur soll dieser Überblick über die Kirchengeschichtsschreibung abgebrochen werden. Seine Mahnung, sich über den Beginn der Kirchengeschichte ernsthafte Gedanken zu machen, wird jeder Kirchenhistoriker beherzigen müssen. Er wird dabei aus der bisherigen Kirchengeschichtsschreibung manche Lehren ziehen können und sich von Extremen nach dieser oder jener Richtung hüten. Er wird im Auge behalten und beachten müssen, daß die Kirche sowohl ein religiöses als auch ein soziologisches Phänomen der Geschichte, sowohl ein geistliches als auch ein irdisches Gebilde ist, eine menschliche Gemeinschaft, die ihren besonderen Charakter aber erst durch die hier mögliche Gemeinschaft mit und vor Gott erhält. An ihrem Ursprung, aber auch in ihrer ganzen weiteren Entwicklung bis zum heutigen Tage steht daher menschliches, historisch-belegbares Streben nach Gemeinschaft neben dem in seine Gemeinschaft berufenden und erwählenden Walten Gottes unter den Menschen, das dem Auge des Historikers kaum erfaßbar ist. Die Kirche ist die Form, in der beides seine christliche Gestaltung gefunden hat und findet. Will man von einer gottmenschlichen Wirklichkeit der Kirche reden, so wird man auch dadurch auf den rechten Anfang der Kirchengeschichte verwiesen: auf den Gottmenschen Jesus Christus, dessen Stiftung die christliche Kirche ist.

---

[176] Baur I, S. 1.

[177] Ebd. S. 1 — Baur meint vor allem den Glauben an die Auferstehung Christi: *Was die Auferstehung an sich ist, liegt außerhalb des Kreises der geschichtlichen Untersuchung. Die geschichtliche Betrachtung hat sich daran zu halten, daß für den Glauben der Jünger die Auferstehung Jesu zur festesten und unumstößlichsten Gewißheit geworden ist. In diesem Glauben hat erst das Christenthum den festen Grund seiner geschichtlichen Entwicklung gewonnen* (I, S. 40). Was Wesen und Inhalt des Christentums ist, offenbart sich dem, der von der Person Christi ausgeht. Er wird *„erkennen, daß es alles was es ist, einzig nur durch die Person seines Stifters ist.“* (I, S. 22).

Geschichtsbild, Zeitbewußtsein und Reformwille bei Alcuin

von *Friedrich-Carl Scheibe* *

Alcuin hat sich wie die meisten seiner Zeitgenossen am Hofe Karls des Großen kaum als Historiograph betätigt. Doch als einer der gelehrtesten Männer des 8. Jahrhunderts kannte er aus den verbreiteten Werken Isidors von Sevilla und Bedas den Gang der Geschichte durch die Jahrtausende seit der Schöpfung. Sowohl der große Angelsachse wie auch der große Spanier, die für Alcuin Autoritäten von unbedingter Verbindlichkeit waren, hatten nicht Geschichte im modernen Sinne geschrieben. Sie gewannen die Prinzipien ihrer Darstellung, etwa die Einteilung des Geschehenen in Epochen, nicht ersterdings aus den überlieferten Tatsachen, sondern vor allem aus der exegetischen Tradition und der biblischen Offenbarung [1]. Deshalb wird auch nicht die eigene Zeit der natürliche Endpunkt ihrer Werke, sondern der Blick schweift weit darüber hinaus in die Zukunft [2], nicht aber mit dem Vorbehalt des Vermutenden, sondern die großen Linien kommenden Geschehens sind durch die Offenbarung bereits verkündet und aus diesem Grunde gewiß. Geschichtsschreibung und Exegese, schon bei der Darstellung des Vergangenen in ständiger Wechselwirkung [3], verschmelzen in der Darstellung des Zukünftigen. Diese Frage nach dem Ablauf zukünftigen Geschehens wird zu einem Zentralproblem christlichen Geschichtsdenkens, weil es — im grundsätzlichen Gegensatz zu antiken Geschichtsanschauungen — die historische Entwicklung als eine geradlinige und unaufhaltsame Annäherung an das absolute Ende aller Zeitlichkeit, an die Ereignisse des jüngsten Gerichts sah [4]. In diesem Sinne kannte auch das mittelalterliche Geschichtsdenken den Fortschritt, allerdings eben nicht im Sinne einer zunehmenden geistig-zivilisatorischen Qualifikation

---

* Der Aufsatz verwendet u. a. Ergebnisse meiner Dissertation: Karolingischer Humanismus. Studien zu Geist und Ausdrucksform des Imperium christianum. (Würzburg 1957, nicht gedruckt).

[1] H. Grundmann, Die Grundzüge der mittelalterlichen Geschichtsanschauungen, Archiv f. Kulturgeschichte Bd. 24 (1934) S. 326—336.

[2] Grundmann, a. a. O. S. 326.

[3] Zu den Beziehungen zwischen Geschichtsanschauung und Exegese im Mittelalter W. Kamlah, Apokalypse und Geschichtstheologie. Die mittelalterliche Auslegung der Apokalypse vor Joachim von Fiore (Göttinger Diss., Berlin 1935).

[4] B. Croce, Zur Theorie und Geschichte der Historiographie (Tübingen 1915) S. 163.

des Menschengeschlechtes, sondern allein als Annäherung an die Überführung des Zeitlichen in einen überzeitlichen Zustand. Im Bewußtsein dieses ständigen Dahinschwindens der Zeitlichkeit hat sich die christliche Historiographie immer wieder bemüht, den Ablauf des Zukünftigen über das von der Offenbarung verkündete Maß hinaus genauer zu bestimmen. Das konnte nur auf dem Wege über eine Gegenwartsdeutung geschehen. Betrachtung des Vergangenen, Beurteilung des Geschehenden und Voraussage über das Kommende hängen also engstens zusammen, und die Erkenntnis über das eine muß die über das andere wesentlich beeinflussen.

Das Bild der christlichen Geschichtsschreibung von der Vergangenheit und deren theologische Beurteilung sind durchaus nicht immer einheitlich gewesen. In den Jahrhunderten bis zur Karolingerzeit gab es mehrere christliche Betrachtungsarten der Geschichte, die zeitweise nebeneinander bestanden, von denen dann die eine ein stärkeres Gewicht erhielt als die andere und diese schließlich verdrängte. Eine solche Ablösung der traditionellen Anschauung mußte dann erfolgen, wenn in der politischen Wirklichkeit große Umwälzungen vor sich gegangen waren und die bisherige geschichtstheologische Lehre nicht mehr mit den neu entstandenen Verhältnissen in Einklang gebracht werden konnte. Es ist deshalb kein Zufall, daß sich eine neue Geschichtstheologie gerade in den Jahrhunderten der Völkerwanderung durchsetzte[5]. Bis dahin stand das christliche Geschichtsdenken ganz unter dem Zeichen der universalen Geltung des Imperium Romanum[6]. Zu dessen geschichtstheologischer Einstufung wurde den Exegeten bei der Kommentierung des Buches Daniel Gelegenheit gegeben[7]. Der Verfasser des Danielbuches machte selbst die ersten Schritte zu einer Geschichtstheologie, indem er den Traum Nabuchodonosors von der Statue auf vier Weltreiche deutete, die im Laufe der Weltgeschichte aufsteigen und verfallen. Wir wissen heute, daß die Anlässe zu diesem Versuch im aktuellen Geschehen des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts zu suchen sind und weiter, daß der Verfasser des Danielbuches durchaus nicht der Erfinder des Gedankens von den vier Weltreichen ist[8]. Sicher ist auch, daß mit keinem der Reiche das römische gemeint war, obwohl der Verfasser sie nicht beim

---

[5] H. Löwe, Von Theoderich d. Großen zu Karl dem Großen. Das Werden des Abendlandes im Geschichtsbild des frühen Mittelalters, DA 9 (1952) S. 353 ff.
[6] J. Adamek, Vom römischen Endreich der mittelalterlichen Bibelerklärung (Münchner Diss., Würzburg 1938) S. 31—55.
[7] Vgl. Daniel 2, 31 ff.
[8] J. W. Swain, The Theory of the four Monarchies. Opposition History under the Roman Empire, Classical Philology XXXV (1940) S. 1 ff.

Namen nennt. Aber gerade diese Lücken gaben den christlichen Kommentatoren Gelegenheit, die Offenbarung mit ihrer eigenen Kenntnis von Vergangenheit und Gegenwart in Übereinstimmung zu bringen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn sie das letzte der vier Reiche, von denen der Verfasser des Danielbuches spricht, zwar unter unterschiedlichen Aspekten, als das Römerreich deuteten [9]. Dieses römisch geprägte Geschichtsbild hatte auch dann noch allgemeine Geltung, als jedem Betrachter der Zeitgeschichte die Krise des solange unerschütterten Imperiums klar wurde und sich die Anzeichen eines baldigen Zusammenbruchs mit schmerzhafter Deutlichkeit häuften. Derartige Ereignisse wurden mit um so größerer Aufmerksamkeit von den christlichen Geschichtsschreibern verfolgt, als sie ja der Überzeugung waren, daß die Geschichte des Imperium Romanum letzter Abschnitt der Heilsgeschichte sei [10]. Mit dem Untergang dieses Reiches mußten nach ihren Lehren die Ereignisse des jüngsten Gerichtes hereinbrechen. Sie waren sich ihrer Lehre um so sicherer, als die Apokalypse die Voraussagen des Danielbuches nur zu bestätigen schien. Zwar kommt in der Apokalypse kein Standbild vor, wohl aber ein Tier mit zehn Hörnern und sieben Köpfen, das man als Symbol des Endreiches deutete. Ein ähnliches Tier sieht auch Daniel im Traum. Beide Tiere wurden seit Irenäus gleichgesetzt [11]. Einen augenfälligen Ausdruck findet die endgeschichtliche Erregung der Völkerwanderungszeit im Werk des Sulpicius Severus [12]. Er führte die Chronik des Eusebius von Caesarea fort und ordnete die Ereignisse der Völkerwanderung in seine Konzeption vom Ablauf der Geschichte ein, die ganz von der danielischen Prophetie über die vier Weltreiche bestimmt war. Sulpicius Severus erlebte, wie das römische Reich, für ihn das letzte Weltreich der Geschichte, zerfiel. Die barbarischen Heerscharen, die Europa überschwemmten, waren ihm Vorboten des Gerichtes, Vorboten Christi, jenes Steines, der in Nabuchodonosors Vision die Statue zerbricht und damit der Weltgeschichte ein Ende macht [13]. Ebenso erwartet der etwas später schreibende Eucherius von Lyon gleichzeitig mit dem Ende Roms das Ende der Weltgeschichte [14]. Mit ihm sehen andere Schriftsteller in den Ereignissen der Völkerwanderung gleichfalls die

---

[9] Zum erstenmal in der christlichen Literatur bei Irenäus. Vgl. Adamek, a. a. O. S. 37 f.

[10] Adamek, a. a. O. S. 40 ff.

[11] Vgl. Daniel 7, 2 ff.; Apoc. 13, 1 ff.; Apoc. 17, 8 ff.; Adamek, a. a. O. S. 38.

[12] A. Lavertujon, La Chronique de Sulpice Sévère, 2 Bd. (Paris 1896—99).

[13] Vgl. Lavertujon, a. a. O. Bd. 2, S. 6 f.

[14] Vgl. PL 50, col. 721 f. Dazu J. Fischer, Die Völkerwanderung im Urteil der zeitgenössischen kirchlichen Schriftsteller Galliens unter Einbeziehung des Heiligen Augustinus (Würzburger Diss., Heidelberg 1948) S. 114 f.

Ankündigung des baldigen Weltgerichtes[15]. Sie werden alle von einem deterministisch-pessimistischen Zeitbewußtsein beherrscht, einer Art Kapitulation vor dem Überwältigenden des kosmischen, menschlicher Kraft und menschlichem Willen entzogenen Geschehens[16].

Dieser Zeitbestimmung kam eine andere geschichtstheologische Auffassung noch entgegen, die neben der Lehre von den vier Weltreichen seit den Anfängen des Christentums bestand. Sie teilte die Weltgeschichte, dem Sechstagewerk der Schöpfung entsprechend, in sechs Weltalter ein, deren letztes mit Christi Geburt angebrochen sein sollte. Mit dem siebenten Weltalter begännen dann die Ereignisse des jüngsten Gerichtes. Diese Lehre ist seit ihrem Auftreten im Barnabasbrief[17] immer wieder dazu benutzt worden, die Dauer der Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum Weltende zu berechnen, um auf Grund solcher Bestimmungen Angaben darüber zu machen, wieviel Zeit von der eigenen Gegenwart bis zum Weltende noch verbleibe. Bei der Berechnung der Gesamtdauer der Weltgeschichte machten es sich die Chronologen sehr leicht. Sie schlossen von der Sechszahl der Schöpfungstage auf eine sechstausendjährige Dauer, indem sie 2. Petr. 3,8 ganz wörtlich auslegten, wo es heißt, tausend Jahre seien vor Gott wie ein Tag[18]. Wesentlich schwieriger war es schon, genaue Angaben darüber zu machen, wieviele Jahre denn nun schon von den 6000 vergangen wären. Unter den Berechnungen, die darüber angestellt wurden, haben die des Sextus Julius Africanus weite Verbreitung und Anerkennung erfahren. Er zählte bis zum Zeitpunkt der Geburt Christi 5500 Jahre, so daß das Weltende etwa um 500 n. Chr. erwartet werden mußte[19]. Anhänger dieses Chiliasmus sind Hippolyt von Rom und Lactantius[20].

Augustin distanzierte sich sowohl von der rombestimmten wie auch von der chiliastischen Geschichtstheologie. Er nahm die Eroberung Roms zum Anlaß, um in „De civitate Dei“ ausdrücklich mit der Meinung von der zentralen heilsgeschichtlichen Bedeutung Roms zu brechen. Zwar erkannte er den römischen Staat als eine notwendige weltliche Ordnungsmacht an, sprach auch von der Bedeutung des Imperium als frieden-

---

[15] Fischer, a. a. O. S. 112 ff.

[16] Die Deutung des Imperium Romanum als Endreich ist nicht auf die westliche Reichshälfte beschränkt. Über die eschatologische Gedankenwelt Ostroms A. Vasiliev, Medieval Ideas of the End of the World: West and East, Byzantion XVI (1942/43) S. 464 ff.

[17] Zur Lehre von den sechs Weltaltern zusammenfassend A. Dempf, Sacrum Imperium (München 1929), Neudruck (Darmstadt 1954) S. 117 ff.

[18] „... *unus dies apud Dominum sicut mille anni et mille anni sicut dies unus*“.

[19] H. Gelzer, Sextus Julius Africanus und die byzantinische Chronographie (Leipzig 1880) Bd. 1, S. 24 f.

[20] Vasiliev, a. a. O. S. 466 f.

schaffenden Elements für die Verbreitung des christlichen Glaubens, doch von der Rolle eines durch die heilige Schrift angekündigten Endreiches wollte er nichts mehr wissen[21]. Die Lehre von den sechs Weltaltern übernahm Augustin. Aber auch hier unterschied er sich wesentlich von seinen Vorgängern, denn er legte die Stelle des Petrus-Briefes nicht mehr wörtlich, sondern symbolisch aus, indem er dem Apokalypsenkommentar des Donatisten Tychonius folgte. Eine Berechnung des Weltendes ist für Augustin unmöglich[22]. Aus „De civitate Dei" und „De Genesi contra Manichaeos" ist diese Lehre von Isidor von Sevilla[23] und Beda Venerabilis[24] sowohl an die Kommentarliteratur wie auch an die Geschichtsschreibung des Frühmittelalters übermittelt worden. Beda hatte sich noch mit den letzten Resten des Chiliasmus auseinanderzusetzen[25], aber nach ihm ist die Lehre allgemein anerkannt und fester Bestandteil mittelalterlichen Denkens geworden. Für die Karolingerzeit ist sie bereits so selbstverständlich, daß die Gelehrten des Hofkreises es nicht mehr für notwendig erachten, sich in gelehrten Abhandlungen mit den sechs Weltaltern zu beschäftigen, sondern die Lehre wird Thema der didaktischen Dichtung und, wie andere biblisch-dogmatische Stoffe, in der Hymnik besungen[26].

Ebenso wie die Weltalterlehre erfährt die Weltreichlehre nach Augustin erhebliche Umwandlungen. Das erklärt sich daraus, daß besonders für die Gelehrten in den Nachfolgestaaten des weströmischen Reiches der

---

[21] Zu Augustins Stellung zum Imperium Romanum vgl. J. Straub, Christliche Geschichtsapologetik in der Krisis des römischen Reiches, Historia I (1950) S. 52—81; Ders., Augustins Sorge um die Regeneratio Imperii, HJ 73 (1953) S. 36—60; v. Campenhausen, Augustin und der Fall von Rom, Universitas II (1947) S. 257—268. O. Herding, Augustin als Geschichtsdenker, Universitas II (1947) S. 651—62; W. Kamlah, Christentum und Geschichtlichkeit, 2. Aufl. (Stuttgart 1951) S. 166 ff.; F. G. Maier, Augustin und das antike Rom. Tübinger Beitr. z. Altertumswiss. 39 (1955).

[22] Grundsätzlich nimmt Augustin zu diesen Fragen in seinem Brief an Hesychius Stellung. Vgl. CSEL. Bd. 57, S. 231.

[23] Vgl. dazu „Questiones in Genesin", PL. 83, col. 214.

[24] W. Levison, Bede as Historian, in „Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit" (Düsseldorf 1948) S. 351 f.

[25] Vgl. „Epistola ad Pleguinem", Bedae Opera de temporibus, ed. by C. W. Jones (Cambridge, Mass. 1943). Daneben in „Chronica", MGH. AA. 13, 321. In Spanien setzt sich Julian von Toledo mit dem Chiliasmus auseinander. Er widerlegt die Chiliasten durch eine eigene Berechnung der Zeit, die von der Schöpfung bis zum Jahre 686 vergangen ist und kommt auf 6011 Jahre. Vgl. PL. 96, col. 584 C. Dazu auch PL. 96, col. 697 BC und col. 542 C.

[26] Ein Gedicht über die sechs Weltalter von Paulus Diaconus bei Neff, Die Gedichte des Paulus Diaconus, Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters, hg. v. L. Traube, 3, 4 (München 1908) S. 9 f. Alcuin spricht von einem Hymnus auf die sechs Weltalter in Brief Nr. 259, MGH. Epp. IV, S. 417/Z. 11 f.

Untergang des Imperium Romanum evident geworden war. Die traditionelle Lehre vom römischen Endreich hatte an der Geschichte ihre Ungültigkeit erwiesen. Trotzdem war man sich über die biblischen Grundlagen dieser Lehre im klaren und konnte sie deshalb nicht einfach beiseitelegen, sondern mußte sich über eine neue Deutung der Danielprophetie Gedanken machen. Zunächst ist das oströmische Reich noch als Ordnungsmacht und Vertreter des alten römischen Kaisertums anerkannt worden[27]. Als sich aber die kirchlich-dogmatischen Differenzen zwischen West und Ost immer mehr vertieften und man im Westen das oströmische Reich nicht mehr als heilsgeschichtlich bedeutsam anerkennen wollte, war die Bahn für eine neue Deutung des Danielbuches frei geworden. Isidor und Beda gestalteten die Lehre von den vier Weltreichen völlig um. Sie nahmen in Anschluß an Augustin dem römischen Reich jede eschatologische Bedeutung. Das vierte Reich ist jetzt das „regnum Christi", das mit Christi Geburt begann und unter dessen Banner die Menschheit dem Tag des Gerichtes entgegengeführt wird. Die Dauer des vierten Weltreiches fällt mit der des sechsten Weltalters der Weltalterlehre zusammen[28].

Alcuins geschichtliches Denken bewegt sich genau in diesen vorgezeichneten Bahnen. In seinem Apokalypsenkommentar spricht er, der exegetischen Tradition folgend[29], über die vier Weltreiche: *Propter quatuor autem principalia mundi regna, Assyriorum scilicet, Medorum, Persarum vel Macedorum atque Romanorum, in quibus diabolus per idololatriae culturam regnavit, quatuor in reprobam partem angeli ponuntur. Hinc Nabuchodonosor statuam vidit, cuius caput erat ex auro, pectus autem et brachia de argento, porro venter et femora ex aere, tibiae autem ferreae. In auro enim Assyriorum, in argento Medorum, in aere Persarum vel Macedonum, in ferro Romanorum regnum figuratur.* Später heißt es: *Unde et Nabuchodonosor lapidem de monte praecisum sine manibus praefatam statuam percussisse vidit in pedibus ferreis, et comminuisse. Per quem Dominus Iesus Christus designatur de stirpe Iudaica sine maritali opere procreatus, qui in pedibus statuam percussit, et cecidit; quia verbi praedicatione extremitatem regni Romanorum tetigit, et praefata saeculi regna salubriter erigenda convertit. Idem autem mediator signum Dei habere dicitur, id est crucis mysterium*[30]. Das römische Reich hat für Alcuin also keine eschatologische Bedeutung.

---

[27] Löwe, a. a. O. S. 367 f.
[28] Löwe, a. a. O. S. 370 f.
[29] Einen Überblick über die Apokalypsenerklärung, an die er sich anschließt, gibt Alcuin im Vorwort zu seinem Kommentar. PL. 100, col. 1087.
[30] PL. 100, col. 1128 f.

Es besteht schon seit langer Zeit nicht mehr. Christi Geburt war sein Ende. Selbstverständlich war Alcuin — wir können es aus einigen Briefstellen entnehmen — auch die Lehre von den sechs Weltaltern bekannt[31].

So wesentlich sich die neue Geschichtsbetrachtung von der chiliastischen unterscheidet, so nimmt doch auch sie an, daß die eigene Gegenwart der letzten Epoche der Weltgeschichte angehöre. Dem Menschen des 6., 7. und beginnenden 8. Jahrhunderts drängte sich die Erkenntnis vom fortschreitenden Zerfall der Welt auf, verbunden mit einem Minderwertigkeitsgefühl gegenüber vergangenen Zeiten. Gregor der Große ist vom Greisenalter dieser Welt zutiefst überzeugt[32]. Sie habe die Lebenskraft, die sie früher einmal besaß, verloren, sei erschöpft und neige sich zum Sterben. Nichts dürfe man mehr von ihr erwarten. Gesundheit, Reichtum und Wohlstand gebe es nicht wie in früheren Zeiten[33]. Gregor, der Asket, sieht darin nur eine Erleichterung für denjenigen, der die Welt verlassen will, denn man könne ihr in einem kraftlosen Zustand leichter entsagen als in den Zeiten, da sie noch in voller Blüte stand[34]. Die Einsicht, daß die Welt alt geworden sei, läßt den sogenannten Fredegar verzichten, auch nur den Versuch zu machen, in seiner historiographischen und sprachlichen Leistung an frühere Zeiten anzuknüpfen[35]. Klingt in diesen Zeugnissen die Resignation über den fortschreitenden Zerfall der Kultur an, über die selbstzerfleischende Destruktion im Politischen, wofür man in den überzeitlichen Voraussagen über den Ablauf der Geschichte nur eine Bestätigung sieht, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß sich die geschichtstheologische Perspektive wandelte, nachdem von den karolingischen Hausmeiern und Königen ein neues Reich universaler Geltung geschaffen worden war, das sich sehr bald für Politisches wie Religiöses in gleicher Weise verantwortlich fühlte[36], in dem nicht nur innerpolitische Konsolidierung und außenpolitische Expansion, sondern auch die Reform religiösen Lebens Ziele königlicher Politik wurden. An der Gestalt des Angelsachsen Alcuin[37] soll nun

[31] Vgl. Brief Nr. 148, S. 237 ff.
[32] PL. 76, col. 1077 ff.
[33] a. a. O. col. 1212 CD.
[34] a. a. O. col. 1090 C.
[35] SS. rer. Merov. II, S. 123/Z. 17 ff.
[36] Dazu W. Schlesinger, Kaisertum und Reichsteilung. Zur divisio regnorum von 806, in „Forschungen zu Staat und Verfassung", Festgabe für Fritz Hartung (Berlin 1958) S. 26 ff. H. Helbig, Fideles Dei et regis, Archiv für Kulturgeschichte 33 (1951) S. 284 ff.
[37] Zu Alcuin: K. Werner, Alcuin und sein Jahrhundert (Paderborn 1876); A. Kleinklausz, Alcuin (Paris 1948); E. S. Duckett, Alcuin, friend of Charlemagne (New York 1951). Wertvolle Hinweise auch bei M. Seidlmayer, Weltbild und Kultur Deutschlands im Mittelalter (Darmstadt 1953) S. 22.

gezeigt werden, wie die Lehre vom Alter der Welt, solange Bestätigung asketischer Weltentfremdung und müder Hoffnungslosigkeit, wesentliches Element eines ganz entgegengesetzten, optimistischen Lebensgefühls wird und aus geschichtlicher Einsicht und zeitgeschichtlicher Deutung erst jenes Selbstbewußtsein erwächst, ohne das die historische Leistung der karolingischen Bildungsreform[38] nicht recht verständlich ist.

In einem Brief an den Schatzmeister Megenfrid schreibt Alcuin[39], es sei die Pflicht eines jeden Menschen, zu erkennen, mit welchen Fähigkeiten ihn Gott ausgerüstet habe und welches Amt er mit ihnen ausüben und erfüllen könne. Mit diesen *talenta* ist aber auch der Auftrag erteilt, sie zu vermehren und vor Gott selbst Rechenschaft über sie abzulegen. Alcuin denkt dabei keineswegs nur an die geistlichen Berufe, Bischöfe und Priester, sondern er will damit die gesamte Gesellschaft seiner Zeit erfassen, auch die Berufe, die sich wirtschaftlichen und politischen Aufgaben widmen. Alle müssen das ihnen von Gott Gegebene vermehren[40] und ihren Möglichkeiten gemäß am christlichen Heilswerk mitarbeiten[41]. Alcuin fordert hier Selbsterkenntnis und Einordnung der eigenen Person in einen universalen Zusammenhang. Er selbst ist für sich zu einem klaren Ergebnis gelangt. Auf jene entscheidende Frage, mit welchen *talenta* ihn Gott ausgerüstet habe, welchen Platz er in dieser Welt einnehmen solle, gibt er mit ganzer Überzeugung und im Bewußt-

---

[38] Aus der Literatur zur karolingischen Bildungsreform: E. Weniger, Das deutsche Bildungswesen im Frühmittelalter, Hist. Vierteljahrsschrift 30 (1935/36); H. Fichtenau, Das karolingische Imperium (Zürich 1949) S. 89 ff. Am wichtigsten: J. Fleckenstein, Die Bildungsreform Karls des Großen (Bigge-Ruhr 1953).

[39] MGH. Epp. IV, S. 160/Z. 1 ff.

[40] Dieser Amtsbegriff wird namentlich auf den Herrscher selbst angewendet. Gerade in diesen Jahrzehnten der Karolingerzeit vollzieht sich ein bemerkenswerter Wandel in der Staatsauffassung. Vgl. dazu Th. Mayer, Staatsauffassung der Karolingerzeit, HZ. 173 (1952) S. 467 ff. „Die Auffassung vom Imperium als einem Amte" gelangt dabei voll zum Durchbruch. (Mayer, a. a. O. S. 469.) Dazu etwa die Briefstellen bei Alcuin: Epp. IV, S. 414/Z. 20 f.; S. 336/Z. 20 f.; S. 176/Z. 13 ff.; S. 294/Z. 23 f.

[41] Alcuin kennt u. a. auch für das Mönchtum eine bestimmte Aufgabe im Rahmen der Heilsführung des populus christianus. Vgl. dazu einen Brief an die Mönche und Laien des südlichen Reichsteiles: . . . *vestrae . . . religionis . . . laus nostris saepius insonuit auribus seu propter sacratissimam monachorum vitam, seu propter religiosam laicorum conversationem; dum illi ab omni strepitu secularis inquietudinis soli Deo vacare desiderant et isti inter mundanas occupationes castissimam vitam rationabili consideratione degere dicuntur. Quid hac fraternae caritatis vicissitudine iocundius? Illi cotidianis suos contribules orationibus adiuvare non desistunt, isti intercessores suos praesentis vitae solatiis sustentare gestiunt; quod quisque gratiam benedictionis, sibi a Deo datam, in alterutrum refundat.* Epp. IV, S. 216/Z. 14 ff. Zur Verbreitung ähnlicher Gedanken in der christlichen Literatur der Spätantike und des Mittelalters H. Fichtenau, Askese und Laster in der Welt des Mittelalters (Wien 1948) S. 18.

sein eigenen Könnens die Antwort: er ist zum Lehrer der Menschheit berufen[42]. Von jeher fühlt er sich gerade zu diesem Amt bestimmt. An den besten Schulen der damaligen abendländischen Welt erhielt er seine Bildung, unter der Oberaufsicht und in der Nachfolge berühmter angelsächsischer Gelehrter hielt er schon an der Schule von York Unterricht ab[43]. Tief beeindruckt von den Reformbestrebungen Karls des Großen, mit dem er erstmals in Parma zusammentrifft, folgt er dessen Ruf[44]. Im Frankenreich, das er bald als Imperium christianum bezeichnet[45], sieht er die Möglichkeit gegeben, seine Tätigkeit in einen universalen Rahmen zu stellen. Denn gerade darauf kommt es ihm an: nicht nur für einen engen Kreis will er Lehrer sein, sondern für die gesamte Christenheit, für jeden, der ihn zu hören, für jeden, der an seiner Gelehrsamkeit teilzuhaben wünscht[46]. Er hält es für möglich, im Frankenreich ein neues Athen der Bildung zu errichten, ja, durch das Christentum wäre diese neue Pflegstätte der Studien der Antike sogar weit überlegen[47].

Zu diesem Optimismus, diesem Selbstbewußtsein, scheinen einige Stellen aus Alcuins Briefen im Widerspruch zu stehen, die sehr deutlich endzeitliches Denken erkennen lassen. Man hat vermutet, daß es „Topoi" sind, die man nicht besonders ernst zu nehmen braucht, über die man bei der Interpretation hinweggehen kann, da es sich doch um mehr oder weniger gedankenloses Nachbeten von Bibelstellen handelt[48]. In der Tat lehnt sich Alcuin ganz offensichtlich an die Sprache der Bibel an. Er benutzt Bibelzitate, in denen ebenfalls von den Ereignissen der Endzeit

---

[42] In einem Brief berichtet Alcuin über eine Prophezeiung, durch die ihm ein Leben als Lehrer vorausgesagt worden war. Epp. IV, S. 332/Z. 26 f.

[43] Duckett, a. a. O. S. 33.

[44] . . . *atque ex diversis mundi partibus amatores illius vestrae bonae voluntati adiutores convocare studuistis. Inter quos me etiam, infimum eiusdem sanctae sapientiae vernaculum, de ultimis Brittaniae finibus adsciscere curastis.* Epp. IV, S. 373/Z. 11 ff. *Ad cuius servitii facultatem, divina ut credo iubente dispensatione, ad gloriosum et omni honore nominandum huius regni principem et regem Carolum vocatus adveni . . .* a. a. O. S. 332/Z. 24 ff.

[45] Vgl. H. Löwe, Die karolingische Reichsgründung und der Südosten, Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte 13 (1937) S. 137 ff.

[46] *Quaecunque enim a magistris ad utilitatem sanctarum ecclesiarum Dei didici, haec maxime gentis nostrae hominibus communicare delector; et non solis tamen illis, sed et omnibus qui desideranter quaerunt;* a. a. O. S. 65/Z. 33 ff.

[47] Epp. IV, S. 279/Z. 21 ff.

[48] Die zahlreichen Stellen in Alcuins Briefen, die auf Endzeitbewußtsein schließen lassen, haben zwar schon gelegentlich die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen, jedoch gibt es noch keine Arbeit, die sich mit ihnen grundsätzlich auseinandersetzt. F. Heer, Renaissanceideologie im frühen Mittelalter, MIÖG 57 (1949) ist der einzige, der das Endzeitbewußtsein als wesentliches Element in der geistigen Welt der Karolingerzeit erkennt. Allerdings ist sein Aufsatz zu skizzenhaft, um über Andeutung und Anregung hinauszukommen. J. Fleckenstein, a. a. O. S. 50 f. bemerkt in seiner überaus zuverlässigen und nützlichen Arbeit zwar auch, daß in Alcuins Schriften endzeitliche Gedanken anklingen:

gesprochen wird [49]. Die Zeit des Frühchristentums war ja voller Parusieerwartung [50]. Wie wir gesehen haben, wußte Alcuin, daß er im letzten Weltalter lebte, und es ist nur selbstverständlich, wenn diese Gedanken auch in seinen Briefen anklingen. In mancher anderen mittelalterlichen Quelle finden wir gleiche oder ähnliche Reminiszenzen, ohne daß wir tiefgreifende Wirkungen auf Lebensgestaltung und Zeitbewußtsein des Verfassers erkennen könnten [51]. Als großer Verehrer Augustins wußte Alcuin, daß er den Zeitpunkt, an dem diese vorausgesagten Ereignisse eintreten würden, nicht bestimmen könne [52]. Doch die Bibel sagt mehr als nur, daß man auf das jüngste Gericht nicht mehr allzu lange warten müsse. Sie schildert Ereignisse und Zeichen, die die Endzeit ankündigen und auf die der Christ zu achten hat. Sowohl Paulus wie auch die Evangelien sprechen häufig von Menschen, die in dieser Zeit vom rechten Glauben abfallen und neue Sekten begründen [53]. Das war für Alcuin ein wichtiger Hinweis, daß seine eigene Zeit am Ende des sechsten Weltalters stände. Er selbst war der wichtigste Vertreter der Orthodoxie in den dogmatischen Kämpfen des 8. Jahrhunderts gegen die spanischen Adoptianisten [54]. Auf den Synoden von Regensburg und Frankfurt

---

er ist jedoch der Meinung, daß es sich hier um Topoi handelt und untersucht sie nicht näher. J. Adamek, Vom römischen Endreich der mittelalterlichen Bibelerklärung (Diss. München 1938) S. 65 ff. geht ebenfalls kurz auf Alcuins Endzeitgedanken ein und betrachtet die entsprechenden Briefstellen nicht als Topoi. Seine Untersuchungen bewegen sich jedoch stark im Hypothetischen, wenn er sich bemüht, Beziehungen zur Lehre vom römischen Endreich herzustellen. Gleiches kann von K. Seiler, Der Erziehungsstaat Karls des Großen (Erlangen 1937) gesagt werden. Seiler sucht das Endzeitbewußtsein mit der in dieser Zeit gelegentlich auftretenden sybillinischen Literatur in Zusammenhang zu bringen.

[49] Die Stellen: 2. Tim. 3, 1: *Hoc autem scito, quod in novissimis diebus instabunt tempora periculosa . . .;* 1. Tim. 4, 1: *Spiritus autem manifeste dicit, quia in novissimis temporibus discedent quidam a fide, attendentes spiritibus erroris et doctrinis daemoniorum . . .;* 2. Petr. 2, 1: *Fuerunt vero et pseudoprophetae in populo, sicut et in vobis erunt magistri mendaces, qui introducent sectas perditionis, et eum, qui emit eos, dominum negant: superducentes sibi celerem perditionem;* Matth. 24, 24: *Surgent enim pseudochristi et pseudoprophetae, et dabunt signa magna et prodigia, ita ut in errorem inducantur (si fieri potest) etiam electi.* Matth. 24, 11: *Et multi pseudoprophetae surgent, et seducent multos . . .* Matth. 24, 12: *Et quoniam abundavit iniquitas, refrigescet caritas multorum . . .*

[50] Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche, hg. von M. Buchberger, Bd. 7, S. 990.

[51] E. R. Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter (Bern 1948) S. 36.

[52] *Vestra vero veneranda sanctitas varios saeculi eventus saepius consideret et, quis casus nobis remaneat, non obliviosa mente rimetur; totiusque humani generis exempla nos doceant, quam periculosa dies, quam metuendum iudicium incerto tempore nobis immineat.* Epp. IV, S. 182/Z. 4 ff.

[53] Vgl. Anmerkung 49.

[54] Zum Adoptianismus A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands Bd. II, 6. Aufl., S. 297 ff. Außerdem E. Amann, L'Adoptianisme espagnol du VIIIe siecle, Revue des sciences religieuses 16 (1936) S. 281—317.

war gegen Felix von Urgel und Elipandus von Toledo entschieden worden[55]. Alcuin ist an der Abfassung von Briefen Karls des Großen an die spanischen Häretiker beteiligt[56], und er ist der Verfasser eines großen apologetischen Werkes gegen Felix[57]. Für Alcuin gehörte es zu den Aufgaben des Lehrers, nicht nur Schüler heranzubilden, sie in den Artes zu unterrichten und ihnen die großen Werke der Väterzeit zugänglich zu machen, sondern auch als Verteidiger des rechten Glaubens aufzutreten[58]. Die spanische Häresie zeigte ihm die Aktualität der endzeitlichen Prophezeihungen der Bibel[59]. Daß es sich bei Alcuins Worten über den endzeitlichen Charakter der eigenen Zeit nicht um leere, inhaltlose Topoi handeln kann, die nur noch als Redensarten verwendet werden, sondern vielmehr um einen wichtigen Bestandteil alcuinischen Denkens, das in dem von der Vätertradition vermittelten Wissen um die heilsgeschichtliche Situation seiner Zeit und in der Betrachtung der Zeitgeschichte wurzelt, zeigt ein Brief an den Hauptvertreter der adoptianistischen Häresie, an Felix von Urgel: *Quid nos homunculi in fine saeculi, refrigescente caritate multorum, melius excogitare poterimus, quam ut tota animi intentione apostolicam et evangelicam omni fidei firmitate et veritate sequamur doctrinam, non nova fingentes nomina, non inconsuetum quid proferentes, non nomini nostro per novitatem cuiuslibet doctrinae vanam cantantes laudem, ne inveniamur reprehensibiles, ubi laudabiles esse desideravimus*[60]. Es ist leicht erkennbar, daß dies Gedanken eines gründlich über die heilsgeschichtliche Situation seiner Zeit reflektierenden Geistes sind. Die Bestimmung, die Alcuins Zeitbewußtsein durch sein Geschichtsbild erfahren hat, wird hier offenbar: alles Neue ist vor der überwältigenden Tatsache der zu Ende gehenden Zeitlichkeit sinnlos. Es kann nur deshalb hervorgebracht sein, um der eitlen Ruhmsucht nachzujagen. Der menschliche Geist erhebt sich gegen die göttliche Weltordnung, wenn er sich nicht der heilsgeschichtlichen Situation einordnet, in die er von Gott gestellt worden ist, wenn er den

---

[55] Vgl. Abel-Simson, Jahrb. d. fränk. Reiches, Bd. II, S. 29 ff. und S. 62 ff.
[56] Vgl. L. Wallach, Charlemagne and Alcuin. Diplomatic Studies in Carolingian Epistolography, Traditio IX (1953) S. 127 ff.
[57] PL. 101, col. 83—300.
[58] Epp. IV, S. 276/Z. 34 f.; S. 437/Z. 19 f.
[59] *Sunt tempora periculosa, ut apostoli praedixerunt, quia multi pseudodoctores surgent, novas introducentes sectas, qui catholicae fidei puritatem impiis adsertionibus maculare nituntur.* Epp. IV, S. 117/12 ff. *Mundus in maligno positus est; et multi de veritatis via et fidei praeceptis se avertunt, seculo amplius servientes quam Deo: non considerantes oculum divinae maiestatis super eos ubique vigilare, qui unicuique redditurus est secundum opera sua.* Epp. IV, S. 418/Z. 19 ff. *Et sunt modo tempora, de quibus beatus Paulus praedixit:* 1. Tim. 4, 1, 2. Epp. IV, S. 240/Z. 1 ff.
[60] a. a. O. S. 61/Z. 15 ff.

Schlußstein des zu Ende gehenden sechsten Weltalters und damit den göttlich gegebenen Ordnungsablauf übersieht. Nicht in einer „schöpferischen“ Tätigkeit kann jetzt die Aufgabe des Menschen liegen. „Schöpferisch“ war das Werk der christlichen Väter, die die Offenbarung aufzeichneten und erläuterten, um die Menschheit im Sinne des göttlichen Willens zu belehren. Ihr Schaffen war notwendig, von Gott gewollt und geleitet. Der Mensch der Endzeit muß nicht versuchen, ihrem Werk ein eigenes hinzuzufügen, sondern er muß nun daß, was sie niedergeschrieben haben, zur eigenen Lebensgestaltung benutzen. Wer jetzt versucht, Neues über die göttlichen Dinge zu sagen, der tut dies ohne göttliche Unterstützung; er geht über den Rahmen hinaus, den Gott den *homunculi* des letzten Weltalters gesetzt hat[61].

Hinter dieser heilsgeschichtlichen Einordnung seiner Zeit steht das innere Erlebnis des dramatischen Kampfes zwischen Christus und dem Teufel, als den das Christentum von seinen Anfängen an den Ablauf der Weltgeschichte erlebt hat[62]. Indem Alcuin in seiner eigenen Zeit das letzte Stadium des sechsten Weltalters erkannte, stellte er sich selbst mitten in den abschließenden Entscheidungskampf dieser Auseinandersetzung hinein, wußte er doch, daß der Christ gerade in dieser Epoche den schwersten Anfechtungen ausgesetzt sein würde. Darum forderte er in seinen großen Mahnbriefen immer wieder auf, zu lehren, zu predigen und zu lernen: ...*ut potuissent fidem catholicam veraciter defendere et fiducialiter stare contra adversarios Christi, per quos multimodis diaboli astutia fidem catholicam impugnare studet. Et sunt modo tempora, de quibus beatus Paulus praedixit: 'Spiritus autem manifeste dicit, quia in novissimis temporibus discedent quidam a fide, adtendentes spiritibus erroris et doctrinis daemoniorum'....*[63]. Die Häretiker sind Diener von Dämonen, gegen die es sich zu verteidigen gilt. In diesem Kampfe fühlt er sich als Soldat im Dienste der *militia Christi*[64]. Die Terminologie paulinischer Reden wird aufgeboten, seine Zeitgenossen in ihrem Kampf zu ermutigen und zu stärken[65]. So schreibt Alcuin an den Erzbischof von Aquileia: *Semper ferventissima caritas vestra castra perpetui regis undique invictissimis fidei clypeis muniat, ne antiqui hostis versutia aliqua ex parte aditum suae nequitiae invenire valeat. Etsi ille mille habeat artes nocendi, multo magis nobis necesse est mille*

---

[61] *Sed qui stultior est omnibus, novum quid excogitans et humanae naturae ineptum et Deo odibile, hoc maxime totus paene mox populus exsequi satagit.* Epp. IV, S. 179/Z. 7.

[62] H. Fichtenau, Askese und Laster ... a. a. O. S. 75 ff.

[63] Epp. IV, S. 239/Z. 37 ff.

[64] Löwe, Die karolingische Reichsgründung ... a. a. O. S. 93 ff.

[65] Zum Gedanken der *militia christiana* in den Briefen des Paulus A. Har-

habere artes defendendi, credentibus in eum, qui ait: 'Confidite, ego vici mundum.' Cuius pietas nobis praevidebat agonis tempus transitorium, et remunerationis esse perpetuum. Ille prior calcavit caput leonis et draconis; nobisque dedit potestatem calcandi super serpentes et scorpiones et omnes hereticas pravitates, quae sunt portae inferi, superandi[66]. An einer anderen Stelle vergleicht er sich und seine Mitstreiter in diesem Kampfe mit den christlichen Märtyrern. Auch sie hätten tapfer den Anfechtungen des Teufels und seiner Diener, der Tyrannen, widerstanden und dafür die ewige Seligkeit als Lohn erhalten. Ebenso zweifelt er nicht daran, daß ihm gleicher Lohn zuteil wird, wenn er in dem Kampf, der seiner eigenen Zeit zugefallen ist, bestehen wird[67]. Um aber darin zu bestehen, genügt es für Alcuin nicht, in der Zurückgezogenheit des Klosters einem Leben der Heiligkeit im Stile des individualistischen Asketentums nachzugehen, sondern überall, wo es notwendig ist, das heißt aber, in einem ständigen Wirken in der Welt, das Lager Gottes zu verteidigen[68].

In all diesen Stellen deutet sich bereits an, daß Alcuin nicht vor dem bevorstehenden Weltende kapituliert, daß er sich nicht einem Pessimismus hingibt, obwohl diese Stimmungen in den letzten Jahren seines Lebens gelegentlich auftreten[69]. Die „*Senium-mundi*-Stimmung" des sogen. Fredegar ist ihm durchaus fremd. Wenn Alcuin in bewegten Worten seinem Freund Arn von Salzburg über Unglücksfälle und Auseinandersetzungen in Reich und Kirche berichtet, dann scheint hier zunächst ein Ton der Resignation und der Enttäuschung mitzuschwingen. Aber er begnügt sich nicht damit, einen solchen Zustand schicksalsergeben im Gefühl der eigenen Ohnmacht hinzunehmen. Solche Ereignisse sind ihm ganz besonderer Ansporn zur eigenen Leistung: *Tempora sunt periculosa, et tribulatio super tribulationem semper advenit. Populus in aegestate, principes in labore, ecclesia in sollicitudine, sacerdotes in quaerelis, omnia turbata sunt... Nam medio Maio, perficiente Deo, ad palacium me esse arbitror, secundum quod domnus rex demandavit nobis. Et Felix, novitatis adsertor, habet iuratum venire ad domnum regem rationem reddere fidei suae... Ego vero, vernaculus sanctae Dei ecclesiae, vobiscum stare habeo; et quod sacerdotum Christi unanimitas*

---

n a c k, Militia Christi, Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten (Tübingen 1905) S. 11 f.

[66] Epp. IV, S. 220/Z. 34 ff.

[67] a. a. O. S. 88/Z. 26 ff.

[68] *Ideo necesse est, ecclesiam plurimos habere defensores, qui non solum vitae sanctitate, sed etiam doctrina veritatis castra Dei viriliter defendere valeant.* a. a. O. S. 117/Z. 14 ff.

[69] H. F i c h t e n a u, Das karolingische Imperium, a. a. O. S. 106 f.

credit et praedicat, in hoc ego laboro, et cum meis loquor et pro filiis sanctae Dei ecclesiae aperiam os meum, si ille implebit illud, qui ait: 'Aperi os tuum, et ego implebo illud'; desiderans docere viam Domini, et confirmare titubantes, et exhortari stantes, et erigere iacentes per eum in eo....[70]. Das Endzeitbewußtsein wird hier also Quelle für ein Gefühl der Verpflichtung zur gesteigerten Aktivität auf dem Gebiete der Seelsorge und Predigt. Damit im engsten Zusammenhang stand das Studium der Artes. Immer wieder fordert Alcuin auf, sie nicht zu vernachlässigen[71]. Das war ihm besonders wichtig wegen der auftretenden Häretiker, denn nur mit Hilfe der Mittel, die das Artesstudium dem Christen an die Hand gab, konnten sie wiederlegt werden. Alcuin schreibt darüber: ... *et ut potuissent* (die Christen) *fidem catholicam veraciter defendere et fiducialiter stare contra adversarios Christi, per quos multimodis diaboli astutia fidem catholicam impugnare studet. Et sunt modo tempora, de quibus beatus Paulus praedixit: 'Spiritus autem manifeste dicit, quia in novissimis temporibus discedent quidam a fide, adtendentes spiritibus erroris et doctrinis daemoniorum*[72]. Doch nicht allein auf die Artes soll das Studium beschränkt werden: *Fratres quoque cohortare, ut sanctas diligentissime legant scripturas. Non confidant in linguae notitia, sed in veritatis intellegentia, ut possint contradicentibus veritati resistere. Sunt tempora periculosa, ut apostoli praedixerunt, quia multi pseudodoctores surgent, novas introducentes sectas, qui catholicae fidei puritatem impiis adsertionibus maculare nituntur*[73]. Und wenn dann Alcuin hört, daß die Studien irgendwo mit Eifer betrieben werden, dann ist ihm das ein neuer Beweis dafür, daß das christliche Heilswerk in dieser entscheidenden Phase über die Mächte des Bösen triumphieren wird. In einem Brief an irische Mönche schreibt Alcuin: ...*valde me gavisum fateor, quod dominus Iesus in hoc ruinoso cadentis saeculi fine tantos sui sanctissimi nominis laudatores et veritatis praedicatores et sanctae sapientiae sectatores probatur habere, quantos audio inclitam Hiberniae insulam usque hodie possidere.* Später fährt er im gleichen Brief fort:

---

[70] Epp. IV, S. 320/Z. 10 ff.

[71] Alcuin hatte sich wie viele christliche Gelehrte immer wieder mit den Gegnern des Artes-Studiums auseinanderzusetzen. (Vgl. Epp. IV, S. 415/Z. 9 ff.) In grundsätzlichen Stellungnahmen erweist er sich als ein guter Schüler Augustins, Cassiodors und Bedas: *Nam philosophi non fuerunt conditores harum artium, sed inventores, nam creator omnium rerum condidit eas in naturis, sicut voluit; illi vero, sapientiores erant in mundo, inventores erant harum artium in naturis rerum, sicut de sole et luna et sideribus facile potes intellegere.* Epp. IV, S. 239/Z. 18 ff. Eine so eindeutige Haltung nimmt Alcuin aber nur zu den Artes, zum formalen Gut antiker Tradition ein. Gegenüber der Weisheit der antiken Dichter ist er sehr viel zurückhaltender.

[72] a. a. O. S. 239/Z. 37 ff.

[73] a. a. O. S. 117/Z. 10 ff.

Igitur antiquo tempore doctissimi solebant magistri de Hibernia Brittaniam, Galliam, Italiam venire et multos per ecclesias Christi fecisse profectus; et quanto magis periculosa nunc esse tempora noscuntur, et plurimos, secundum apostolicam prophetiam, a via veritatis avertentes, tanto instantius ipsa catholicae fidei veritas ubique inter vos discenda est et docenda, ut habeant orthodoxae fidei praedicatores, quo possint contradicentibus veritati resistere, et palam vincere adversarios apostolicae doctrinae. Erumpunt subito apostatica seducti callididate pseudodoctores, novas et inauditas introducentes sectas, qui dum novis dogmatibus sibi laudem adquiri putant, inveniuntur reprehensibiles omnibusque odibiles esse, sicut in Hispaniae partibus vidimus factum[74].

Durch diese Stellen wird der Einwand, bei den Äußerungen Alcuins über den endzeitlichen Charakter seiner Zeit handle es sich um bedeutungslose Topoi, die von der Interpretation nicht berücksichtigt zu werden brauchten, endgültig entkräftet. Denn es zeigen sich deutlich Zusammenhänge zwischen dem aus traditionsgebundener Geschichtsanschauung, zeitgeschichtlicher Beobachtung und biblischer Exegese entstandenen Endzeitbewußtsein und Alcuins intensivem Reformwillen. Alcuin befreit sich von der lähmenden Wirkung, die ein solches Endzeitbewußtsein haben kann, indem er sich selbst eine aktive Rolle innerhalb des letzten Abschnittes der Heilsgeschichte gibt. Er findet sich nicht mehr damit ab, daß das Alter der Welt die Ursache für bestimmte, von einer „*norma rectitudinis*“[75] abweichende Zustände sei. Er versinkt nicht mehr vor dem heilsgeschichtlich-kosmischen Geschehen der Endzeit in eine hoffnungslose Depression. Er stellt sich als ein aktives Element mitten in dieses Geschehen hinein[76], in dem sich als Entscheidungskampf gegen die Mächte des Bösen das göttliche Heilswerk am Menschen vollzieht, das Alcuin als ein göttlich-menschliches Zusammenwirken sah, eine *cooperatio*, wie er es einmal nennt[77]. Und in dieser *cooperatio* hat

---

[74] a. a. O. S. 437/Z. 6 ff.

[75] Zu diesem Begriff J. Fleckenstein, Die Bildungsreform Karls des Großen S. 10 f. und S. 50 ff.

[76] Diese Gedanken Alcuins haben Eingang in so hochoffizielles Schrifttum des Karlsreiches gefunden wie die Admonitio generalis, an deren Abfassung Alcuin beteiligt war. *Et hoc ideo diligentius iniungimus vestrae caritati, quia scimus temporibus novissimis pseudodoctores esse venturos, sicut ipse Dominus in evangelio praedixit, et apostolus Paulus ad Timotheum testatur. Ideo, dilectissimi, toto corde praeparemus nos in scientia veritatis, ut possimus contradicentibus veritati resistere* . . . Capit. I. S. 62/Z. 8 ff. Vgl. dazu F. C. Scheibe, Alcuin und die Admonitio generalis, DA. 14 (1958) S. 221—229.

[77] *Curramus per opera pietatis ad coelestis patriae portas. Exspectant nos cives aeternae civitatis, et rex ipse, qui vult omnes homines salvos fieri, nostram cum sanctis suis vehementer desiderat salutem. Decet enim nos illius esse cooperatores in salute nostra* . . . Aus der Homilie Alcuins zum Fest des Hl. Vedastus, Pl. 101, col. 679 C.

eben auch der Mensch als Glied der irdischen Ordnung seine Aufgabe zu erfüllen[78].

Seit der Zeit des frühen Christentums gehört es zu den christlichen Vorstellungen von der rechten Weltordnung, daß dem einen Gott im Himmel auf der Erde ein einziger und alleiniger Herrscher zu entsprechen habe. Von christlichen Schriftstellern ist oft darauf hingewiesen worden, daß diese politische Ordnung bis zu einem gewissen Grade erstmalig zur Zeit der Geburt Christi hergestellt gewesen sei, um die Ausbreitung des Christentums zu begünstigen[79]. Sehr bald nach Augustus gingen einheitliche Weltordnung und Weltfriede verloren; Zeiten der Verfolgung und der Zerstörung brachen herein. Erst als im 4. Jahrhundert die christliche Religion das römische Reich erobert hatte, sprach Eusebius von Caesarea[80] wieder von der rechten Weltordnung, die nun aber der des augusteischen Zeitalters noch überlegen sei, denn einem einzigen Gott im Himmel entspreche nun auch ein christlicher universaler Herrscher[81]. Er sollte der Kirche nicht nur Beschützer, sondern auch Leiter sei. Der Gedanke einer universalen Diesseitsordnung und die christliche Idee von der Menschheitsgemeinde verbinden sich in der sichtbaren Größe des Imperium Romanum; *Romanitas* und *Christianitas* verschmelzen soweit, daß die politische Existenz unmittelbar in die Nähe der religiösen rückt[82]. Eine ähnliche Haltung wie Euse-

[78] Eine Beziehung zwischen Geschichtsbild und Reformwillen ist auch bei dem Iren Dungal nachzuweisen, der am Hofe Karls wirkte. Dungals Zeitbewußtsein ist weniger eschatologisch bestimmt. Doch auch er ist der Überzeugung, daß die Kräfte der Welt nachgelassen hätten, da sich die Welt in einem Alterszustand befinde. Aber er läßt sich von dieser Erkenntnis nicht überwältigen. In der Gegenwart kann noch Großes vollbracht werden. Es ist nur mehr Willenskraft notwendig, um gleiche Leistungen hervorzubringen wie die Gelehrten der Antike, die Dungal bewundert. Epp. IV, S. 577. Dazu E. Pfeil, Die fränkische und deutsche Romidee des früheren Mittelalters (München 1929) S. 124 f.

[79] So u. a. Origenes, Eusebius und Orosius. Vgl. H. Eger, Kaiser und Kirche in der Geschichtstheologie Eusebs von Caesarea, Zeitschrift für neutestamentliche Theologie 38 (1939) S. 108 f. Eine Zusammenfassung von Kirchenväterstellen zu diesem Problem bei E. Peterson, Der Monotheismus als politisches Problem. Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Theologie im Imperium Romanum (Leipzig 1935) S. 82 ff. E. v. Frauenholz, Imperator Octavianus Augustus in der Geschichte und Sage des Mittelalters, HJ. 46 (1926) S. 86 ff.

[80] Zu Eusebius vgl. H. G. Opitz, Euseb von Caesarea als Theologe, Zeitschrift für neutestamentliche Theologie, 34 (1935) S. 1—19. H. Eger, a. a. O. S. 101 ff.

[81] Zur Gedankenwelt des Konstantinsreiches: J. Vogt, Konstantin der Große und sein Jahrhundert (München 1949); v. Stauffenberg, Der Reichsgedanke Konstantins, in „Das Imperium und die Völkerwanderung" (München 1947) S. 107—127.

[82] J. Straub, Augustins Sorge um die Regeneratio Imperii, HJ. 73 (1954) S. 39 f.

bius nimmt der christliche Dichter Prudentius ein, der in seinen Gedichten den Kaiser Theodosius verherrlicht. Dieser ist für ihn gerade deshalb eine Idealfigur christlichen Herrschertums, weil er sich vor allem um das Seelenheil des *populus christianus* gekümmert habe[83]. Nach dem Untergang des römischen Reiches gab es in der westeuropäischen Welt keinen Staat mehr, der diese Aufgabe der Heilsführung hätte übernehmen können. Den neuen Staaten fehlte einerseits die politisch-religiöse Zielsetzung und die nun einmal für ein religiös-politisches Programm im Sinne des christlichen römischen Reiches der Spätantike notwendige Universalität. Augustin hatte außerdem zu diesem Programm kritisch Stellung genommen[84], und in seiner Nachfolge erklärte dann Isidor von Sevilla, der *populus christianus* habe auf Erden keinen Staat begründet[85]. Die einzelnen Völker seien unter Bewahrung ihrer staatlichen Selbständigkeit die Glieder eines *corpus mysticum.* Doch sollte es sich bald erweisen, daß man im Frühmittelalter geneigt war, ein sich darbietendes staatliches Gebilde als sichtbare Darstellung auch dieses *corpus mysticum* zu interpretieren, wenn es nur annähernd Universalität für sich beanspruchen konnte. Ein solcher Staat entstand im Reich der Franken unter Karl dem Großen. Karl ist in das Leitbild eines Herrschertums hineingewachsen, das sich in Anlehnung an antike Vorstellungen in den germanischen Nachfolgestaaten des römischen Reiches entwickelt hat. Cassiodor zeigt in den „*Variae*“ den ostgotischen König als kenntnisreich und gebildet. Er bemüht sich, Erhaltenes zu bewahren und Zerstörtes wiederherzustellen[86]. Im Lebenswandel ist er ein Vorbild seiner Umgebung und seines ganzen Volkes[87]. Ähnliches läßt sich in den Quellen zur Geschichte des spanischen Westgotenreiches feststellen[88]. Und von den Merowingern behauptet Venantius Fortunatus, sie schlügen die Römer in der Kunst der Beredsamkeit[89].

---

[83] I. Rodriguez-Herrera, Poeta christianus. Prudentius' Auffassung vom Wesen und von der Aufgabe des christlichen Dichters (Münchner Diss., Speyer 1936) S. 101.
[84] J. Straub, Christliche Geschichtsapologetik in der Krisis des römischen Reiches, Historia I (1950) S. 52—81.
[85] H. Löwe, Von Theoderich d. Großen zu Karl d. Großen . . . a. a. O. S. 367. Über die Ausnutzung dieser Situation durch das Papsttum vgl. H. Löwe, Bonifazius und die bayerisch-fränkische Spannung, Jahrb. f. fränkische Landesforschung 15 (1955) S. 102.
[86] Vgl. bes. Variae IX, 21 u. 25, AA. XII. Daneben: Variae I, 6; I, 12; I, 31; II, 15; II, 38; II, 40; I, 45; III, 52; III, 53.
[87] Variae IV, 3: *Moribus enim debet esse conspicuus, qui datur imitandus.* AA. XII.
[88] W. Stach, Die geschichtliche Bedeutung der westgotischen Reichsgründung, Histor. Vierteljahrsschrift 30 (1935/36) S. 425 ff. Vgl. dazu Lex Visigothorum I, 3.
[89] AA. IV, S. 133 und S. 204.

Nachdem die fränkischen Könige um die Mitte des 8. Jahrhunderts den Schutz der römischen Kirche übernommen haben, erhält das Herrscherbild, das Karl der Große dann verwirklichen wollte, noch konkretere Umrisse. Die Gefolgschaft des Königs wird nun ausdrücklich als Gefolgschaft Gottes deklariert. Für den König war daraus die Berechtigung, ja die Pflicht abzuleiten, sich auch um Glaubensangelegenheiten zu bekümmern [90]. Karl der Große hat sich mit der ganzen Kraft seiner schöpferischen Persönlichkeit den Problemen des politisch-religiösen Imperium gewidmet. Bei der Bewältigung der religiösen Aufgaben beschränkte er sich nicht auf äußere organisatorische Maßnahmen. Er bemühte sich selbst um die Kenntnis der Artes und um ein gewisses theologisches Wissen und erreichte einen Stand der Bildung, der über die damals übliche Laienbildung weit hinausging [91]. In ständigem Gespräch mit den Gelehrten seines Hofes gewann er eine Meinung über die zu lösenden Probleme und sprach sie im entscheidenden Augenblick dann auch aus [92]. Die politischen Erfolge des neuen Reiches, das sich in kurzer Zeit über fast ganz Europa ausbreitete, und die einzigartige Persönlichkeit seines Herrschers wurden der Rückhalt eines optimistischen Zeitbewußtseins. Die gottgewollte Ordnung des konstantinischen Reiches, in der dem einen Gott im Himmel der eine große Herrscher auf der Erde entspricht, ist wieder hergestellt:

Unus in aetherea altitonans qui praesidet aula;
Convenit et solum terris regnare sub illo,
Qui merito cunctis praestans mortalibus esset [93].

Alcuin, der reflektierende Gelehrte, der oft scharfe Kritiker seiner Zeit [94], gehört zu den großen Bewunderern Karls des Großen und oft genug schließt er sich auch in Briefen und Gedichten den Hofpanegyri-

---

[90] Schlesinger, Kaisertum und Reichsteilung, a. a. O. S. 28 ff.

[91] Einhard, Vita Caroli Magni, c. 25. SS. rer. Germ. ed. sexta. O. Holder-Egger, S. 30 f.

[92] Bisher galten die Randnoten zu den „Libri Carolini“ als persönliche Stellungnahme Karls zu theologischen Fragen. W. v. d. Steinen, Karl d. Gr. und die Libri Carolini, Neues Archiv 49 (1932) S. 207 ff. Fichtenau lehnt v. d. Steinens These neuerdings ab. Vgl. H. Fichtenau, Karl d. Gr. und das Kaisertum, MIÖG 61 (1953) S. 280 ff. Zur Bildung Karls vgl. auch den Bericht des Paulinus von Aquileia über das Auftreten des Herrschers auf der Frankfurter Synode. PL. 99, col. 153.

[93] Aus einem Preisgedicht des Hibernicus Exul, Poet. lat. I, S. 395. Daß sich Karl der Große als Nachfolger Konstantins betrachtete, dürfte durch die neueren Untersuchungen Schramms und Schlesingers erwiesen sein. Vgl. P. E. Schramm, Die Anerkennung Karls des Großen als Kaiser, HZ. 172 (1951) S. 477 und 493; Schlesinger, Kaisertum und Reichsteilung, a. a. O. S. 17 ff.

[94] Seine Kritik richtet sich u. a. gegen die Herrschsucht und die Habgier weltlicher und geistlicher Fürsten. Ihnen hält er als mahnendes Beispiel das *exemplum apostolicum* vor. Vgl. etwa Epp. IV, S. 423/Z. 19 ff. Die Erinnerung an

kern an. Darüber hinaus aber ordnet er Herrscher und Reich in jene große Gegenwartsdeutung ein, die er auf Grund der traditionellen Geschichtsanschauung vornimmt.

Im Widmungsbrief zu seiner auf augustinischer Grundlage aufgebauten Abhandlung „*De fide sanctae trinitatis*" schreibt er an Karl den Großen: *His duobus, sancte imperator, muneribus divina vestram incomparabiliter sublimitatem, eiusdem nominis et numinis antecessoribus gratia superexaltavit et honoravit, terrorem potentiae vestrae super omnes undique gentes inmittens, ut voluntaria subiectione ad vos veniant, quos prioribus bellicus labor temporibus sibi subdere non potuit*[95]. Und in einem anderen, früher geschriebenen Brief vergleicht Alcuin Karl den Großen mit den anderen Mächten, die an der Spitze dieser Welt stehen: *Nam tres personae in mundo altissime hucusque fuerunt: id est apostolica sublimitas, quae beati Petri principis apostolorum sedem vicario munere regere solet; quid vero in eo actum sit, qui rector praefate sedis fuerat, mihi veneranda bonitas vestra innotescere curavit. Alia est imperialis dignitas et secundae Romae saecularis potentia; quam impie gubernator imperii illius depositus sit, non ab alienis, sed a propriis et convivibus, ubique fama narrante crebrescit. Tertia est regalis dignitas, in qua vos domini nostri Iesu Christi dispensatio rectorem populi christiani disposuit, ceteris praefatis dignitatibus potentia excellentiorem, sapientia clariorem, regni dignitate sublimiorem*[96]. Karl der Große ist als Beherrscher des fränkischen Reiches also nicht nur den Vorgängern auf seinem eigenen Herrscherthron überlegen[97], sondern mit dem erwiesenem Vorrang vor dem römischen Papsttum und dem oströmischen Kaisertum ist eine neue Epoche der Weltgeschichte angebrochen, der eben auch eine neue Form der Weltordnung entspricht[98]. An ihrer Spitze steht ein Herrscher, der die anderen *personae* nicht nur an Macht und Würde übertrifft, sondern auch an *sapientia*. Damit ist die

---

die frühchristliche Kirche wird auch von dem Alcuinschüler Liudger als Ausgangspunkt für herbe Zeitkritik benutzt. Dazu H. Löwe, Liudger als Zeitkritiker, HJ. 74 (1955) S. 79 ff. Heftige Kritik an den Verhältnissen im fränkischen Episkopat bei Theodulf von Orleans, verbunden mit einer Konfrontierung mit der Urkirche. Poet. lat. I, S. 472 ff. Vgl. auch M. v. Dmitrewski, Die freiwillige Armut vom Ursprung der Kirche bis zum 12. Jahrhundert (Diss. Berlin 1913) S. 68.

[95] Epp. IV, S. 414/Z. 24 ff.

[96] a. a. O. S. 288/Z. 17 ff. Dazu P. E. Schramm, Die Anerkennung Karls d. Gr. . . . a. a. O. S. 382, Anm. 114 u. S. 384. W. Ohnsorge, Die konstantinische Schenkung, Leo III. und die Anfänge der kurialen römischen Kaiseridee, Z. f. RG, Germ. Abt. 68 (1951) S. 106.

[97] Dieser Gedanke auch bei anderen Zeitgenossen, etwa dem Priester Cathuulf, vgl. Epp. IV, S. 502/Z. 13 ff.

[98] Löwe, Von Theoderich d. Großen . . . a. a. O. S. 384.

Fähigkeit gemeint, das christliche Volk zum Heil zu führen, denn gleich im Anschluß an diese Sätze schreibt Alcuin: *Ecce in te solo tota salus ecclesiarum Christi inclinata recumbit*[99]. Karl kann nach Alcuins Meinung diese Sorge für das geistliche Heil seiner Untertanen übernehmen, weil er durch seine allseitige Bildung dazu in der Lage ist, über theologische Fragen wie über Bildungsprobleme mitzusprechen: *...et beatus populus tali rectore exaltatus et tali praedicatore munitus; et utrumque: et gladium triumphalis potentiae vibrat in dextera et catholicae praedicationis tuba resonat in lingua*[100]. An anderer Stelle wendet Alcuin das Gleichnis der zwei Schwerter [101] auf diese Eigenschaften des Herrschers an: *Hoc mirabile et speciale in te pietatis Dei donum praedicamus, quod tanta devotione ecclesias Christi a perfidorum doctrinis intrinsecus purgare tuerique niteris, quanta forinsecus a vastatione paganorum defendere vel propagare conaris. His duobus gladiis vestram venerandam excellentiam dextra levaque divina armavit potestas*[102]. Ein andermal fordert Alcuin geradezu von Karl, sich immer dieser ihm von Gott verliehenen Fähigkeiten bewußt zu sein: *Vestra clarissima potestas et sanctissima voluntas in hoc omni laboret studio, ut Christi nomen clarificetur et eius divina potestas per fortitudinis vestrae triumphos multis terrarum regnis innotescat; quatenus non solum magnitudo potestatis te regem ostendat, sed etiam instantia seminandi verbi Dei in laude nominis domini nostri Iesu Christi praedicatorem efficiat. Ideo divina te gratia his duobus mirabiliter ditavit muneribus, id est terrenae felicitatis, imperio et spiritalis sapientiae latitudine, ut in utramque proficias, donec ad aeternae beatitudinis pervenias felicitatem*[103]. Es wird von Alcuin als etwas Neues betrachtet, als Ausnahmezustand, daß Karl der Große beide Gewalten in seiner Hand vereinigt und in voller Harmonie anwendet[104]. Alcuin stellt ihn bewußt über die ihm bekannten Herrscher und greift bis auf biblische Zeiten zurück, um eine Herrschergestalt zu finden, die er mit Karl vergleichen kann: *Ita et David olim praecedentis populi rex a Deo electus et Deo dilectus et egregius psalmista Israheli*

[99] Epp. IV, S. 288/Z. 25 ff.
[100] a. a. O. S. 84/Z. 12 ff.
[101] Zur Zweischwerterlehre allgemein: W. Levison, Die mittelalterliche Lehre von den beiden Schwertern, DA. 9 (1952) S. 14—42. Zur Zweischwerterlehre bei Alcuin vgl. Epp. IV, S. 205 ff. und die Interpretation von H. Löwe, Die karolingische Reichsgründung und der Südosten ... a. a. O. S. 106.
[102] Epp. IV, S. 282/Z. 1 ff.
[103] a. a. O. S. 294/Z. 17 ff.
[104] Alcuins Auffassung von der Vereinigung geistlicher und weltlicher Gewalt in der Hand Karls des Gr. findet sich wieder in Karls Brief an Papst Leo III. aus dem Jahre 796 (Epp. IV, S. 136 ff.). In einer im DA. 15/1 (1959) erscheinenden Untersuchung weise ich nach, daß Alcuin der Konzipient dieses und einiger anderer Briefe Karls ist.

victrici gladio undique gentes subiciens, legisque Dei eximius praedicator in populo extitit. Cuius eximia filiorum nobilitate in salute mundi, de virga flos campi et convallium floruit Christus, qui istis modo temporibus ac eiusdem nominis, virtutis et fidei David regem populo suo concessit rectorem et doctorem. Sub cuius umbra superna quiete populus requiescit christianus, et terribilis undique gentibus extat paganis[105]. Von dieser Briefstelle fällt Licht auf die wahre Bedeutung des Beinamen, den seine Zeitgenossen Karl dem Großen verliehen haben. Es ist schon bemerkt worden, daß der Name *David* nicht auf die gleiche Stufe mit den übrigen Beinamen zu stellen ist, die sich die Gelehrten des Hofkreises gegenseitig verliehen[106]. Er ist keine Erfindung der Karolingerzeit, sondern ist uns von byzantinischen Kaisern bekannt und geht bis auf die Zeit Konstantins zurück. Nach langen Jahrhunderten der Bedrängnis und des Niederganges meinen die Christen nun den Herrscher gefunden zu haben, der sie aus dieser Zeit in eine neue, bessere führt, wo der Erfüllung des göttlichen Gebotes nicht tausend Hindernisse entgegenstehen[107]. Gleiche Gedankengänge sprechen aus Alcuins Briefen an Karl den Großen und berühmte Gelehrte des Karolingerreiches. Die eigene Zeit wird auf Grund der Eigenschaften des Herrschers mit einer wichtigen Epoche der biblischen Geschichte in eine Reihe gestellt, weil auch sie einen Herrscher besitzt, der sowohl mit dem Schwert die heidnischen Völker und die Feinde seines Reiches unterwirft, der aber auch das Schwert der Predigt zu führen imstande ist und für die Erkenntnis des Glaubens genauso eintritt wie für die Festigung seiner Macht. Jene Zeit Davids hatte eine große Bedeutung innerhalb der christlichen Heilsgeschichte. Und in gleicher Weise spielt für Alcuin auch seine eigene Zeit, der von Gott ein Herrscher mit den Eigenschaften eines neuen David zugestanden ist, eine besondere Rolle innerhalb der Heilsgeschichte, die nunmehr in ihr letztes Stadium eingetreten ist, in der der große Kampf zwischen Gott und seinen Gefolgsleuten und den Mächten des Bösen, die sich jetzt gerade in der Gestalt der Häretiker neu bemerkbar machen, seinem entscheidenden Höhepunkt zustrebt. Um den Christen ihre Bewährung in diesem Kampf leichter zu machen, hat ihnen Gott für diesen letzten Abschnitt des letzten Weltalters einen Herrscher mit einzigartigen Eigenschaften zugebilligt: *Sed tota sancta Dei ecclesia unanimo caritatis concentu gratias agere domino Deo omnipotenti debebit; qui tam pium prudentem et iustum his novissimis mundi et pericu-*

---

[105] Epp. IV, S. 84/Z. 14 ff.
[106] H. Fichtenau, Byzanz und die Pfalz von Aachen, MIÖG 49 (1951) S. 30 ff.
[107] Fichtenau, a.a.O.

losis temporibus populo christiano perdonavit clementissimo munere rectorem atque defensorem, qui prava corrigere et recta conroborare et sancta sublimare omni intentione studeat, et nomen domini Dei excelsi per multa terrarum spatia dilatare gaudeat, et catholicae fidei lumen in extremis partibus incendere conetur[108]. In dieser letzten Zeit müssen auch beide Schwerter harmonisch von einer einzigen Herrscherpersönlichkeit geführt werden: *Proinde datur a Deo electis potestas et sapientia: potestas, ut superbos opprimat, et defendat ab inprobis humiles; sapientia, ut regat et doceat pia sollicitudine subiectos*[109]. Karl der Große wird zum Hirten der christlichen Herde vor dem Hereinbrechen des jüngsten Gerichtes[110]. Das freudige Gefühl, als Mitarbeiter eines solchen Herrschers wie dieser in einer besonderen Unmittelbarkeit zu Gott zu stehen, spricht aus diesen Worten Alcuins. Selbstbewußtsein und Optimismus, hervorgegangen aus Geschichtsbild und Zeitbewußtsein, werden zu Elementen seines Reformwillens.

Die Leistungen der karolingischen Bildungsreform und mit ihr die Bedeutung des Werkes Alcuins sind heute unbestritten. Ebenso bekannt ist jedoch die Tatsache, daß es nicht gelungen ist, über die so schmale Schicht der aus allen Ländern Europas herbeigeholten Gelehrten hinaus eine breitere gebildete Schicht zu schaffen, die in der Lage gewesen wäre, die in Angriff genommenen Reformen erfolgreich weiterzuführen. Obwohl das 9. Jahrhundert in der Gestalt des Hrabanus Maurus[111] und seines Schülers Lupus[112] noch einmal Persönlichkeiten hervorbrachte, die sowohl in ihren Kenntnissen wie aber — besonders Lupus — auch in der Großzügigkeit ihrer Gedanken einen Gelehrten wie Alcuin weit übertroffen haben[113], so ist doch der fortschreitende Verfall der Bildungsstätten unverkennbar.

---

[108] Epp. IV, S. 176/Z. 13 ff. [109] a. a. O. S. 414/Z. 21 ff.

[110] Aus einem Gedicht Alcuins: *Grex est quippe tuus, tu pastor amabilis illi.* (Poet. lat. I, S. 247/Z. 11.)
An anderer Stelle wird Karl gelegentlich als *rex et sacerdos* bezeichnet. So Paulinus von Aquileia in Liber sacrosyllabus contra Elipandum, PL. 99, col. 166 B. Vgl. dazu F. Kampers, Rex et sacerdos, HJ. 45 (1925) S. 495 ff. und 504 ff. M. Hoechstätter, Karl der Große, König, Patricius und Kaiser als Rector ecclesiae (Münchner Diss. Augsburg 1934) S. 57 ff. und S. 68.

[111] M. Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters, Bd. 1, (München 1911) S. 288 ff.

[112] E. v. Severus, Lupus von Ferrières, Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens 21 (1940).

[113] Sowohl Hraban wie auch Lupus fordern die unbefangene Anerkennung und Annahme antiker Weisheit, wozu Alcuin sich noch nicht durchdringen konnte. Vgl. dazu Hrabans „*De institutione clericorum*" ed. A. Knöpfler, Veröffentlichungen aus dem kirchenhistorischen Seminar (München 1900) S. 191 f; außerdem die Briefe des Lupus, Epp. VI, S. 44/Z. 27 ff.; S. 42/Z. 9 f. Zur Bedeutung Ciceros für Lupus vgl. v. Severus, a. a. O. S. 60 ff.

Die Forschung der letzten Jahre hat gezeigt, daß die Ansätze zu dieser Krise schon in den letzten Jahren Karls des Großen zu finden sind[114]. Von dem Selbstbewußtsein vieler Briefe Alcuins, von dem enthusiastischen Jubel in den Versen eines Modoin[115] und des sogenannten Hibernicus Exul[116] ist da nicht mehr viel zu spüren. Das traditionelle Glück der karolingischen Geschichte schien von einer nicht abreißenden Kette von Unglücksfällen abgelöst zu werden. Die Kapitularien fragen verwundert nach den Ursachen; sie suchen sie in der Sündhaftigkeit und empfehlen als Gegenmittel die allgemeine Buße[117]. Der totale Zusammenbruch des karolingischen Selbstbewußtseins fällt in die Zeit Ludwigs des Frommen. Für Paschasius Radbertus ist die Zeit, in der er lebt, nun ganz in die Hände des Bösen gelangt. Aber er kann sich nicht mehr wie Alcuin aus eigener Kraft dazu aufschwingen, als *cooperator Dei* gegen dieses Böse zu kämpfen. Er ist voller Resignation, ohne Vertrauen auf die eigenen Möglichkeiten, und die einzige Hoffnung, daß sich alles noch zum Guten wenden möge, ist die Erkenntnis, daß sich jetzt wie kaum einmal in früheren Zeiten die Heiligen durch ihre Wunder in die irdischen Angelegenheiten einschalten[118]. Von der Idee des heilsschaffenden Imperium ist ebenfalls nicht mehr viel bei Paschasius bewahrt, denn er rechnet schon damit, daß es in sich zusammenbreche, wie es schon vorher anderen Reichen ergangen ist[119]. Die Zeit Karls des Kahlen scheint noch einmal auf dem Wege zu sein, zu der Höhe der Bildung unter Karl dem Großen zurückzukehren. Aber auch hier sind es nicht fränkische Gelehrte, sondern vor allem irische, die die wirklich großen Leistungen vollbringen[120].

Dieser kurze Überblick über die Gedankenwelt in der Zeit nach Alcuin soll Ausgangspunkt sein, in der geistigen Welt des Angelsachsen, die so geschlossen erscheint, nach den Gründen oder wenigstens Ansätzen für diese Krisis zu suchen, die Probe auf eine gewisse Fragwürdigkeit hin zu machen. Wir haben in anderem Zusammenhang bereits

---

114 Fichtenau, Das karolingische Imperium, a. a. O. S. 185 ff.

115 *Rursus in antiquos mutataque saecula mores, Aurea Roma iterum renovata renascitur orbi.* Poet. lat. I, S. 385.

116 Poet. lat. I, S. 400.

117 Capit. I, S. 245/Z. 42 ff.

118 SS. II, S. 547/Z. 50 ff. Ein verwandter Gedanke bei dem etwa gleichzeitig schreibenden Wandalbert von Prüm, SS. XV, 1, S. 362/Z. 18 ff.

119 a. a. O. S. 547/Z. 47 ff. Vgl. dazu H. Löwe, Regino von Prüm und das historische Weltbild der Karolingerzeit, Rheinische Vierteljahrsblätter XVII (1952) S. 167.

120 Zum Renovatio-Gedanken der Zeit Karls des Kahlen bes. die Gedichte des Sedulius Scottus, Poet. lat. III, S. 180 f., S. 182 f., S. 189 f., S. 195, S. 216. Ähnliche Gedanken bei Heiricus von Auxerre, Poet. lat. III, S. 429/Z. 5 ff. und 429/Z. 19 ff. Dazu Heer, Renaissanceideologie . . . a. a. O. S. 51 ff.

gesehen, daß sich Alcuin aus tiefster Überzeugung zum Lehrer berufen fühlte[121]. Als solcher rechnet er sich zu den *principes populi christiani.* Er stellt sich als Lehrer unmittelbar neben den Bischof, hält sein Amt für ebenso wichtig bei der Heilsführung des „populus christianus"[122]. Solche Worte über die Würde seines Amtes setzen konkrete Vorstellungen über die Ziele voraus, die Alcuin in Ausübung seines Lehramtes zu erreichen gedachte. Ziel aller Studien und pädagogischen Bemühungen ist für ihn die *sapientia coelestis*[123]. Dieser Sapientia-Begriff Alcuins trägt keinerlei originelle Züge. Er ist vom patristischen Sapientia-Ideal bestimmt[124], von der Vorstellung der christlichen Väter über Gotteserkenntnis und Gotteserfahrung. Dabei scheint der Erkenntnisoptimismus, wie wir ihn in den früheren Werken Augustins finden, auf Alcuin recht wirksam gewesen zu sein. Sapientia ist für Alcuin ersterdings Erfüllung des Psalmistengebotes: *Diverte a malo et fac bonum (Ps. 33,15)*[125]. Diese Sapientia kann nur in Verbindung mit der *cognitio Dei* gewonnen werden. Sie umschließt einheitlich Wissen und Handeln und ist gleichbedeutend mit *beatitudo*[126]. *Beatitudo* aber heißt Hereinnahme Gottes in den Menschen selbst[127]. Entsprechend dem patristischen Weisheitsbegriff wird ein ethisches Apriori gefordert[128]. Mit der sittlichen Reinheit ist schon eine Aufnahme Gottes in den Menschen erfolgt, denn wer gut ist, hat Teil am *summum bonum,* und das ist Gott[129]. Die moralische Besserung ist für Alcuin eine Sache des freien Willens[130]. Die Richtlinien für sein Handeln kann der Mensch den heiligen Schriften entnehmen[131].

---

[121] Vgl. S. 8.
[122] Epp. IV, S. 83/Z. 16 ff.: *Memores simus, quod nos de stercore erexit, et posuit inter principes populi sui; non nostris meritis, sed sua gratuita misericordia.* So schreibt Alcuin an einen Bischof.
[123] Dieser Begriff begegnet in Alcuins Schriften immer wieder. Meist ist nur von *„sapientia"* die Rede. Damit ist nicht immer die *„sapientia coelestis"* gemeint. Grundsätzlich (vgl. „Grammatica", PL. 101, col. 849 ff.) unterscheidet er von ihr die *„saecularis sapientia"*. Sie ist mit den Artes identisch. Diese sind *„gradus ad sapientiam"*. Doch um zur *„sapientia coelestis"* zu kommen, muß der Mensch auch noch andere Stufen beschreiten, wozu er erst im fortgeschrittenen Alter in der Lage ist.
[124] Zum patristischen Weisheitsideal zusammenfassend: H. Meyer, Geschichte der abendländischen Weltanschauung Bd. II (Würzburg 1947) S. 99.
[125] Dazu das erste Kapitel aus Alcuins moralpädagogischer Schrift *„De virtutibus et vitiis"*, PL. 101, col. 613 f. L. Wallach, Alcuin on Virtues and Vices, The Harvard Theological Review XLVIII (1955).
[126] PL. 101, col. 615 AB.
[127] Vgl. *„De animae ratione"*, a. a. O. col. 643 B: *Beatitudo scilicet animae est Deum habere in se.*
[128] Meyer, a. a. O. S. 86.
[129] PL. 101, col. 643 C *(De animae ratione).*
[130] a. a. O. col. 644 A.
[131] Kapitel 5 in *„De virtutibus et vitiis"*, a. a. O. col. 616 C.

Diese vermitteln aber auch die Erkenntnis Gottes. Je mehr der Mensch Gott kennt, umso mehr wird er ihn lieben[132], denn die Liebe zum Guten ist dem Menschen von Natur aus eingegeben[133]. Deshalb wird bei einem intensiven Schriftstudium auch die moralische Besserung des Menschen Fortschritte machen[134]. Dieser Weisheitsbegriff räumt dem Lehrer einen wichtigen Platz ein, denn als Grundlage für die Erlangung der *cognitio Dei* wird ja das Schriftstudium bezeichnet. Doch das entscheidende Bindeglied zwischen der Tätigkeit des Lehrers und dem zu bessernden Menschen ist die dem menschlichen Wesen eingegebene Liebe zum Guten. Damit wird ein Zentralbegriff von Alcuins Menschenbild berührt. Dessen Grundzüge finden wir in der *Grammatica* dargestellt[135], namentlich in der Einleitung. Wie die gesamte *Grammatica* ist auch sie als Zwiegespräch zwischen Lehrer und Schüler gestaltet. Der Lehrer rückt gleich zu Anfang die Gnade Gottes als entscheidenden Faktor bei der Wahrheitssuche in den Vordergrund. Die Schüler widersprechen dem zwar nicht, aber Alcuin hält es nun für richtig, sie einmal recht deutlich auf die Leistung des Lehrers hinweisen zu lassen: von Natur aus ist dem Menschen ein *scientiae lumen* eingegeben[136]. Aufgabe des Lehrers ist es, wie einem Feuerstein den Funken, so dem Schüler dieses *scientiae lumen* zu entlocken[137]. Scientia steht für Alcuin in engstem Zusammenhang mit der moralischen Besserung. Denn wenn der Mensch nicht der ihm ebenfalls von Natur aus eigenen *cupiditas veri boni* folge, so nur deshalb, weil er von der *ignorantia* beherrscht sei und von ihr bestimmt auch unwürdige Dinge für erstrebenswert halte[138]. Von einigen, der patristischen Literatur eklektisch entnommenen Grundbegriffen aus wird hier ein Menschenbild gestaltet, das ganz auf der Annahme beruht, daß jede menschliche Handlung von der rationalen Einsicht bestimmt und geleitet wird. Ein sehr gelehrtes, aber auch sehr theoretisches Gebilde, mit der Erfahrung menschlicher Wirklichkeit schwerlich vereinbar. Aber Alcuin hat ganz unter dem Eindruck dieses Menschenbildes sokratisch-intellektualistischer Prägung gewirkt.

Liest man Alcuins Briefe aus der Zeit nach der Übersiedlung in das Kloster Tours (796), so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren,

---

[132] *Quantum enim quisque Deum agnoscit, in tantum diligit.* a. a. O. col. 639 B. (*De animae ratione*).

[133] . . . *ergo naturale est omni homini Deum amare. Si naturale est omni homini bonum amare, naturale est etiam Deum amare, quia Deus summum bonum est . . .* a. a. O. col. 639 B.

[134] *„De virtutibus et vitiis"* a. a. O. col. 616 C.

[135] a. a. O. col. 849 ff.

[136] a. a. O. col. 850 B.

[137] a. a. O. col. 850 A.

[138] a. a. O. col. 850 C.

daß für ihn mit der Entfernung vom Hofleben ein sehnlicher Wunsch in Erfüllung gegangen ist [139]. Erst im Kloster bietet sich ihm der Raum, in dem er seinen Lebensstil verwirklichen kann; der Atmosphäre des Hofes, dem prächtigen Aufwand, der nie zur Ruhe kommenden Betriebsamkeit stand er immer mißtrauisch gegenüber [140]. Dem zieht er die Ruhe des Klosters vor, die ihm so lieb gewordene Zelle, die freundliche und gepflegte Natur, die sie umgibt [141]. Was er von jeher forderte, findet hier seine Erfüllung: *Sint verba in veritate modesta, et temperata et silentia* [142]. Es wäre wohl falsch, diese Stimmung allein auf die Resignation des gealterten Gelehrten zurückzuführen. Denn auch aus dem Kloster schreibt er noch seine großen Mahnbriefe, jene sprachgewaltigen Aufrufe zum Mitwirken im Kampf gegen die Gewalten des Bösen, zur *cooperatio Dei* im letzten Abschnitt des letzten Weltalters [143]. Niemand kann daran zweifeln: Alcuin sah auch in der Abgeschiedenheit des Klosters seine große Aufgabe in der Heilsschaffung des *populus christianus*, in der moralischen Besserung durch die fortschreitende Verbreitung der *cognitio Dei*, entsprechend seinem Weisheitsbegriff und seinem optimistischen Menschenbild. Gerade auf dieses Bild von dem ganz von seiner Vernunft beherrschten Menschen ist es zurückzuführen, wenn Alcuin in diesem Nebeneinander von begeistertem Reformwollen und Rückzug in die ängstlich umhegte klösterliche Welt keinen Widerspruch sah. Seine im Menschenbild begründete Auffassung vom Lehrerberuf und seinen Möglichkeiten gab ihm die Gewißheit, auch aus einer distanzierten Zurückgezogenheit am heilsgeschichtlichen Wirken des Imperium christianum teilnehmen zu können.

Wir haben gesehen, daß es Alcuin als die wichtigste Pflicht des Christen betrachtete, seine Stellung in der Welt des Imperium christianum zu erkennen [144]. Die Einordnung, die Alcuin mit seiner eigenen Persönlichkeit vorgenommen hat, die Art und Weise, wie er dann der Verwirklichung dieser Forderung an sich selbst nachgekommen ist, zeigen einen Grad der Individualisierung, die ihn die wirklichen Nöte seiner Zeit nicht mehr erkennen ließ. Die Ichbezogenheit seines Tuns ist oft stärker als der Drang zur objektiven Wertschaffung im Dienste der Reform. In vielen seiner Mahnbriefe tritt diese Seite seines Wesens nur allzu deutlich hervor. Wenn er dogmatische Belehrungen erteilt, dann

---

[139] Epp. IV, S. 295/Z. 27 ff.
[140] Seinen Schüler Nathanael warnt er vor den Gefahren, die ihm am Hofe drohen, besonders vor den „*coronatae columbae*". Epp. IV, S. 392/Z. 26 ff.
[141] Poet. lat. I, S. 243 f.
[142] Epp. IV, S. 392/Z. 29 f.
[143] Vgl. etwa die Briefe Nr. 178 und Nr. 148.
[144] Vgl. S. 42 f.

sagt er gelegentlich, er tue dies nicht, weil er meine, sie seien wirklich notwendig, sondern er wolle damit nur zeigen, daß er seine ihm von Gott erteilte Aufgabe als Lehrer erfülle [145]; und wenn er seine Freunde ermahnt, dann um zu zeigen, daß er das göttliche Zentralgebot der Nächstenliebe erfüllt, nicht weil er diese Ermahnungen für das Heil seines Freundes unbedingt für notwendig hält [146]. Alcuin war sicherlich von der Rechtmäßigkeit seines Weges überzeugt. Spricht aus seinen Briefen das Gefühl der Sündhaftigkeit, dann liegt die Ursache meist in der Verwicklung in wirtschaftliche und rechtliche Klosterstreitigkeiten [147]. In einer tieferen Schicht schwingt aber eine große, ihm selbst wohl nur halbbewußte Heilsangst mit, die eben aus der individualistischen Grundanlage seines Wesens verständlich wird, aus seiner Neigung zur Reflexion, seiner ständigen Selbstbeobachtung und dem Horchen auf jede Regung seiner inneren Welt. Und diese innere Welt wollte er immer wieder neu erspüren. Dazu brauchte er die gesicherte Ruhe des klösterlichen Reservates. Sie aufgeben hieß für ihn, sich selbst aufgeben. Als seine englische Heimat in schwerste Not geriet, als die einfallenden Dänen Klöster und Kirchen zerstörten, als seine englischen Freunde ihn aufforderten, in die Heimat zu ihnen zurückzukehren, was er wohl vor diesen Ereignissen einmal beabsichtigt hatte, da verweigerte er ihnen die Zustimmung, weil England nicht mehr imstande war, ihm jenes Reservat zu bieten, in dem er seinen Lebensstil verwirklichen konnte [148], durch den er zwar eine große Reformtat unterstützen wollte, aber auch deren wirkliche Probleme nie kennenlernte.

Das traditionelle Geschichtsbild, dem sich Alcuin in strenger Autoritätsgläubigkeit angeschlossen hatte, wird somit ein Jahrhundert nach dem deprimierten Klagen über das Greisenalter der Welt zur Rechtfertigung eines grundsätzlich optimistischen Zeitbewußtseins, das aus einer stän-

---

[145] *Non quo . . . aliquid scientiae vestrae fidei catholicae incognitum esse, vel minus exploratum cogitarem, sed ut mei nominis, quo a quibusdam magister licet non merito vocabar, officium ostenderem,* a. a. O. 415/Z. 6 ff.

[146] *Non me obsecro praesumptiosum aestimate, fratres, pro huius ammonitionis cartula, sed quod caritatis lingua dictavi . . .* a. a. O. S. 173/Z. 12 f. Vgl. dazu die Zusammenstellung solcher Stellen in meiner Untersuchung zur Admonitio generalis, DA. 14 (1958), S. 225, Anm. h.

[147] Fichtenau, Das karolingische Imperium, a. a. O. S. 106.

[148] *Ego vero paratus eram cum muneribus redire ad vos et patriam reverti. Sed melius visum est mihi propter pacem gentis meae in peregrinatione permanere, nesciens, quid fecissem inter eos, inter quos nullus securus vel in aliquo salubri consilio proficere potest. Ecce loca sanctissima a paganis vastata, altaria periuriis foedata, monasteria adulteriis violata, terra sanguine dominorum et principum infecta.* Epp. IV, S. 147/Z. 17 ff. *Ecce me modo infidelitas patriae in tantum horret, ut reverti timeo: nesciens, quid de illa proficere valeam nisi perituram plangere et lacrimantis Hieremiae lamentationes sepius revolvere . . .* a. a. O. S. 149/Z. 11 ff.

digen Wechselwirkung zwischen jenem Wissen um die großen Züge künftigen Geschehens und dem Betrachten der Zeitgeschichte entstanden ist. Ihre Deutung als Endzeitgeschichte gibt Alcuin das Gefühl einer besonderen Unmittelbarkeit zu Gott, als dessen *cooperator* er sich am Endkampf mit dem Bösen beteiligt sieht, damit aber auch Zuversicht und Kraft zur Reform, die er aus der Einschätzung der realen Möglichkeiten niemals hätte gewinnen können. So zeigt sich uns an der Persönlichkeit Alcuins die Geschichte der karolingischen Bildungsreform als eine tragische Verknüpfung von Größe und Begrenztheit, indem die Begrenztheit eine Voraussetzung für ihre Größe wird, ihr Optimismus und die daraus hervorgehende Intensität ihres Reformwillens sie die Realitäten ihrer Zeit aber übersehen ließ und Ursache ihres Scheiterns wurde.

Heinrich Rantzaus römische Korrespondenten

von Horst Fuhrmann

Schleswig-Holsteins berühmtester Humanist Heinrich Rantzau[1], der von 1556 bis 1598 mit großer Umsicht das Amt eines Statthalters in den Herzogtümern verwaltete[2] und der die Breitenburg bei Itzehoe zu einem prächtigen Herren- und Gelehrtensitz mit einer vielbewunderten Bibliothek ausbaute, unterhielt einen ausgedehnten und vielseitigen Briefwechsel, der sich selbst für die damalige sehr korrespondenzfreudige Zeit erstaunlich ausnimmt[3]. Freilich war der Brief in der Epoche des Humanismus keineswegs nur ein Mittel sachlicher Verständigung, sondern auch ein Gegenstand literarischer Intentionen, und der nach schriftstellerischem Ruhm strebende Rantzau ließ solche Briefe im Druck erscheinen, die ihn als gewandten lateinischen Stilisten und als einen Mann mit weitverzweigten Verbindungen zu vielen Gelehrten und angesehenen politischen Persönlichkeiten ausweisen konnten.

Wohl am bekanntesten sind seine „Epistolae consolatoriae", die innerhalb des kurzen Zeitraums von 1593 bis 1595 nicht weniger als dreimal aufgelegt wurden[4], was in diesem Falle jedoch gewiß mehr ein Zeichen

---

[1] An einer umfassenden Biographie Heinrich Rantzaus fehlt es. Eine sehr gute Einführung bietet Johanne Skovgaard: Dansk Biografisk Leksikon Bd. 19 (Kopenhagen 1940) S. 135 ff., die auch den entsprechenden Abschnitt in der Sønderjyllands Historie (Kopenhagen 1939) S. 457 ff. und 506 f. geschrieben hat. Immer noch lesenswert sind die beiden Vorträge von Henning Ratjen, Johann Rantzau und Heinrich Rantzau (Kiel 1862) und von Paul Hasse, Heinrich Rantzau, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. Bd. 8 (1878) 328 ff.

[2] Vgl. Otto Brandt, Heinrich Rantzau und seine Relationen an die dänischen Könige (München-Berlin 1927).

[3] An Literatur für den Briefwechsel Heinrich Rantzaus ist vor allem zu nennen: Friedrich Bertheau, Heinrich Rantzau als Humanist, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 18 (1888) 131 ff.; ders., Heinrich Rantzau als Geschichtsforscher, ebda. 21 (1891) 307 ff.; ders., Aus dem Briefwechsel Heinrich Rantzaus von 1570—1594; ebda. 22 (1892) 239 ff. und bes. Johanne Skovgaard, Georg Braun und Heinrich Rantzau, Nordelbingen 15 (1939) 100 ff., die erweiterte Übersetzung eines Aufsatzes: Georg Braun og Henrik Rantzau, Festskrift til Johs. C.H.R. Steenstrup (Kopenhagen 1915) S. 191 ff. Die Handschriften des Briefwechsels sind unten S. 67 f. Anm. 15 genannt. — Zum Brief als damals gepflegter literarischer Form vgl. Erich Trunz, Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur, Zs. für Gesch. der Erziehung und des Unterrichts 21 (1931) 39 ff.

[4] Die erste Auflage kam 1593 bei Johann Wechel heraus, mit dem Rantzau auch im persönlichen Briefwechsel stand. Der jüngste in ihr enthaltene Brief ist auf den August 1592 datiert (an Großherzog Ferdinand von Medici S. 210). Die

eigener als fremder Wertschätzung sein dürfte. Der Titel der Ausgabe ist vom Inhalt der abgedruckten Schreiben hergenommen: es handelt sich in der Mehrzahl um Briefe, die hervorragende Persönlichkeiten europäischen Rufs zum Trost und zum Zeichen des Mitgefühls an Heinrich Rantzau geschickt haben. Denn Rantzau, berühmt wegen seines Reichtums an *libris et liberis,* verlor innerhalb kurzer Zeit fünf seiner zwölf Kinder durch den Tod; den Beileidsadressen sind häufig als Gegenstücke die kunstvoll aufgesetzten Antworten Rantzaus zur Seite gestellt. Daneben finden sich auch Briefe — in der dritten Auflage erheblich vermehrt[5] —, die mit einem Trauerfall im Hause Rantzau nichts zu tun haben. Der Ausgabe sind schließlich zumeist nach antiken Mustern gedichtete Elegien, Epigramme, Enkomien und Epitaphien beigegeben, unter ihnen auch die Sarkophaginschrift, die Heinrich sich selber zugedacht hat. Trotz seines ernsten Inhalts macht der Band ganz den Eindruck eines literarischen Kunstwerks und gar nicht etwa den eines Trostbüchleins. Und wenn der Magister Georg Ludwig Froben (1566—1645) — ein Mitglied der berühmten Druckerfamilie —, den Rantzau als Gelehrten

---

Epp. cons. dieser ersten Auflage mit dem eigenhändigen Namenszug Heinrich Rantzaus, vielleicht also sein Handexemplar, besitzt die Universitätsbibliothek Kiel unter der Signatur: Archiv IV 253. Es ist schon von Friedrich Lammert, Heinrich Rantzau und sein Kriegsbuch, Nordelbingen 14 (1938) 309 Anm. 18 bemerkt worden und in der Aufstellung Rudolf Bülcks, Rantzaubände, Zentralbl. für Bibliothekswesen 47 (1930) 589 ff. nachzutragen. — Sofort anschließend an die erste Auflage wurde eine Neuausgabe veranstaltet: *Altera editio auctior et uberior*; auch sie erschien noch 1593 allerdings bei Christoph Axin o. O. (= Wittenberg, vgl. Josef Benzing, Buchdruckerlexikon des 16. Jh., Frankfurt 1952, S. 186 Nr. 35). Die Zahl der hinzugekommenen Briefe ist gering; ohne poetische Stücke fünf. Das späteste Datum trägt ein Brief Rantzaus an seinen Schwiegersohn Benedikt Ahlefeldt vom 23. April 1593 (S. 192). Diese zweite Auflage bildete mit der sogenannten zweiten Auflage des „Diarium seu Calendarium" vermutlich eine in verschiedenen Exemplaren zusammen ausgelieferte Einheit (s. unten S. 72 Anm. 32). — Die dritte erheblich vermehrte Auflage wurde wiederum in Frankfurt besorgt, diesmal bei Peter Fischer, einem zeitweiligen Geschäftspartner des Johann Wechel (Benzing S. 57 Nr. 33). In das bis auf den Index zumindest schon ausdruckfertige Exemplar sind noch zwei Lagen von insgesamt eineinhalb Bogen mit Briefen des Jahres 1595 eingeschoben worden; das zeitlich letzte Stück ist vom 7. Juli 1595. Das nicht angegebene Publikationsjahr ist aus diesem Grunde auf 1595 anzusetzen. Ob es sich bei dem *Liber ... ipsis nundinis impressus a M. Palthenio iussu Fischeri* des Typotius (Anhang S. 7) um die Trostbriefe in dritter Auflage handelt, wie Lammert, Nordelbingen 14, 309 f. vermutet, ist zweifelhaft. Das zur Messe ausgedruckte Buch wäre dann mindestens zwei Monate liegen geblieben. — Zu den drei Auflagen vgl. Johannes Moller, Cimbria Literata 3 (Kopenhagen 1744) S. 570, 594 und Lammert, Nordelbingen 14, 309 f.

[5] Die 3. Auflage trägt im Titel deshalb den Zusatz: (*Epistolae consolatoriae ...*) *Quibus hac tertia editione passim insertae sunt illustrium quorundam virorum Epistolae alterius Argumenti lectu non iniucundae.* — Im folgenden ist, wenn nicht ausdrücklich anders vermerkt, diese vermehrte 3. Auflage zitiert.

und Erzieher zu sich geladen und mit der Edition betraut hatte, in seiner Widmung den Lesern verspricht, sie würden für eine ähnliche Lage etwas finden, was sie in nützlicher Weise nachahmen könnten, so ist das nur zum Teil im Sinne eines sich für die äußerliche Form anbietenden Briefstellers gedacht; Froben und also indirekt auch Rantzau entsprachen mit ihrem Unternehmen einer humanistischen Idee, die allen voran Erasmus vertreten hatte, daß nämlich der Mensch durch den bewußten Umgang mit dem Wort sich läutert und stärkt. Dessen ungeachtet sollten die Briefe ohne Zweifel die weitreichende Wertschätzung, deren sich Rantzau erfreute, gebührend deutlich machen.

Die literarisch überhöhte Form hat die Trostbriefe in den Ruf gebracht, zum guten Teil fingiert zu sein[6], ein Urteil, das mit Recht Widerspruch gefunden hat[7]. Denn der Fälschungsverdacht wird schon dadurch unwahrscheinlich, daß die einzelnen Schreiben mit Datum und vor allem mit Adresse wiedergegeben sind; bei starken Textveränderungen oder gar freien Erfindungen wäre das Risiko, daß die erwähnten und zur Zeit der Publikation noch lebenden Personen Einspruch erheben und den Autor bloßstellen konnten, zu groß gewesen. Gewiß aber sind manche Stücke für die Veröffentlichung aufgeputzt worden, und wir haben Beispiele, an denen sich die Art und das Maß der Aufbesserung ablesen läßt. Die Veränderungen bewegen sich offenkundig in erster Linie im stilistischen Bereich; die sachliche Aussage wird kaum verändert[8].

---

[6] Bruno Thomas, Die Rantzau-Harnische in der Wiener Waffensammlung, Nordelbingen 13 (1937) 246.

[7] Den Verdacht von Thomas hat Lammert, Heinrich Rantzau und die Ambraser Rüstkammer, Zs. für hist. Waffen- u. Kostümkunde, N.F. 6 (1939) 193 ff. mit dem freilich nicht ganz ausreichenden Argument zurückgewiesen: „Eine Persönlichkeit, wie Heinrich Rantzau, konnte und wollte keine Fiktionen veröffentlichen" (S. 194).

[8] Als Beispiel kann der erste Brief Rantzaus an den Großherzog von Toskana, Ferdinand von Medici (s. unten S. 80 f.), dienen (Epp. cons. S. 260 ff.), der uns kopial auch noch in der Breitenburger Briefhandschrift S. 997 ff. (s. unten S. 67 f. Anm. 15) überliefert ist. Im Druck ist der Text kompositionell umgestellt und auf Partien verzichtet, die reinen Nachrichtenwert haben. So wurde die Bemerkung ausgelassen, daß eine Geschenksendung dem nach Rom reisenden *Christiano ab Halveren canonico Leodensi et Episcopi Coloniensis consiliario* habe anvertraut werden sollen, aber dieser krank geworden sei; Ferdinand solle möglichst bald Nachricht geben, ob er die Sendung durch Seeleute aus Hamburg befördert haben wolle. — Einen Fall starker stilistischer Korrekturen selbst an fremden Briefen bietet ein Schreiben Alessandro Farneses aus Brüssel vom Februar oder März 1586 (Epp. cons. S. 99 f.), das auch in die Handschrift der Kieler Universitätsbibliothek (S. 6 nr. VII) und in die Breitenburger Handschrift (S. 343; zu beiden Handschriften s. unten S. 67 f. Anm. 15) aufgenommen ist. Die zwei Abschriften geben als Ausfertigungsmonat und Tag den 14. Februar an, doch das Jahr heißt in dem Kieler Manuskript *MDLXXXIII*, im Breitenburger *MDLXXXVI*, wie im Druck, der allerdings März statt Februar angibt. In der Jahresangabe hat sich zweifellos der Abschreiber des Kieler Exemplars verlesen.

Doch ist ein Brief der Epistolae consolatoriae selbst dem sonst weitgehend arglosen F. Bertheau verdächtig erschienen, und er glaubte, ihn gegen einen möglichen Anwurf der Erdichtung ausdrücklich in Schutz nehmen zu müssen[9]. Und wirklich legen einige Besonderheiten einen solchen Schluß nahe. Es geht um einen Brief vom 1. Oktober 1593, der erst in der dritten Auflage (1595) hinzugekommen ist[10]. Während in allen anderen Stücken der Epistolae der Empfänger oder Absender mit Namen und, wo seine Würde es empfahl, auch mit voller Titulatur angegeben ist, wurde in diesem einen Falle beides unterdrückt. Die Adresse ist umschrieben und lautet: *Ad Principem aliquem magni nominis in Italia* — „an einen Fürsten von großem Namen in Italien" übersetzte Bertheau. Auch fehlt der Gegenbrief des italienischen Fürsten an Rantzau. Das Verschweigen des Korrespondenten[11] ist um so erstaunlicher,

---

Sonst stimmt der Kieler Text mit dem Breitenburger überein; der Einleitungssatz lautet: *Literas tuas Bredeberga prima Decembris proxime elapsi ad nos datas a doctissimo viro nobis sincere dilecto Henrico Sudermanno, Hanseatici foederis Syndico, accepimus; iisque perlectis ad Antwerpienses scripsimus in eam sententiam, quam ex adjuncto exemplo intelliges.* Im Druck heißt es: *Literas tuas Bredenberga, prima Decembris proxime praeteriti anni ad nos datas, accepimus, et siquidem causa tua iustis postulatis inniti videtur, petitioni tuae libenter annuimus, atque ad Antvverpienses scripsimus in eam sententiam, quam exadiuncto hisce exemplo poteris intelligere.* — Ein Versehen ist es gewiß, wenn in der 1. Auflage ein Brief Brauns fälschlich Sudermann zugeschrieben wird (S. 194), in der 2. und in der 3. Auflage (S. 174, bzw. S. 253) ist der Fehler beseitigt. Stehengeblieben sind in allen drei Auflagen (1. Aufl. S. 131 ff.; 2. Aufl. S. 115 ff.; 3. Aufl. S. 173 ff.) drei Briefe, die zu Unrecht gleichfalls Sudermann statt Braun als Verfasser angeben, und der Gegenbrief Rantzaus, dessen Empfänger dementsprechend Braun und nicht Sudermann war, vgl. Skovgaard, Nordelbingen 14, 118 Anm. 57.

[9] Bertheau, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 18, 187 Anm. 4: „Der Name des Fürsten ist nicht genannt, indessen ist der Brief keine Erdichtung, da im Eingange ganz bestimmt erzählt wird, welche freundliche Aufnahme Heinrichs Diener Fabricius im Hause des Fürsten zu Rom gefunden und welche reichen Geschenke er für seinen Herrn mitbekommen hat".

[10] Epp. cons. S. 278 ff.

[11] In der Kieler Handschrift (s. unten S. 68 Anm. 15) trägt der Brief nr. XLI S. 43 f. vom 3. August 1586 folgende Adresse: *Henricus Ranzovius S. D. N. N.* Rantzau berichtet vor allem von dem Schicksal seines zunächst unter englischer Fahne, dann in Holland dienenden Sohnes Friedrich, der ein Jahr später, 1587, in Couleuvre (im mittelfranz. Dep. Allier) ermordet wurde. Die Zeilen sind wahrscheinlich an einen holländischen Gelehrten gerichtet; am 1. Juni 1587 antwortet Justus Lipsius aus Leiden (Epp. cons. S. 183; Breitenburger Handschrift S. 376): *De filio tuo Friderico nihil intellexi; quaeram tamen et si quid resciero, scribam.* In einem Brief vom 5. April 1586 (Breitenburger Handschrift S. 353 ff.) hatte Lipsius Friedrich Rantzau gar nicht erwähnt, auch nicht kurze Zeit später am 13. April 1586 (vgl. F. Bertheau, Die Beziehungen des Statthalters Heinrich Rantzau zu Justus Lipsius, Programm zum 50-jährigen Jubiläum der Lauenburgischen Gelehrtenschule zu Ratzeburg 1895, S. 7). In dem Antwortbrief Rantzaus vom 11. Mai 1586 aus Schwerin, den Thomas Crenius, De eruditione comparanda (Leiden 1699) S. 563 f. überliefert hat und den Lammert,

als dem Brief, wie schon Bertheau hervorhob, eine gewisse Schlüsselstellung innerhalb der Epistolae consolatoriae zukommt; in ihm äußert sich Rantzau ausführlich über Sinn und Zweck der Trostbriefsammlung. Sie soll Zeugnis ablegen von dem weitgespannten und bis in höchste Stände reichenden Netz seiner freundschaftlichen Korrespondenz, wie es durch die Trauerfälle in seiner Familie sichtbar geworden ist. Wer aber war der „italienische Fürst großen Namens", der dieser doch recht persönlichen Eröffnung für würdig erachtet wurde? Wenn unter dem *Princeps aliquis* wirklich eine besonders hochstehende Persönlichkeit verborgen ist, so muß der Verzicht, ihren Namen zu nennen, Heinrich Rantzau schwer angekommen sein und gewichtige Gründe haben.

Unter den Briefpartnern der Epistolae consolatoriae befinden sich wohl einige vornehme Italiener: Alessandro Farnese (1545—1592)[12], Herzog von Parma und Statthalter in den Niederlanden, Ferdinand von Medici (1549—1609)[13], Großherzog von Toskana, und dessen berühmter florentinischer Hofhistoriograph Scipione Ammirato (1531—1601)[14]. Aber sie alle sind dem Leser bereits mit vollem Namen vorgestellt; aus welchem Grunde bei dem einen Male eine Ausnahme gemacht worden sein sollte, ist schwer einzusehen. Aus der übrigen uns erreichbaren Rantzau-Korrespondenz[15] bietet sich allenfalls noch ein Mann an, den man in der Rolle

Nordelbingen 14, 305 und 332 behandelt, ist gleichfalls von dem Sohn Friedrich keine Rede. Vermutlich wurde Lipsius erst durch den an N. N. adressierten Brief informiert. Der Name des Empfängers scheint vom Kopisten unterdrückt zu sein, der auch andere Stellen nicht ausfüllte oder wegließ.

[12] Epp. cons. S. 99 f.; vgl. Bertheau, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 22, 278; s. auch oben S. 65 f. Anm. 8.

[13] Epp. cons. S. 260 ff.; vgl. Hasse, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 8, 347; Bertheau, ebda. Bd. 18, 183 f.; Lammert, Zs. f. hist. Waffen- und Kostümkunde, N. F. Bd. 6, 194 ff.

[14] Epp. cons. S. 285 f. Zu Ammirato vgl. Eduard Fueter, Gesch. der neueren Historiographie (München-Berlin [3]1936) S. 132 ff.; P. Arcari, in: Dict. d'hist. et de géogr. ecclés. 2 (1914) 1307. Zum Briefwechsel mit Rantzau: Bertheau, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. Bd. 21, 351 f. Auf seine Mitarbeit mit Rantzau ist unten S. 81 f. Anm. 67 eingegangen.

[15] Folgende Handschriften enthalten größere Teile des Briefwechsels Heinrich Rantzaus: 1. Eine Handschrift in Schloß Breitenburg bei Itzehoe. Sie bestand ursprünglich aus losen Abschriften, die erst später zusammengebunden und paginiert wurden. Die Handschrift, in die ca. 285 zwischen den Daten 20. Mai 1570 und 18. Februar 1594 liegende Briefe eingegangen sind, stellt offenbar ein druckfertiges Manuskript dar, denn vorn befindet sich eine vollständige Titelei, die sogar schon Hamburg als Druckort angibt. Vielleicht sollte die Breitenburger Handschrift die Druckvorlage jener „einigen hundert Briefe" bilden, deren baldiges Erscheinen Petrus Lindeberg in seiner Hypotyposis (1. Ausg. Rostock 1590 S. 36 nr. XI; 2. Ausg. Hamburg 1591 S. 63 nr. XIII; 3. Ausg. Frankf. a. M. 1592 S. 77 nr. XIII) angekündigt hat, die aber anscheinend nie veröffentlicht worden sind. Die Epp. cons. können es nicht sein, weil sie selbst in der vermehrten dritten Auflage nur etwa 150 Briefe umfassen und 1590 vor dem Tode des Sohnes Kai (20. IV. 1591) ein Plan, speziell „Trost-

jenes Unbekannten sich gut vorstellen könnte. Es ist Minuzio Minucci (1551—1604), unter den Päpsten Innozenz IX. und Clemens VIII. Staatssekretär für Deutschland, mit dem Rantzau 1593 schon seit mehreren

---

briefe" zu publizieren, noch nicht bestanden zu haben scheint. Auf Kais Tod hin brachte David Chytraeus seine Epistola consolatoria ad Henricum Ranzovium (Hamburg 1591) heraus. Der Breitenburger Band ist wahrscheinlich bei der Eroberung des Schlosses durch Wallenstein 1627 von dort verschleppt worden. Aus einer Notiz des Olav Heinrich Moller (1715—1796; über ihn vgl. Fritz Graef, Olaus Mollers Stammbuch, in: Festschrift aus Anlaß des 25-jährigen Eröffnungstages des Museumsgebäudes am 19. VIII. 1928, hg. vom Kunstgewerbemuseum Flensburg, Flensburg 1928, S. 281 ff.; Dansk Biografisk Leksikon Bd. 16, 1939, S. 25 f.) aus dem Jahre 1745 geht hervor, daß die Handschrift 1740 von dem Theologiestudenten Olav Halwersen in Halle erworben worden ist. Halwersen stammte, wie mich Herr Dr. Th. O. Achelis freundlicherweise unterrichtet, aus Flensburg, ging 1732 dort zur Schule und schrieb sich erst am 12. April 1742 in Halle in der Theologischen Fakultät ein. Er starb als Kandidat schon am Ende der vierziger Jahre in Flensburg. Von diesem Halwersen wiederum hat die Handschrift Moller gekauft. Wie sie nach Breitenburg kam, habe ich nicht feststellen können. Die Breitenburger Briefe sind ausführlich nur von Bertheau, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 22, 239 ff., herangezogen worden. — 2. Der Codex S. H. 388 der Kieler Universitätsbibliothek (zu seiner Provenienz vgl. Ratjen, Verzeichnis der Handschriften der Kieler Universitätsbibliothek, Bd. 2, Kiel 1858, S. 58 f.; F. Bertheau, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 21, 309 Anm. 3; F. Lammert, Nordelbingen 14, 308), 1942 noch nachweisbar, ist heute verschollen. Aber es ist der Bibliotheksverwaltung gelungen, vor dem Verlust hergestellte Photokopien zu beschaffen, so daß der Text voll greifbar bleibt. In der Kieler Handschrift waren 93 Briefabschriften der Rantzauschen Korrespondenz zusammengefaßt; das älteste Stück ist auf den 21. März 1570, das jüngste auf den 7. April 1587 datiert. Die Rantzaubriefe brechen auf S. 92 ab, auf deren unterem Rand als Reklamante noch *Henrico*, der Hinweis auf einen einst hier anschließenden Brief an Rantzau, zu lesen ist. — 3. Die Handschriften der Wiener Nationalbibliothek 9737 l, m, n, auf die zuerst J. Skovgaard (s. oben S. 63 Anm. 3) und dann Isak Collijn, Rester av Heinrich Rantzaus biblioteket på Breitenburg i National- och Universitetsbiblioteket i Prag, 2. Teil, Nordisk Tidskrift för Bok- och Biblioteksväsen 27 (1940) 185 aufmerksam gemacht haben. Die Korrespondenten sind in den Tabulae codicum mss. praeter graecos et orientales in Bibl. Palatina Vindobonensi asservatorum VI (Wien 1873) S. 78 f. genannt. Herrn Dr. Unterkircher und Herrn Hofrat Dr. Trenkler von der Österreichischen Staatsbibliothek habe ich für freundliche Auskünfte zu danken, die die genannten Handschriften betreffen. — 4. Neu hinzuweisen ist auf den Cod. ms. juridic. 8 Bd. IX der Göttinger Universitätsbibliothek, der in seinem zweiten Teil fol. 159v—189 nach der Überschrift *Sequuntur copiae quarundarum literarum* 59 aus den Jahren 1560—1580 stammende Stücke (nr. 91 ist zweimal gezählt) enthält, von denen der größere Teil zu Heinrich Rantzau in engen Beziehungen steht. Inhalt und Charakter der Schreiben ist äußerst bunt: Verwandtenbriefe, Eingaben an den Statthalter, Kommendationen, Glückwünsche, Ehevertrag, Bekanntgabe eines Hinrichtungsbefehls, Bestätigung der legitimen Geburt eines Breitenburger Einwohners u. a. m. Die meisten, häufig Datum, Ort und Namen nicht angebenden Abschriften entstammen dem privaten Bereich, und die im Göttinger Katalog (Verzeichniss der Handschriften im preuss. Staate. I. Hannover. 1. Göttingen Bd. 1, 1893, S. 302, 304) vorgebrachte Vermutung ist berechtigt, daß vielleicht Jürgen Porter, der zeitweilige Schreiber der Barbara Rantzau (Witwe des Moritz Rantzau † 1572), diese Sammlung veranlaßt hat.

Jahren im Briefwechsel stand[16]. Aber mit ihm verkehrte Rantzau in einem viel vertrauteren Ton, und vor allem konnte er den Monsignor Minucci, Segretario di Stato, nicht mit *Princeps* betiteln, einer Anrede, die eher einem Kardinal oder allenfalls einem Bischof zustand, und die er für Minucci sonst nirgends verwandte. Der mysteriöse *Princeps magni nominis in Italia* scheint sich unter den bislang bekannten Briefpartnern Rantzaus nicht zu befinden.

Entscheidende Klarheit bringt ein in die vatikanische Handschrift Cod. Vat. lat. 6547 eingebundener Entwurf eines Briefes, der an Heinrich Rantzau gerichtet ist[17]. Das Konzept gehört Giulio Antonio Santori, dem Erzbischof von Santa Severina und damaligen Kardinalpriester von S. Bartolomeo all'Isola. Ohne Frage ist er der „Fürst großen Namens", dem Rantzau die in den Epistolae consolatoriae abgedruckten Zeilen vom 1. Oktober 1593 gewidmet hat; denn in dem besagten Konzept wird der Empfang eines Rantzauschen Briefes von diesem Tag bestätigt[18], wie auch beide Schreiben in einer aufeinander abgestimmten Weise von dem Diener Caspar Fabricius[19] und einer nach Rom abgegangenen Büchersendung sprechen[20]. Durch die Person Santoris, dessen Name im Schrifttum und in der Korrespondenz Rantzaus sonst, soweit ich sehe, an keiner Stelle auftaucht, wird das vorliegende Briefpaar interessant.

Santori (1532—1602)[21] war in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts ohne Unterbrechung auf führenden Posten in der römischen Politik tätig und in allen vier Konklaven seit dem Tode Sixtus' V. († 27. VIII. 1590) von 1590 bis 1592 nahe daran gewesen, selbst die Papstwürde zu erlangen. Bei der letzten dieser vier Wahlen, aus der schließlich Ippolito Aldobrandini, der sich Clemens VIII. nannte (1592—

---

[16] s. unten S. 75 ff.
[17] Der Codex (saec. XVI/XVII) umfaßt 332 Bll. und enthält nach dem Inventar: Minute di lettere Latine ed Italiane di Monsignor Flaminio Filonardi, vescovo di Aquino, del di Santa Severina, e di altri a diversi.
[18] In dem später getilgten Teil des Entwurfs heißt es: *(vix dici potest,) quantum ego laetitiae acceperim de iis litteris, quas ad me kalendis octobris tam amanter tam officiose scripsit Dominatio tua.*
[19] Rantzau schreibt Epp. cons.[3] S. 278: ... *sine pudore diffiteri non possem, benevolentiam et huminitatem tuam, qua ministrum meum Casparum Fabricium Romae in aedibus tuis amplexus, imo complexus fuisti* ... Im Entwurf Santoris heißt es: ... *Gasparum Fabricium tuum Romae libenter vidi* ... Zur Person des Fabricius s. u. S. 81 f.
[20] S. unten S. 71 ff. und unten S. 72 Anm. 32.
[21] Über Santori vgl. die Angaben von Lorenzo Cardella, Memorie storiche de'cardinali della S. Romana Chiesa V (Rom 1793) 1028—1031; Bruno Löwenberg, Das Rituale des Kardinals Julius Antonius Sanctorius. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Rituale Romanum, Pontif. Univ. Gregoriana (Teildruck München 1937) S. 5—8; I. Mercier, Dict. de Théol. Cath. 14, 1 (1939) 1104 f.; des weiteren Enciclopedia Catt. 10 (1953) 1883.

1605), als Sieger hervorging, war er sogar schon als Papst begrüßt worden, und nur der Wankelmut der spanischen Partei an der Kurie und eine recht kleine, aber unnachgiebige Opposition hat ihn, überraschend für Freunde und Gegner, um die Tiara gebracht[22]. „Kein Kandidat war je der Tiara so nahe gewesen, ohne sie erreicht zu haben“ [23]. Trotz der ihm bereiteten Enttäuschungen hat er der Kirche und allen seinen glücklicheren Konkurrenten ohne eine Spur von Ressentiment weiterhin treu gedient und sogar neue Aufgaben übernommen. 1595 wurde er Kardinalpriester von S. Maria in Trastevere, 1597 Kardinalbischof von Palestrina[24]. Er schützte die Seminarien und war ein Gönner der griechischen Kongregationen[25]; sein Glaubenseifer prädestinierte ihn für den ständigen Vorsitz in der 1599 neu eingerichteten und überaus wichtigen Congregatio super negotiis sanctae fidei et religionis catholicae, der späteren Congregazione di Propaganda Fide[26]. Gefürchtet war Santoris orthodoxe Strenge, und ihr Eindruck vielleicht hat die Kardinäle bewogen, ihm die letzte Stufe des Papstthrones zu verwehren; ihm, dem Eiferer, erschien, wie er in seiner Autobiographie schreibt, die Bartholomäusnacht mit dem Hugenottenmord als „ein sehr fröhlicher Tag für die Katholiken“ [27]. Als der leitende Kopf der gerade damals besonders aufmerksamen römischen Inquisition war Santori im September 1592 federführend bei dem Antrag an die venezianische Republik, Giordano Bruno der Kurie auszuliefern, und er hat den römischen Willen auch durchgesetzt. Unter den Namen derer, die in der Sitzung des 8. Februar 1600 Giordano Bruno nach einer Kerkerzeit von sieben Jahren zum Ketzer erklärten, zum Feuertod verurteilten und dem weltlichen Arm zur Hinrichtung auslieferten, findet sich auch der des Großinquisitors Santori, „Bischof von Palestrina, genannt von Santa Severina“ [28]. In Schriften wie „De moribus haeretico-

---

[22] L. v. Pastor, Gesch. d. Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, Bd. 11 (1927) S. 9 ff.

[23] Paul Herre, Papsttum und Papstwahl im Zeitalter Philipps II. (Leipzig 1907) S. 615.

[24] Vgl. C. Eubel, Hierarchia catholica III (^{2}1923) S. 44 nr. 8; IV (1935) S. 46 u. S. 37.

[25] Auszüge aus den Audienzaufzeichnungen Santoris, soweit sie den byzantinischen Ritus und die östliche Christenheit betreffen, hat Cirillo Korolevskij, Le udienze e relazioni del Card. G. Santori per gli affari della chiesa orientale, Stoudion, Bollettino delle chiese di rito bizantino, als Supplement zu Bd. 5 (1928) — 8 (1931) veröffentlicht.

[26] Vgl. Pastor Bd. 11 S. 503 f.

[27] Vita del Cardinale G. A. Santori detto il Cardinale di S. Severina composta e scritta da lui medesimo, hg. von G. Cugnoni, Arch. della R. Società per la storia patria, Bd. 13 (1890) 193. Santori spricht dort vom *re Carlo nono di gloriosa memoria, in quel celebre giorno di san Bartolomeo lietissimo a'cattolici* ...

[28] Vincenzo Spampanato, Vita di Giordano Bruno, con documenti editi ed inediti (Messina 1921) S. 780, Documenti romani nr. VI.

rum" und „De Nestorianorum et Graecorum erroribus, item de eorum ritibus" setzte sich Santori theoretisch mit Formen der Häresie auseinander und hatte auch ein wachsames Auge darauf, daß der Index prohibitorum librorum beachtet wurde[29]. Aus allen seinen Handlungen und der Art, wie er die übernommenen Ämter wahrgenommen hat, spricht der ernste und unbeirrbare katholische Rigorist. Ranke, der als erster Santoris großen Anteil an der römischen Politik des endenden 16. Jahrhunderts erkannt hat, führt ihn in seiner Geschichte der römischen Päpste mit folgender Charakteristik ein[30]: „Santorio, Kardinal von Santa Severina, der Mann der Inquisition, in allen geistlichen Geschäften schon lange von leitendem Einfluß, hartnäckig in seinen Meinungen, streng gegen seine Diener, selbst gegen seine Verwandten voll Härte, wie viel mehr gegen andere, unzugänglich für jedermann."

Und mit ihm hat der überzeugte Protestant Heinrich Rantzau, wenn auch lediglich zu einem humanistischen Gespräch, so doch immerhin Kontakt aufgenommen. Aus den Relationen Rantzaus an den dänischen Königshof wissen wir, daß er sich seinem Herrscher gegenüber immer betont evangelisch gegeben und eine recht drastische Abneigung gerade gegen den Papst herausgekehrt hat[31]. Der Grund für den weggefallenen Korrespondentennamen in den Epistolae consolatoriae wird deutlich: Heinrich Rantzau konnte ohne Furcht, sich politisch in ein schiefes Licht zu stellen, den prononciert katholischen Kirchenfürsten Giulio Antonio Santori als Briefempfänger nicht bekanntgeben, zumal die dänischen Könige es bisher vermieden hatten, mit der Kurie offiziell in Verbindung zu treten. Indessen hatte Rantzau so viel Sammlerherz, daß er diesen vorteilhaften Brief nicht überhaupt auslassen mochte, der obendrein in das Verständnis seiner vorgelegten Sammlung einführen konnte.

Rantzaus Brief an Santori ist äußerst freundlich gehalten, beginnt mit einer breit ausgeführten Entschuldigung für die verspätete Danksagung und spiegelt eine besondere Freude darüber wider, daß Rantzaus Sekretär Caspar Fabricius im römischen Hause des Kardinals überraschend freundlich aufgenommen und ihm sogar eine Geschenksendung für seinen Herrn übergeben worden war. Einen Brief oder ein Billet an Rantzau hatte allerdings Fabricius anscheinend nicht mit auf den Weg bekommen, denn auf irgendwelche ihm übergebene Zeilen des Spenders hat Rantzau keinen Bezug genommen. Am Ende des Schreibens werden Santori zwei

---

[29] Vgl. Pastor Bd. 11 S. 470 Anm. 3.
[30] L. v. Ranke, Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten, eingel. von F. Baethgen (Stuttgart 1953) Bd. 1 S. 338.
[31] O. Brandt, Heinrich Rantzau und seine Relationen an die dänischen Könige S. 98.

Bücher angekündigt: eben die „Epistolae consolatoriae“ in ihrer zweiten Auflage (1593) und ein „Diarium seu Calendarium“, eine halb astrologische Jahrestabelle, die an die Trostbriefsammlung angebunden sein sollte[32]. Das zweite Geschenk war für einen römischen Kardinal, der Mitglied der Inquisition war, wenig passend, denn gerade damals ging man in Rom energisch gegen die Astrologie vor; aber davon wird Rantzau kaum etwas gewußt haben. Für beide Werke wird ein Platz in der Bibliothek Santoris erbeten.

Auf der anderen Seite gestattet der Entwurf zu Santoris Replik an den Holsteiner einen Blick in die Schreibstube des Kardinals und läßt uns erkennen, auf welchen Ton die Antwort abgestimmt werden sollte. Das Konzept ist offensichtlich zunächst von einem Schreiber niederen Ranges begonnen worden, der auch eine mit einem *Aliter* verbundene doppelte Überschrift zur Auswahl an die Spitze gestellt hat[33]. In der Anrede

---

[32] Obwohl die Bücher Santoris über die Barberini in die Vatikanische Bibliothek eingegangen sind, ist nach freundlicher Auskunft von Herrn Dr. H. Lutz (Rom) der Band dort nicht erhalten, aber sein Aussehen ist leicht zu rekonstruieren. Rantzau umschreibt Epp. cons. S. 280 die Gestalt der beiden zugeschickten Bücher in folgender Weise: ... *mitto libellum aliquem, in quo nihil continetur, nisi quod Christianae fidei sit consentaneum* (die Trostbriefe) ... *Huic libello, quemadmodum etiam Calendario ei annexo, ut locum concedas in illustri bibliotheca tua ... ea qua decet, animi subiectione peto.* Das Kalendar war also an die Trostbriefsammlung angebunden. Nun ist die zweite Auflage der Epp. cons. (s. oben S. 64 Anm. 4) und die zweite Auflage des Diarium (vgl. J. Moller, Cimbria Lit. III S. 593; Lammert, Nordelbingen 14, 305) zur gleichen Zeit 1593 bei Christoph Axin in Wittenberg in gemeinsamer Druckgestaltung erschienen und zumindest vereinzelt auch zusammengebunden worden. Ein solches kombiniertes Exemplar besitzt die Fürstl. Öttingen-Wallersteinsche Bibliothek; es war Markus Fugger (1529—1597) gewidmet (vgl. F. Zoepfl, Rantzaubände, Zentralbl. f. Bibliothekswesen 47, 1930, 596 ff.; Paul Lehmann, Eine Geschichte der alten Fuggerbibliothek, 1956, S. 283 zu S. 240). Ein zweites Stück von derselben Gestalt mit sogar dem gleichen Einband bewahrt die Universitätsbibliothek Göttingen unter der Signatur H. Dan. III 8914[2] auf. Mit nahezu wörtlich übereinstimmender Widmung war es Anton Fugger dem Jüngeren (1552—1616) dediziert (erwähnt von O. Walde, Bücher- und bibliotheksgeschichtliche Forschungen, Nord. Tidskr. för Bok- och Biblioteksväsen 17, 1930, S. 125), dem Rantzau zumindest noch eins seiner Werke geschenkt hat (vgl. I. Collijn, Beiträge zur Gesch. d. Bibl. d. Heinrich Rantzau, Zentralbl. f. Bibliothekswesen 50, 1930, S. 116 Anm. 2; Lehmann, Eine Gesch. der alten Fuggerbibliotheken S. 24). Daß freilich auch Einzelexemplare des bei Axin 1593 gedruckten Diariums erschienen sind, zeigt der Fund Collijns in der National- und Universitätsbibliothek Prag (Nord. Tidskr. för Bok- och Biblioteksväsen 27, 1940, 229 nr. 334).

[33] *Domino Henrico Ranzovio Regis Daniae in Ducatibus Slesvici, Holsatiae et Dithmarsiae Vicario et Consiliario, Administratori Praefecturae Segebergensis, Dynastae in Bredenberg, Ranzovisholm, Vandesbeck etc Regii Danici ordinis Equiti / Aliter / Domino Henrico Ranzovio Consiliario et Vicario in Holsatia, Stornaria et Slesvicio [qui sunt Ducatus Regis Daniae] et in Provincia Dithmarsia.*

apostrophiert er Rantzau schlicht mit *Illustris et Magnifice Vir.* Bei dem eigentlichen Brieftext hat sein Vorschlag bis auf ganze drei Wörter vor den Augen eines strengen Korrektors keine Gnade gefunden. *Dominatio vestra,* der Majestätsplural, der sehr höflich gesetzt war, wird durch die Einzahl *Dominatio tua* ersetzt, denn auch Rantzau hatte den Singular genommen. Der Schreiber wollte etwas warmherziger von dem *animus amans* des Rantzau sprechen; hier wird *amans* gegen das neutrale und farblose *benevolus* ausgetauscht. Auch dem Humanisten Rantzau gegenüber bevorzugt man eine unverbindlichere Fassung; sein geistiger Rang sollte nicht mit *praeclarum ingenium* umschrieben werden, sondern, etwas zurückhaltender, mit *acre ingenium.* Inhaltlich schließt sich Santoris Antwort, in der geschickt Floskeln jener Art, die zu nichts verpflichten, aneinandergereiht sind, eng an Rantzaus Oktoberbrief an: er beziehe Rantzau in den Kreis seiner Freunde ein und entschuldige selbstverständlich das späte Datum des Dankschreibens, obschon Rantzau eine Entschuldigung eigentlich gar nicht nötig habe. Die dem Caspar Fabricius mitgegebenen Geschenke seien Kleinigkeiten gewesen und sollten nur ein Zeichen des Wohlwollens sein[34]. Die angekündigte Büchersendung sei noch nicht eingegangen; sonst hätte er es nicht versäumt, sie als Freundschaftssouvenir in seine Bibliothek einzureihen. Er danke dafür, daß jener angemeldete Libellus (gemeint sind die nach Rantzaus Ansicht religiös indifferenten Epistolae consolatoriae) seinem Urteil und seiner Zensur unterworfen sein solle, *quod totum pietati tuae tribuo, cum non dictum velit, si quid contra religionem in illo fortasse dictum existat.* Der Großinquisitor Santori hält im voraus dem Protestanten Rantzau zugute, daß er im Herzen nichts gegen die katholische Religion habe sagen wollen. Die Schlußbemerkung hat vielleicht einen Einschlag von Ironie; es heißt unter anderem: er bete zu Gott, daß Rantzau das seiner Regierung und seinem Glauben anvertraute Volk nach dem Maße seiner Klugheit und Lehre, „worin er stark sei", regieren möge und daß alles zum Guten ausschlage.

Ob Santoris Brief in solcher Sprache und im gleichen Umfang herausgegangen ist, muß offen bleiben, denn wir kennen seine Endausfertigung nicht, aber wesentlich andere Worte werden kaum gebraucht worden sein. Rantzaus Brief an Santori ist auf den 1. Oktober 1593 datiert. Erst spät, am 26. April (1594), hat er seinen Adressaten erreicht. Wann wiederum das Schreiben, dessen Entwurf wir im Cod. Vat. lat. 6547 fol. 314 fassen, Rom verlassen hat und Heinrich Rantzau überbracht wurde, ist nicht

---

[34] Es handelte sich um Weinproben; zu dieser Stelle vgl. R. Haupt, Heinrich Ranzau und die Künste, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 56 (1927) 10.

bekannt. Gewiß jedoch war es in Rantzaus Händen — vorausgesetzt es ging nicht verloren — bei der Schlußredaktion der Epistolae consolatoriae in dritter Auflage, in die noch einige späte, bis in den Juni und Juli 1595 reichende Briefe im Umfang von anderthalb Bogen eingeschossen sind[35]. Über ein Jahr, von April 1594 bis Juli 1595, hat Santoris Antwort kaum auf sich warten lassen. Wenn Rantzau dennoch, obwohl er über sie verfügte, auf einen Abdruck verzichtet hat, so kann es für diese Zurückhaltung vielerlei Gründe gegeben haben. Aber am einleuchtendsten ist wohl die Erklärung, daß an diesem Brief der im Anschreiben anonym gehaltene Briefpartner, ein *Reverendissimus* und *Princeps*, ein katholischer Kirchenfürst in Rom, selbst wenn man nähere Angaben abermals unterschlug, sehr leicht erkannt werden konnte, was Rantzau Oktober 1593 so geschickt hat verheimlichen können, daß die bisherigen modernen Bearbeiter bei dem *Princeps aliquis* ganz selbstverständlich an einen weltlichen Fürsten dachten[36].

Rantzaus Bekanntschaft mit Santori kann zu dem Zeitpunkt ihrer hier zutage tretenden Korrespondenz noch nicht lange bestanden haben; man wechselt höfliche Worte, ist sich aber noch recht fremd. Und unwillkürlich fragt man sich, was oder wer wohl die beiden so gegensätzlichen Partner zusammengebracht haben mag. Zwar waren in jenen Jahren mehrere enge Anverwandte Heinrich Rantzaus nach Italien gereist[37], aber seine Korrespondenz mit Santori geht kaum auf ihre Mittlerschaft zurück.

---

[35] S. oben S. 64 Anm. 4.

[36] Bertheau, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 18, 187; Lammert, Zs. f. hist. Waffen- u. Kostümkunde, N. F. 6, 194 u. 198; ders., Nordelbingen 14, 310; vgl. auch schon Moller, Cimbria Lit. 3 S. 570 ann. 62.

[37] Heinrichs Sohn Gerhard, sein späterer Nachfolger als Statthalter in den Herzogtümern, zog Ende der siebziger Jahre von einer Orientreise kommend durch Italien: Joh. Claussen, Gerh. Rantzaus Wittenberger Stammbuch, Zs. d. Ges. f. Schl.-Holst. Gesch. 27 (1897) 90 f.; A. H. Lackmann, Einleitung zur schlesw.-holst. Historie, 3. Teil (Hamburg 1739) S. 104 f. Anm. gg; Pollitz, Heinr. Rantzau, Schleswig.-Holst.-Lauenb. Provincialber. f. d. Jahr 1820 S. 402; Dansk Biogr. Leksikon 19 (1940) S. 130 ff. Heinrichs späterer Schwiegersohn Balthasar Ahlefeldt reiste 1580 über Frankreich nach Italien, und dessen Bruder Hans, der wiederum mit einer Nichte Heinrich Rantzaus verheiratet war, starb am 16. Juni 1581 in Neapel: Louis Bobé, Slaegten Ahlefeldts Historie 5 (1901) S. 97 f. Sein Schwiegersohn Friedrich Ahlefeldt besuchte nach dem Tode seiner Frau, Heinrichs Tochter Katharina (1587), Italien, und der aus dieser Ehe hervorgegangene Sohn Hans war 1598 in Siena und in Padua immatrikuliert: Bobé, Slaegten Ahlefeldts Historie 4 (1901) S. 101 ff.; ders., Danmarks Adels Aarbog 47 (1930) Teil II S. 42 f. Die Universitätsbibliothek Warschau besitzt nach einer Auskunft vom 27. Okt. 1958 vermutlich aus altem Breitenburger Bestand eine bei Aldus Manutius 1499 in Venedig erschienene Ausgabe (in 4°) der Epistolae graecae variorum auctorum (Hain Nr. 6659), in die sich eingetragen hat: *Gerhardus Rantzovius Holsatus. Patavii Venetorum Anno*

In Rom hatte Rantzau einen alten Bekannten, den oben in Verbindung mit dem *Princeps aliquis* erwähnten Minuzio Minucci, der von 1591 bis 1595 das Amt eines Staatssekretärs für deutsche Angelegenheiten bekleidete [38]. Minucci konnte auf eine ausgedehnte Deutschlanderfahrung zurückblicken. Als Sekretär des apostolischen Nuntius Bartholomäus von Portia war er 1573 nach Deutschland gekommen und nach dem Tode seines Herrn in die Dienste des Kardinallegaten Ludovico Madruzzo, des Protektors für Deutschland, übergetreten. Seine persönliche Leistung war es, daß Köln 1582/83 bei dem Glaubensabfall des Erzbischofs Gebhard von Truchseß dem Katholizismus erhalten blieb. 1584 hatte ihn der Bayernherzog Wilhelm (1548—1626) zu seinem Consiliarius primarius ernannt; bald aber ging er nach Rom, empfing 1586 die Priesterweihe und avancierte zum päpstlichen Protonotar. 1587 übertrug ihm Herzog Wilhelm aus Dankbarkeit die reiche Pfründe der Propstei Altötting [39]. 1591 übernahm er die von Papst Innozenz IX. neu eingerichtete eigene deutsche Abteilung des Staatssekretariats, und als glänzender Kenner der deutschen Verhältnisse blieb Minucci in diesem Amt bis in den Pontifikat Clemens' VIII. hinein, bis ihm der intrigante Kardinalnepote Cinzio Aldobrandini die Arbeit so verleidete, daß er froh war, sich 1596 auf die Würde eines Erzbischofs von Zara, die 1567—1572 schon sein Onkel Andrea Minucci bekleidet hatte, fern von Rom befördert zu sehen [40]. Er starb bereits 1604 während eines Aufenthalts auf seiner bayerischen

---

MDLXXIII Mens. Decembr. Ein Gerhard Rantzau schrieb sich am 10. Okt. 1573 in die Universitätsmatrikel der deutschen Nation in Padua und am 12. Januar 1575 in die von Siena ein, wie mir Herr Dr. Weigle-München, der Bearbeiter beider Matrikeln, freundlicherweise mitteilt. Es handelt sich wahrscheinlich um Gerhard Rantzau, den Sohn von Heinrichs Bruder Paul, der vorher in Wittenberg, Paris und Straßburg studiert hat: vgl. die oben angegebenen Claussen, Lackmann a.a.O. und L. Bobé, Danmarks Adels Aarbog 47 Teil II S. 43.

[38] Über ihn unterrichtet am besten Joseph Hansen, Nuntiaturberichte aus Deutschland, 3. Abt., Bd. 1 (Berlin 1892) S. 737 ff.; vgl. auch die biographischen Bemerkungen Felix Stieves, Die Politik Baierns 1591—1607. Briefe und Acten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges IV, 1 (München 1878) S. 126 Anm. 1. — Die ungemein weitreichende Deutschlandtätigkeit Minuccis kann in dem enggesteckten Rahmen unseres Themas nur knapp angedeutet werden; hier interessieren vor allem zwei Fragen: ob Minucci als Vermittler zwischen Rantzau und Santori tätig war, und welche Motive ihn bewogen haben mochten, mit dem fernen protestantischen Statthalter Kontakt zu behalten.

[39] Vgl. Hermann Nottarp, Das Stift Altötting, in: Festschrift Ulrich Stutz (Kirchenrechtliche Abhandlungen 117. und 118. Heft, 1938) S. 21 ff.; C. J. M. König, Dreimal Chorherrnstift Altötting (1949) S. 263 f.

[40] Vgl. Pastor Bd. 11 S. 41; Stieve, Politik Baierns S. 542 ff.; P. Richard, Origines et développements de la Secrétairerie d'État Apostolique 1417—1823: Revue d'Histoire ecclésiastique Bd. 11 (1910) 730.

Pfründe und liegt in der Münchner St. Michaels-Hofkirche, der ehemaligen Jesuitenkirche, begraben[41].

Minucci und Heinrich Rantzau kannten einander schon aus Minuccis deutscher Zeit. Georg Braun, mit dem Rantzau stets engste Verbindung hielt[42], und den Minucci wiederum schon durch die Kölner Wirren kannte, hatte den Vermittler abgegeben. Braun war in Köln Kanoniker an der Stiftskirche St. Georg und seit 1585 auch Dechant an S. Maria ad Gradus[43]. Minucci hatte Rantzau als Humanisten schätzen gelernt und später auch als Staatssekretär die Beziehungen zu ihm nicht abreißen lassen, zumal er offenbar den Übertritt des Holsteiners zum katholischen Glauben für möglich hielt[44].

Am 1. April 1591[45] kündigt ihm Rantzau ein Luchsfell und eine vornehme Mütze an, die über Georg Braun geschickt würden, und bietet wegen der in Italien herrschenden Hungersnot 30 Tonnen Getreide zum Geschenk, für deren Transport er um Nominierung eines italienischen Handelsagenten ersucht[46]. Er bittet außerdem, ihm die Namen, Insignien und Familien sämtlicher Kardinäle mitzuteilen, denn er verehre alte und

---

[41] Sein Grabstein ist in St. Michael noch erhalten: Rudolf M. Kloos, Die Inschriften der Stadt und des Landkreises München (1958) Nr. 385. Wie es auf dem Stein heißt, hat Herzog Wilhelm V. ihm die Grabstätte errichtet *post multos pro republica christiana exantlatos labores.* In der Jesuitenkirche ist er deshalb beigesetzt worden, weil er sich entscheidend dafür eingesetzt hatte, das oberbayerische Benediktinerkloster Ebersberg in ein Jesuitenkolleg umzuwandeln.

[42] Georg Braun (ca. 1541—1622) ist bekannt als Herausgeber und Textautor des Theatrum Urbium (vgl. Neue Deutsche Biographie 2, 1955, Sp. 550), an dessen Zustandekommen auch Rantzau beratenden Anteil hatte; den Beziehungen Rantzaus zu Braun ist der oben S. 63 Anm. 3 genannte Aufsatz Skovgaards gewidmet. Lit. bei Karl Schottenloher, Bibliographie zur dt. Gesch. im Zeitalter der Glaubensspaltung 2 (1936) Nr. 1663 S. 67.

[43] In den Epp. consol. 2. Aufl. S. 174, 3. Aufl. S. 253 (s. o. S. 64 Anm. 4) wird Braun fälschlicherweise auch als Dechant von St. Georg bezeichnet, vgl. die Liste der Dekane bei Karl Corsten, Gesch. d. Kollegiatstiftes St. Georg in Köln, Annalen d. hist. Ver. f. d. Niederrhein 146/147 (1948) 64 ff. — Angeblich hat auch Minucci zum Kapitel S. Maria ad Gradus gehört. Den unten S. 85 f. behandelten Brief vom 4. März 1587 adressiert Rantzau an Minucci: *...Protonotario Apostolico, et Apostolorum et Beatae Mariae ad gradus Coloniensi praeposito* und Daniele Farlati, Illyricum Sacrum V (Venedig 1775) S. 143 a nennt Minucci ebenfalls „decoratum Sacerdotio Coloniensi S. Mariae ad gradus"; aber wie mir der Direktor des Historischen Archivs des Erzbistums Köln Herr Dr. Haaß freundlicherweise mitteilt, ist Minucci „weder als Propst noch als Kanoniker der Stiftskirche S. Maria ad Gradus festzustellen".

[44] Näheres s. unten S. 83 ff.

[45] Breitenburger Handschrift S. 788 ff. Erwähnt bei Bertheau, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 22. S. 281 f.

[46] Von seinen Beziehungen zu Minucci berichtete Rantzau an Christian IV. unter dem 18. Oktober 1591 (vgl. Brandt, Heinrich Rantzau und seine Relationen S. 47; Peter Hirschfeld, Schleswig-Holsteinische Schlösser und

berühmte Familien. Er gebe von dem vorliegenden Brief jeweils eine Ausfertigung verschiedenen Boten mit, damit ein Exemplar gewiß in Minuccis Hände gelange. Was die politische Lage beträfe, so sei er der Meinung, daß jeder sein Land verwalten solle, der Spanier Spanien, der Franzose Frankreich usf.[47].

Ein Gegenbrief des Minucci aus Rom trägt das Datum des 20. April 1591[48]. Zwei am selben Tage ausgefertigte Briefe, so berichtet Minucci, *eademque sententia exaratas* habe er erhalten, und bei keinem Freund habe er so große Sehnsucht, ihn zu sehen, wie bei Rantzau, dessen Monumentalbauten ihn ohne Zweifel mehr ergötzen würden, als die Wunder Ägyptens. Er glaube, es sei kein leichtes Unterfangen, eine allseits gerechte, in Deutschland und Italien dankbar aufgenommene Geschichte aus dem Material des Rosephontanus zu schreiben[49], in der die religiöse

---

Herrensitze im 16. und 17. Jahrhundert, 1929, S. 26 mit Anm. 102), doch stellte er den Sachverhalt so dar, als habe Minucci ihm Bücher geschickt, die ihn dann zu einer Gegengabe, eben der Getreideladung, verpflichteten, wobei er bei dem Tauschgeschäft recht vorteilhaft abschnitt: *Was Braun abermals nach der Lenge an mich schreibett, geruhen E. Kön. Maytt. aus beigefugttem seinen Schreiben ferneren Inhalts zu ersehen. Und weil in diesem wie auch im gistrigen seinem Schreiben etliches Weitzen gedachtt wirdt, damit dan E. Kön. Maytt., wie es auch damit bewandt, gnedigste Wissenschaft haben muegen, so ist es an dem, daß ich mit einem vornemen Praelaten zu Rom, Minutius de Minutiis geheißen, welcher auch des Ertzbischoffen von Cöllen Rahtt ist, literarum consuetudinem haltte, dergestaltt, daß er mir aus Rom was alda neues von Buchern ausgehet, zu schigken pflegtt, wie er mir dan neulicher Zeitt etliche herrliche und schöne Bucher, darinnen der Stadt Rom Antiquiteten, Monumenten, der Cardinalen Pallasten und andere kunstliche Stugke der Architecturen in Kupffer gestochen, geschigktt, dargegen ich ihme dan zur Dangbarkeit bei dieser theuren Zeitt in Italia dreißig Tonnen Weitzen nach Genua vor seine Haushaltung geschigktt und also am Werdt fast eins mit dem andern bezalet, dan die Bucher auch woll ein 60 fl. werdt, die ich doch vor 100 thl ungern entrahten woltte* (Schlesw.-Holst. Landesarchiv, Schleswig, Akte Abt. 390 Nr. 537). — Das Pelzgeschenk an Minucci erwähnt Albert Lomeier aus Lübbecke in seiner 1595 in Eisleben bei Hennig Grosse erschienenen hexametrischen Beschreibung des Schlosses Rantzau: *Ranzovii incliti, antiqui, natalis archaereditarii Ranzoviorum praedii, a... Henrico Ranzovio... nunc recens instaurati... descriptio.* Sie ist als Dialog gestaltet, wobei eine Muse den Dichter durch den Besitz führt und dabei u. a. spricht (fol. B 4v f.):

Misit in Italiam preciosae munera pellis
Exuvias Lyncis, preciosaque terga Zobelae.
Causis non minimis, nec iniquo tramite ductus
Ranzoides, cepit quae dona Minutius ingens,
Quem Romana gravi sedes evexit honore.
Qui magni faciens accepta haec munera, grata
Mente recompensans, terrae preciosa remisit
Vasa, ex argilla figuli quae industria finxit,
Ingeniosa, rotae mirandaque arte paravit etc.

[47] Vgl. Bertheau, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 22, 275.
[48] Breitenburger Handschrift S. 798 ff.
[49] Es handelt sich um die „Refutatio calumniarum cujusdam Joannis Magni, Gothi Upsalensis" (Kopenhagen 1560), die offiziöse dänische Antwort auf das

Seite maßvoll behandelt ist. Bücher und das Verzeichnis der Kardinäle werden angekündigt, und die katastrophale Versorgungslage in Italien wird beklagt. Der Papst — der schwerkranke Gregor XIV. — sei von zarter Gesundheit, aber starkem Glaubenseifer; er schicke den Nepoten (Ercole Sfondrato) nach Frankreich, nicht um Krieg gegen Heinrich von Navarra zu führen, sondern um Ruhe zu stiften und die christlichen Kräfte gegen die Türken zu sammeln.

Dieser Brief Minuccis muß sich mit einem anderen Rantzaus vom 1. Mai 1591 gekreuzt haben[50], in dem vom Empfang eines heute offenbar verschollenen Minucci-Briefes berichtet wird. Rantzau erbittet Kupferstiche der Päpste Clemens II.[51] und Sixtus V. und wiederum jene Kardinalslisten und Insignien. Sein Sohn Caius, wie er den Namen Kai latinisierte, sei gestorben, was Rantzau Gelegenheit gibt, von seiner dabei bewiesenen Seelenstärke zu sprechen: *tamen uti Christianum et Nobilem Cimbrum decet, forti et infracto animo tuli.*

Schon am 25. Mai 1591 wandte sich Minucci von Rom aus an Braun[52]; er könne nur kurz schreiben, denn eben erst, als der Bote sich wieder auf den Weg machen wollte, habe er den Brief Rantzaus vom Monats-

---

fabulose, aber einflußreiche Werk „Historia de omnibus Gothorum Sveonumque regibus" (Rom 1554) des schwedischen Humanisten Johannes Magnus, der als letzter katholischer Erzbischof von Lund nach Rom emigriert war († 1544) und dessen Schwedengeschichte sein Bruder Olav herausgegeben hatte. Die Refutatio war von Hans Svaning (1503—1584) verfaßt, aber man setzte den Namen des eben erst verstorbenen Peder Lille aus Roskilde (Petrus Parvus Rosaefontanus, 1500—1559) auf das Titelblatt. Dem wahren Sachverhalt ist erst Hans Gram (1685—1748) auf die Spur gekommen: vgl. Ellen Jørgensen, Historieforskning og Historieskrivning i Danmark indtil aar 1800 (Kopenhagen 1931) S. 86 ff.; dies., s. v. Svaning Hans, in: Dansk Biografisk Leksikon Bd. 23 (1942) S. 176; R. Paulli, s. v. Parvus Petrus, ebda. Bd. 18 (1940) S. 15.

[50] Breitenburger Handschrift S. 804 ff.

[51] Das besondere Interesse Heinrich Rantzaus an Clemens II. (1046—1047), vorher Suidger von Bamberg, war wohl deshalb geweckt, weil er meinte, Papst Clemens stammte aus Meinsdorf bei Plön. In seiner 1597 abgefaßten „Cimbricae Chersonesi descriptio nova", die erst E. J. de Westphalen, Monumenta inedita I (Leipzig 1739) veröffentlicht hat, ist Suidger Sp. 102 unter den „Famosi quidam Cimbriae heroes", Abteilung „Heroes religiosi" als „Suidgerus a Meiendorf" aufgeführt. Zu dieser historiographischen Legende vgl. Harry Schmidt, Stammte Papst Clemens II. aus Meinsdorf bei Plön? Oder irrte Detlev von Liliencron?, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 79 (1955) 267 ff.

[52] Die im folgenden erwähnten vier Stücke der Minucci-Korrespondenz sind in den Sammelhandschriften 9737 m, n der Wiener Nationalbibliothek (s. oben S. 68 Anm. 15) erhalten. Am 8. Juli 1590 (Cod. Vindob. 9737 m fol. 35rv) hatte Minucci aus der Gegend von Ingolstadt den Empfang eines Rantzauschen Februarbriefes bestätigt, der ihm von Rom aus nachgeschickt worden sei. Minucci war von Köln auf der Rückreise nach Rom durch München gekommen, vgl. Stieve, Die Politik Baierns S. 44 Anm. 8. — Die beiden an Braun gerichteten und im Text referierten Stücke sind Exzerpte (cod. Vindob. 9737 m fol. 193; 9737 n fol. 252).

ersten empfangen. Die große Freigebigkeit Rantzaus habe sich zwar gezeigt, aber er fürchte, daß sie Rantzau Einbuße brächte, ohne für ihn von Nutzen zu sein: das Getreide sei nicht angekommen, und in Italien beginne man schon mit der Kornfruchternte. Er teile das mit, denn wenn die Kaufleute ihren Vertragsverpflichtungen nicht nachgekommen seien, dann könnten sie wenigstens in Hamburg auf Stellung von Ersatz belangt werden. Den Felltransport betreffend habe er geschrieben, man solle ihn nach Venedig leiten und gegen Hitze schützen. Bilder großer Italiener wolle er zu gegebener Zeit zuschicken. — Nur wenig jünger kann eine weitere, undatierte und wohl gleichfalls an Braun gerichtete Nachricht sein. Dem venezianischen Kontoristen habe er einen Transport der Felle angewiesen. Das Schiff sei in Genua noch nicht angekommen; die Ernte stände bevor, und sei sie eingebracht, so sei das geschenkte Getreide Rantzaus zwecklos. Als Dank jedenfalls wolle er mit Schiffen der Hanse, die einen Pendelverkehr nach Italien unterhielte [53], Bilder berühmter Männer, Fürsten und Kardinäle abschicken.

Post longas per Germaniam, Belgium et Italiam peregrinationes sei er nach Rom zurückgekehrt, so schreibt Minucci am 29. Dezember 1591 wieder an Rantzau [54], nach Rom, das in Trauer sei über den Tod zweier Päpste, und besonders über das schnelle Ableben Gregors XIV. († 15. X. 1591), dessen Lebenswandel er in panegyrischen Tönen lobt, zeigt sich Minucci erschüttert. Anders und einem Protestanten gegenüber ungewöhnlich offenherzig spricht er von Papst Sixtus V., der gestorben sei „ohne großen Schmerz für Rom und Italien, denn er war von hartherzigem und winkelzügigem Gemüt und wünschte mehr gefürchtet als geliebt zu werden; haftete ihm doch vieles an, was für einen Fürsten lobenswert, für den Stellvertreter Christi kaum zulässig oder erwünscht ist, aber es ist angebracht, daß wir uns jenes Urteils enthalten, das der göttlichen Vorsehung vorbehalten ist“ [55]. Den über Venedig laufenden Briefverkehr wolle er beschleunigen, denn er lese Rantzaus Briefe gern,

---

[53] Über die Hanse insbesondere hatte sich Minucci auf dem Augsburger Reichstag 1582 von ihrem Syndikus Dr. Heinrich Sudermann unterrichten lassen: Hermann Keussen, Der päpstliche Diplomat Minucci und die Hanse, Hansische Geschichtsbll. 8, Jg. 1895, S. 103 ff. Über die Person Sudermanns vgl. zuletzt K. Friedland, Der Plan des Dr. Heinr. Suderman zur Wiederherstellung der Hanse, Jahrb. d. Köln. Geschichtsver. 31—32 (1957) S. 184 ff.

[54] Handschrift der Österr. Nationalbibl. 9737 m fol. 283—84.

[55] *Ille ... mortuus neque magno quidem Urbis Italiaeque dolore, ingenio erat quippe acri et tortuoso metuique magis quam amari cupiebat; multa tamen inerant ut in Principe laudabilia ut in Christi Vicario non satis probata aut grata, sed aequum nos ab illo abstinere iudicio, quod divinae est reservatum providentiae.* Wie groß in manchen Kreisen der Unwille über die Regierung Sixtus' V. war, zeigen die Haßausbrüche bei seinem Tod, vgl. Pastor, Gesch. d. Päpste 11 S. 407 f.

und oft trage er sie anderen vor. Zum bevorstehenden Jahreswechsel wünsche er ihm alles Gute, und Gott möge ihn „mit himmlischen Geschenken" erfüllen — eine offensichtliche Anspielung auf Rantzaus Nichtkatholizität.

Der jüngste in der Breitenburger Handschrift überlieferte Brief Rantzaus an Minucci, das letzte erhaltene Stück dieser Korrespondenz überhaupt, trägt das Datum des 22. August 1592[56]. Rantzau kündigt eine ganze Reihe ansehnlicher Geschenke per Schiff an, außer drei Fässern Zerbster Bier, *quae in his regionibus apud magnates magno habetur in pretio*, auch drei Tonnen Hamburger Weizenbier, das allerdings beim Transport leicht schal werden könne. Mit der Verfrachtung betraue er seinen Diener Faber, *quo a secretis utor*[57]; Faber solle das Bier „Euer Herrlichkeit und den übrigen Hochwürdigsten Herren mit geziemender Unterwürfigkeit anbieten, jedoch in der Weise, daß, weil ich ja mit diesen (Herren) überhaupt nicht bekannt bin, Eure Herrlichkeit sich bereitfinden möge, denselben zugleich meine untertänigste Dienstbereitschaft zu übermitteln"[58]. Er schicke mit Faber auch einige Bücher, „die über die Religion nichts enthalten, was fromme Ohren beleidigen könnte".

Der Brief läßt deutlich erkennen, daß zu jener Zeit, im August 1592, Minucci noch Rantzaus einziger römischer Bekannter war, auf dessen Vermittlung er sich angewiesen sah, um mit den *Reverendissimi Domini* in Verbindung zu treten. Eine ähnliche Schiffsladung wie an Minucci ging gleichfalls im August 1592, also vermutlich mit derselben Versandaktion, an den toskanischen Großherzog Ferdinand von Medici, mit dem Rantzau kurz zuvor Verbindung aufgenommen hatte[59]; Rantzaus Diener sollte in Italien landen und ein Faß Braunschweiger Bier zu dem Herzog schaffen, der wiederum Marmoraufkäufe regeln sollte[60]. Rantzau nennt den Diener zwar nicht beim Namen: *Ac quia propediem ministrum quendam meum, in Italiam navi oblegabo ... dolium simul cerevisiae Brunsvicensis ... per eundem transmittam*; wahrscheinlich aber war es gleichfalls sein Sekretär Fabricius, der zur selben Zeit nach Rom zu Minucci reiste. Am 3. Oktober 1592 kann der Mediceer von Florenz aus den Ein-

---

[56] Breitenburger Handschrift S. 1065 ff.

[57] Möglicherweise ein Hinweis darauf, daß Rantzau seinen Verkehr mit Minucci diskret behandelte und auch diskret behandelt wissen wollte, s. unten S. 88 f.

[58] (Den Sekretär Fabricius) *ablegavi, ut hanc cerevisiam R. D. V. ac reliquis Dominis Reverendissimis ... ea qua decet subiectione offerat, ita tamen, ut, quoniam nulla mihi cum iis intercedit notitia, R. D. V. simul ipsis humillimam officiorum meorum promptitudinem meo nomine deferre dignetur.*

[59] Vgl. den Brief vom 18. März 1592, Epp. cons. S. 260 ff.

[60] Epp. cons. S. 268 f. Vgl. Bertheau, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 18 S. 183 f.

gang des Rantzau'schen Augustbriefes melden[61], am 5. November antwortet wiederum Rantzau, dessen Wünsche nun nach Marmorstatuen gehen[62]. Ende Mai 1593 berichtet der Großherzog aus Siena: Mit einer Antwort habe man gewartet, bis Rantzaus Sekretär von Rom zurückgekehrt sei, das angekündigte Bier sei leider verlorengegangen, und er — Rantzau — würde ihn sehr zu Dank verpflichten, wenn er dieselbe Sorte noch einmal schickte[63]. Am 10. Juni 1593 schließlich kann Rantzau dem Herzog von Toskana die Ankunft des Marmors melden, den Fabricius hat verladen lassen[64]. Fabricius selbst, den wir bisher als einen eifrigen und geschickten Agenten seines holsteinischen Herrn tätig gesehen haben, verwandte einen Sieneser Aufenthalt nun auch zu privatem Nutzen; er besuchte kurz die Universität und trug sich nach dem 30. Mai in die Matrikel der deutschen Nation ein: *Caspar Schmidt Henrici Ranzovii proregis Daniae secretarius*[65].

Vom Großherzog in Siena reiste Fabricius nach Florenz[66], um den Historiographen Scipione Ammirato aufzusuchen und ihm die Rantzausche Geschlechtertafel vorzuzeigen, die Ammirato 1585 entworfen, deren Druck er aber noch nicht zu Gesicht bekommen hatte[67]. Wenig später

[61] Epp. cons. S. 270 f.
[62] Epp. cons. S. 271 ff. Nach dem in Florenz liegenden Original hat G i o v a n n i G a y e, ein aus Tönning stammender Schleswiger, den Brief herausgegeben: Carteggio inedito d'artisti dei secoli XIV. XV. XVI Bd. 3 (Florenz 1840) S. 514 ff. nr. CCCCXII. Obgleich Original, muß es wie im Druck der Epp. cons. am Briefanfang *V. Non. Octobris* (nicht *Novemb.*) heißen. — Der von Großherzog Ferdinand verschickte Marmor wurde beim Ausbau von Schloß Rantzau (Kr. Plön) verwendet, wie aus Lomeiers Beschreibung fol. B 4v (s. o. S. 77 Anm. 46) zu entnehmen ist. Vgl. auch Richard H a u p t, Heinrich Ranzau und die Künste, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 56 (1927) 46; H i r s c h f e l d, Schlesw.-Holst. Schlösser und Herrensitze im 16. u. 17. Jh. (1929) S. 62.
[63] Epp. cons. S. 274 f. Vgl. L a m m e r t, Zs. f. hist. Waffen- u. Kostümkunde, N. F. 6, 198.
[64] Epp. cons. S. 275 f.
[65] Die Auskunft verdanke ich der Freundlichkeit von Herrn Dr. W e i g l e - München.
[66] Ammirato berichtet von dem Besuch in einem Brief vom 9. Juni 1593: Epp. cons. S. 285 f.
[67] Die Arbor Familiae Rantzovianae (Inventore Scipione Admurate Florentino) erschien 1586 (vgl. S k o v g a a r d, Nordelbingen 15, 114 f.; H a u p t, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 56, 30); welche Vorstellung Ammirato von seiner Aufgabe hatte, berichtete er an Braun unter dem 1. April 1585 (vgl. J. P. F i n k e, Hamburgische Berichte von den neuesten gelehrten Sachen, 22. Tomus auf d. Jahr 1753, S. 559 f.). Von dieser Erstausgabe der genealogischen Tafel, die mit Ammiratos Hilfe entworfen worden war, hatte schon J. M o l l e r, Cimbria Literata 3 (1744) S. 583 nr. 17 und hat man auch bis von kurzem (V i l h. L o r e n z e n, Rantzausche Burgen und Herrensitze im 16. Jh. nach der Rantzauschen Tafel, Schleswig 1913, S. 82 ff.) kein Exemplar nachweisen können. Erst C o l l i j n fand eins in der Prager National- und Universitätsbibliothek, das einst zu den Segeberg-Breitenburger Bibliotheksbeständen gehörte: Nordisk Tidskrift för Bok- och Biblioteksväsen 26 (1939) S. 136 nr. 37;

treffen wir Fabricius abermals in eigenem Namen diesmal in Padua an. In die Legistenmatrikel der deutschen Nation an der Universität Padua schrieb er sich unter dem 3. Juli 1593 ein: *Caspar Smidt producis Cimbrici secretarius*[68]. Smidt, wie er mit Angabe seines Dienstverhältnisses sich wiederum deutsch eintrug, während Rantzau seinen Namen durchgängig in lateinischer Übersetzung schrieb, war demnach ein gelehrter Mann, der zumindest das artistische Studium schon abgeschlossen hatte; es ist verständlich, wenn er für die Adressaten nicht lediglich ein Bote in fremden Diensten, sondern zugleich ein gebildeter Gesprächspartner war, den der schwer zugängliche Santori „gern sah", „umarmte, in zuvorkommender Weise einlud und neben sich Platz nehmen ließ". Kurz nach seiner Paduaner Immatrikulation muß dann Fabricius - Faber - Schmidt - Smidt über Innsbruck, wo er bei dem Erzherzog Ferdinand II. von Tirol noch einmal Station machte[69], bis zum 1. Oktober 1593 zu Rantzau gekommen sein und, indem er die Geschenke ablieferte, von seiner Audienz bei Kardinal Santori erzählt haben.

Vergewissern wir uns, wann dank der Mittlerschaft Minuccis Santori Briefpartner von Rantzau wurde: im August 1592 war Minucci zweifellos noch der einzige römische Bekannte Rantzaus, im Mai 1593 tauchte auf dem Weg von Rom Fabricius in Siena bei Ferdinand von Medici auf; in der Zwischenzeit muß der wahrscheinlich durch Minucci[70] bei Santori

ebda. 27 (1940) S. 188. Er hatte seinen Fund schon 1927 in der Zobeltitz-Festschrift (Ein Danksagungsgedicht von Georg Rollenhagen an Heinrich Rantzau über Darleihung von Handschriften) S. 39 erwähnt.

[68] Rotulus et matricula d. d. iuristarum et artistarum Gymnasii Patavini a. MDXCII — III p. Ch. n., hg. von Biagio Brugi und Aloys Andrich (Padua 1892) S. 10 a. A. Wetzel hat in der Zs. der Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 26 (1896) 472 die Stelle mitgeteilt, „den Sekretär Heinrich Rantzaus sonst aber nicht nachweisen können". — Ein anderer Gelehrter aus dem Breitenburger Kreis Heinrich Rantzaus, Thomas Finck aus Flensburg (1561—1656; vgl. Moller, Cimbria literata III S. 249 ff.), hat sich am 7. Nov. 1583 in Padua eingeschrieben und war 1585 Consiliar der böhmischen Nation, 1586 aller Nationen: vgl. Peter Frederik Suhm, Samlinger til den Danske Historie II, 3 (Kopenhagen 1784) S. 7 und ergänzend K. Carøe, Danske og norske studerende i Padua 1559—1615, Personalhistorisk Tidsskrift 6. R. 4. Bd. (1913) 204 f.

[69] Erzherzog Ferdinand (1529—1595) sammelte Rüstungen, in denen berühmte Kriegshelden vor dem Feinde gestanden haben und womöglich auch gefallen sind, und Heinrich Rantzau selbst hat drei Panzer aus Familienbesitz, darunter seine eigene, an die erzherzogliche Rüstkammer auf Schloß Ambras geschickt. Der Besuch des Fabricius, von dem Epp. cons. S. 77 berichtet wird, hing mit diesem Sammlerwunsch zusammen; vgl. vor allem die Ausführungen von Lammert, Zs. f. hist. Waffen- u. Kostümkunde N. F. 6, 193 ff.; ders., Nordelbingen 14, 310 f. und Thomas, Nordelbingen 13, 244 ff.

[70] In einem Nachtrag zu einem Brief des 6. Sept. 1593 gibt Braun folgendes an (Epp. cons. S. 290): *Ex ultimis literis ad me Roma scriptis. De Generosi D. Ranzovii Ministri adventu aliquid quamprimum cognoscere cupio, et spero Ranzovio Imagines 51. Imperatorum et Regum iamdudum una cum cistis duobus vasculis albis refertis recte traditas esse, quibus ipsum in recompensationem*

eingeführte Sekretär Rantzaus Fabricius in Rom im Hause Santoris empfangen worden sein, wofür sein Herr sich dann später (am 1. X. 1593) mit begeisterten Worten bedankte[71]. Heinrich Rantzau hatte jetzt nicht nur einen höheren kurialen Beamten, sondern sogar einen römischen Kardinal und Großinquisitor zum Brieffreunde aus einer der alten Familien, die er so sehr verehrte; nur konnte er es der Welt nicht mitteilen.

An der römischen Kurie dürfte die Person Rantzaus allerdings schon einige Zeit vor der Korrespondenz mit G. A. Santori (1592/93) bekannt gewesen sein, denn man hatte sich intern im privaten Kreise und ex officio mit ihm schon befaßt. Nach einer Anekdote freilich, die Minucci Rantzau zu berichten weiß, soll der Name des Holsteiners bis vor den Heiligen Stuhl getragen worden sein: Ein Bild des Segeberger Obelisken[72], das während einer Deutschlandreise Minuccis in Rom angekommen sei, hätten die auspackenden Diener für würdig befunden, es dem Heiligen Vater zu zeigen, „der frei heraus erklärt hat, daß er, der alte Obelisken errichte, von dem, der mit großem Kostenaufwand neue schlagen ließe, übertroffen würde“[73]. So soll Sixtus V. im Frühsommer 1590 gesprochen haben, nachdem er in den Jahren 1585—1589 die berühmtesten Obelisken des heutigen Roms hat wiederaufstellen lassen: auf dem Petersplatz, neben S. Giovanni in Laterano, neben der Chorapsis von S. Maria Maggiore und auf der Piazza del Popolo.

Historisch bedeutsamer ist ein Brief des Deutschlandexperten Minucci an Rantzau, ein förmlicher Bekehrungsversuch, geschrieben am 4. Februar

---

tritici ante biennium mihi missi, donavi. Admodum opportune enim in ista annonae caritate triticum illud mihi mittebatur: quod si parata pecunia solvere debuissem, coactus fuissem expendere ultra centum coronatos. Der Autor dieser von Braun zitierten Sätze ist Minucci; denn einmal war er Brauns Romkorrespondent, sodann mußte Rantzau ihn kennen, und schließlich war der Verfasser vor zwei Jahren mit Weizen beschenkt worden (s. S. 76 f. u. 79), alles paßte überzeugend zu Minucci. Die Vasen des Minucci sind angekommen und wurden in Schloß Rantzau aufgestellt, wie aus der Beschreibung Lomeiers (s. oben S. 77 Anm. 46) zu entnehmen ist, vgl. auch Bertheau, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 18, 152 und Peter Hirschfeld, Schleswig-Holsteinische Schlösser und Herrensitze im 16. und 17. Jh. (1929) S. 26.

[71] Der Dankesbrief an Santori vom 1. Okt. 1593 wird zusammen mit einem am gleichen Tage und ebenfalls in Segeberg ausgestellten Schreiben an Jakob Schrenckh, den Verfasser des Ambraser Rüstkammerinventars (vgl. Heinrich Klapsia, Versuch einer geschichtlichen Deutung von Rüstkammerinventaren, Zs. f. hist. Waffen- u. Kostümkunde, N. F. 5, 1936, 176; Thomas, Nordelbingen 13, 247 f.), befördert worden sein.

[72] Rantzau hatte in Segeberg einen Obelisken errichten lassen. Dessen Vorbild sei der Obelisk gewesen, „den Papst Sixtus vom Augustusmausoleum in Rom zur Basilika S. Maria Maggiore nach dem Esquilin jetzt überführt hat“, erklärt Lindeberg, Hypotyposis (Hamburg 1591) S. 95. „Um wieviel aber unser den römischen übertrifft, ist an einer eingekerbten Maßangabe ersichtlich“. Vgl. Bertheau, Zs. der Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 18, 154 f.

[73] Cod. Vindobon. 9737 m fol. 35^{v}; der Brief ist oben S. 78 Anm. 52 erwähnt.

1587 in München; in ihm wird erzählt, in welcher Weise Rantzau römisches Gesprächsthema war oder besser: gewesen sein soll, denn dieser Abschnitt ist offensichtlich eine galante Schmeichelei[74]. Schon lange und oft habe er — Minucci — Braun die Sehnsucht geschildert, Rantzau zu sehen, und Rantzau möge sich nicht wundern, daß er sich so intim gebärde; bei seiner Gelehrsamkeit, die trotz Reichtum und trotz politischer Ehrenämter bestände, flögen ihm die Herzen selbst Unbekannter zu. „Das wissen die höchsten Purpurträger in Rom..., mit denen ich mich häufig über Dich unterhalten habe und denen ich nicht selten erklärt habe, welches Glück von Dir allein irgendeinmal für die christliche Staatsordnung hergeleitet werden könnte“ [75]. Auch mit dem Herzog (Wilhelm) von Bayern, „einem sehr gerechten und sehr frommen Fürsten“, habe er von ihm gesprochen. Groß sei das Rantzausche Geschlecht: *in bello fortis, in pace iusta, in otio felix.* Aber der eigentliche Grund seines Schreibens sei die ihm von Braun zugeleitete Bitte Rantzaus, er solle die *ecclesiae militantis triumphos Anglicanaeque ecclesiae trophaea* besorgen[76]. Zufällig habe er das betreffende Werk zur Hand. Und nun, indem er an Rantzaus Gefühl und Seele appelliert, wird Minuccis Sprache pathetisch und beinahe beschwörend: „Oh, sagte ich, wenn doch die Kimbrer den Kult um diese Märtyrer nach alter Weise wiederaufnehmen, wenn doch die Dänen ihn aufleben lassen würden und alle Einwohner des volkreichen Skandinavien und besonders die übrigen Völker, die die segensreichen Einrichtungen ihrer Vorfahren belästern und, während sie Freude empfinden über ihre neuen religiösen Bräuche, schon das zu verlachen begonnen haben, was einst bei ihnen selbst in großer Verehrung stand. Denn jedesmal, wenn ich mit mir selbst jenseits aller theologischen Wissenschaft die Sachlage prüfe, pflege ich folgende Überlegung anzu-

---

[74] Handschrift der Kieler Universitätsbibliothek S. H. 388 S. 69 ff. nr. LXXII.

[75] *Norunt id Romae purpurati viri maximi..., quibuscum frequentes de te sermones habui, quibusque non raro declaravi, quanta ex te uno possent aliquando in rempublicam christianam bona derivari.*

[76] Diesen Wunsch hatte Braun an Minucci weitergeleitet, und Minucci antwortete nun direkt an Rantzau. Von seiner Vermittlung berichtet Braun am 3. März 1587 an Rantzau (Kieler Handschrift S. 79 nr. LXXIX): *Patronus est mihi dominus et amicus singularis, quicum Romae per litteras amicitiam conciliavi ob singularem eius doctrinam, virtutem et humanitatem maximam. Is deinde summi Pontificis defuncti commissarius ad nos ablegatus tam magnifice et heroice commissionem hanc suam obivit, ut ad magnas dignitates evectus fuerit... Cum autem ante menses aliquod a me librum de martyribus Angliae studiose petieris, neque is hic Coloniae haberi possit, ad singularem patronum et amicum hunc meum tui causa scripsi, eum ut librum Roma mihi curaret.* Bei dem Werk über die englischen Märtyrer wird es sich wohl um die „Historia aliquot Nostri Saeculi Martyrum“ (Mainz 1560) des Maurice Chancey gehandelt haben.

stellen“ [77]: entweder würden durch den Urteilsspruch alle Vorfahren als irrgläubig ewigen Strafen ausgeliefert, oder man selbst gebe sich immerwährender Verdammnis hin, weil man jenen Weg nicht weitergegangen sei. Mit dieser Art Argumenten habe ihn sein Vater glaubensfest gemacht. Wären Ohren und Herzen der Söhne von solchen väterlichen Vorschriften durchdrungen worden, „dann wäre die Kirche Gottes nicht in so viele Teile zerrissen worden, so daß ein und dasselbe Haus untereinander häufig und verderblich im Streite liegt, die Ehefrau mit ihrem Mann, die Söhne mit dem Vater, die Lehrlinge mit ihren Herren“ [78]. Jetzt würden Neugeborene statt Gott dem Satan geweiht. *Quid enim est aliud dicere, ut unus in catholica fide, alter lutherana educetur?* Aber vielleicht noch größerer Wahnsinn sei es, daß die politische Führung in manchen Städten die Glaubensausübung reglementiere, was er aus eigener Deutschlanderfahrung wisse. „Aber bei euch“, schließt Minucci, „die ihr einem König gehorcht, ist, glaube ich, alles würdevoller und richtiger.“ Das Ende des Briefes ist merkwürdig abrupt, als sei es Minucci etwas peinlich gewesen, sich so weit vorgewagt zu haben. Er wolle die frisch aufkeimende Freundschaft nicht belasten, schicke die Märtyrerabhandlungen an Braun und füge eine bebilderte Geschichte der Päpste und Kaiser hinzu. Im übrigen biete er seine Dienste an.

Hocherfreut antwortet Rantzau am 4. März 1587 [79]; Minucci sei ein Mann von Stand, aus vornehmer venezianischer Familie, und er wolle

---

[77] Kieler Handschrift S. H. 188 S. 71. *Oh dixi, utinam martyrum istorum memorias recolerent antiquo more Cimbri, recolerent Dani, populosaeque Scandiae incolae omnes, atque adeo reliquae gentes, quae uberrima majorum suorum instituta stomachantes, novisque ritibus gaudentes, haec quae olim apud ipsos in magna veneratione fuere, irridere jam coeperunt. Quae quidem cum ego mecum ipse extra omnem theologiam examino, sic ratiocinari soleo.*

[78] *...non esset ecclesia Dei tot in frusta iam disserta, ut una eademque domus inter se multipliciter et perniciose dissentiat, uxor a marito, filii a parente, famuli a dominis.* Die religiöse und die daraus folgende politische Spaltung in Deutschland ist für Minucci das abschreckende Beispiel schlechthin für eine durch Häresie verkommene Welt. In einem Brief an Antonio Possevino vom 19. Nov. 1588 stellt er, indem er sich mit J. Bodins Werk über die Republik auseinandersetzt, folgende Betrachtung an, die teilweise wörtlich die hier Rantzau vorgetragene Ansicht wiederholt (Mario D'Addio, „Les six livres de la République“ e il pensiero cattolico del Cinquecento in una lettera del Monsignore Minuccio Minucci al Possevino, in: Medioevo e Rinascimento Bd. 1, Studi in onore di Bruno Nardi, Florenz 1955, S. 142): *...come le guerre civili, le discordie domestiche tra padre e figli, marito et moglie, le disubbidienze et le ribellioni dei sudditi, il poco rispetto dei Magistrati, la diffidienza tra gli huomini, o paesani o forastieri, che leva i commerci, impoverisce le città e le dispopula, il disconoscimento delle parentele vecchie, e impedimenti delle nuove con mille altri inconvenienti, che tendono direttamente alla distruzione della vita civile et mettono sottosopra ogni buon ordine politico; dei quali esempi, beati noi, se la Germania et l'altre circonvicine provincie non ce ne somministrassero una larga et lagrimevole copia.*

[79] Kieler Handschrift S. H. 388 S. 80 nr. LXXX.

die Freundschaft pflegen. Minuccis Bücher wolle er an bevorzugter Stelle in seiner Bibliothek aufstellen, und als Gegengabe schicke er selbst einige Werke. In aller Breite schildert dann Rantzau, welches Schicksal sein Sohn Kai als königlich-dänischer Gesandter an den Herzog von Parma, Statthalter in den Niederlanden, erlitten habe: von brabantischen Reitern sei er bei Brüssel gefangengenommen, nach Brügge geschleppt und nach vielen Schwierigkeiten endlich entlassen worden[80]. Nebenbei bemerkt Rantzau, kühl die äußeren Formen freier Religionsausübung konstatierend und ohne auf die eigene religiöse Haltung einzugehen: „Was die Lage der Religion betrifft, so ist die große Glaubensspaltung nicht nur zu beklagen, sondern auch zu verdammen. Doch in unserem Land ist der Zustand friedlich und ruhig, und dem einzelnen ist die Religionsausübung nicht nur nahezu frei, sofern nur schädliche Verwicklungen vermieden werden, sondern sogar den Bischöfen, Domkapiteln, Nonnen und anderen geistlichen Personen sind die Jahreserträge und Einkünfte unversehrt und unbeschnitten belassen worden“ [81]. Es folgt die Nachricht von dem Besuch des Erzherzogs Matthias von Österreich (1557—1619) in Dänemark und schließlich eine Reihe von Bücherwünschen. Am Ende zeigt sich Rantzau als Kenner auch der Papstgeschichte: Papst Hadrian (VI., 1522/23) sei nicht Franzose gewesen, wie der Textautor des ihm zugeschickten Papstbildwerkes schreibt, sondern „Deutscher, ein Utrechter und in Holland geboren“.

Minucci mußte seinen Versuch, die religiöse Seite Rantzaus anzusprechen und, wenn schon nicht Anklang, so doch zumindest Gelegenheit zu einem religionspolitischen Gespräch zu finden, für fehlgeschlagen halten: während er bei dem Thema der Religion breit und ausführlich wurde und ganz persönliche Töne fand, antwortete Rantzau mit nur wenigen Zeilen in betonter Zurückhaltung, um im letzten Satz des ganzen Briefes sachliche Kritik an einem Werk zu üben, das Minucci als Freundschaftsbeweis geschickt hatte. Rantzaus politisch-humanistisches Interesse war offensichtlich größer als sein religiöses, auch wenn gewisse Anzeichen ihn als einen geheimen Freund des alten Glaubens erscheinen lassen könnten. So hat er sich wiederholt mit einer Perlenkette und einem Oktavbüchlein in den Händen, vermutlich also mit Rosenkranz und Brevier, abbilden

---

[80] Vgl. auch die Briefe Epp. cons. S. 170 ff. und Lammert, Nordelbingen Bd. 14, 332 f.

[81] *Quantum ad statum religionis attinet, non solum deploranda sed etiam detestanda est tanta opinionum diversitas. In his tamen oris ecclesiae status est pacatior ac tranquillior, ac unicuique non solum religio sua fere libera, dummodo scandala noxia vitentur, sed etiam episcopis, capitulis, monialibus, aliisque ecclesiasticis personis annui proventus ac reditus integri inviolatique relinquuntur.*

lassen[82], und für den heiligen Sixtus, einen in karolingischer Zeit über Ebo von Reims nach Norddeutschland gekommenen Patrozinienheiligen, hat er 1587, zur Zeit der Regierung des Papstes Sixtus V. (1585—1590), eine selbstgedichtete Elegie auf einem von ihm restaurierten Brunnen angebracht[83]. Rantzau hat auch ein Poem auf den Papst selbst verfaßt, das er an den Kölner Dechanten Braun schickte, der es dann weiter nach Rom leitete. In einem Brief vom 25. März 1591 meldet Braun[84]: *Epithaphium Pontifici factum perplacet. Exemplar etiam Romam ad amicos transmisi, qui vehementer mirabuntur, esse in Saxonia aut Holsatia ea humanitate aliquem, qui carmen et epithaphium Romanis pontificibus scribat.*

Minucci wiederum hat sich über Rantzaus religiöse Haltung noch an einer anderen Stelle geäußert. 1588 legte er der Kurie ein Memorandum vor über den „Zustand der katholischen Kirche in Deutschland, die be-

---

[82] Z. B. auf dem Porträt von 1596 in der von ihm eigenhändig korrigierten Handschrift S. H. 181 G fol. 3v der Kieler Universitätsbibliothek (Ratjen, Verzeichnis der Handschriften der Kieler Universitätsbibliothek 3, Kiel 1865, S. 410 f.), die die Cimbricae Chersonesi descriptio nova von 1597 enthält (vgl. Haupt, Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. 56, 1927, 60 mit Tafel 11). Das Werk ist erst von Westphalen 1739 herausgegeben worden (s. o. S. 78 Anm. 51); die Darstellung ist dort hinter der Praefatio in einem Stich von Nik. Brühl (über ihn: U. Thieme - F. Becker, Allgem. Lex. der bildenden Künstler 5, 1911, 105) wiedergegeben. Daß diese Attribute nicht unbedingt als Zeichen eines Kryptokatholizismus zu werten sind, zeigt auch das Beispiel des streng lutherischen Generalsuperintendenten der Mark Brandenburg Andreas Musculus († 1581), der sich häufig in gleicher Weise mit Rosenkranz und Brevier abbilden ließ: Heinrich Grimm, Die liturgischen Drucke der Diözese Lebus, Wichmann-Jahrbuch 9/10 (1955/1956) S. 51, und E. W. Zeeden, Grundlagen und Wege der Konfessionsbildung, HZ. 185 (1958) S. 281.

[83] Der Brunnen stand im Dorfe Münsterdorf (Westphalen, Mon. inedita I, 14 f.); die Gedenktafel ist verlorengegangen (vgl. Richard Haupt, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein 2, 1888, S. 507). Das Epitaph führt Petrus Lindeberg in seiner Hypotyposis (Hamburg 1591 S. 101) mit den Worten auf: *Hunc fontem, olim D. Sixto sacrum, et potu contra febrim salubrem, vetustate collapsum H. R. Anno Domini 1587. restauravit.*

Non procul a celebris Bredebergae moenibus arcis
Fons est, qui Sixto dicitur esse sacer usw.

Pollitz, Heinrich Rantzau, Schlesw.-Holst.-Lauenburgische Provincialberichte für das Jahr 1820 (Schleswig 1820) S. 431 f. hielt Sixtus für einen der Märtyrerpäpste gleichen Namens, aber an der zumindest ursprünglichen, schon auf eine Stiftung Ansgars zurückgehende Verbindung zum Reimser Lokalheiligen ist nicht zu zweifeln: vgl. Wilhelm Levison, Zur Würdigung von Rimberts Vita Anskarii, Schriften d. Ver. f. Schlesw.-Holst. Kirchengesch. 2. Reihe, Bd. 8 (1926) S. 180, auch in W. L., Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit (1948) S. 625 f.; Otto Heinrich May, Regg. der Erzbischöfe v. Bremen 1 (1937) S. 9 Nr. 22; Olaf Kloose, Heilige Quellen in Schleswig-Holstein, Nordelbingen 26 (1958) 43.

[84] Cod. Vindob. 9737 m fol. 239 ff.; angeführt bei Skovgaard, Nordelbingen 15, 106, aber versehentlich unter dem Jahre 1581 statt 1591.

stehenden Gefahren und die Abhilfen“ [85]. In der Gruppe der deutschen Fürsten, die dem Katholizismus nicht mit unüberwindlicher Abneigung gegenüberständen und die sich am Ende für den alten Glauben gewinnen ließen, ist auch Heinrich Rantzaus gedacht. Nicht nur Fürsten gäbe es, die die katholische Sache tragen könnten, „es gibt ... durch Reichtum, Adel oder Bedeutung hochgeschätzte Persönlichkeiten, kaum geringer als die Fürsten, wie Heinrich Rantzau von Holstein, Statthalter des Königs von Dänemark in dieser Provinz, dem Herzogtum Schleswig und Dithmarschen, ein hochgelehrter Mann und sehr erfahren im Friedens- und Kriegshandwerk, der zwar gemäß der Confessio Augustana lebt, aber gern Umgang mit Katholiken pflegt, und sich nicht abgestoßen zeigt vom wahren Glauben, dessen Übertritt der Kirche einen außerordentlichen Gewinn einbringen könnte durch das Ansehen, in welchem er in den genannten Provinzen und beim König von Dänemark steht“ [86].

Minucci hielt anscheinend allen Ernstes eine Konversion des Holsteiners für möglich. Aber es gibt keine Verlautbarung Rantzaus selbst, die einen solchen Schluß erlaubte; im Gegenteil: Bemerkungen, die Zufriedenheit über die Freiheit vom römischen Papst ausdrücken, sind nicht selten [87]. Das Hauptindiz Minuccis ist die Rantzau durchaus mit Recht zugeschriebene Neigung, gern mit Katholiken zu verkehren, wobei indes hinzuzusetzen ist, daß Rantzau diese Beziehungen als eine gänzlich private und nur bedingt der Öffentlichkeit preiszugebende Angelegenheit betrachtete. Den Namen des katholischen Eiferers Santori als Korrespondenten zu streichen, gebot die Vernunft. Doch auch Minuccis Name taucht in keiner Briefedition auf, obwohl ein von ihm stammender Briefausschnitt veröffentlicht ist; dort ist der Autor nicht genannt [88]. Seinen gelehrten Boten Fabricius führt Rantzau bei Minucci mit der gewiß als Verhaltensmaßregel gedachten Bemerkung ein: *quo a secretis utor* [89], und sein Dichter Lomeier aus Lübbecke läßt die Muse singen [90]: „nicht aus

---

[85] Vgl. J. Hansen, Nuntiaturberichte aus Deutschland, 3. Abt., 1. Bd. (1892) 744 ff.

[86] Hansen, Nuntiaturber. S. 749: *...sono... ò per richezze ò per nobiltà ò per valore stimati poco meno che prencipi, come saria Henrico Rantzovio d'Holsatia, governatore di quella provintia e del ducato di Slevviz et della Ditmarsia per il re di Dania, huomo dottissimo et versatissimo nei mestieri della pace et della guerra, il quale vive segondo la Confessione Augustana, ma tratta volentieri con cattolici, ne si mostra abhorrente dalla vera fede, la cui reduttione potria un dì partorire alla chiesa qualche grandissimo frutto per la reputatione, in ch'egli è nelle dette provincie et presso il re di Danimarca.*

[87] Vgl. oben S. 71 und die von Skovgaard, Nordelbingen 15, 107 angeführten Beispiele antikatholischer Äußerungen Rantzaus.

[88] S. o. S. 82 f. Anm. 70.

[89] S. o. S. 80.

[90] S. o. S. 77 Anm. 46.

kleinlichem Grund und nicht auf unrechtem Wege" habe Rantzau Geschenke Minuccis entgegengenommen, „den der Römische Stuhl zu gewichtiger Ehre erhoben". Dem dänischen König Christian IV. berichtete er 1591, daß er *mit einem vornemen Praelaten zu Rom, Minutius de Minutiis geheißen, . . . literarum consuetudinem haltte,* versäumt es aber nicht, um eventuellen Mißdeutungen bei Hofe vorzubeugen, nachdrücklich den rein kommerziellen Charakter seiner Verbindung zu betonen: Minucci liefere Bücher, und er habe sich mit Getreide erkenntlich gezeigt und fühle sich gut bedient[91]. Rantzau ist seinen römischen Brieffreunden vermutlich gar nicht als Trägern anderen Glaubens, von dem er sich innerlich angezogen fühlte, begegnet, sondern wie einer Spezies, die in seinem Korrespondenzkatalog selten vertreten war und deren Aufnahme die Breite seiner Interessen rühmlich herausstreichen konnte. Und wenn ihn schließlich jemand in seinen humanistischen Neigungen unterstützen und ihm zur Hand gehen konnte, so war die Andersgläubigkeit kein Grund, den Verkehr nicht aufzunehmen. Der von ihm am meisten beschäftigte Berater und Agent in humanioribus war der Kölner Dechant an der Kirche S. Maria ad Gradus und Dortmunder Archidiakon Georg Braun, ein Mann, an dessen streng katholischer Gesinnung nicht zu zweifeln ist.

Nicht also aus einer besonderen Aufgeschlossenheit in Glaubensdingen, sondern aus einer humanistisch durchgebildeten Vorstellungswelt kam Rantzaus ungebundene und dogmenfreie Art, mit Andersgläubigen zu verkehren, die Minucci auf den Gedanken bringen konnte, ihn für einen zum Glaubenswechsel hinneigenden Katholikenfreund zu halten, der sich zwar nach dem Augsburger Bekenntnis richtet, *ma tratta volentieri con cattolici.*

---

[91] S. o. S. 76 f. Anm. 46.

Die Brüder Hagedorn

von Werner Schultze

Zwei Brüder, die im 18. Jahrhundert lebten und beide über ihre Zeit hinaus von Bedeutung geblieben sind, haben zu unserer Überraschung noch keine gemeinsame Würdigung gefunden. Die Literarhistoriker haben sich zwar oft mit Friedrich von Hagedorn beschäftigt[1], gleiches gilt für die Kunstwissenschaftler, die Christian Ludwig von Hagedorn bei den Untersuchungen über Kunsttheorien würdigten[2]. Die reizvolle Frage, welcher Kontakt zwischen den Brüdern bestand, ob sie gleiche Veranlagungen oder Neigungen besaßen, ob sie sich gegenseitig anregten, einander gleichgültig oder gar gegensätzlicher Auffassung waren, ist kaum beachtet worden. Wir wollen versuchen, das Bild in dieser Hinsicht zu ergänzen.

Zunächst dürfen wir einen Augenblick bei der Überlegung verweilen, warum dieses „Familienbild" noch nicht gezeichnet wurde. Vom Leben her gesehen, scheinen die „Kontaktstellen" zwischen den Brüdern nicht sehr zahlreich gewesen zu sein. Schon der Altersunterschied von fünf Jahren zwischen Friedrich (geb. 1708) und Christian Ludwig (geb. 1713) wirkte trennend: Das Studium des älteren Bruders war längst gescheitert, als der Jüngere immatrikuliert wurde. Auch später haben die Brüder nie am gleichen Ort gelebt: gegenseitige Besuche haben, bis auf eine Ausnahme, nie stattgefunden. Während der eine im diplomatischen Dienst ehrgeizig Erfolge suchte, war der andere mehr einem unbeschwerten, genußvollen und beschaulichen Lebenswandel zugetan. Der Dichter hat die Freude des Bruders an seiner Kunstsammlung nie recht verstanden und sich des öfteren überlegt, ob und wie man die Bilder vielleicht nutzbringend verkaufen könne. Christian Ludwig, stets korrekt, ganz befangen in einem standesgemäßen Denken, bedacht, Gesetz und Sitte einzuhalten, ist oft durch die freieren Anschauungen des Bruders beunruhigt gewesen und hat sich um das Schicksal des lebensfrohen Genießers Sorge gemacht. Die Dichtung des Bruders hat er dagegen aufrichtig bewundert.

Manches im Leben Christian Ludwigs mag sich aus der Gegensätzlichkeit zum Bruder erklären. Gerade weil er meinte, Friedrich handele falsch, zog er für sich konsequent gegenteilige Folgerungen. Er hat immer wieder versucht, auf den Bruder einzuwirken, trotz des ablehnenden Urteils über seine „Leichtfertigkeit" hat er für ihn unerschütter-

---

[1] G. Witkowski, Die Vorläufer der anakreontischen Dichtung in Deutschland und Friedrich von Hagedorn (1889); H. Stierling, Leben und Bildnis Friedrich von Hagedorns (1911); K. Epting, Der Stil in den lyrischen und didaktischen Gedichten Hagedorns (1929); R. Petsch, Hagedorn und die Fabel (in: Festschrift v. Melle, 1933).

[2] M. Stübel, Christian Ludwig von Hagedorn (1912); W. Waetzoldt, Deutsche Kunsthistoriker, Band 1 (1921) S. 90 ff.

liche Liebe empfunden. Wie weit hat Friedrich diese Liebe erwidert?

Ein Zufall hinderte eine früher geplante Darstellung der ungleichen Brüder: Stübel, der bei seiner Arbeit von Christian Ludwig ausging, erfuhr, daß Stierlings Buch schon weitgehend fertiggestellt war. Es war ein Gebot der Fairness, sich nun im wesentlichen auf den jüngeren Hagedorn zu beschränken; ebenso hat Stierling nach kollegialer Einigung mit Stübel den Schwerpunkt seiner Untersuchung auf Friedrich gelegt. Während die meisten übrigen Autoren entweder vom rein literargeschichtlichen oder kunstwissenschaftlichen Aspekt ausgingen, und demzufolge gar nicht zu einem Vergleich kommen konnten, hat Hettner[3] zwar beide Brüder ausführlich, aber getrennt und ohne Absicht, Querverbindungen zu schaffen, dargestellt.

1. Herkunft und Leben der Brüder[4]

Die Familie stammt aus Dänemark. Der Vater der Brüder, Hans Statius Hagedorn (geb. 12. Okt. 1668), hat früh die Eltern verloren. Die Mutter starb bei der Geburt, während der Vater schon 1676 bei Lund als Major gefallen ist. Nach den Studienjahren in Frankfurt, Leyden und Jena, nach längeren Reisen durch Deutschland und Italien wird Hans Statius 1692 „Sekretär bei den auswärtigen Angelegenheiten" in Kopenhagen. Fünf Jahre später geht er als Legationssekretär nach Hamburg, wo er, nach verschiedenen Beförderungen, schließlich als Conferenzrat am 17. Dezember 1722 stirbt. Seine Frau, Anna Maria, geb. Schumacher, aus Hamburg, schenkte Hans Statius vier Kinder, von denen zwei sehr jung gestorben sind. Lediglich der älteste Sohn, Friedrich, am 23. April 1708 geboren, und der jüngste, Christian Ludwig, am 14. Februar 1713 geboren, blieben am Leben.

Hans Statius soll ein lebensfroher Herr gewesen sein, der in manche „Affären" verwickelt war. Nach seinem Tode stand die Witwe vor der Notwendigkeit, ohne Vermögen standesgemäß weiter zu leben und den Söhnen eine Ausbildung zu geben. 1726 verläßt Friedrich die Hansestadt und wird in Jena als Student der Rechte immatrikuliert. Aber die Pandekten haben ihn nicht gefesselt, er ging eher in Vorlesungen, die sich mit der umstrittenen Wolffschen Philosophie beschäftigten. Noch größeren Gefallen fand er aber an Trinkgelagen und geselligen Zusammenkünften, die die Geldmittel des Halbwaisen übermäßig belasteten. Die Schulden häuften sich, man erzählte, Friedrich habe deswegen auch eine längere Karzerstrafe erhalten. Das Erbe väterlicher Eigenschaften zeigt sich deutlich. Schließlich ruft die enttäuschte Mutter den Sohn nach Hamburg zurück. Der gescheiterte Studiosus versucht durch Gelegenheitsarbeiten ein wenig Geld zu verdienen, vor allem ist er aber bestrebt, auf Grund verwandtschaftlicher Beziehungen in Kopenhagen eine Anstellung zu finden. Seine Briefe haben keinen Erfolg — es bleibt offen, ob das Zufall oder eine Folge seines Lebenswandels an der Universität

---

[3] H. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, hg. von Georg Witkowski, o. J. (1928).

[4] Familiengeschichte und Leben der Brüder sind ausführlich und zuverlässig von Stierling und Stübel (s. Anm. 1 u. 2) dargestellt worden, denen wir weitgehend folgen.

gewesen ist. Schließlich beruft ihn der dänische Gesandte Freiherr v. Söhlenthal als Privatsekretär nach London. Friedrich erhält zwar kein Gehalt, aber freie Wohnung und Kost. Für die Annahme der Stellung dürfte der Wunsch, auf eigenen Füßen zu stehen, maßgebend gewesen sein. Zudem konnte die Tätigkeit vielleicht eine Brücke für eine Übernahme in den Staatsdienst bilden. Zwei Jahre lebt Friedrich, ohne mit sonderlich großen Aufgaben belastet zu sein, in der Themsestadt. Er spricht später davon, es seien die „einzigen Jahre, die er wieder zu erleben wünschte", gewesen[5]. Doch alle Träume für eine Zukunft gehen jäh zu Ende: Söhlenthal wird Präsident beim Obergericht in Schleswig, dahin ist ihm Friedrich zwar gefolgt, aber er wird nicht mehr als Sekretär verwendet. Bereits während des Aufenthalts in London war der Mutter von neuen Schulden des Sohnes berichtet worden. In Schleswig, wo Friedrich nicht einmal Wohnung und Kost von Söhlenthal erhielt, werden die Schulden bald wieder angewachsen sein. „Er sollte doch einmal anfangen, haushalten und ordentlich zu werden, nicht alles verlieren noch sich stehlen lassen" [6] — vielleicht stammt dieser undatierte Brief der Mutter an den Sohn aus dieser Zeit. Eine zweite Charaktereigenschaft Friedrichs wird uns bekannt: Er war grenzenlos gutmütig, schenkte anderen vorbehaltlos sein Vertrauen und ist oft genug von falschen Freunden schamlos ausgenutzt worden.

Kurz entschlossen ruft die Mutter den Sohn zum zweiten Male zurück. Beide haben sich einander entfremdet, nicht einmal ein Zusammenwohnen ist noch möglich. Friedrich mietet bald eine eigene Wohnung und besucht nur selten die von ihm enttäuschte Mutter. Lediglich aus Höflichkeit macht er förmliche Besuche: „Ich habe die kurtze Zeit von indifferenten Dingen gesprochen, umb ihr mit meine Gegenwart und discurse nicht lästig zu fallen" [7].

Als Friedrich schließlich die Stelle des Hofmeisters beim außerordentlichen englischen Gesandten von Wick annimmt und dort etwa 200 Taler Gehalt empfängt, ist die Mutter beschämt. Ihr scheinen die Aufgaben, die Friedrich zu erledigen hat, nicht standesgemäß. Auch Christian Ludwig teilt die Auffassung. Friedrich aber ist glücklich: er hat ein bescheidenes Auskommen, seine Arbeit ist nicht zu groß. In rührender Art gibt er dem Bruder, der inzwischen sein Studium begonnen hat, Ratschläge für das Universitätsleben — meist gerade in Fragen, bei denen er früher selbst versagte.

Im Oktober 1732 stirbt die Mutter, wenig später fährt Friedrich nach Halle, um mit Christian Ludwig zusammenzutreffen, und begleitet ihn nach Jena. Im Dezember 1732 stehen sich die Brüder das letzte Mal in ihrem Leben gegenüber. Obwohl Friedrich 1733 Sekretär am Englischen Court in Hamburg wird und seitdem bei gutem Gehalt ein auskömmliches Leben führen kann, obwohl auch Christian Ludwig später nicht unbegütert gewesen ist, kommt eine Begegnung nie mehr zustande. Lediglich Briefe werden zwischen beiden häufig gewechselt.

---

[5] An Bodmer am 19. 9. 1748 (Original in der UB Zürich, abgedruckt bei Stierling S. 24).
[6] Stierling S. 25.
[7] Ebd. S. 25.

Über seine Zeit am Englischen Court, wo er Zollzettel auszufüllen und Korrespondenz zu erledigen hatte, sagt Friedrich einmal selbst:

„Mein eigner Herr und Freund in einer eignen Hütten,
Mit Titeln unbeschwert, ein Mitglied freier Britten,
Nicht dürftig, auch nicht reich, entfernt von Schand und Neid..." [8].

Schon seit seiner Londoner Zeit liebte er die freiheitliche Auffassungen der Engländer, ihr Humor war ihm sympathisch. Ob sein Übertritt zur anglikanischen Hochkirche freiwillig oder aus beruflichen Rücksichten erfolgte, steht nicht eindeutig fest.

Im November 1737 heiratete Friedrich die Tochter des verstorbenen Courtschneiders Butler, Elisabeth. Die Ehe ist unterschiedlich beurteilt worden. Lessing [9], die „Hamburger Adress-Comtoir-Nachrichten" [10] und andere haben Elisabeth als alt, bucklig und unvermögend geschildert. Demgegenüber weist Stierling darauf hin, daß der Altersunterschied der Eheleute nur ein halbes Jahr gewesen sei. Der verstorbene Schwiegervater hatte ein Vermögen hinterlassen. Wir wissen allerdings, daß die Schwiegermutter Geldwünsche Friedrichs nicht erfüllte, während sie Christian Ludwig zum Ankauf von Bildern Geld vorschoß [11]. Wie Elisabeth sich dabei verhalten hat, ist unbekannt. Fest steht, daß sie eine ruhige Frau war, die den Gatten später während seiner Krankheit treulich pflegte. Für die Wertschätzung ihrer Person spricht, daß Christian Ludwig der Schwägerin später eine lebenslange Rente aussetzte.

1741 erhält Friedrich einen Ruf nach Petersburg. Christian Ludwig rät ab, die Stelle anzunehmen, und der Bruder verschließt sich nicht dem Rat und dem Hinweis, das angebotene Geld sei für die teure Stadt zu niedrig. Ein Plan, den Dichter nach Dresden zu bringen, hat sich zerschlagen.

Mit 46 Jahren, am 28. Oktober 1754, ist Friedrich in Hamburg verstorben. Seit Jahren quälte ihn die Wassersucht, wohl mit ein Grund. daß er einem Ortswechsel wegen der damit verbundenen Anstrengungen nicht sonderlich zugetan war. Wie weit sein verhältnismäßig früher Tod eine Folge ausschweifenden Lebenswandels in den Jugendjahren war, vermögen wir nicht zu sagen. Die Ehe Friedrichs war kinderlos geblieben. Das Grab des Dichters wurde später eingeebnet, seine Gebeine sind verschollen.

Wie anders war das Leben Christian Ludwigs! Der am 14. Februar 1712 geborene war dem Vater im Charakter kaum ähnlich, sondern hatte die Eigenschaften der Mutter geerbt. Zwischen der Mutter und dem jüngsten Sohn hat ein herzliches Einvernehmen geherrscht, das niemals, wie wir es bei Friedrich kennenlernten, getrübt war. Die schönen Briefe an Christian Ludwig gehören zu den besten Zeugnissen mütterlicher Liebe [12]. Der stets korrekte, im Wesen ausgeglichene, ehrgeizige Christian Ludwig war der Witwe des Hans Statius natürlicher Ausgleich für die

---

[8] „Hamburg und Altona", Band V (1806) S. 309, vgl. auch Stierling S. 29.
[9] Kollektaneen, 325.
[10] Jg. 1800, S. 347.
[11] So in Briefen vom 11. 6. 1742, 2. 1. 1743 (Originale in der Herzog-Ernst-August-Bibliothek, Wolfenbüttel, veröffentlicht bei Stierling S. 30 ff.
[12] Vgl. Stübel, besonders im ersten Kapitel.

Sorge um den Ältesten. „Standesgemäß" zu leben, war dem jungen Juristen höchstes und erstrebenswertes Ziel. Dabei war diese Empfindung nicht mit Dünkel verbunden: wie beim Bruder wird von Zeitgenossen die Güte seines Wesens, seine Hilfsbereitschaft gerühmt, die allerdings nur überlegt und nicht leichtfertig gewährt wurde.

Der seit 1720 in Dresden lebende Hofpoet Ulrich v. König lernte den hoffnungsvollen Jüngling während seines Aufenthalts in Hamburg in den Jahren 1710 bis 1716 kennen und empfahl ihn an den sächsischen Minister Graf Hennicke. Aus der Studienzeit Christian Ludwigs ist nur zu berichten, daß er eifrig die Kollegs besuchte. Über sein Privatleben ist wenig bekannt — Trinkgelage, die den Bruder fast zum Straucheln gebracht hatten, waren nicht sein Fall. 1737 wird der künftige Staatsdiener als „Chursächsischer Legationssekretär" nach Dresden berufen. Sein erster Auftrag führt ihn als Gehilfen des Obersten v. Ponickau nach Kassel, bereits im Dezember 1737 wird er in der gleichen Eigenschaft mit dem Baron v. Erffa nach Wien versetzt. Dort befinden sich damals vier „Vertreter" Kursachsens: Seit 1715 ist der Geheime Rat Ludwig Adolf v. Zech akkreditiert, neben ihm bearbeitet der Hofrat v. Lautensack seit 1723 Lehnssachen. Nicht offiziell, aber durchaus bedeutungsvoll tätig ist die einstige Erzieherin der Gemahlin Augusts III., Fräulein v. Klenk, sie lebt am Hofe der Witwe Josephs I., Amalia, und erhält aus Dresden bemerkenswert große Pensionszahlungen. Neben ihr ist schließlich noch ein dunkler Ehrenmann, Hauptmann Kühn, in der Donaustadt. Er sendet geheime Berichte an den allmächtigen Minister v. Brühl.

Hagedorn kommt also mitten in das diplomatische Spiel — mit allen seinen guten und bösen Seiten. Erffa, sein Vorgesetzter, war als Nachfolger Zechs vorgesehen, aber sein Vorgänger, erklärter Günstling Brühls, wollte nicht vom Platze weichen. Beide Rivalen bespitzeln sich gegenseitig, beide waren Exponenten verschiedener sächsischer Gruppen. Die oft schwierige Situation war für Hagedorn leichter zu ertragen, weil er das Vertrauen Erffas genoß und sich mit seinem Vorgesetzten auch menschlich verstand. Seine dienstlichen Verpflichtungen waren zudem nicht zu groß, so daß sich Christian Ludwig voller Eifer dem Kunstleben Wiens widmen konnte. Bald war er in den Ateliers bekannt und wurde oft bei Auktionen gesehen. Damals entstand der Grundstock der Gemäldesammlung.

Im „Kampf um Wien" blieb, wie so oft, Brühl Sieger: Erffa wird um die Wende des Jahres 1739/40 zurückgerufen. Anscheinend versuchte er sich dagegen zu wehren, denn die Abreise verzögerte sich bis in den November. Als im Oktober Karl VI. stirbt, übernimmt August III. das Reichsvikariat. Heinrich v. Bünau geht als sächsischer Gesandter in Begleitung Hagedorns nach Mainz[13]. Auch dort werden Ränke gesponnen, und der korrekte Hagedorn ist über die Zustände am Hofe wenig entzückt. Die Kunstsammlung kann auch hier weiter ausgebaut werden.

Als der Mainzer Auftrag erfüllt ist, scheint Hagedorns Karriere gefährdet. Bis zum Jahre 1743 erfolgt keine befriedigende Verwendung.

---

[13] Über den Aufenthalt der kursächs. Gesandtschaft in Mainz, vgl. Stübel a. a. O. und Werner Schultze, Heinrich von Bünau (Diss. Leipzig 1933).

„Es scheint, man will mich stecken lassen“, schreibt der bitter Enttäuschte[14]. Trotz der Beförderung zum Legationsrat und einem huldvollen Empfang bei Brühl ist es offensichtlich, daß der Premier ihn kaltgestellt hat. Darüber kann auch ein erneuter Auftrag in Mainz 1743 nicht täuschen. Nach der Erledigung kommt wieder eine Zeit qualvollen Wartens und schließlich 1755 die Entlassung. Wir vermuten, daß Brühl Hagedorn seine Gunst entzogen hat, weil er dem Kreis um Bünau, also den Gegnern der offiziellen sächsischen Politik, angehörte. Lediglich die Beschäftigung mit künstlerischen Dingen gibt in der tiefen Depression Trost.

Endlich, nach dem Tode Augusts III. und Brühls im Jahre 1763, kommt nicht nur die Rehabilitation, sondern auch eine Verwendung, die Hagedorns Fähigkeiten ganz entspricht und ihm innere Befriedigung gewährt. 1763 wird er Generaldirektor der kurfürstlichen Sammlungen und der sächsischen Kunstakademien. Er hat an der Gründung der Leipziger und der Dresdener Akademie und am Ausbau beider Institute wesentlichen Anteil gehabt und Adam Friedrich Oeser nach Leipzig, Anton Graff nach Dresden berufen.

Hoch angesehen ist Christian Ludwig am 24. Januar 1780 in Dresden gestorben. Seine Sammlung hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt: Obwohl er Bilder und Bücher der Universität Halle vermachte, gelang es Betrügern, das Erbgut nach Dänemark unter dem Vorwand zu entführen, daß Rechte Verwandter zu wahren seien. Ehe eine Klärung der Behauptungen möglich war, ging fast alles beim Brand des Gutshauses, in dem die wertvollen Gegenstände untergebracht waren, zu Grunde. Der kleine, gerettete Rest blieb verschollen.

Die Lebensbahn der Brüder verlief so gegensätzlich, daß wir zweifelnd fragen, ob eine gemeinsame Darstellung gerechtfertigt ist. Oder bestehen Verbindungen, die uns bisher noch nicht bewußt geworden sind? Wir müssen dazu das persönliche Werk, die Leistung Friedrichs und Christian Ludwigs skizzieren.

2. Die literarische Herkunft und Leistung Friedrichs

Während seines Aufenthaltes in England hat sich Friedrich mit dem Werk Popes, mit Prior, Addison und Shaftesbury beschäftigt. Die Gedichte des Horaz waren ihm ebenso vertraut, wie er die französischen Meister der „kleinen Form“ schätzte. Einer Aufforderung Gottscheds, Mitglied der Deutschen Gesellschaft zu werden, hat er mit der Begründung abgelehnt, er habe sich zu sehr angewöhnt, „englische Redensarten in die Muttersprache zu mischen“[15].

Hagedorn hat in seiner Dichtung gern moralisiert, wobei Tugend und froher Lebensgenuß einander nicht ausschließen. Sein Verdienst ist, daß er, selbst zum Meister der kleinen Form geworden, Fabel und Verserzählungen in Deutschland heimisch gemacht hat. Die Gedichte, in denen oft von Liebe und Wein gesungen wird, waren „die ersten, die man den Liedern der Franzosen an die Seite setzen durfte“, urteilt Albrecht v.

---

[14] Stübel S. 42.
[15] Hettner Band I S. 209, Anm. 2.

Haller[16]. Bemerkenswert erscheint uns, daß Hagedorn — im Gegensatz zu manchen Zeitgenossen — auch nationalen Gefühlen Raum gegeben hat.

Seine Gedichte haben nicht nur seine Leser angeregt und unterhalten, sondern vor allem dazu beigetragen, die dürre Gesetzlichkeit der Gottschedschen Dichtung zu überwinden. Gellert hat ihm manches zu verdanken, ähnliches gilt für Wieland. Bei Voß lesen wir im „Pfarrer von Grünau“:

„Plauderten und sangen empfundene Lieder von Stolberg,
Bürger und Hagedorn, von Claudius, Gleim und Jacoby...“ [17].

R. Petsch hat darauf hingewiesen, welche Bedeutung die wesentlich von Hagedorn mitbegründete deutsche Fabeldichtung für die Entwicklung der klassischen Literatur gehabt hat[18]. Die Abkehr der Anakreontiker von der barocken Form, ihr oft bürgerliches Ideal öffnete neue Wege. Albrecht von Haller und Friedrich Hagedorn gelangten dabei zu bemerkenswerten persönlichen Leistungen, selbst wenn wir die Begrenztheit ihres Talents erkennen. Gerade für Hagedorn ist die Freude am bürgerlichen Dasein charakteristisch, sie hat im „Munteren Seifensieder Johann“, der fast volkstümlich geworden (und heute leider fast vergessen) ist, sinnfälligen Ausdruck gefunden. Viele seiner Gedichte sind Zeugnisse einer liebenswürdigen und liebenswerten Poesie. Derbheit war unserem Dichter fremd; selbst wenn er, wie es häufig der Fall ist, Kritik übt, wird er nie verletzend.

3. Christian Ludwigs Stellung zur Kunst

In vieler Hinsicht ähnliche Züge können wir bei Christian Ludwig feststellen. Waetzoldt[19] spricht davon, daß der Akademiedirektor „alles verstehend und alles verzeihend“ beurteilte. Lehrmeister gab es für ihn kaum, er besaß ein angeborenes Qualitätsgefühl, von dessen Richtigkeit er überzeugt war: „Um zu sehen, was gut ist, brauche ich keinen Maler zu konsultieren“ [20].

Die erste, intensive Beschäftigung mit künstlerischen Dingen fällt in die Wiener Zeit. Sein Berater ist der damals dort lebende Landschaftsmaler Josef Orient[21], dem Christian Ludwig manchen wertvollen Hinweis und eine Erziehung zum Sehen verdankt. Unter dem Einfluß Orients entsteht die Sammlung Hagedorns, deren Schwerpunkt in Landschaften liegt. Kunst erscheint ihrem Besitzer als Trösterin: „Die vielen und angenehmen Gedanken, die mir bei der Betrachtung eines Gemäldes einfallen, sind mir oft das beste Gegengift von Grillen“ [22]. Bezeichnend für die korrekte, immer auf Ordnung bedachte Art des Sammlers ist,

---

[16] Ebd. I S. 210.
[17] Ebd. I S. 198.
[18] R. Petsch, Friedrich von Hagedorn und die deutsche Fabel (Festschrift v. Melle 1933) S. 160 ff.
[19] W. Waetzoldt, Deutsche Kunsthistoriker, Band 1 (1921) S. 94.
[20] Ebd. I S. 96.
[21] Josef Orient, 1677—1747, Maler in Wien. Vgl. Thieme-Becker, Lexikon der bildenden Künstler.
[22] Undatierter Brief an den Bruder, Stübel S. 21.

daß er schon bald alle Bilder einheitlich rahmen läßt, in einem schwarz gebeizten Birnholzrahmen ist eine Goldleiste eingelassen, die das Bild vom Rahmen deutlich abhebt. Am liebsten hat Hagedorn unmittelbar beim Künstler gekauft oder die Vermittlung seines Freundes Orient gewählt. Von Kunsthändlern hat er keine allzu große Meinung: „Es gibt keine solch eingefleischten Teufel, wie die Kunsthändler sind“ [23].

Je mehr die Sammlung wächst, desto kritischer wird Hagedorn, so daß er sich entschließt, weniger wertvolle Stücke abzusondern. Über alle neuen Ankäufe und die Veränderungen des Bestandes hat er dem Bruder meist ausführlich unterrichtet — er wollte den Älteren davor bewahren, bei einem etwa notwendigen Verkauf der Bilder nach seinem Tode Schaden zu erleiden. Friedrich hat die Belehrungen allerdings nie sehr ernst genommen und ist in den wenigen erhaltenen Antworten kaum darauf näher eingegangen.

Während der Dresdner Zeit, vor allem als Christian Ludwigs Karriere beendet scheint, sind enge Beziehungen zu den Malern Manyoki, Thiele, Dietrich und anderen entstanden. Auch den Literaten war er befreundet: Neben dem schon erwähnten Hofpoeten König sind vor allem der Bibliothekar Brühls, Johann Christoph Rost, und der spätere kurfürstliche Oberbibliothekar Crusius zu nennen.

Dresden wird damals zur Pflegestätte neuer Kunsttheorien. A. R. Mengs malt das Altarblatt für die Hofkirche Chiaveris, Winckelmanns erste Schrift über die Nachahmung der Kunst der Alten entsteht am gleichen Ort. Zu dem Kreis, der sich um neue Anschauungen mühte, gehören auch Adam Friedrich Oeser, Christian Gottlob Heyne, der Gemmensammler und Zeichenlehrer Philipp Daniel Lippert [24]. Von diesen Männern gehen Fäden zu dem Maler Dietrich und zu Heinrich v. Bünau. Daß Hagedorn mit Dietrich bekannt war, erwähnten wir schon. Da Christian Ludwig auch Bünau nahestand, schließt sich der Kreis. Der Wunsch, die Antike für die Kunst ihrer Gegenwart neu zu beleben, eint die Bekannten und Freunde. Wie sehr die Nachahmung antiker Kunst allerdings oft zu kühlen, unfruchtbaren Formen und später sogar zu kaum noch inhalterfüllten Werken führte, hat Hettner temperamentvoll nachgewiesen [25]. Dabei macht er aber auch darauf aufmerksam, daß Hagedorn, im Gegensatz zum engeren Kreis der oben genannten Freunde, auch anderen Zielen zustrebte. Er „wagte neben der Bewunderung der großen italienischen Meister zuweilen ein schüchternes Wort zum Preise Dürers und Peter Vischers, Holbeins und Cranachs“ [26]. Hettner verdanken wir auch den ungemein wichtigen Hinweis auf die These Christian Ludwigs, daß fast alle Gesetze der Dichtkunst auch für die Malerei gültig seien [27].

Winckelmann hat einmal gesagt, Hagedorn habe nur „mangelhafte“ Kenntnisse, weil er Italien nicht gesehen habe [28]. Aber dieser Mangel wird

---

[23] Bei Stübel S. 36 f., ohne Datum, aus der Wiener Zeit.
[24] Vgl. Werner Schultze, A. F. Oeser und Dresden, Arch. f. Kulturgesch. 35 (1953) S. 233 ff.
[25] Hettner, Band II S. 264 ff.
[26] Ebd. II S. 266.
[27] Ebd. II S. 265.
[28] Waetzoldt a. a. O. S. 96.

eben dadurch ausgeglichen, daß Hagedorn schon in Wien die Schönheit der Niederländer an Rubens erlebte. Später hat sich auf dieser Grundlage die Erkenntnis vom Wert der niederländisch-flämischen und der deutschen Malerei bei ihm immer stärker durchgesetzt. Seine Sammlung hatte vor allem Werke dieser Künstler — für den damaligen Geschmack war das eine ungewöhnliche Richtung.

Die „Lettres à un amateur de la peinture" von 1755 sind im ersten Teil ein Verzeichnis der Hagedornschen Bilder, deren Verkauf wegen der Entlassung aus dem Staatsdienst von Christian Ludwig ernsthaft erwogen werden mußte. Angehängt sind biographische und allgemeine Notizen über einzelne Künstler und ihre Werke, die sich durch die Fülle des Materials auszeichnen und heute noch als wichtige Quelle gelten. 1762 erscheinen die „Betrachtungen über Malerei", die eine Bildung des Geschmacks durch Übung des Auges anstreben. Aus Hagedorns Theorien schälen wir als wichtigste heraus:

1. Nicht der Verstand allein, sondern ebenso die ästhetische Empfindung sind für das Erleben eines Kunstwerkes bedeutsam.

2. Kunst soll die Freude am Dasein erhöhen.

3. Kenntnis der Antike ist eine der wichtigsten Grundlagen für jede Beschäftigung mit der Kunst.

4. Gleichberechtigt steht daneben die Natur als Lehrmeisterin für die Farbgebung eines Bildes.

5. Folglich muß das Studium der Antike mit dem der Natur verbunden werden. Das ist ein entscheidender Gegensatz zu Winckelmanns Auffassungen. Von dieser Einstellung her ergibt sich die nächste Folgerung Hagedorns:

6. Linie und Farbe sind gleichwertig.

Hagedorn schätzt — im Gegensatz zu vielen Zeitgenossen, die die Allegorie betont in den Vordergrund stellen — heroische Bilder nur als Schmuck für repräsentative Zwecke in öffentlichen Gebäuden. Viel lieber und auch bedeutsamer sind ihm empfindsame Themen. Hier erkennen wir eine noch lebendige Verbindung zur Malerei des Rokoko[29], die viele seiner Freunde so empört ablehnten. Aber wenn wir sehen, daß diese Einstellung mehr und mehr auch zu einer Freude an bürgerlichen Themen wird, daß ein Hang zum „Patriotischen" hinzukommt[30], dann ahnen wir, daß sich bei Hagedorn eine „neue Richtung" bereits abzeichnet. Und wir erinnern uns sehr ähnlicher Züge bei dem Dichter-Bruder Friedrich. Es ist auch bemerkenswert, daß Christian Ludwig sehr beachtliche Kritik an der Buchausstattung seiner Zeit geübt hat. Seine Bevorzugung Oesers, die Berufung Graffs, von denen der eine als Zeichner bedeutungsvoll, der andere durch seine Porträts im „bürgerlichen Stil" berühmt geworden ist, sollten eines Tages Brücken vom Klassizismus zu einer neuen Zeit werden.

---

[29] J. Burkhardt hat einmal von Bildern der venezianischen Malerei gesagt, sie seien „Novellenbilder" (erwähnt bei K. Scheffler, Venezianische Malerei, 1949). Wir meinen, daß dieser Ausdruck den Bildergeschmack Hagedorns ebenfalls treffend zeigen könnte.

[30] Friedrich Nicolai an Christian Ludwig: „Ihre Bemühungen werden Ihnen Ehrensäulen in dem Herzen eines jeden deutschen Patrioten verdienen . . ." (Briefe von und an C. L. Hagedorn, hg. Torkel Baden, Leipzig 1797, S. 205).

4. Gegenseitige Anregung und Gemeinsames

So gegensätzlich Friedrich und Christian Ludwig von Hagedorn zunächst erschienen, so vieles Gemeinsames entdecken wir! Die so grundverschiedenen Charaktere neigen beide bürgerlichen, für ihre Zeit ungewohnten und neuen Idealen zu. Während der eine Bruder Fabeln und moralisierende Lehrgedichte schreibt, schafft der Jüngere der Empfindsamkeit in der Kunst Eingang. Nicht nur die Theorien Christian Ludwigs beweisen das, auch seine zeichnerischen Versuche, seine Bildkäufe, seine Tätigkeit als Akademiedirektor haben dazu beigetragen. Beide Brüder öffnen die Augen der Zeitgenossen für neue Anschauungen, beide wirken auf ihre Nachfolger. Die Bevorzugung bürgerlicher Themen beim Dichter (es sei nochmals an den „Munteren Seifensieder“ erinnert) findet ihre Entsprechung in der Liebe Christian Ludwigs zu den Altdeutschen und niederländisch-flämischen Malern. Das Rezeptionsbild Oesers für die Leipziger Akademie im dortigen Museum der bildenden Künste illustriert unsere Auffassung ausgezeichnet. Christian Ludwig hat die Dichtungen des Bruders mit Interesse und Aufmerksamkeit gelesen und auch Kritik geübt. Als aber Friedrich sich porträtieren lassen will, ist es für ihn selbstverständlich, den Rat des kunstverständigen Bruders zu erbitten und zu befolgen [31]. Der Satz Friedrichs „Die Anmuht mit der Tiefsinnigkeit, das Feuer mit der Ordnung und der Reiffe, . . . die Natur mit der Kunst zu verbinden . . . [32]“, könnte auch von Christian Ludwig geschrieben sein.

Die Bekanntschaft mit den Interessen und Ideen des jüngeren Hagedorn hat ebenso Frucht getragen, wie auch Christian Ludwig vom älteren Bruder beeinflußt und in seinen Anschauungen reicher wurde. Wir meinen, daß beide Brüder sich gegenseitig wesentlich gefördert haben.

Das menschliche Verhältnis der beiden zueinander ist ein schönes Zeugnis dafür, daß auch gegensätzliche Charaktere durch das Band der Familie zusammengehalten werden. Christian Ludwig hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er die allzu großzügigen Neigungen und die Sorglosigkeit des Bruders mit Sorge beobachtete und verurteilte. Seine Liebe wurde dadurch nicht erschüttert. Und Friedrich ging es ähnlich. Er sah die Berechtigung der Vorwürfe ein, hat aber die oft deutliche Kritik nie verübelt. Mit liebenswürdiger Nachsicht hat er die Korrektheit des Bruders, die ihm übertrieben schien, hingenommen und an seinem Schicksal lebhaft Anteil genommen. Beide waren stets bemüht, sich gegenseitig nach besten Kräften zu helfen. Friedrich hat dieser Liebe ein schönes Denkmal gesetzt:

„Wen lieb ich so wie Dich? Wer liebt mich so wie Du?
Du bist, und dieses Lob wirst Du umsonst verbitten,
Gerecht nach jeder Pflicht, und würdig Deiner Sitten.
Mein allertheuerster, mein angebohrner Freund,
Der mit der Höfe Witz das beste Herz vereint . . .“ [33].

Wie eng sind menschliche und künstlerische Äußerungen jeder Zeit mit einander verbunden, selbst wenn die Verbindungen nicht immer offen liegen! Manches ist noch zu entdecken, wenn wir solchen Spuren nachgehen.

---

[31] Stierling S. 57 ff.
[32] Friedrich von Hagedorn, Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen (1738) S. VIII. [33] Stierling S. 44, Anm. 2.

Clausewitz bei Liddell Hart

Ein unbekannter Clausewitz-Brief in Wolverton Park

von Werner Hahlweg

Nördlich von London, inmitten der abwechslungsreichen, fast lieblich anmutenden Hügellandschaft Buckinghamshire, liegt unauffällig das Städtchen Wolverton; auf einem alten gepflegten, von Garten und Feld umgürteten Landsitz in der näheren Umgebung, Wolverton Park, lebt Captain B. H. Liddell Hart (* Paris 31. 10. 1895). Wer das gastliche, breit hingelagerte Haus betritt, ist zunächst beeindruckt von der Macht einer hier vorwaltenden ungebrochenen Überlieferung im Bereich des Gesellschaftlichen, Geistigen und Kulturellen. Sein Blick wird unwillkürlich gefangen von dem Reichtum alter Stiche, Gemälde, Ahnenbilder und Landkarten etwa vom 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, er verweilt aber auch bei den zugleich gezeigten persönlichen Erinnerungsstücken an Th. E. Lawrence „von Arabien“ [1], die ebenfalls — zu ihrem Teil — dem Hause das Gepräge geben. All dies erweckt den Eindruck jener inneren Geschlossenheit und noch formenden Kraft des Vergangenen, wie es neuerdings Reinhard Wittram in seiner lesenswerten Studie „Tradition und Geschichte“ so sinnfällig zum Ausdruck gebracht hat: jener echten Tradition, deren „Weitergabe von Person zu Person beglaubigt sein muß“ [2].

Da ist weiter die umfangreiche, mehr als 6000 Bände umfassende historische und militärwissenschaftliche Bibliothek Liddell Harts, deren Beständen man in allen Zimmern seines Heimes begegnet. Ihr größter Teil freilich füllt das geräumige Arbeitszimmer des Hausherrn, das durch eine ganze Galerie von Bildern jener bedeutenderen europäischen und außereuropäischen Generale der Epoche 1918—1957, die ihn als ihren Lehrmeister verehren, seine besondere Note erhält. Man steht hier in der „Werkstatt“ des heute wohl führenden Kriegstheoretikers der Westlichen Welt, eines — wie General L.-M. Chassin es ausdrückt — „großen militärischen Denkers“ [3], dessen Bücher nicht nur in England, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Deutschland oder Israel, sondern auch in der Sowjetunion zur Kenntnis genommen und anerkannt werden. Liddell Harts Arbeitszimmer birgt aber auch sein gewichtiges zeitgeschichtliches und militärwissenschaftliches Archiv, das von seiner liebenswürdigen Gattin verständnisvoll gehütet wird.

Seine Studien namentlich über Strategie führten Liddell Hart auch zu Clausewitz, wiewohl der deutsche Philosoph des Krieges wegen seiner zu

---

[1] Über ihn († 1935) hat Liddell Hart 1934 ein Buch veröffentlicht (New York; dt. Ausgabe 1935).

[2] Vgl. R. Wittram, Das Interesse an der Geschichte. Zwölf Vorlesungen über Fragen des zeitgenössischen Geschichtsverständnisses (1958), Kap. VIII: Tradition und Geschichte, S. 95 ff., 103 f.

[3] Vgl. L.-M. Chassin in: Revue de défense nationale, Oct. 1950, S. 334 ff.

„abstrakt" erscheinenden Gedankenführung bislang nicht sonderlich in dem eher zu „pragmatischem" Denken geneigten Großbritannien geschätzt worden ist[4]. Frühzeitig jedenfalls wurde Liddell Hart offenbar durch das Ungewöhnliche der Ideen von Clausewitz angezogen und dazu geführt, sich mit dem Werk „Vom Kriege" zu beschäftigen. Immer wieder — man möchte fast meinen im Sinne eines echten Spannungsverhältnisses, das gleichsam wie ein roter Faden die Mehrzahl seiner Schriften durchzieht — setzte sich der Theoretiker des Krieges unserer Tage mit den Lehren des preußischen Generals kritisch auseinander, bestrebt insbesondere, die oft übersehenen oder mißdeuteten Hauptgedanken des Werkes „Vom Kriege" (wie etwa über den Unterschied zwischen dem „absoluten" Krieg der reinen philosophisch-logischen Vorstellung und dem nicht „absoluten", vielmehr „modifizierten" Krieg der Wirklichkeit) in ihrer Fruchtbarkeit und Gegenwartsnähe gerade für die jetzige Zeit sichtbar oder gar wirksam zu machen[5]. Es wäre wohl der Mühe wert, Liddell Harts Clausewitz-Interpretation und ihrer Entwicklung einmal im einzelnen nachzugehen.

Liddell Hart, ungewöhnlich, profiliert, dabei bescheiden, durchaus nicht auf äußere Ehrungen bedacht (niemals ist er britischerseits dekoriert worden), steht auf der „Grenzlinie" oder richtet den Blick dorthin der Herkunft wie dem Wirkungsbereich nach; er ist sicher anders in der Art seiner geistigen Struktur als Clausewitz. Und doch mag es etwas geben, was beide miteinander verbindet. Vielleicht ist es die Fähigkeit des einen wie des anderen, die Dinge *konkret* zu sehen, d. h. Vorstellung und Wirklichkeit in ihren sonst so voneinander verschiedenen Theorien zweckvoll aufeinander abzustimmen und damit den häufig gegebenen Gegensatz zwischen „Theorie" und „Praxis" weitgehend aufzuheben, wenn nicht gar gänzlich verschwinden zu lassen. Wie sehr Clausewitz' Werk „Vom Kriege" davon Zeugnis ablegt, braucht nicht betont zu werden; aber auch Liddell Harts Theorien haben eine wiederholte Bestätigung durch die Praxis erfahren[6].

In dem Zusammenhang erscheint es bemerkenswert, daß Liddell Hart sogar ein kostbares persönliches Andenken an Clausewitz sein eigen nennt. Unter den in einem besonderen Schrank aufbewahrten „historischen" Bücherschätzen des englischen Kriegstheoretikers steht ein un-

---

[4] Vgl. u. a. M. Howard, Clausewitz and his misinterpreters. The Listener, LV, Nr. 1408 (22. März 1956), S. 279.

[5] Vgl. u. a. die folgenden Werke von B. H. Liddell Hart: The ghost of Napoleon (^{2}1935), S. 118 ff., 130 ff.; Thoughts on war (1943), S. 33, 40, 43 f., 58, 68, 83, 98, 113, 120, 126, 133 ff., 158, 229, 270, 293, 295; The revolution in warfare (1946), S. 54 ff.; Strategy. The indirect approach (^{3}1954), S. 352 ff.

[6] Vgl. hierzu u. a. B. H. Liddell Hart, Dynamic defence (1940), Appendix. An historical sidelight on the German offensive of May 1940, S. 57 ff., u. bes. die folgenden Mss. a. d. Privatarchiv Liddell Harts, die mir der britische Kriegstheoretiker freundlicherweise zur Einsicht überließ: The conception of the Blitzkrieg technique; Early ideas on the pattern of the armoured division; Supplementary note on the German Break-Through in May 1940; An historical sidelight on armoured warfare; außerdem: Strategy a. a. O. S. 386 ff., bes. S. 396, A strategical analysis of the Arab-Israel war by general Yigael Yadin. In der deutschen Ausgabe der „Strategie" (Wiesbaden 1955) fehlen unbegreiflicherweise diese gerade für die praktische Wirkung der Gedanken Liddell Harts so aufschlußreichen Ausführungen des israelischen Generals.

scheinbarer Band der durch Wilhelm von Scherff besorgten Ausgabe des Werkes „Vom Kriege“ [7]. Beim zufälligen Durchblättern dieser Ausgabe fielen dem Betrachter die Schriftzüge eines vor dem Titelblatte angehefteten Briefes auf; eine nähere Untersuchung ergab die freilich überraschende Feststellung, daß dieser Brief von keinem Geringeren als von Carl von Clausewitz selbst geschrieben worden ist!

Der bisher völlig unbekannte, gut erhaltene Brief (ein Bogen, beiderseitig mit etwas verblaßter, jetzt sepiabrauner Tinte beschrieben, Gr. 85 × 225 mm), der allein schon wegen der eigenhändigen Unterschrift von Clausewitz Beachtung verdienen würde [8], versetzt den Leser in die stürmisch bewegte Schicksalszeit Europas am Vorabend der großen Katastrophe des preußischen Staates und Heeres von 1806. In ihm bedankt sich der preußische Stabskapitän von Clausewitz bei der Redaktion der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ für einen ihm durch Scharnhorst übermittelten Mitarbeitervertrag: es sei dies für ihn, Clausewitz, eine Ehre, und er sende ein Exemplar des Vertrages unterzeichnet an die Redaktion zurück. Allerdings, so fügt Clausewitz hinzu, werde er im Falle eines Krieges, wie er jetzt wohl nahe zu sein scheine, kaum die Möglichkeit besitzen, seinen Aufgaben als Mitarbeiter der Literaturzeitung nachzukommen.

Dieser Brief, dessen vollständiger Abdruck unten folgt [9], zeigt den jungen Clausewitz so ganz von der persönlichen Seite und wirft darüber hinaus neues Licht auf dessen Entwicklungsgang im Bereich der Wissenschaft. Da fällt zunächst die Tatsache auf, daß Clausewitz' großer Förderer Scharnhorst ihm auch hier zur Seite steht, d. h. ihn, wie es auch in dem Briefe zu lesen ist, bei der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ empfohlen hat. Clausewitz gewann damit die Verbindung zu einer der angesehensten wissenschaftlichen Zeitschriften, die übrigens auf Betreiben Goethes 1804 ins Leben gerufen worden war [10]; man darf vielleicht diese Verbindung als eine weitere, auszeichnende Etappe in der wissenschaftlichen Tätigkeit des erst sechsundzwanzigjährigen Offiziers ansehen, der neben seinem eifrigen Besuch der Vorlesungen des Kant-Schülers Professor Kiesewetter in Berlin bereits 1804 mit der Niederschrift seiner ersten kriegstheoretischen Gedanken begonnen hatte und im Jahre darauf mit einem kritischen, gegen den bekannten Kriegstheoretiker Dietrich Heinrich Freiherrn von Bülow gerichteten Aufsatz in der „Neuen Bellona“ hervorgetreten war [11].

[7] „Vom Kriege“. Hinterlassenes Werk von General Carl von Clausewitz. Erläutert durch W. von Scherff, Generalmajor und Brigadekommandeur (Dresden 1885).

[8] Eigenhändige Unterschriften von Clausewitz zählen zu den Seltenheiten; unseres Wissens werden sie nur gefunden in der aus dem Jahre 1817 stammenden Denkschrift: „Preußens Kriegstheater am Rhein“, erster Teil (zweimal signiert, Bl. 5 verso, Bl. 6 recto), und in dem Fragment „Auflösung der 6ten kleinen Aufgabe“ v. 3. Januar 1803.

[9] S. unten S. 104; ich darf an dieser Stelle Herrn Cpt. B. H. Liddell Hart aufrichtig danken, der mir den Brief zur Bearbeitung überließ und auch gestattete, das Dokument zu photographieren.

[10] Vgl. hiezu J. Zeitler, Goethe-Handbuch II (1917), S. 234; R. F. Arnold, Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte (³1931), S. 22.

[11] Vgl. Carl von Clausewitz, Strategie aus dem Jahr 1804 mit Zusätzen von 1808 und 1809 hrsg. v. E. Kessel (²1943); E. A. Nohn, Der

Weiterhin stellt der Brief ein Zeugnis dar für jene von hohem Idealismus getragene Auffassung von Wahrheit und Wissenschaft, wie sie Clausewitz beseelte, wie sie seine Persönlichkeit und seine Geistigkeit kennzeichnet und auch im Werk „Vom Kriege“ immer wieder ihren Ausdruck findet[12]. Es ist ein leidenschaftliches Bekenntnis, das Clausewitz am Schluß des Briefes ablegt, wenn er versichert: daß Wahrheit und Wissenschaft einen „zu heiligen Charakter“ für ihn hätten, „um auf ihren Wegen nicht stets mit dem reinsten Willen zu wandeln“.

Freilich kam Clausewitz (ganz im Sinne seiner Vermutungen) vorerst nicht dazu, Beiträge in der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ zu veröffentlichen; Krieg und anschließende mehrmonatige Internierung in Frankreich warfen für ihn gänzlich andere Fragen auf[13]. Jedoch nach seinem Eintreffen in Königsberg im Frühjahr 1808 wurde — wiederum durch die freundschaftliche Initiative Scharnhorsts — die alte Verbindung zur Literaturzeitung wieder hergestellt. Davon zeugt etwa ein Brief Clausewitz' an seine Braut Marie Gräfin von Brühl vom 4. September dieses Jahres. Darin bezeichnet er sich „für jetzt“ als Scharnhorsts „literarischen Factor“ und berichtet, daß dieser ihm vor einigen Tagen den „drolligen Auftrag“ gegeben habe, „von den Preußischen neuen Kriegsartikeln und einigen anderen Verordnungen, die neue Einrichtung der Armee betreffend, Recensionen zu schreiben, und zwar gleich drei Stück. eine für die Hallische Literaturzeitung, eine für die Jenaische, eine für die Göttingische Gelehrten-Zeitung“[14].

Tatsächlich bestätigt eine Durchsicht des Jahrganges 1808 der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ die in diesem Brief gemachten Angaben. Am 11. Oktober hat Clausewitz dort unter der Rubrik „Kriegswissenschaften“ die „Kriegsartikel für die Unter-Officiere und gemeinen Soldaten (der königl. preußischen Armee)“ vom 3. August 1808, die „Verordnung wegen der Militär-Strafen“, die „Verordnung wegen Bestrafung der Officiere“ sowie das „Reglement über die Besetzung der Stellen der Port-epée-Fähndriche“ und „über die Wahl zum Officier bey der Infanterie, Cavallerie und Artillerie“ besprochen[15].

---

unzeitgemäße Clausewitz. Notwendige Bemerkungen über zeitgemäße Denkfehler. Beiheft 5 der Wehrwissenschaftlichen Rundschau (1956).

[12] Vgl. u. a. „Vom Kriege“ ([16]1952), Zweites Buch, 6. Kapitel, S. 240; über Clausewitz' Neigung zur Wissenschaft, dem „Studium der Geschichte und Kriegskunst“ zu leben s. K. Schwartz, Leben des Generals Carl von Clausewitz und der Frau Marie von Clausewitz geb. Gräfin von Brühl, I (1878), S. 291, Clausewitz an Marie, 15. 9. 1807.

[13] Vgl. hiezu die Briefe von Clausewitz an seine Braut aus dem Jahre 1807, Schwartz a. a. O. I, S. 234 ff.

[14] Schwartz a. a. O. I, S. 316.

[15] Vgl. Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahre 1808. Fünfter Jahrgang, Vierter Band. October, November, December (1808), Num. 238, den 11. October, 1808, Sp. 65—68. Der Aufsatz ist mit „S-st.“ (Scharnhorst) gekennzeichnet.

Beilage

Carl von Clausewitz an die Redaktion der „Allgemeinen Jenaischen Literatur-Zeitung"

Der Oberste *v Scharnhorst* hat die Güte gehabt, dem Unterzeichneten einen Kontrakt zuzusenden, welchen die Sozietät der Unternehmer der Jenaischen A. L. Z.[1] so gefällig gewesen ist auf seine Veranlassung mir vorzuschlagen.

Ich danke für das gütige Vertrauen und fühle mich zu geehrt durch diese Verbindung, um sie nicht mit Vergnügen einzugehen. Ich sende daher der gedachten Sozietät ein Exemplar des Kontraktes unterzeichnet zurück und füge demselben blos eine Bemerkung bey, welche ihm übrigens nicht wesentlich entgegen steht: daß nehmlich, im Fall eines Krieges, wodurch der Unterzeichnete von seiner *Garnison* entfernt würde, derselbe schwerlich für das Institut einige Thätigkeit haben könnte, nicht sowohl aus Mangel an Zeit als wegen des unstäten Aufenthaltes und des Mangels an Büchern. Dieser Fall scheint jetzt nahe zu seyn, da die hiesigen Truppen Befehl erhalten haben, sich so marschfertig zu halten, daß sie in vier und zwanzig Stunden aufbrechen können; überhaupt läßt wohl der jetzige Zustand Europa's keiner dauernden Ruhe entgegensehen[2].

Schließlich erlaube ich mir die Versicherung, daß Wahrheit und Wissenschaft für mich einen zu heiligen Charakter haben, um auf ihren Wegen nicht stets mit dem reinsten Willen zu wandeln.

Berlin, den 23t. May,
1806.

v Clausewitz
Pr. *Capitain* und Adj. d. Prinzen
August v. Pr.[3]

---

[1] = Allgemeine Literatur-Zeitung; vgl. oben Anm. 9.

[2] Vgl. in dem Zusammenhang u. a. L. v. Ranke, SW, Dritte Gesamtausg., 47. Bd., Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813, II (^{2}1880), S. 189 ff., 220; A. Fournier, Napoleon I. Eine Biographie, II (^{4}1922), S. 114 ff., 129 ff.; O. Tschirch, Geschichte der öffentlichen Meinung in Preußen vom Baseler Frieden bis zum Zusammenbruch des Staates (1795—1806), II (1934), S. 308 ff., 313 ff., 364 ff.

[3] Clausewitz war im Frühjahr 1803 durch Scharnhorst an den Prinzen August (Sohn des Prinzen August Ferdinand, jüngsten Bruders Friedrichs des Großen) empfohlen worden. Am 8. 8. 1803 bestätigte Friedrich Wilhelm III. Clausewitz' Anstellung als Adjutant des Prinzen August von Preußen. Am 26. 6. 1804 wurde Clausewitz zum Adjutanten mit einem Gehalt von 360 Talern jährlich ernannt und am 2. 11. 1805 zum Stabskapitän befördert; in dieser Stellung und Charge macht er den Feldzug von 1806 mit; vgl. Schwartz a. a. O. I, S. 42, 44; K. v. Priesdorff, Soldatisches Führertum VIII (1943), S. 65, 67.

Carl von Clausewitz
an die Redaktion der „Allgemeinen Jenaischen Literatur-Zeitung“
(Original im Besitz von Captain B. H. Liddell Hart)



Italienischer Humanismus

Forschungsbericht von August Buck

Stand der Forschung — Humanistische Tradition — Das 15. Jahrhundert — Humanismus und Mittelalter — Humanismus und Antike — Humanistisches Geschichtsdenken — Fortuna und Virtus — Humanistische Selbstdarstellungen — Humanismus und Gesellschaft — Humanismus und Politik — Humanismus und Philosophie — Lorenzo Valla — Renaissance-Platonismus — Erasmus und Italien.

Wenn wir in unserem ersten Bericht [1] feststellen konnten, daß sich nach 1945 in den europäischen und amerikanischen Geisteswissenschaften ein starkes Interesse für den Humanismus beobachten läßt, so hat dieses Interesse auch in den letzten Jahren angehalten, wie die große Zahl der einschlägigen Veröffentlichungen zeigt [2]. Der deutsche Anteil ist, verglichen mit der Zeit von 1945 bis 1954, etwas größer geworden, was z. T. auf verbesserte Arbeitsbedingungen zurückzuführen sein dürfte [3]. Trotzdem liegen nach wie vor die Schwerpunkte der Humanismus-Forschung außerhalb Deutschlands. Einen überzeugenden Beweis dafür erbrachten die Referate über den Stand der „studi umanistici" in den verschiedenen Ländern, die während des „Convegno Internazionale di Studi sull' Umanesimo" [4] im Sommer 1956 gehalten wurden. Wie aus diesen Berichten hervorgeht, dürfte unter den sich um die Erforschung des Humanismus bemühenden Institutionen kaum eine zweite eine so vielseitige und in die Breite gehende Tätigkeit entfalten wie die „Renaissance Society of America", die 1954 als Nachfolgerin des „Committee on Renaissance Studies of the American Council of Learned Societies" gegründet worden ist. Ziel der Gesellschaft ist es, die Verbindungen zwischen den einzelnen Zweigen der Renaissance-Forschung zu pflegen. Diesem Ziel dienen die laufenden Publikationen „Renaissance News" und „Studies in Renaissance", sowie die von der Gesellschaft und ihren Tochtergesellschaften veranstalteten Kongresse.

Betrachtet man das Programm eines dieser Kongresse, der im März 1958 an der Universität von Saint-Louis stattgefunden hat [5], so überrascht

---

[1] In dieser Zeitschrift 37 (1955), S. 105—122, im folgenden zitiert als F. 55.

[2] Verzeichnet in den F. 55 S. 107 genannten Bibliographien.

[3] Vermehrung der Bestände der Universitäts- und Seminarbibliotheken, im besonderen Ausbau der Bibliothek des von F. Schalk geleiteten Petrarca-Instituts in Köln; Erweiterung der Publikationsmöglichkeiten für Arbeiten über den italienischen Humanismus, so u. a. in der Schriften-Reihe des Petrarca-Instituts und in den „Studi Italiani" des „Istituto Italiano" in Köln.

[4] Veranstaltet von der Universität Freiburg (Schweiz) und den katholischen Universitäten Löwen und Mailand am Passo della Mendola in Zusammenarbeit mit den wichtigsten Instituten und Gesellschaften für Renaissance- und Humanismus-Forschung.

[5] Fourth Central Renaissance Conference, March 21 and 22, 1958.

die Buntheit der Themen. Der Rahmen der Vorträge ist sehr weit gespannt; er reicht vom 14. bis ins 18. Jahrhundert und umschließt so wesensverschiedene Geister wie Petrarca und Hobbes, Cervantes und Shakespeare, Agricola und Milton. Daß hier eine Fülle verschiedenartigster Probleme dem Begriff der Renaissance untergeordnet werden, erklärt vielleicht das besondere Interesse der amerikanischen Forschung für den Renaissance-Humanismus: Man sieht in ihm den entscheidenden Wesenszug Europas als geschichtlicher Erscheinung.

Von der Wirksamkeit der humanistischen Tradition in der abendländischen Geistesgeschichte ausgehend, hat der italienische Historiker Delio Cantimori in einem Referat auf der internationalen Historiker-Tagung von 1955 eine neue Periodisierung der Renaissance vorgeschlagen[6]. Danach reicht, abgesehen von der religiösen und der politischen Entwicklung, das humanistische Zeitalter („età umanistica") als geistige Bewegung von Petrarca bis Goethe, vom Tode Karls IV. bis zur Französischen Revolution. Die praktische Zweckmäßigkeit einer solchen Periodisierung bleibe dahingestellt — die These von der Kontinuität der humanistischen Tradition über die Renaissance hinaus bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts ist nicht zu bestreiten und wird gerade in den letzten Jahren durch eine Reihe von Untersuchungen erhärtet.

Für Hugo Friedrich[7] ist die Geschichte des abendländischen Humanismus identisch mit der Geistesgeschichte von Augustin bis Goethe. In der Schule des Humanismus bildet sich der europäische Mensch „mittels produktiver Erinnerung an seinen Ursprung in der Antike", so daß alle großen Kulturstile Europas bis zum deutschen Idealismus stets neue Interpretationen eines Alten gewesen sind. Während Friedrichs Ausführungen auf einer genauen Kenntnis des in Italien ausgebildeten, „die gesamte Neuzeit prägenden Renaissance-Humanismus" beruhen, gilt das nicht in gleichem Maße für die Festrede, in der Franz Schnabel einen Aufriß der Geschichte des humanistischen Bildungsgutes gegeben hat[8]. Das Wort Humanist ist nicht erst seit Anfang des 16. Jahrhunderts in der italienischen Form „umanista" gebildet worden (S. 3), sondern findet sich bereits 1490 belegt und ist wohl in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhun-

[6] D. Cantimori, La periodizzazione del Rinascimento, in Relazioni del X congresso internazionale di scienze storiche (Firenze 1955), IV, S. 307—334; als die pädagogische Konsequenz seiner These fordert Cantimori eine Schule „de type humaniste classique", deren Aufgabe es sein soll: „former des hommes d'esprit critique et de sensibilité humaine" (Valeur de l'humanisme, in Comprendre. Revue de la société européenne de culture 1956, Heft 15, S. 36—47).

[7] H. Friedrich, Abendländischer Humanismus, in Freiburger Dies Universitatis 3 (1954/55), S. 33—47.

[8] F. Schnabel, Das humanistische Bildungsgut im Wandel von Staat und Gesellschaft (München 1956). Festrede geh. in d. öff. Sitzung d. Bayer. Ak. d. Wiss. in München am 3. Dezember 1955.

derts geprägt worden[9]. Ferner wird man schwerlich sagen können, die christlichen Humanisten seien „meistens" Aristoteliker gewesen (S. 4), wo doch die bekanntesten unter ihnen, ein Petrarca, ein Ficino, ein Pico della Mirandola, ein Thomas Morus Platoniker waren, sogar z. T. Aristoteles kritisierten und ein Lefèvre d'Etaples Platon ebenso schätzte wie Aristoteles. Auch neigt Schnabel dazu, das rationalistische Element im Humanismus zu überschätzen. Dieser strebt danach, ebenso die intellektuellen wie die seelischen und sinnlichen Anlagen im Menschen zur Entfaltung zu bringen. Der humanistische Begriff der „sapientia" darf nicht ohne weiteres mit wissenschaftlicher Erkenntnis gleichgesetzt werden, wie das Schnabel zu tun scheint. Der auf der Verbindung von „sapientia" und „eloquentia" begründete Humanismus führt zusammen mit dem modernen Staat — wie Schnabel einleuchtend darlegt — den „dritten Stand" empor. Die humanistische Schule vom 16. bis zum 20. Jahrhundert ist vornehmlich die Schule des Bürgertums. Es liegt daher nahe, in der Krise der bürgerlichen Gesellschaft unserer Zeit eine der Ursachen dafür zu suchen, daß die humanistische Bildung heute nur noch „ein geschichtliches Phänomen, ein Gegenstand bloß historischer Betrachtung geworden" ist (S. 32).

Weniger pessimistisch bezüglich der Möglichkeiten, auch in der Gegenwart an der humanistischen Bildung festzuhalten, äußert sich Eugenio Garin in der Vorrede zu seiner Geschichte der Erziehung in Europa[10], welche die humanistische Bildungstradition, die Schnabels Vortrag in großen Zügen nachzeichnet, ausführlich in ihren einzelnen Phasen analysiert. Die Darstellung der von Italien bestimmten europäischen Pädagogik des 15. und 16. Jahrhunderts, welche in Theorie und Praxis die Grundlagen der humanistischen Erziehung geschaffen hat, wird eingeleitet durch eine Skizze des mittelalterlichen Bildungswesens und abgeschlossen durch einen Ausblick auf die Bildungsideale der Aufklärung. Dank eines intensiven Studiums der Quellen, das auch die früheren grundlegenden Untersuchungen Garins über den Humanismus auszeichnet[11], vermag er die humanistische Problematik unmittelbar aus den Quellen zu entwickeln. Die wichtigsten dieser Quellen hat er, versehen mit Einleitung und Anmerkungen, in einem Textband in der Reihe der „Classici della pedagogia italiana" vorgelegt[12]. Im Einklang mit seiner Auffassung vom

---

[9] P. O. Kristeller, Humanism and Scholasticism, in Byzantion 17 (1944—45), S. 366; jetzt in Studies in Renaissance Thought and Letters (Roma 1956) S. 574.
[10] E. Garin, L'educazione in Europa, 1400—1600 (Bari 1957).
[11] F. 55 S. 114 f.
[12] Il pensiero pedagogico dello Umanesimo, a cura di E. Garin (Firenze 1958). Während die 1949 von Garin herausgegebene Anthologie „L'educazione umanistica in Italia" nur italienische Übersetzungen enthält, wird jetzt auch der lateinische Urtext abgedruckt. Dabei ist Garin bestrebt — wie schon in seinen früheren Textbänden (F. 55 S. 115) —, unter Verzicht auf kritische Ausgaben mit Hilfe der ersten Drucke und Handschriften einen möglichst lesbaren Text zu bieten.

Humanismus als einer geistigen Bewegung, die im Dialog mit den antiken Autoren den Menschen zur sittlichen Persönlichkeit formt und sein historisches Bewußtsein ausbildet, stellt Garin in den Mittelpunkt der humanistischen Pädagogik zwei Themen: die „formazione alla vita civile", die Ausbildung für das bürgerliche Leben, und die „reductio artium alle scienze umane e mondane", den Ausbau des Studiums der Philologie, der Geschichte und der Politik[13].

Als dieses humanistische Bildungsideal am Ausgang des 16. Jahrhunderts Gefahr läuft, in einem pedantischen Formalismus zu entarten, wird es von Männern wie Montaigne und Charron unter Berücksichtigung der veränderten geistigen Situation erneuert. Wenn jedoch Garin auch für die Folgezeit die antihumanistische Kritik als eine Kritik im Namen der Prinzipien des genuinen Humanismus verstanden wissen will, interpretiert er die „Querelle des anciens et des modernes" doch wohl etwas einseitig. Den „modernes" des 17. und 18. Jahrhunderts fehlt häufig die „coscienza storica", die gerade Garin als einen wesentlichen Zug der humanistischen Geisteshaltung ansieht. Trotzdem leben — wie Garin mit Recht hervorhebt — auch im Jahrhundert der Aufklärung zahlreiche Ideen weiter, die im humanistischen Bildungsprogramm wurzeln[14].

Hauptsächlicher Träger des humanistischen Kontinuitätsbewußtseins ist einerseits das Buch, andererseits eine bestimmte Arbeitsmethode. Seit den Zeiten von Froben sind die Baseler Offizinen lange Jahre ein Zentrum der humanistischen Buchproduktion gewesen[15]. In Basel erschienen die Ausgaben von Petrarca, Biondo, Giovio, Ficino, Pico della Mirandola, Machiavelli, Guicciardini, Sabellico. Ein wohl einmaliges Beispiel für eine sich über Jahrhunderte erstreckende und ganz Europa erfassende Verbreitung einer humanistischen Schrift bietet Petrarcas „De remediis utriusque fortunae", das bis 1756 in 28 Ausgaben erschien und in viele europäische Sprachen übersetzt wurde[16].

Wie Petrarca mit seinen moraltheoretischen Schriften am Anfang der humanistischen Moralistik steht, so finden sich auch bei ihm die ersten Ansätze zu der für die Humanisten von da an charakteristischen Arbeitsmethode. Indem Petrarca das Prinzip der eklektischen Imitatio ver-

---

[13] Vgl. dazu auch A. Buck, Der Renaissance-Humanismus und die Wissenschaften Zeitschr. f. Pädagogik 1 (1955) S. 215—229.

[14] Weitere Nachweise dafür bei A. Buck, Die humanistische Tradition in der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts, German. Roman. Monatsschr. 39 (1958) S. 333—350.

[15] W. Kaegi, Humanistische Kontinuität im konfessionellen Zeitalter. Schriften der „Freunde der Universität Basel" 8 (Basel 1954). Vgl. G. Kisch, Forschungen zur Gesch. des Humanismus in Basel. Arch. f. Kulturgesch. 40 (1958), S. 194—221.

[16] K. Heitmann, Fortuna und Virtus. Eine Studie zu Petrarcas Lebensweisheit (Studi italiani Bd. 1, Köln 1958) S. 12 f. Eine freie französische Übersetzung mit dem Titel „Le sage résolu contre la fortune, ou le Pétrarque" erlebte 1667 bereits die 6. Auflage (Garin, L'educazione in Europa, S. 227).

kündet[17], legt er den Grund für die im 15. und 16. Jahrhundert ausgearbeitete humanistische Technik, das antike Erbe zu studieren und zu verarbeiten. Diese Technik beruht auf der Anlegung der sogenannten „loci communes"-Hefte, auf deren Bedeutung für das Verständnis der humanistischen Texte man neuerdings wiederholt hingewiesen hat. „Without the note-book method and all the work it implied, the Humanist contribution to the European culture would have lost much of its importance", bemerkt R. R. Bolgar in seinem nunmehr in zweiter Auflage erschienenen Standardwerk[18], das einen ausgezeichneten Überblick über die Entwicklung der neuen Methode enthält.

Nur die Ordnung und Gliederung der Masse der Lesefrüchte nach bestimmten Einteilungsprinzipien erlaubte es den Humanisten, die antiken Autoren systematisch auszubeuten und dementsprechend zu verwerten. In diesen Sammlungen von Zitaten, Sentenzen, Sprichwörtern, Exempeln und Anekdoten, wie sie die „libri locorum" darstellen, war die ganze Welt der Antike gleichsam verzettelt und an Hand der „indices" jederzeit verfügbar, soweit nicht die Humanisten den Inhalt ihrer „loci communes"-Hefte auswendig wußten; denn nach Bolgar war die Renaissance „the age of memorising".

Die Methode wird zum erstenmal ausführlich beschrieben in einem Brief Battista Guarinos von 1434 über die Unterrichtsweise seines Vaters Guarino da Verona, des Begründers einer der berühmtesten Schulen der Renaissance[19]. Später wird die Methode von Agricola („De formando studio epistola"), Erasmus („De copia verborum et rerum") und Melanchthon („De rhetorica libri tres")[20] vervollkommnet. Sie bestimmt weitgehend die spezifische Struktur des humanistischen Schrifttums[21] und

---

[17] Fam. I, 8; zur Geschichte des Bienengleichnisses, mit dem Petrarca seine Theorie der Imitatio veranschaulicht, vgl. J. von Stackelberg, Das Bienengleichnis. Ein Beitrag zu Geschichte der literarischen Imitatio; Roman. Forschungen 68 (1956) S. 271—293.

[18] R. R. Bolgar, The Classical Heritage and its Beneficiaries (Cambridge 1958, 1. Aufl. 1954).

[19] Der Brief wurde im 15. Jahrhundert dreimal veröffentlicht unter dem Titel „de modo et ordine docendi ac studendi"; er ist abgedruckt mit italienischer Übersetzung in Il pensiero pedagogico dello Umanesimo a cura di E. Garin a. a. O. S. 434 ff. Der Aufsatz von T. Ascari, Sul De ordine docendi ac studendi di Battista Guarino, in Atti e Memorie dell'Accademia di Scienze, Lettere e Arti de Modena, Serie V, Vol. XII (1954), S. 145—152 analysiert die Schrift nicht, sondern beschränkt sich auf allgemeine Betrachtungen.

[20] Vgl. P. Joachimsen, Loci communes. Eine Untersuchung zur Geistesgeschichte des Humanismus und der Reformation; Jb. der Luther-Ges. 8 (1926) S. 27—97.

[21] Zu ihrem Einfluß auf Montaignes „Essais" vgl. P. Porteau, Montaigne et la vie pédagogique des son temps (Paris 1935) S. 180 ff. u. P. M. Schon, Vorformen des Essays in Antike und Humanismus. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der „Essais" von Montaigne (Wiesbaden 1954) S. 72 ff. Zu den Beziehungen zwischen „loci communes" und „commonplace" vgl. E. Mertner, Topos und Commonplace, in Strena Anglica, Festschr. f. Ritter (Halle 1956) S. 178—224.

wirkt noch bis ins 18. Jahrhundert nach. Ein Racine hat nach dieser Methode die antiken Autoren gelesen[22]; Le Clerc behandelt diese Technik in einem besonderen Kapitel seiner 1697 erschienenen „Ars critica", und von Rousseau ist uns ein Heft erhalten, worin er seine Lesefrüchte gesammelt hat, darunter bezeichnenderweise mehr als fünfzig Stellen aus Plutarchs „Moralia"[23].

Im Zeichen der sich so vielfältig offenbarenden Kontinuität der humanistischen Tradition stehen auch die beiden Textsammlungen, die Jürgen von Stackelberg teils in von ihm überwiegend bestrittenen deutschen Übersetzungen[24], teils in den lateinischen Originalen[25] herausgegeben hat. Die von Stackelberg getroffene Auswahl der Quellen, die in der „Humanistischen Geisteswelt" durch kurze Würdigung der Autoren miteinander verbunden werden, erscheint im allgemeinen durchaus geeignet, auf europäischer Ebene den Begriff des Humanismus zu veranschaulichen, wie ihn der Herausgeber im Vorwort definiert: „eine Geisteshaltung . . ., welche man . . . ‚Ursprungsgesinnung' nennen könnte, denn sie ist gekennzeichnet durch den Rückgriff auf die Ursprünge und den Glauben, der Geist des Menschen habe sich in den ‚Alten' mustergültig ausgedrückt" (S. 8). Ob man allerdings Roger Bacon als Repräsentanten eines Humanismus des 13. Jahrhunderts betrachten darf (S. 88 ff.), ist zu bezweifeln; denn das philologische Interesse steht nicht im Zentrum seiner geistigen Existenz, und seine scharfe Kritik an der römischen Antike ist antihumanistisch[26].

Wenn Stackelberg die „humanistische Geisteswelt" mit der sogenannten Karolingischen Renaissance beginnen läßt, ist er sich dabei sehr wohl der Unterschiede zwischen den humanistischen Regungen des Mittelalters und dem Renaissance-Humanismus bewußt[27]. Dieser bleibt auch für ihn das Kernstück des abendländischen Humanismus. Einen Versuch, den Begriff und die verschiedenen Erscheinungsformen des Renaissance-Humanismus, d. h. sein Verhältnis zur Antike, zur Bildung, zur Wissenschaft, zur Sprache, zur Gesellschaft, zum Staat und zur Religion entsprechend dem heutigen Forschungsstand im Rahmen eines Enzyklopädie-Artikels darzustellen, hat der Verfasser dieses Berichts unternommen[28].

---

[22] Vgl. R.-C. Knight, Racine et la Grèce (Paris 1950).

[23] Vgl. Th. Dufour, Recherches bibliographiques sur les oeuvres imprimées de J.-J. Rousseau, suivies de l'inventaire des papiers de Rousseau conservés à la Bibl. de Neuchâtel (Giraud-Badin 1925), II, S. 134 ff.

[24] Humanistische Geisteswelt von Karl dem Großen bis Philipp Sidney. Hrsg. von J. v. Stackelberg (Baden-Baden 1956).

[25] Humanistische Prosatexte aus Mittelalter und Renaissance. Sammlung roman. Übungstexte 42 (Tübingen 1957). Einige Stücke sind in beiden Sammlungen enthalten, d. h. in deutscher Übersetzung und im Urtext.

[26] Für eine eingehende Beurteilung der Übersetzungen fehlt hier der Raum. Die lateinischen Texte sind durchweg zuverlässigen Ausgaben entnommen.

[27] Humanistische Prosatexte . . . a. a. O. Vorwort S. VI.

[28] A. Buck, Der Humanismus als geistige Bewegung, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart, hsg. v. F. Blume, VI (Kassel u. Basel 1957) Sp. 877—895.

Die Geschichte der italienischen Renaissance, die Edmond-René Labande vorlegt[29], reicht nur bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts, da nach Ansicht des Verfassers die Renaissance mit dem Quattrocento zu Ende geht und das 16. Jahrhundert nur ihr „prolongement" (S. 5) darstellt. In dieser zeitlichen Begrenzung kommt zugleich auch die These des Buchs zum Ausdruck: Labande begreift die Geschichte des Quattrocento als eine Geschichte des Verfalls der Renaissance. Wie bedenklich diese These ist, zeigt allein die Tatsache, daß damit die einmaligen kulturellen Leistungen der Hochrenaissance nicht mehr zur „eigentlichen" Renaissance gezählt werden. Wenn Labande seine These mit der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung im 15. Jahrhundert begründen zu können meint, so läßt sich diese Begründung angesichts der Ergebnisse der neueren Forschung, von denen Labande keine Notiz nimmt, nicht halten. Hans Baron, dessen Arbeiten[30] einen so entscheidenden Anteil an der Entstehung einer neuen Sicht vom Quattrocento gehabt haben, war wie kaum ein anderer dazu berufen, Labandes Behauptungen Punkt für Punkt zu widerlegen[31]: „Von den Erkenntnissen aus, die die jüngste Forschung erschlossen hat, erweist sich die Vorstellung der Frührenaissance als eines Zeitalters des Hyperindividualismus, des politischen Versagens und der wirtschaftlich-sozialen Dekadenz als Nachklang einer historischen Bewertung, die auf einer zu engen Basis beruhte und wesentliche Seiten der Renaissance an ihr fremden Maßstäben maß" (S. 437). Unter diesen Umständen muß auch das Bild, das Labande von der humanistischen Bewegung entwirft, verzeichnet sein. Erschwerend kommen hinzu ein Mangel an Vertrautheit mit den Quellen und eine lückenhafte Kenntnis der Sekundärliteratur[32].

Da Labandes Werk nicht den Anforderungen entspricht, die man vom Standpunkt der heutigen Forschung aus an eine Geschichte der italienischen Renaissance stellen muß, bleibt eine solche nach wie vor ein Desideratum[33]. Die auch auf dem Gebiet der Renaissanceforschung ständig

---

[29] E.-R. Labande, L'Italie de la Renaissance. Duecento — Trecento — Quattrocento. Evolution d'une société (Paris 1954).

[30] F. 55 S. 116 und u. Anm. 72.

[31] H. Baron, Dekadenz im Italien des Quattrocento? Eine alte These in neuem Gewande, in: Humanisme et Renaissance 17 (1955), S. 421—437.

[32] So vermißt man neben vielem anderen in den den einzelnen Kapiteln beigefügten Bibliographien so wichtige Arbeiten wie Gentiles „Il pensiero italiano del Rinascimento", Garins „Umanesimo italiano", Saittas dreibändige Geschichte des Humanismus in der Renaissance (F. 55, 114), Barons Arbeiten über den Bürgerhumanismus, Billanovichs Untersuchungen über Petrarca.

[33] M. P. Gilmore, World of Humanism 1453—1517 (New York 1952), nunmehr auch in französischer Übersetzung: Le monde de l'humanisme 1453—1517 (Paris 1955), beschränkt sich einerseits zeitlich auf einen Teil der Renaissance, erstreckt sich anderseits räumlich auf ganz Europa. Dank der sachlichen Form der Darstellung und der reichhaltigen Bibliographie bietet das Buch eine zuverlässige Einführung in die Problematik des europäischen Renaissance-Humanismus in dem genannten Zeitraum. In vorbildlicher Weise hat Hans Baron das Zu-

zunehmende Differenzierung mit dem entsprechenden Anschwellen der Publikationen stellt heute den Verfasser einer Gesamtdarstellung etwa in der thematischen Ausdehnung von Burckhardts klassischem Werk [34] vor eine äußerst schwierige Aufgabe. So überwiegen denn auch unter den zusammenfassenden Studien die Darstellungen einzelner Erscheinungsformen des Renaissance-Humanismus.

Zur Frage der Kontinuität zwischen Mittelalter und Renaissance [35] liefert auf der Grundlage der wechselseitigen Erhellung zwischen Literatur und bildenden Künsten Georg Weise einen wichtigen Beitrag, indem er jetzt eine überarbeitete und gekürzte Fassung seines 1938 erschienenen Buches über „Die geistige Welt der Gotik und ihre Bedeutung für Italien" in italienischer Übersetzung veröffentlicht [36]. Hier wie auch in seinem gleichfalls ins Italienische übersetzten Aufsatz über den doppelten Begriff der Renaissance [37] und in einer Untersuchung über spätgotische Elemente in der italienischen Literatur des 15. Jahrhunderts [37a] vertritt Weise die These, daß in Italien die Entwicklung der Renaissance sich nicht geradlinig von ihren Anfängen an bis zum 16. Jahrhundert vollzieht, vielmehr durch eine zweimalige „Gotisierung" durchbrochen worden ist, zuerst im 14. Jahrhundert und, freilich in schwächerem Maße, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Man wird Weise durchaus zustimmen, daß sich die italienische Renaissance nicht mit einer einzigen Formel erfassen läßt und man ihrer Komplexität nur mit einer pluralistischen Betrachtungsweise im Sinne Huizingas gerecht zu werden vermag. Aber wenn Weise eine den kunstgeschichtlichen Phänomenen entsprechende Geisteshaltung in der Literatur nachzuweisen sucht, läuft er Gefahr, die geistesgeschichtliche Relevanz übernommener Motive und Themen zu überschätzen. Wichtiger als das Nachleben mittelalterlicher Elemente im späten Quattrocento erscheint das von Weise verfolgte Nebeneinander einer naturalistischen und einer idealisierenden Tendenz im zeitgenössischen Geistesleben, die sich jedoch

---

sammenwirken der politischen, ökonomischen, sozialen und geistigen Entwicklungstendenzen in der europäischen Geschichte des 15. Jahrhunderts auf knapp bemessenem Raum dargestellt, im ersten Band der „Modern Cambridge History", edited by G. R. Potter (Cambridge 1957), S. 50—75: The Renaissance 1493—1520.

[34] Einen Überblick über die verschiedenen Aspekte der Renaissance-Forschung seit Burckhardt vermittelt R. M. Crawford, The Renaissance Mirror. Reprinted from „Historical Studies" Vol. 6, No. 24, May 1955 (University of Melbourne), ohne über das bereits von Ferguson, Baron und Baeyens (F. 55 S. 108) Gesagte hinaus neue Gedankengänge zu entwickeln.

[35] F. 55 S. 108 f.

[36] G. Weise, L'Italia e il mondo gotico (Firenze 1956).

[37] Zuerst in Dt. Vj. f. Lit.wiss. u. Geistesgesch. 11 (1933), S. 501—529, jetzt: Il duplice concetto di Rinascimento; Rivista storica italiana 68 (1956), S. 5—36, 129—164.

[37a] G. Weise, Elementi tardogotici nella letteratura italiana del Quattrocento; Rivista di letterature moderne e comparate 10 (1957) S. 101—130, 184—199.

öfter, als Weise anzunehmen geneigt ist, in ein und derselben Brust vereint finden, so etwa bei Poggio und bei Valla. Denn beide Tendenzen konnten die Humanisten in den antiken Autoren bestätigt finden.

Das Verhältnis der Humanisten zur Antike, d. h. das entscheidende Kriterium für die neue Geisteshaltung, ist Gegenstand der Untersuchungen zweier so verschiedenartig eingestellter Forscher wie Paul Oskar Kristeller [38] und Giuseppe Toffanin [39]. Obgleich der Humanismus nicht mit der Philosophie des 15. und 16. Jahrhunderts identifiziert werden darf — wie Kristeller in Übereinstimmung mit früheren Arbeiten [40] wiederholt —, besteht doch ein enger Kontakt zwischen Humanismus und antiker Philosophie, namentlich mit ihren beiden größten Traditionen, der aristotelischen und der platonischen. Im Gegensatz zu der weit verbreiteten Neigung, den Aristotelismus des 15. und 16. Jahrhunderts lediglich unter dem Gesichtspunkt der negativen Kritik mancher Humanisten (Petrarca, Valla u. a.) zu beurteilen, weist Kristeller mit Nachdruck darauf hin, daß es auch innerhalb des Humanismus eine lebenskräftige aristotelische Strömung gab: „The Renaissance is still in many respects an Aristotelian age which in part continued the trends of medieval Aristotelianism, and in part gave it a new direction under the influence of classical humanism and other different ideas“ (S. 47). Ebenso wie der Aristotelismus knüpft auch der Platonismus der Renaissance an die mittelalterliche Überlieferung an: Schon im 11. Jahrhundert verbindet Psellus wie später die Renaissance-Platoniker den Platonismus mit anderen Lehren (Zoroaster, Hermes Trismegistus). Auf Proclus und Psellus gestützt, leitet Plethon [41] dann den Renaissance-Platonismus ein. Wenn der Platonismus sich zwar nicht für Plethon, wohl aber für seine italienischen Nachfolger als Vorstufe des Christentums legitimierte, so berief man sich dabei auf Augustin, dessen Bedeutung für das religiöse Denken der Renaissance Kristeller hervorhebt [42]. In dieser ihm vom Humanismus übertragenen Rolle eines Vermittlers zwischen antiker und christlicher Tradition hat

---

[38] P. O. Kristeller, The Classics and Renaissance Thought. Martin Classical Lectures Vol. XV (Cambridge, Mass. 1955).

[39] G. Toffanin, L'uomo antico nel pensiero del Rinascimento (Bologna 1957); der Studie liegt das Referat zugrunde, das T. während des V. Convegno Internazionale di Studi sul Rinascimento im Herbst 1956 gehalten hat.

[40] Man darf den Herausgebern der „Edizioni di storia e letteratura“ dankbar sein, daß sie die in den Jahren 1936 bis 1950 z. T. in sehr schwer erreichbaren Zeitschriften erschienenen kürzeren Studien Kristellers zur Geistesgeschichte der Renaissance jetzt in einem Sammelband veröffentlicht haben: Studies in Renaissance Thought and Letters (Roma 1956).

[41] Man vermißt ein Eingehen auf die Untersuchungen von Knös aus den Jahren 1950 und 1954 und von Masai aus dem Jahre 1953 (vgl. u. Anm. 101 f.); Masais Buch über Plethon (vgl. u. Anm. 102) konnte allerdings noch nicht berücksichtigt werden, da es erst 1956 erschienen ist.

[42] Vgl. auch Kristellers Aufsatz über Augustine and the Early Renaissance, Studies in Renaissance Thought and Letters a. a. O. S. 355—372.

Augustin einen bestimmenden Anteil an dem positiven Verhältnis des Humanismus zum Christentum gehabt. Daher darf man mit Hugo Friedrich[43] in der Tatsache, daß Augustin seine Hinlenkung zum Christentum einer Schrift Ciceros verdankt, „eine Urformel der abendländischen Geistesgeschichte" sehen[44].

Auch für Toffanin ist Augustin ein — wenn nicht der — Schlüssel zum Verständnis der humanistischen Haltung gegenüber der Antike. Allerdings denkt er dabei in erster Linie an den Augustin von Petrarcas „Secretum", wie überhaupt das humanistische Bild des antiken Menschen, das Toffanin nachzuzeichnen sucht, im wesentlichen auf der Analyse dieses Traktats beruht: „Il ‚Secretum' è la più coscienziosa e più integrale apologia dell'uomo antico che l'umanesimo ci abbia trasmesso" (S. 79). Dem durch Augustin legitimierten Platonismus stellt Toffanin, entsprechend seiner seit Jahrzehnten verfochtenen Interpretation des Humanismus[45], den Aristotelismus (vor allem in der Form des Averroismus) gegenüber: christlich-humanistische „sapienza" gegen heidnisch-naturwissenschaftliche „scienza". So wichtig auch der Rückgriff des Humanismus auf die Patristik gewesen ist, seine Bedeutung wird von Toffanin auf Kosten anderer konstitutiver Elemente der humanistischen Geisteshaltung überschätzt.

Im humanistischen Geschichtsdenken[46] vollzieht sich eine Abkehr von der christlich-patristischen Zeitenlehre des Mittelalters. Damit gewinnt das Ende der Antike zum erstenmal epochale Bedeutung. Die Begriffe der „translatio imperii" und der „translatio studii" werden verdrängt durch die Begriffe der „declinatio imperii" und der Wiedergeburt der Literatur und Künste[47]. Diese neue Gliederung des Geschichtsprozesses verlangte nach einer Erklärung, wie es zu den durch die Offenbarung nicht bestimmten Einschnitten im Ablauf des Geschehens hatte kommen können. Die Erklärung, die in der Bibel nicht enthalten war, suchte man im Geschichtsablauf selbst. Leonardo Bruni[48] fand sie im Begriff der

---

[43] H. Friedrich, Abendländischer Humanismus (s. o. Anm. 7) S. 38.

[44] Näheres über Augustins Funktion in der Renaissance und der französischen Klassik bei N. Abercrombie, Saint Augustine and French Classical Thought (Oxford 1938).

[45] Zuerst in G. Toffanin, Che cosa fu l'umanesimo (Firenze 1929) und Storia dell'umanesimo. Dal XIII al XVI secolo (Napoli 1933).

[46] Vgl. B. L. Ullmann, Leonardo Bruni and Humanistic Historiography, Medievalia et Humanistica 4 (1946), S. 45—61; nunmehr in dem Sammelband B. L. Ullman, Studies in the Italian Renaissance (Roma 1955), S. 321—344; E. Garin, La storia nel pensiero del Rinascimento, in: Medioevo e Rinascimento (Bari 1954), S. 192—210; A. Buck, Das Geschichtsdenken der Renaissance; Schriften und Vorträge des Petrarca-Instituts Köln IX (Krefeld 1957).

[47] Interessante Belege zur Bedeutung des Begriffs der Wiedergeburt für das Selbstverständnis der Zeit bei Ullman, Renaissance — the Word and the Underlying Concept; Studies in Philology 49 (1952), S. 105 ff., abgedruckt in Studies in the Italian Renaissance a. a. O. S. 11—25.

[48] „he searched widely for source material, his critical judgement of his sources was sound, he sought for underlying causes, he tried to see events in proper

politischen Freiheit. Roms Verfall begann, als der freie Bürgersinn durch die Kaiser vernichtet wurde. Als Italien seine Freiheit in den unabhängigen Stadtstaaten zurückgewinnt, kann auf ihrem Boden die Kultur (der Renaissance) erneut aufblühen.

Wie der Verfall ist auch der Wiederaufstieg durch den Menschen selbst bewirkt worden. Die Geschichte wird aus dem metaphysischen Rahmen der Heilsgeschichte herausgelöst und als ein Werk des Menschen begriffen. Der Mensch, der sich selbst die ihm gemäße Form gibt (Pico della Mirandola, De hominis dignitate), gestaltet als formende Kraft auch die Geschichte, die dementsprechend als der Spiegel seine Wirkens interpretiert wird. Die geschichtliche Welt, die in einem so hohen Maße vom individuellen Willen des Menschen abhängig erscheint, ist im Gegensatz zu der sich immer gleichbleibenden Natur einem steten Wandel unterworfen. Diese Auffassung, die sich bereits bei Uberto Decembrio[49] findet, wird auf dem Wege über Jean Bodins historische Methodenlehre Gemeingut des europäischen Geschichtsdenkens.

Indem das Geschichtsdenken der Renaissance zwar nicht die Existenz einer göttlichen Vorsehung leugnet, aber auf die Herstellung theologischer Bezüge verzichtet, werden die transzendenten Bindungen des Menschen gelockert. Damit erhält für den Humanisten das Problem der Selbstbehauptung des Menschen gegen die ihn bedrängenden überpersönlichen Mächte eine Dringlichkeit wie nie zuvor; ein Problem, das die ganze Renaissance hindurch als Kampf zwischen Virtus und Fortuna begriffen wird. Dieser Kampf ist das Grundthema von Petrarcas Traktat „De remediis utriusque fortune", der erst jetzt zum erstenmal von Klaus Heitmann systematisch analysiert worden ist[50]. Aus seiner mit gründlicher Sachkenntnis und kritischem Urteil durchgeführten Analyse folgert Heitmann, daß in Petrarcas Denken starke Gegensätze aufeinanderstoßen: „Das stoische Weltverbesserertum... wird zunichte am Wirklichkeitssinn des Platonikers und des Peripatetikers; zutiefst aber am christlichen Urdogma der Erbsünde" (S. 250).

Wie mit der fortschreitenden Säkularisierung des Denkens Fortuna an Realität gewinnt, zeigt Salutatis „De fato et fortuna", dessen kritische Ausgabe in der „Bibliotheca scriptorum latinorum mediae et recentioris aetatis" des Thesaurus Mundi Verlags angekündigt ist[51]. Der Her-

---

perspective, and he was, therefore, the first modern historian" (Ullman, L. Bruni . . . S. 344).

[49] Garin, La storia (s. Anm. 46) S. 192 u. Ricerche sulle traduzioni di Platone nella prima metà del sec. XV, in: Medioevo e Rinascimento, Studi in onore di B. Nardi (Firenze 1955) S. 347.

[50] K. Heitmann, Fortuna und Virtus. Eine Studie zu Petrarcas Lebensweisheit; Studi italiani Bd. I (Köln-Graz 1958).

[51] Im gleichen Verlag erschien 1951 Salutatis De laboribus Herculis, dessen Herausgeber B. L. Ullman 1957 eine weitere Schrift Salutatis kritisch ediert hat: Colucci Salutati de seculo et religione ex codicibus manuscriptis edidit

ausgeber Walter Rüegg hat in einer in ihrem methodischen Aufbau vorbildlichen Abhandlung [52] die Genesis von Salutatis Traktat untersucht und dessen Bedeutung in einer Gedankenanalyse und einer formalen Interpretation umrissen. Als Humanist tritt Salutati für die Willensfreiheit gegen astrologischen Fatalismus und averroistischen Determinismus ein und ist bestrebt, die christliche „Begriffsordnung einer in die göttliche Vorsehung und Gnade eingebetteten Verbindung von Schicksalshaftigkeit und Zufälligkeit der Dinge, von menschlicher Willensfreiheit, von göttlicher Begnadung oder Verwerfung in einer neuen Weise zu begründen" (S. 182).

Der Spiegelung, welche die Auflehnung gegen die Fortuna als die das Eigenleben des Menschen am meisten bedrohende Macht in der Sprache gefunden hat, ist Richard Glasser in einem Kapitel („Die humanistische Mündigkeit") seiner „Studien über die Bildung einer moralischen Phraseologie im Romanischen" [53] nachgegangen. Der sprachliche Befund bestätigt, daß das „opporsi alla fortuna . . . eine allgemeine Haltung der Menschen der Renaissance" darstellt (S. 83), der sich seiner Persönlichkeit bewußt geworden ist.

Die Burckhardtsche Formel von der „Entdeckung des Menschen", oft zitiert und ebenso häufig kritisiert (so etwa bei Toffanin, L'uomo antico... S. 9 f.), behält eben doch ihre Gültigkeit, sofern man darunter die mit der Renaissance einsetzende Verlagerung des geistigen Interesses vom Allgemeinen auf das Besondere, auf das Individuelle und damit auf den Einzelmenschen versteht. Wenn sich das Mittelalter für den Menschen interessiert hatte, geschah es im Hinblick auf das die ganze Menschheit betreffende transzendente Heilsstreben; nunmehr gewinnt das irdische Leben als solches eine Eigenbedeutung. Man fragt nicht mehr in erster Linie, woher der Mensch kommt und wohin er geht, sondern was der Mensch, wie man ihn kennt, ist und was er erlebt. Antworten auf diese Frage geben die überaus zahlreichen Lebensbeschreibungen, die das Zeitalter der Renaissance hervorgebracht hat, vor allem die Selbstdarstellungen. Diese haben als die wichtigsten Quellen für die Erkenntnis des neuen Lebensgefühls stets in der Forschung besondere Beachtung gefunden.

Am fruchtbarsten wird die Interpretation einer Selbstdarstellung dort sein, wo dieselbe an Hand einer ausreichenden Kenntnis der Biographie kontrolliert werden kann. Das ist bei Petrarca der Fall. Dank entsagungs-

---

B. L. Ullman; Nuova collezione di testi umanistici inediti o rari pubblicata sotto gli auspici della Scuola Normale Superiore di Pisa da A. Mancini e P. O. Kristeller XII (Florentiae 1957).

[52] W. Rüegg, Entstehung, Quellen und Ziel von Salutatis De fato et fortuna, in: Rinascimento 5 (1954), S. 143—190.

[53] R. Glasser, Studien über die Bildung einer moralischen Phraseologie im Romanischen; Analecta Romanica Heft 3 (Frankfurt a. M. 1956).

voller philologisch-historischer Kleinarbeit hat Ernest Hatch Wilkins in zahlreichen Aufsätzen der letzten Jahre, die nunmehr zu einem Sammelband vereinigt erschienen sind [54], wichtige Einzelheiten in Petrarcas Leben und der Chronologie seiner Werke rekonstruiert [55].

Die von Wilkins im Anhang (leider nur in englischer Übersetzung) abgedruckte Rede, welche Petrarca anläßlich seiner Dichterkrönung gehalten hat, „first manifesto of the Renaissance", ist ein wichtiges Dokument für Petrarcas Selbstdeutung, wenn auch nicht eine eigentliche Selbstdarstellung. Eine solche gibt Petrarca in seinem Brief „Posteritati" [56] und im „Secretum" [57]. An Hand eines Vergleichs dieser Selbstdarstellungen mit der „Vita" Cardanos kann man den Wandel des Lebensgefühls vom Anfang bis zum Ausgang der Renaissance verfolgen [58]. Die Antike, die für Petrarca normgebend ist, hat diese Funktion bei Cardano eingebüßt, und damit erlischt der durch die humanistische Bildung bestimmte ideale Anspruch an die eigene Persönlichkeit. Beiden Selbstdarstellungen gemeinsam ist die Aufdeckung der Widersprüchlichkeit des menschlichen Verhaltens und die Bejahung des Ruhmverlangens als eines der stärksten Antriebe im Leben des Menschen.

Obwohl Enea Silvio Piccolomini sich in seinen „Kommentarien", bedingt durch deren Charakter als „Denkwürdigkeiten", nur selten über sein eigenes Erleben äußert, bleibt der Ruhmesgedanke auch für ihn ein beherrschendes Thema seiner Selbstdarstellung [59]. Diese widerspricht in ihrer Aufrichtigkeit — wie Bürck überzeugend darzulegen vermag — der von G. Voigt in seiner bekannten Biographie [60] aufgestellten Behauptung, Enea sei ein Heuchler gewesen. Der Übergang der Thematik von humanistischen Gedankengängen zur Apologie des Kreuzzugsplans [61] spiegelt

[54] E. H. Wilkins, Studies in the Life and Works of Petrarch (Cambridge, Mass. 1955); vgl. meine ausführliche Bespr. in Romanist. Jb. 7 (1955—56), S. 197—199. Eine ähnliche Forschungsrichtung wie Wilkins verfolgt Giuseppe Billanovich, der vor allem Petrarcas Tätigkeit als Philologe zu rekonstruieren sucht; vgl. Un nuovo esempio delle scoperte e delle letture del Petrarca: L' „Eusebio-Girolamo-Pseudoprospero"; Schriften und Vorträge des Petrarca-Instituts Köln III (Krefeld 1954).

[55] Eine Meisterleistung ist die Untersuchung über Petrarcas Aufenthalt in der Provence 1351—53, S. 81—181.

[56] Neu hrsg. mit ital. Übers. von Pier Giorgio Ricci, in: F. Petrarca, Prose (Milano-Napoli 1955) S. 1—19.

[57] Neu hrsg. mit ital. Übers. v. Enrico Carrara, in: Petrarca, Prose S. 22—215.

[58] A. Buck, Das Lebensgefühl der Renaissance im Spiegel der Selbstdarstellungen Petrarcas und Cardanos, in: Formen der Selbstdarstellung. Analekten zu einer Geschichte des literarischen Selbstportraits. Festgabe für F. Neubert (Berlin 1956) S. 35—52.

[59] Gerhart Bürck, Selbstdarstellung und Personenbildnis bei Enea Silvio Piccolomini (Pius II.); Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft Bd. 56 (Basel u. Stuttgart 1956).

[60] G. Voigt, E. S. Piccolomini als Papst Pius II. und sein Zeitalter (Berlin 1902).

[61] Merkwürdigerweise zitiert B. in der Bibliographie nicht G. Toffanins kommentierte Ausgabe von Eneas Brief an den türkischen Sultan Mahomet II. (Napoli 1953).

die geistige Entwicklung des Autors wider. Unbeeinflußt von irgendeiner Tendenz entfaltet sich Eneas Fähigkeit zur Menschenschilderung in der Personendarstellung seiner Vitensammlung, wo jeweils die äußere Erscheinung und die seelischen Züge prominenter Zeitgenossen zu einem der Eigenart des Betreffenden adäquaten Portrait verschmolzen werden. In Bezug auf die Geschichte der „viri illustres"-Literatur in der italienischen Renaissance wären einige Bemerkungen zum soziologischen Hintergrund angebracht gewesen, etwa im Anschluß an Zilsels bekannte Untersuchung [62], die nirgends erwähnt wird.

Eine der berühmtesten Selbstdarstellungen der Renaissance, Benvenuto Cellinis „Vita", liegt in einer neuen, von Marcella Gorra besorgten Ausgabe vor [63]. In der von der Kritik wiederholt diskutierten Frage, ob Cellini seine „Vita" spontan niedergeschrieben hat oder ob sie das Ergebnis einer auf einen bestimmten Effekt berechneten, sorgfältigen literarischen Ausarbeitung darstellt, nimmt die Herausgeberin eine vermittelnde Haltung ein. Eine interessante Parallele zu Machiavellis Betrachtungsweise sieht Gorra darin, daß auch Cellini gewisse Vorgänge nicht moralisch wertet, sondern lediglich unter dem Gesichtspunkt ihrer technischen Funktion im Rahmen einer gestellten Aufgabe.

Wichtige Elemente der Selbstdarstellung enthalten auch die zahlreichen und oft sehr umfangreichen Briefwechsel der Renaissance [64]. Der Brief, bekanntlich von den Humanisten als literarische Form besonders gepflegt, ist nach Pico della Mirandola ein Abbild der Seele: „A me pare, che fra un ritratto e una lettera ci sia così fatta differenza, che quello il corpo e questa la mente rappresenta . . . Mandiamoci dunque ambedoi queste imagini degli animi". Dieses Zitat steht als Motto über der Sammlung von 260 italienischen Briefen aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die K. T. Butler ausgewählt und eingeleitet hat [65]. Gerade weil es sich bei bei der Mehrzahl der zum großen Teil schwer zugänglichen Quellen entnommenen Briefe um solche intimerer Natur handelt, die meist ohne künstlerische Absicht verfaßt worden sind, sind sie aufschlußreich für die seelische Verfassung ihrer Schreiber. Der Leser lernt hier die Humanisten im täglichen Leben kennen, hört von ihren Familienangelegenheiten, Berufssorgen, freundschaftlichen Beziehungen. Schade nur, daß kein Kommentar und so gut wie keine Anmerkungen die Briefe erläutern und auswerten.

---

[62] E. Zilsel, Die Entstehung des Geniebegriffs. Ein Beitrag zur Ideengeschichte der Antike und des Frühkapitalismus (Tübingen 1926).

[63] Benvenuto Cellini, La vita. A cura di M. Gorra (Torino 1954).

[64] Montaigne besitzt nach seinen eigenen Angaben mehr als hundert in Italien gedruckter Briefbände in seiner Bibliothek.

[65] „The Gentlest Art" in Renaissance Italy. An Anthology of Italian Letters 1459—1600. Compiled by the Late K. T. Butler (Cambridge 1954).

Der Austausch von Briefen und die Veröffentlichung der Briefwechsel haben zweifellos dazu beigetragen, das Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb einer bestimmten Gesellschaftsschicht zu stärken, die sich durch gemeinsame geistige Interessen verbunden wußte. Die Entstehung dieser Schicht, die das Publikum des italienischen Humanismus bildet, hat Fritz Schalk bis zum Ausgang des Quattrocento untersucht [66]. Zuerst entsteht in Florenz zusammen mit „einer an antiken Mustern orientierten Laienkultur" [67] allmählich ein neues Publikum. Die Gefahr, daß das humanistische Schrifttum nur eine begrenzte, nämlich lateinkundige Leserschaft findet, wird durch den im Laufe des 15. Jahrhunderts aufkommenden Vulgärhumanismus gebannt, dessen Vertreter das Volgare als dem Latein gleichwertig anerkennen und dementsprechend das humanistische Gedankengut entweder direkt auf Italienisch oder in Übersetzungen einem breiten Publikum zugänglich machen. Dank dieser Versöhnung zwischen humanistischer und volkssprachlicher Tradition können die Humanisten maßgebenden Einfluß auf die Ausbildung einer neuen gesellschaftlichen Atmosphäre gewinnen, in der die Frau immer mehr eine Rolle zu spielen beginnt. So kommt es in Florenz zu einem vollkommenen Einklang zwischen dem Bürgertum und den Schriftstellern, „die seine Ideologie des Ruhmes von Familie, Staat und Stadt in ihren Schriften vertraten" (S. 32).

Eine Fortsetzung dieser aufschlußreichen Untersuchung für das 16. Jahrhundert wäre willkommen; denn mit der Verlagerung des kulturellen Schwergewichts von den Stadtstaaten an die Höfe wandelt sich auch das Publikum des italienischen Humanismus. Tonangebend wird nunmehr die höfische Gesellschaft und ihr Lebensideal, wie es Baldassare Castiglione in seinem „Cortegiano" dargestellt hat. Eine instruktive Analyse der diesen so einflußreichen Traktat bestimmenden Grundbegriffe hat Erich Loos mit großer Sorgfalt durchgeführt [68]. Es zeigt sich dabei, daß diese Begriffe, welche das Wesen des Menschen, seine Stellung in der Welt und seine Beziehungen zu seinen Mitmenschen betreffen, weitgehend durch die aristotelische Philosophie bestimmt sind; ein interessanter Beweis dafür, daß sich in der Moralistik des Cinquecento der Aristotelismus sehr wohl neben dem Platonismus hat behaupten können. Das an Hand dieser Grundbegriffe entworfene Menschenbild ist optimistisch: Castiglione [69] glaubt an die Möglichkeit einer moralischen Vervollkommnung und emp-

---

[66] F. Schalk, Das Publikum im italienischen Humanismus; Schriften und Vorträge des Petrarca-Instituts Köln VI (Krefeld 1955).

[67] Der Anteil des „notaio" an der Ausbildung dieser Laienkultur bedürfte einer besonderen Untersuchung in Ergänzung der Ausführungen von F. Novati, Il notaio nella vita e nella letteratura delle origini, in: Freschi e minii del dugento (Milano 1908).

[68] E. Loos, Baldassare Castigliones „Libro del Cortegiano". Studien zur Tugendauffassung des Cinquecento; Analecta Romanica, Heft 2 (Frankfurt a. M. 1955).

[69] Bruno Maier betont in der Einleitung seiner kommentierten Ausgabe des „Cortegiano" (Il C. con una scelta delle opere minori. Torino 1955) die Bedeutung des autobiographischen Moments in Castigliones Traktat.

findet die bestehende Gesellschaftsordnung als gesichert. Daher erscheint auch der Begriff der „vita civile", der vom Bürgerhumanismus des 15. Jahrhunderts als lebenswichtig angesehen wurde, für den Höfling des 16. Jahrhunderts nicht mehr der Diskussion wert.

Mit dem Untergang der republikanischen Freiheit büßt der Humanismus seine normgebende Wirkung im politischen Bereich ein. Die aristokratisierte Gesellschaft distanziert sich von den Idealen des Bürgerhumanismus: Bezeichnend dafür die Lebensregeln, die Alessandro Piccolomini für den „uomo nato nobile et in città libera" aufgestellt hat[70]. Der vornehme Bürger des 16. Jahrhunderts, der sich aus Handel und Industrie zurückzuziehen bemüht, um aus den Erträgen seiner Güter ein möglichst sorgenfreies und geruhsames Dasein in der „Villa" zu führen, nimmt keinen Anteil mehr an der Politik.

Den Beziehungen zwischen Humanismus und Politik haben seit rund drei Jahrzehnten die Forschungen von Hans Baron gegolten[71], die jetzt in zwei größeren Werken zu einem gewissen Abschluß gekommen sind[72]. Baron mißt der „Krise" der italienischen Frührenaissance um 1400 eine entscheidende Bedeutung für die italienische Geistesgeschichte der Folgezeit bei: Aus den politischen Erfahrungen des Kampfes gegen das nach der Hegemonie strebende Mailand der Visconti erwächst in Florenz der Bürgerhumanismus, der die Grundlage für die kulturelle Vormachtstellung der Stadt im 15. Jahrhundert bildet und zugleich den Charakter der Renaissance wesentlich bestimmt.

Die geistige Neuorientierung geht von einem Wandel im Geschichtsverständnis aus und führt zur Proklamation eines neuen Lebensideals. Als Erbin des republikanischen Roms erscheint Florenz dazu berufen, die Freiheit und mit ihr die Voraussetzung aller Kultur zu verteidigen, was aber nur möglich ist, wenn der Bürger die Teilnahme am staatlich-politischen Leben als eine ethische Verpflichtung bejaht. Auf Grund von Neudatierungen der entsprechenden Quellen, deren wichtigste von L. Bruni stammen[73], gelingt es Baron, den unmittelbaren Zusammenhang zwischen den politischen Ereignissen um 1400 und den neuen politisch-historischen Ideen glaubhaft zu machen.

---

[70] A. Buck, Das humanistische Lebensideal in Alessandro Piccolominis Abhandlung „Della istituzione di tutta la vita dell' uomo nobile", in: Im Dienste der Sprache, Festschrift für V. Klemperer (Halle/S. 1958) S. 118—134.

[71] Vgl. F. 55 S. 116.

[72] H. Baron, Humanistic and Political Literature in Florence and Venice at the Beginning of the Quattrocento (Cambridge 1955) und The Crisis of the Early Italian Renaissance. Civic Humanism and Republican Liberty in an Age of Classicism and Tyranny (Princeton 1955, 2 Bde.); mit ihren quellenkritischen Erörterungen und Neudatierungen bildet die erste Untersuchung eine notwendige Vorarbeit für die zweite.

[73] Unter ihnen am bedeutsamsten die „Laudatio Florentinae Urbis" (1403) und der II. „Dialogus ad Petrum Paulum Histrum" (Herbst 1405).

Welche grundlegende Bedeutung Barons Ausführungen als Korrektiv des konventionellen Renaissance-Bildes zukommt, zeigt die von ihnen ausgelöste wissenschaftliche Diskussion[74]. Wenn Seidlmayer (S. 48 f.) Baron vorhält, er habe zu wenig die „letztliche Unverbindlichkeit" der politisch-historischen Aussagen der Humanisten beachtet, die in der „inneren Zwiespältigkeit und Unsicherheit" der geistig-seelischen Atmosphäre des Humanismus begründet sei, wenn er ferner behauptet (S. 53), „der Drang zu einer der ‚vita privata' sich möglichst annähernden Lebensweise sei dem Humanismus ja geradezu wesenseigen", so entspringen diese kritischen Einwände einer Auffassung vom italienischen Humanismus[75], die — von Baron abgesehen — auch durch andere namhafte Forscher wie Giuseppe Saitta, Nino Valeri, Eugenio Garin und Rudolf von Albertini widerlegt worden ist. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß für viele italienische Humanisten die Anteilnahme an der Politik eine existentielle Bedeutung gehabt hat und nicht nur ästhetischer oder literarischer Natur war; und es ist Barons großes wissenschaftliches Verdienst, als erster die Wechselwirkung zwischen humanistischem Denken und politischer Erfahrung erkannt und in seinen Forschungen zum Quattrocento im einzelnen nachgewiesen zu haben.

Berechtigt erscheint uns dagegen der von Seidlmayer und Ferguson erhobene Einwand[76], Baron habe den soziologischen Hintergrund des Bürgerhumanismus nicht genügend berücksichtigt. Der soziologische Aspekt des florentinischen Staatsbewußtseins wird sehr viel deutlicher in einer umfangreichen, archivalisch wohl fundierten Studie Rudolf v. Albertinis, die im gleichen Jahr wie Barons Untersuchungen erschienen ist und diese aufs glücklichste ergänzt und für das 16. Jahrhundert fortsetzt[77]. Daraus ergibt sich, daß die Wirkungskraft des Florentiner Bürgerhumanismus über die Medici-Signorie hinausreicht und das Ideal der „Florentina Libertas" im politischen Denken des 16. Jahrhunderts lebendig geblieben ist. Den praktischen Versuchen, im Zeichen dieses Ideals die Republik wiederaufzurichten, entspricht die sich über Jahrzehnte hinziehende theoretisch-publizistische Diskussion zwischen den Republikanern und den

---

[74] Michael Seidlmayer in Göttingische Gelehrte Anzeigen 210 (1956) S. 35—63; G. Sasso, „Florentina Libertas" e rinascimento italiano nell' opera di Hans Baron, Rivista storica italiana 69 (1957) S. 250—276; W. K. Ferguson, The Interpretation of Italian Humanism: The Contribution of Hans Baron, Journal of the History of Ideas 19 (1958) S. 14—25 mit anschließender Entgegnung: H. Baron, Moot Problems of Renaissance Interpretation: An Answer to W. K. Ferguson, ebd. S. 26—34.

[75] Sie findet sich auch in Seidlmayer, Nikolaus von Cues und der Humanismus, in: Mystik und Kunst in der Welt des Mittelalters, hrsg. v. J. Koch (Leiden-Köln 1953).

[76] Baron hat auch dessen Berechtigung anerkannt, vgl. Moot Problems (s. o. Anm. 74) S. 28 u. 31 f.

[77] R. v. Albertini, Das florentinische Staatsbewußtsein im Übergang von der Republik zum Prinzipat (Bern 1955).

Befürwortern des Prinzipats. Aus der Analyse der Dokumente dieser Diskussion, von denen einige überhaupt erst durch Albertini aus den Archiven ans Licht gebracht worden sind[78], entsteht ein überaus lebendiges Bild eines geschichtlich-politischen Denkens, das bisher so gut wie gar nicht beachtet worden ist, sich jedoch als höchst aufschlußreich erweist für das Fortleben der humanistischen Freiheitsideologie im 16. Jahrhundert, die schließlich durch den Absolutismus zerstört wird. In Battista Guarinos „Trattato della politica libertà" (1599) begreift der im Dienste des Großherzogs von Toskana stehende Verfasser die politische Freiheit nicht mehr als das Recht und die Pflicht des Bürgers, am Staatsleben aktiven Anteil zu nehmen, sondern als die allein durch das Prinzipat gewährleistete Sicherung der Privatexistenz.

Im Gegensatz zu Baron und v. Albertini, welche die Einheit von Humanismus und Politik an Hand einer präzisen Dokumentation zu erhellen vermögen, kann Warman Wellivers These[79], die Dichtungen Lorenzo de'Medicis, sowie die humanistische Theologie Ficinos und Picos ständen angeblich in einem inneren Zusammenhang mit dem politischen Imperialismus Lorenzos, nicht überzeugen. Gerade Lorenzo de'Medici ist ja nicht imstande gewesen, ein fest umrissenes politisches Programm aufzustellen und seine Herrschaft entsprechend zu konsolidieren. Sowohl in den Kapitelüberschriften wie im Stil gerät die Darstellung in bedenkliche Nähe der „vie romancée"; als Beispiel dafür der Satz, mit dem der Verfasser den Tod Lorenzos kommentiert: „In quella notte d'aprile un grande spirito abbandonava la vita terrena. Forse quello spirito non era Amore in persona; ma chi guardasse indietro nel tempo, al luogo ed alla gente da cui era sorto e che n'erano stati a lor volta posseduti, non potrebbe dirsi di ciò troppo sicuro" (S. 236). Wenn Welliver unter bewußter Vernachlässigung der bisherigen Forschung eine „moderne Interpretation" der komplexen Erscheinung Lorenzos und seiner Zeit geben zu können hofft (S. 269), hat er doch — abgesehen von seiner These, die wir für verfehlt halten — nichts Wesentliches zu sagen, was nicht schon in den bekannten Monographien von Rho, Capasso und Stange über Lorenzo gesagt worden wäre.

Während die politischen Überlegungen der Florentiner Bürgerhumanisten ebenso wie die eines Machiavelli und eines Guicciardini von konkreten historischen Situationen ausgehen und diese beeinflussen wollen, bewegt sich ein großer Teil der übrigen politischen Literatur des Humanismus nur im Bereich einer mehr oder weniger abstrakten Spekulation. In der Abhandlung des zum Kreis um Pontano gehörenden „cavaliero napoletano" Juniano Maio „De Maiestate", die nach einer Handschrift der Pariser Nationalbibliothek (Ms. Ital. 1711) zum erstenmal von Franco

[78] So die „Ricordi" von Paolo Vettori und die „Discorsi" von Lodovico Alamanni; beide abgedruckt im Anhang.
[79] W. Welliver, L'Impero Fiorentino. Firenze (1957).

Gaeta veröffentlicht worden ist[80], verspricht der Autor zwar in der Einleitung, er wolle sich auf die „experientia“ stützen; aber Gaeta lehnt mit Recht die Ansicht ab, derzufolge Maio als ein Vorläufer Machiavellis gelten darf. Die zwanzig Kapitel, in denen unter Zuhilfenahme der antiken Moralphilosophen (Cicero, Seneca) die Tugenden des idealen Herrschers behandelt und jeweils durch Exempla aus der Geschichte illustriert werden, sind weit entfernt von Machiavellis Streben nach Wiedergabe der „realtà effettuale“.

Verglichen mit Maios Fürstenspiegel hat Girolamo Vidas Traktat „De rei publicae dignitate“ (1555), der zusammen mit einer italienischen Übersetzung von A. Altamura als Anhang zu einer ihn kommentierenden Studie von Giuseppe Toffanin erschienen ist[81], einen sehr viel größeren geistigen Tiefgang. Wenn Vida aus den Prinzipien eines christlichen Humanismus eine Theorie des Idealstaates deduziert, tut er es im Bewußtsein der staatstheoretischen Problematik von Begriffen wie Freiheit und Autorität. Indem er trotz aller Bedenken die sittliche Aufgabe des Staates gegenüber einer Kritik verteidigt, die den Staat als die Quelle alles Übels verdammt[82], bekennt er sich — wie Toffanin mit guten Gründen dartut — zur humanistischen Tradition, die stets von der zivilisatorischen Mission des Staates überzeugt war.

Aber diese humanistische Tradition war, weit mehr als Vida ahnte, seit Beginn des 16. Jahrhunderts fragwürdig geworden. Auch wenn Erasmus glaubte, für die Krise der zeitgenössischen Gesellschaft in der „philosophia Christi“ ein Heilmittel gefunden zu haben, überschätzte er die Möglichkeiten des christlichen Humanismus. Die Vorstellungen, die Erasmus von einer Reform der Gesellschaft gehabt hat, sind von Hans Treinen gründlich studiert worden[83]. Der humanistische Universalismus des Erasmus bleibt politisch wirkungslos; sein Versuch, die mittelalterliche Einheit des „orbis christianus“ auf humanistischer Basis zu bewahren, scheitert an den machtpolitischen Gegebenheiten, deren Bedeutung als erster Niccolò Machiavelli, der ideelle Gegenspieler des Erasmus, erkennt, ohne daß man ihn deswegen, wie es Treinen tut, zum Vater des modernen Nationalismus zu stempeln brauchte.

Machiavelli tat das, was kein Humanist vor oder nach ihm getan hat: er trennte Politik und Moral. So intensiv sich auch viele Humanisten

---

[80] De Maiestate, inedito del sec. XV; Scelta di curiosità letterarie inedite o rare dal secolo XIII al XIX, dispensa CCL (Bologna 1956).

[81] G. Toffanin, L'Umanesimo al concilio di Trento, in appendice M. Gerolamo Vida, Elogio dello stato (De rei publicae dignitate), testo e traduzione di A. Altamura (Bologna 1955).

[82] Mit dieser vom Dialogpartner Flaminio verfochtenen These nimmt Vida bis zu einem gewissen Grade Rousseaus Kulturpolitik vorweg.

[83] H. Treinen, Studien zur Idee der Gemeinschaft bei Erasmus von Rotterdam und zu ihrer Stellung in der Entwicklung des humanistischen Universalismus (Saarlouis 1955).

mit der Politik beschäftigt haben, blieben ihre politischen Gedankengänge doch stets in Konnex mit ihrer Moralphilosophie. Die Frage nach dem rechten Leben ist der Ausgangspunkt für alle humanistischen Überlegungen praktischer wie theoretischer Natur. Die Ethik dominiert also auch in den rein philosophischen Spekulationen der Humanisten. Obgleich man mit Recht bestritten hat, daß es eine „Philosophie des Humanismus“ gäbe, gibt es doch unter den Humanisten philosophische Denker. Zwei unter ihnen haben in den letzten Jahren das besondere Interesse der Forschung erregt: Lorenzo Valla und Marsilio Ficino. Beide sind durchaus originelle Denker und nicht nur Eklektiker, als welche sie der herkömmlichen Meinung nach zu gelten pflegen. Von beiden geht eine starke Wirkung auf die gesamte Geistesbewegung der Renaissance aus: Valla begründet die philosophisch-kritische Methode [83a], und Ficino übt als Übersetzer Platons und als selbständiger Denker einen weit über die Grenzen Italiens reichenden Einfluß aus.

Eine auf langer Vertrautheit mit dem Autor beruhende Auswahl der wichtigsten philosophischen und religiösen Schriften Lorenzo Vallas in ausgezeichneten italienischen Übersetzungen hat Giorgio Radetti veröffentlicht [84]. Um eine vertiefte Interpretation der Leitmotive von Vallas Denken, die von der älteren Kritik häufig mißdeutet worden sind, bemühen sich neben Radetti [85] Francesco Adorno in einer gut durchdachten Interpretation einiger kleinerer Schriften Vallas [86] und Franco Gaeta, der in einer das Wesentliche erfassenden Monographie die „biografia spirituale“ des humanistischen Denkers dargestellt hat [87]. Dank dieser

---

[83a] Bekanntlich wird er deswegen von Erasmus hoch geschätzt (Brief an Fisher, Allen I, S. 408 ff.); bemerkenswert auch die positive Einstellung Luthers zu Valla: „Plus fructus fecit quam omnes Itali unquam fecerunt“ (Tischreden II, Weimar 1913, Nr. 1470).

[84] Lorenzo Valla, Scritti filosofici e religiosi. Introduzione, traduzione e note a cura di G. Radetti (Firenze 1953); der Band enthält die Übersetzungen folgender Schriften: „De voluptate ac vero bono“, „De libero arbitrio“, „De professione religiosorum“, „De falso credita et mentita Costantini donatione“, „Apologia ad Eugenium IV“, „Encomion Sancti Thomae Aquinatis“. Einen Überblick über die Geschichte der einzelnen Texte bietet der zweite Teil der Einleitung. Weitere Übersetzungen von Valla in den letzten Jahren: „De voluptate“, it. Übers. v. V. Grillo (Napoli 1948); „De libero arbitrio“, engl. Übers. v. Ch. E. Trinkaus, jr. (The Renaissance Philosophy of Man. Chicago 1948, second ed. 1950); it. Übers. v. E. Garin (Prosatori latini del Quattrocento. Milano. Napoli 1952); „De . . . Costantini donatione“, engl. Übers. v. C. B. Coleman (New Haven 1922); it. Übers. v. G. Pepe (Milano 1952).

[85] G. Radetti, „Introduzione“ zu den Übersetzungen a. a. O. und: La filosofia politica di L. Valla; Giornale critico della filosofia italiana 31 (1950) S. 326—34; La religione di Lorenzo Valla, in: Medioevo e Rinascimento, Studi in onore di B. Nardi (Firenze 1955) S. 595—620.

[86] F. Adorno, Di alcune orazioni e prefazioni di Lorenzo Valla; Rinascimento 5 (1954) S. 191—225.

[87] F. Gaeta, Lorenzo Valla. Filologia e storia nell' umanesimo italiano (Napoli 1955).

neuen Deutungen von Vallas Werken offenbart sich sein oft mißverstandener „Epikureismus“ als eine durch die Assimilierung der antiken Lehre entbundene moderne Bejahung der Natur — *„quod natura finxit atque formavit, id nisi sanctum laudabileque esse non possit“* (De voluptate, liber I) — und des Menschen in seiner Ganzheit von Körper und Seele. Den Weg, um den Menschen als einen solchen zu begreifen, weist die Philosophie, verstanden als das Studium der Verwirklichung des Menschen durch das Wort: „lo sforzo di accertare nella parola il pensiero stesso nella sua vita, nella sua formazione“ [88].

So erklärt sich auch Vallas kühner Versuch, die aristotelische Logik und die scholastische Dialektik durch eine neue auf der Rhetorik gründende Denkmethode zu ersetzen. Seine philosophische Grundhaltung bedingt auch sein Verhältnis zum Christentum. Er sieht dessen Kern in der „caritas“ als höchster Manifestation des Strebens nach Lust und bekennt sich unter Verzicht auf eine spekulative Lösung von Problemen wie der Gnadenwahl, der Eucharistie und der Willensfreiheit zum Fideismus. Valla ist also durchaus kein Gegner der christlichen Religion und hat auch ausdrücklich seine Sympathie für Thomas und die Kirchenväter erklärt [89]. Seine Kritik an der mönchischen Lebensform [90] geht von der positiven Bewertung der „vita activa“ in der Welt aus, — ein Zug in Vallas Denken, den er mit den Florentiner Bürgerhumanisten gemeinsam hat und den Adorno besonders hervorhebt. Diesem sich äußernden Bedürfnis nach einem Kontakt mit der Wirklichkeit entspricht das Streben, von dem sich Valla — wie Gaeta deutlich gemacht hat — in allen seinen Schriften hat leiten lassen: das Streben nämlich, den Menschen aus der naturgegebenen Vielschichtigkeit seines Verhaltens in Gegenwart und Geschichte zu verstehen.

Infolge dieser philosophischen Blickrichtung hatte Valla nur geringe Neigung zu metaphysischen Spekulationen und dementsprechend auch kein Interesse für den aufkommenden Platonismus, die wichtigste zusammenhängende philosophische Bewegung in der Renaissance, deren bedeutendster Repräsentant Marsilio Ficino war.

Die Geschichte des Renaissance-Platonismus in Italien ist eng verknüpft mit dem Problem der geistigen Beziehungen zu Byzanz, die dank einiger grundlegender Arbeiten der letzten Jahre in einem neuen Licht erscheinen. Es stellt sich heraus, daß der byzantinische Einfluß doch stärker ist, als man im allgemeinen anzunehmen pflegte, seitdem Jacob Burckhardt die alte These widerlegt hatte, wonach die Ankunft der byzantinischen Gelehrten die italienische Renaissance ausgelöst hätte. Nun wird nicht etwa

---

[88] Radetti, Introduzione a. a. O. S. XI.
[89] Vgl. das von Radetti übersetzte „Encomion Sancti Thomae Aquinatis“.
[90] In „De professione religiosorum“, gleichfalls von Radetti übersetzt.

diese These durch die neuen Forschungen wieder zu Ehren gebracht, wohl aber nachgewiesen, daß wenigstens im Bereich des italienischen Renaissance-Platonismus wesentliche Anregungen von Byzanz ausgegangen sind.

Die Kontakte zwischen Italien und Byzanz sind das ganze Mittelalter hindurch, namentlich im 12. Jahrhundert, mannigfach und eng gewesen[91]. Im Rahmen dieser Beziehungen kommt auch das Abendland wieder zu einer unmittelbaren Kenntnis von platonischen Texten. Bekanntlich hat der Kalabrese Henricus Aristippus, der vermutlich in Byzanz studiert und von dort griechische Handschriften nach Sizilien gebracht hatte, den „Menon" und den „Phaidon" ins Lateinische übersetzt. Von diesen Übersetzungen führt ein direkter Weg zu den Anfängen des Renaissance-Platonismus: Eine Handschrift der Phaidon-Übersetzung (Bibl. Nation. Paris, cod. lat. 6567 A) enthält Randbemerkungen Petrarcas[92], und Salutati erwähnt in seiner Korrespondenz mehrmals ein Manuskript der Phaidon-Übersetzung[93]. Wahrscheinlich haben die Übertragungen des Aristippus auch Leonardo Bruni und Marsilio Ficino vorgelegen, als sie ihrerseits Platon übersetzten[94].

Bei allem Enthusiasmus Petrarcas für Platon, dessen Wirkung auf die folgende Generation gewiß nicht gering veranschlagt werden darf, war doch die notwendige Voraussetzung für die Rezeption der platonischen Schriften die Petrarca noch fehlende Beherrschung der griechischen Sprache. Hauptsächlich dank Salutatis Bemühungen beginnt 1397 der byzantinische Gelehrte Chrysoloras die griechische Sprache und Literatur in Florenz zu lehren, und dieser Unterricht wird dann nacheinander von seinen Landsleuten Argyropulos und Chalcondilas fortgeführt. Die z. T. nur lückenhaft bekannten Lebensgeschichten dieser drei Gelehrten hat unter Auswertung von unveröffentlichten Quellen Giuseppe Cammelli in drei ausführlichen Monographien dargestellt[95].

Wenn Cammelli mit seinen Untersuchungen die Bedeutung der byzantinischen Gelehrten für die Ursprünge des italienischen Humanismus erhellen will, so liefert er zwar zur Beantwortung dieser Frage viele wertvolle Daten und Fakten, ohne aber recht zu einem abschließenden Urteil zu gelangen. Schon die Urteile von Zeitgenossen wie Guarino da

---

[91] Kenneth M. Setton, The Byzantine Background of the Italian Renaissance, Proceedings of the American Philosophical Society 100 (1956) S. 1—76.

[92] L. Minio-Paluello, Il „Fedone" latino con note autografe del Petrarca, Atti della Acc. Naz. dei Lincei. Rendiconti della classe di scienze morali, storiche e filologiche Serie VIII, vol. IV (1949) S. 107—113.

[93] R. Klibansky, The Continuity of the Platonic Tradition during the Middle-Ages (London 1939) S. 29 f.

[94] Klibansky S. 31 f.

[95] G. Cammelli, I dotti bizantini e le origini dell' umanesimo. I. Manuele Crisolora (Firenze 1941); II. Giovanni Argiropulo (Firenze 1941); III. Demetrio Calcondila (Firenze 1954).

Verona[96] und Leonardo Bruni[97] lassen jedoch auf eine starke Wirkung von Chrysoloras' Lehrtätigkeit schließen. Sein aus Rom an Kaiser Johannes VIII. Palaiologos gerichteter Brief[98], in welchem er das alte und das neue Rom (Byzanz) ohne Ressentiments miteinander vergleicht, läßt ihn als den geeigneten Mittler zwischen der byzantinischen Kultur und Italien erscheinen. Auch Argyropulos dürfte als Aristoteles-Übersetzer und -Interpret nach Garins Meinung[99] einen größeren Einfluß auf das Florentiner Geistesleben ausgeübt haben, als Cammelli annimmt.

In Zusammenarbeit mit Chrysoloras, der vor seinen Schülern den „Menon" interpretierte, verfaßt Uberto Decembrio eine lateinische Übersetzung der „Politeia" und leitet damit am Beginn des 15. Jahrhunderts den italienischen Renaissance-Platonismus ein[100]. In einer ersten Welle von Platon-Übersetzungen liegt der Schwerpunkt auf den moralphilosophischen und politischen Dialogen: Die „Politeia" wurde nach Uberto nochmals von seinem Sohn Pier Candido Decembrio und von Antonio Cassarino übersetzt. Daß der Bürgerhumanist Bruni, der bedeutendste Platon-Übersetzer vor Ficino, sich vornehmlich für die ethischen und politischen Gedankengänge Platons interessierte, kann nicht überraschen. Die Wendung zum Metaphysiker Platon vollzieht Ficino. Zwischen Bruni und Ficino fällt das Auftreten Plethons in Italien, der hervorragendsten Erscheinung unter den byzantinischen Gelehrten, die eine Nachwirkung im italienischen Humanismus gehabt haben.

Sowohl die Tätigkeit, die Plethon in Mistra, der in der Nähe des alten Sparta gelegenen Hauptstadt des Despotats Morea entfaltet hat, als auch seine Beziehungen zu den italienischen Humanisten sind erst durch die Forschungen von B. Knös[101] und François Masai[102] in ihrer Bedeutung richtig gewürdigt worden. Wenn noch Setton[103] mit Carl Neumann[104]

---

[96] *Eius viri opera simul et humanitate factum est ut graecarum splendor litterarum ad nostros redierit homines, quos ab earum ignorantionem non parvae dudum involverant tenebrae,* schreibt Guarino in der Widmung zu seiner Übersetzung von Plutarchs Traktat über die Kindererziehung; Text in Il pensiero pedagogico dello Umanesimo (s. o. Anm. 12) S. 308.
[97] Widmung seiner Übersetzung von Platons „Phädrus".
[98] Migne, P. G. 156, 37—40; deutsche Übersetzung von F. Grabler, in: Byzantinische Geschichtsschreiber, Bd. 2 (Graz-Wien-Köln 1954) S. 124—126.
[99] E. Garin, Platonici bizantini e platonici italiani, in: Studi sul platonismo medievale (Firenze 1958) S. 158.
[100] E. Garin, Ricerche sulle traduzioni di Platone nella prima metà del sec. XV, in: Medioevo e Rinascimento, Studi in onore di B. Nardi (Firenze 1955) S. 339—374.
[101] B. Knös, Gémiste Pléthon et son souvenir, Bull. de l'Ass. G. Budé, Supplément: Lettres d'humanité 9 (1950) S. 97—184; Encore Gémiste Pléthon, Bull. de l'Ass. G. Budé, 4ième série, numéro 3 (1954) S. 60—65.
[102] F. Masai, Le problème des influences byzantines sur le platonisme italien de la Renaissance, Bull. de l'Ass. G. Budé, Supplément: Lettres d'humanité 12 (1953) S. 82—90; Pléthon et le Platonisme de Mistra (Paris 1956).
[103] S. o. Anm. 91.
[104] Hist. Zeitschr. 91 (1903).

und August Heisenberg[105] behauptet, die byzantinische Kultur wäre erstarrt und keiner Erneuerung mehr fähig gewesen, wird sich diese Behauptung nicht mehr uneingeschränkt aufrechterhalten lassen. Während der letzten Jahrzehnte des byzantinischen Reichs hat sich in Mistra, „dernier refuge de l'esprit grec“ (Knös), unter Plethons Führung in bewußter Opposition gegen die Hauptstadt Byzanz eine Art Renaissance-Bewegung ausgebildet, die unter ähnlichen soziologischen Voraussetzungen wie in den mittelitalienischen Kommunen aus der Verbindung von politischer Gegenwartserfahrung und Wiederbelebung antiker, hauptsächlich platonischer Gedanken eine Reform der Gesellschaft anstrebte. Mochten auch diese Bestrebungen infolge der weiteren politischen Entwicklung im Ansatz stecken geblieben sein, so konnte doch der geistige Vater dieses Reformversuchs, „la grande figure de la renaissance de l'hellénisme dans le Peloponnèse“ (Masai), seine Ideen anläßlich des Unionskonzils in Italien verbreiten.

Das philosophische System, dem diese Ideen entstammen, ist in seinen Grundzügen von Masai in vorbildlicher Klarheit dargestellt worden. Für die italienischen Humanisten war Plethons Lehre, soweit sie einen antichristlichen Charakter hatte, nicht akzeptabel; davon abgesehen, haben jedoch gewisse Gedankengänge Plethons — wobei Argyropulos eine wichtige Vermittlerrolle gespielt haben dürfte — manches Echo gefunden, obgleich Plethons Name relativ selten in der zeitgenössischen Literatur erwähnt wird[106].

Insofern — nach Ficinos Zeugnis — durch Plethon, *quasi alterum Platonem,* in Cosimo de'Medici das Interesse für Platon geweckt wurde, war Plethon mittelbar Anlaß dafür, daß sich Ficino dem Studium Platons zuwandte und dadurch die zentrale Gestalt des italienischen Renaissance-Platonismus geworden ist. Paul Oskar Kristeller, einer der besten Kenner der Geschichte der Philosophie vom 14. bis 16. Jahrhundert, der eine umfangreiche Monographie über Ficino verfaßt hat[107], wollte darin den Florentiner Philosophen weder nur als Wiedererwecker Platons noch gar als Vertreter eines philosophischen Eklektizismus, sondern als originellen Denker darstellen. Das ist er nicht als Vorläufer einer modernen Immanenzphilosophie, wie ihn Giuseppe Saitta gedeutet hatte[108], wohl aber dank seiner Theorie der Kontemplation, die Kristeller in den Vordergrund stellt. Die kontemplative Haltung, in welcher der

---

[105] Hist. Zeitschr. 133 (1925/26).

[106] Näheres über diesen Einfluß bei Knös (1950) S. 153 ff.; Masai, Pléthon S. 327 ff.; dazu Ergänzungen bei Garin, Il ricordo del Pletone nel secolo XV, Studi sul Platonismo medievale (1958) S. 216—219.

[107] P. O. Kristeller, The Philosophy of Marsilio Ficino (New York 1943); in italienischer Übersetzung mit einigen Änderungen: Il pensiero filosofico di Marsilio Ficino (Firenze 1953).

[108] G. Saitta, Marsilio Ficino e la filosofia dell' umanesimo, 2a ediz. corretta ed accresciuta (Firenze 1943).

menschliche Geist seine höchste Vollendung erreicht, hat die Philosophie mit der Religion gemeinsam. Indem Ficino damit Philosophie und Religion auf die gleiche Ebene rückt, hebt er die mittelalterliche Unterordnung der Philosophie auf und bahnt einem neuen Begriff der Philosophie den Weg.

Der Auswirkung von Ficinos Lehre, insbesondere seiner Ästhetik auf die zeitgenössische Kunst hat André Chastel eine reich dokumentierte Studie gewidmet[109]. Sie zeigt, wie durch Ficino und seinen Kreis eine philosophische und literarische Atmosphäre geschaffen wurde, in der eine neue Kunstgesinnung gedeiht: „sous le vêtement de l'humanisme et de la philosophie, la culture platonicienne dessine les contours d'un nouvel univers artistique". An den gleichen Mythen und Fabeln, denen Ficino in seiner Deutung der Welt einen so breiten Raum gewährt, inspirieren sich die Dichter und die bildenden Künstler. Philosophische und dichterisch-künstlerische Sinngebung erscheinen als die beiden gleichberechtigten Aspekte ein und derselben Weltanschauung. Diesen nicht leicht zu definierenden besonderen Charakter des Florentiner Platonismus, der weit mehr als ein bloßes philosophisches System ist, erfaßt und veranschaulicht zu haben, ist das Verdienst von Chastels Untersuchung, einer glücklichen Kombination von ideen- und kunstgeschichtlicher Betrachtungsweise.

Der bedeutendste Dichter, der in der Atmosphäre des Florentiner Platonismus gewirkt hat, ist Angelo Poliziano. Wie eng und vielfältig die Beziehungen zwischen Polizianos Schaffen und seinem geistigen Milieu sind, verdeutlicht das meisterhafte Referat Garins anläßlich des zur Zentenarfeier Polizianos veranstalteten Kongresses[110]. In der vom Platonismus neu belebten Welt der antiken Mythen und Fabeln findet der Dichter die ihm adäquate Inspirationsquelle[111]. Das offenbaren vor allem seine „Stanze", die Vincenzo Pernicone in einer neuen kritischen Ausgabe veröffentlicht hat[112]. Gegenüber Carduccis Ausgabe von 1863, die nur einen Teil der Handschriften des 1494 zum erstenmal gedruckten Werkes berücksichtigen konnte, hat Pernicone auf Grund eines reicheren Handschriftenmaterials an zahlreichen Stellen neue Varianten angegeben oder den Text verbessert.

Von Florenz ausstrahlend wird der Renaissance-Platonismus, ohne den Charakter einer in sich geschlossenen Schule anzunehmen, im 16. Jahrhundert zu einer europäischen Geistesströmung. Unter ihren Einfluß

---

[109] A. Chastel, Marsile Ficin et l'art (Genève-Lille 1954).

[110] E. Garin, L'ambiente del Poliziano, in: Il Poliziano e il suo tempo. Atti del IV. Convegno internazionale di studi sul Rinascimento. Firenze 23—26 settembre 1954 (Firenze 1957) S. 17—39.

[111] L. Malagoli, Il Poliziano poeta, ebd. S. 41—67.

[112] Stanze cominciate per la giostra di Giuliano de' Medici. Edizione critica a cura di V. Pernicone (Torino 1954).

gerät auch Erasmus von Rotterdam und zwar bereits, ehe er nach Italien kam, durch Vermittlung John Colets in England. Erasmus hat mit den Florentiner Denkern gemeinsam das Streben nach einer *docta pietas* und teilt ihre Überzeugung vom universalen Zusammenhang aller Religionen. Die Auseinandersetzung mit den Lehren Ficinos und Picos gehört zu dem Problemkreis Erasmus und Italien, der den Gegenstand einer Studie von Augustin Renaudet bildet[113]. Wenn der Verfasser im Vorwort Marcel Bataillons geniales Werk „Erasme et l'Espagne" (1937) als für ihn richtunggebend anführt, muß man bei allem schuldigen Respekt vor Renaudets Verdiensten um die Humanismus-Forschung leider feststellen, daß er weit hinter seinem Vorbild zurückgeblieben ist. Er bietet auf weite Strecken nicht mehr als eine nützliche Materialsammlung und gelangt nirgends zu wesentlichen neuen Einsichten. Auf Vallas „Elegantiae", die für Erasmus so wichtig waren, wird nicht näher eingegangen. Daß ein so grundlegendes Buch wie Huizingas Erasmus-Biographie nicht einmal im Literatur-Verzeichnis zitiert wird, sei nur am Rande vermerkt.

Im Gegensatz zu Renaudets Ansicht (S. 203), Erasmus habe zur Zeit der Abfassung des „Ciceronianus" die Einzelheiten der Polemik Giovanfrancesco Pico della Mirandola-Bembo[114] noch nicht gekannt, hat inzwischen Mario Pomilio überzeugend dargelegt[115], daß Picos Argumente die hauptsächliche Quelle sind, deren sich Erasmus bei seiner Kritik am Ciceronianismus bedient hat. Obgleich also Erasmus hier eine italienische Quelle verwertet, hat doch seine Kritik den Nationalstolz der italienischen Humanisten tief verletzt. Die sich an die Veröffentlichung des „Ciceronianus" anknüpfende Polemik offenbart die Verschiedenheit des Humanismus südlich und nördlich der Alpen.

Desungeachtet wird man sich — wie Federico Chabod vor Jahren schon mahnend bemerkte[116] — davor hüten müssen, diese Verschiedenheit zu einer Antithese zwischen italienischer und germanischer Geistesart zu übersteigern. Gerade Erasmus bietet das große Beispiel für die prägende Wirkung des italienischen Humanismus auf die abendländische Geistesgeschichte: Denn durch Erasmus wird die von den italienischen Humanisten aus ihrem Dialog mit den antiken Autoren gewonnene Lebensweisheit im Rahmen einer *humanitas christiana* zum europäischen Bildungsgut erhoben.

---

[113] A. Renaudet, Erasme et l'Italie (Genève 1954).

[114] Le Epistole „De Imitatione" di Giovanfrancesco Pico della Mirandola e di Pietro Bembo. A cura di G. Santangelo. Nuova collezione di testi umanistici inediti o rari XI (Firenze 1954). Zur Textgestaltung vgl. R. Spongano, Giorn. stor. della lett. it. 136 (1954) S. 427—437.

[115] M. Pomilio, Una fonte italiana del „Ciceronianus" di Erasmo, Giorn. it. di filologia 8 (1955) S. 193—207.

[116] F. Chabod, Gli Studi di Storia nel Rinascimento in Cinquant' anni di Vita Intellettuale Italiana, a cura di C. Antoni e R. Mattioli (Napoli 1950) I, S. 203.

Georg Friedrich Händel
im Spiegel englischer Stimmen des 18. Jahrhunderts

(Zum 200. Todestag am 14. April 1959)

von Karl H. Darenberg

I

Aus der umfangreichen Händel-Literatur kennen wir heute recht genau die wesentlichen Fakten und Daten von Händels Leben und seinen Werken. Die meisten und wichtigsten Aufschlüsse hat uns die immer noch unentbehrliche Monographie von Chrysander[1] gegeben. In ihr weist der Verfasser unter anderem nach, daß Händel im Spätherbst 1710 nach England kam und — von einigen Reisen nach Italien und Deutschland abgesehen — dort bis zu seinem Tode blieb. Das Inselreich wurde ihm zur zweiten Heimat; jedenfalls in künstlerischer Hinsicht. Die Beschäftigung mit der Oper, die ihn in Hamburg (1703—1706) ergriffen hatte („Almira" und „Nero"), zog ihn zunächst (1707—1710) nach Italien und dann in das Land, in dem er ein weites und dankbares Betätigungsfeld besonders als Opernkomponist erblickte und anfangs auch fand. Daß er sich in England auch anderen Kompositionsgattungen und diesen sogar mit größerem Erfolg zuwandte, liegt wenigstens zum Teil an der bekannten allgemeinen Entwicklung des musikalischen Geschmacks der Engländer — einer Entwicklung, die von der italienischen Oper zum englischen Oratorium sowie auch zum Singspiel hinführte.

Von Beginn seines Aufenthaltes in England an stand Händel im Brennpunkt der Kritik. Die Kritiker des damaligen England (meist selbst künstlerisch tätig als Musiker, Dichter, Maler, Schriftsteller; daneben aber auch Geistliche und Gelehrte) waren keine Musikkritiker im heutigen Sinne, sondern spekulative Theoretiker. Wenn es sie drängte, sich über die Künste im allgemeinen oder über ein Kunstwerk oder einen Künstler im besonderen kritisch zu äußern, ging es ihnen weniger um die Bewertung einzelner Meister oder Werke als vielmehr um die Auseinander-

[1] Friedrich Chrysander, Georg Friedrich Händel, 3 Bde., Leipzig 1858/67 (²1919). — Ausführliche Verzeichnisse der neueren Händel-Literatur bieten das Repertorium der Musikwissenschaft, bearb. von Willi Kahl und Wilhelm-Martin Luther (Kassel und Basel 1953) S. 147—149 und die dort aufgeführten Werke.

setzung mit jenen Kunstlehren, die das 16. und 17. Jahrhundert für die verschiedenen Arten und Gattungen der *'sister arts'* bereitgestellt hatten. Vorherrschend war von Anfang an das Bedürfnis, die tradierten Kunstlehren zu erweitern und zu modifizieren. Damit war ein Prozeß eingeleitet, der noch im 18. Jahrhundert zu einer entscheidenden Wendung in der Kunstauffassung führte, und der heute noch nicht zum Abschluß gekommen ist: die Verabsolutierung der Künste. Dieser Prozeß spiegelt sich auch in den theoretischen Aussagen derjenigen Engländer des 18. Jahrhunderts wider, die wir auf Grund ihrer besonderen Stellung und ihrer weitreichenden Einflußnahme auf das englische Geistesleben als Kunstkritiker bezeichnen dürfen, und die sich neben vielen anderen die zeitgenössische Musik betreffenden Problemen auch mit dem Hauptrepräsentanten dieser Kunst auf der Insel befaßten.

Es ist hier unsere Absicht, Händel — den schaffenden und nachschaffenden Künstler, sein Leben und sein Werk — so zu betrachten, wie er im Spiegel der zeitgenössischen englischen Stimmen erscheint. Mit den nachfolgenden Belegen sind freilich nicht alle Zeugnisse aus der damaligen Zeit erfaßt. Die Auswahl beschränkt sich durchweg auf solche Äußerungen, die entweder nicht bekannt oder in der Händel-Literatur nicht gebührend beachtet worden sind. Auf die Wiedergabe so bekannter Urteile wie die von Sir John Hawkins (1719—1789)[2] und Charles Burney (1726—1814)[3] wurde verzichtet. Die berücksichtigte Zeit sind die sechs Jahrzehnte zwischen 1740 und 1800.

II

Eine Bemerkung über Händel enthält „An Enquiry into the Rise and Progress of Operas and Oratorios, with some Reflections on Lyric Poetry and Music" (London 1740) von John Lockman (1698—1771), die dem Textdruck von „Rosalinda, a Musical Drama" vorangestellt ist. Unter der gegenüber dem Titel modifizierten Überschrift „Some Reflexions concerning Operas, Lyric Poetry, Music, etc." schreibt der Verfasser (p. XXI): *But notwithstanding the wonderful Sublimity of Mr. Handel's Compositions, yet the Place in which Oratorios are commonly performed among us, and some other Circumstances, must necessarily lessen the Solemnity of this Entertainment.*

---

[2] A General History of the Science and Practice of Music, Vols. I—V, London 1776.

[3] A General History of Music, from the Earliest Ages to the Present Period, Vols. I—IV, London 1776/89.

Uns interessiert an dieser Aussage lediglich die Bemerkung über Händel als Komponist von Oratorien. Auffallend an ihr ist, daß Lockman schon zu einer Zeit, in der das bedeutendste Werk dieser Gattung, der „Messias", noch nicht vollendet geschweige denn aufgeführt war, die *wonderful Sublimity* der Händelschen Oratorien besonders hervorhebt. Hier begegnen wir zum erstenmal der später allgemein verbreiteten Auffassung, daß die eigentümliche Feierlichkeit (*Solemnity*) oratorischer Musik auf die bis dahin nicht gekannte (und deshalb nicht als solche angesprochene) 'wunderbare Erhabenheit' zurückzuführen ist.

III

In dem zweiten der „Three Treatises" (London 1744) kommt James Harris (1709—1780) im wesentlichen auf die musikalische Nachahmung zu sprechen, auf die an anderer Stelle[4] bereits hingewiesen worden ist. In diesem „Treatise the Second: a Discourse on Music, Painting, and Poetry" sind jedoch auch (p. 67, Anm. i, k, l) einzelne Werke von Händel erwähnt. Obwohl Harris bekanntlich der Nachahmungslehre ablehnend gegenübersteht, weil er nicht den Sinn und die Bedeutung der seit der Antike in allen Künsten verwirklichten Aristotelischen *mimesis* begreift, sieht er in dem *Walk of the Giant Polypheme* („Acis und Galatea", G. A. III, 2. Akt) und in den *Shouts of a Multitude* („God Save the King", G. A. XIV, pp. 13—26) durchaus kunstvolle Nachahmungen von Bewegungen beziehungsweise Tönen. Von den Tönen, so meint Harris, kann die Musik diejenigen am vollkommensten nachahmen, die Kummer und Angst ausdrücken. Er begründet das (Anm. l) wie folgt: *The Reason is, that this Species of Musical Imitation most nearly approaches Nature. For Grief, in most Animals, declares itself by Sounds, which are not unlike to long Notes in the Chromatic System. Of this kind is the Chorus of Baal's Priests in the Oratorio of „Deborah", „Doleful Tidings, how ye wound, etc."*[5]

Wir zitieren diese Anmerkung nicht deswegen, weil sie auf die Theorie von der Nachahmungsfähigkeit der Musik ein bezeichnendes Licht wirft (Harris' gesamte Nachahmungstheorie steckt, wie wir heute wissen, voller

---

[4] Karlheinz Darenberg, Mimesis — Die aristotelische Nachahmungslehre im Wandel der Auffassungen und Interpretationen englischer Musikästhetiker des 18. Jahrhunderts (Diss. Mainz 1952) S. 84—90 (in der Folge abgek.: Mimesis).
[5] Dieser Passus wird wörtlich zitiert in The Monthly Review; or, Literary Journal, Vol. LXXIII, London, 1786, S. 492 (anläßlich einer Besprechung von M. Chabanons De la musique considerée en elle-même, et dans ses rapports avec la parole, les langues, la poésie, et le théatre, Paris 1785).

Widersprüche), sondern weil der Verfasser sich Händel gegenüber so stark verpflichtet fühlt, daß er seine Thesen ausschließlich auf Beispiele aus dessen Werken stützt — wie hier auf den *Chorus of Baal's Priests* („Debora", G. A. XXIX, pp. 187—190). Wie aufrichtig seine Verehrung gegenüber dem Meister ist, geht aus der folgenden Stelle (p. 99, Anm. b) hervor, wo er von dem *genuine Charm* der Musik spricht und den Wundern, die sie *thro' its great Professors* vollbringt. Harris schreibt: *Such, above all, is George Frederick Handel; whose Genius, having been cultivated by continued Exercise, and being itself far the sublimest and most universal now known, has justly placed him with out an Equal, or a Second. This transient Testimony could not be denied so excellent an Artist, from whom this Treatise has borrowed such eminent Examples, to justify its Assertions in what it has offer'd concerning Music.*

Es will uns scheinen, als ob die englischen Stimmen zum Thema 'Händel' mit der Stellungnahme von Harris bereits einen markanten Höhepunkt erreicht haben. Die Ansicht, daß der Genius Händels den der übrigen in England bekannten Komponisten an Erhabenheit und Universalität bei weitem übertrifft (*being itself far the sublimest and most universal now known*), ja, daß er als ein ausgezeichneter Künstler ohne seinesgleichen dasteht (*with out an Equal, or a Second*), verwundert uns nicht, wenn wir berücksichtigen, daß das bis dahin vorliegende Werk des Meisters in den vierziger Jahren schon allgemein geistiges Gut breiter Schichten des englischen Volkes war. Harris macht sich nur zu ihrem Sprecher, indem er seine Würdigung in so lobende Worte faßt.

IV

In der zweiten Jahrhunderthälfte — sowohl noch zu Händels Lebzeiten als auch nach seinem Tode — häufen sich solche Stimmen. Aber die Meinungen beginnen in verschiedener Hinsicht auseinander zu laufen. Es kommt sogar, wie wir noch sehen werden, zu heftigen Kontroversen. Ähnlich wie die Interpretation der Aristotelischen Nachahmungslehre ist auch die englische Händel-Auffassung einem Wandel unterworfen, der eine neue Epoche der Kunst und der Kunstbetrachtung ankündigt. Dieser Wandel bahnt sich schon bei Charles Avison (1710—1770) an. In seinem „Essay on Musical Expression" (London 1752) spricht er zwar noch von *our illustrious Handel*[6]; aber er macht bereits Einschränkungen,

[6] Herbert M. Schueller („Imitation" and „Expression" in British Music Criticism in the 18th Century, in: Musical Quarterly, XXXIV, 1948, S. 550, Anm. 12) hat bereits herausgefunden, daß Avison *„admired . . . the inevitable Handel"*.

indem er in Part II (Sect. II: „On the too close Attachment to Harmony, and Neglect of Air“, p. 53) auf den Händel hinweist, *in whose manly Style we often find the noblest Harmonies; and these enlivened with such a Variety of Modulation, as could hardly have been expected from one who hath supplyed the Town with musical Entertainments of every Kind, for thirty Years together.*

Lobend hervorgehoben sind der *manly Style* sowie die *noblest Harmonies* und *a Variety of Modulation.* Getadelt werden die *musical Entertainments,* mit denen die in England komponierten und dort aufgeführten italienischen Opern gemeint sind. Das geht aus dem in der Anmerkung hierzu erfolgenden Hinweis hervor, in dem Lully, Scarlatti und Händel unter dem gleichen Gesichtspunkt betrachtet werden. Diese Auffassung hatte zu einem sehr frühen Zeitpunkt in Addison ihren prominenten Vorläufer. Dort beruhte sie zum einen Teil auf mangelnder Sachkenntnis (Addison hatte ebenso wie Steele, Pope, Swift und manche andere keine musikalische Vorbildung), zum anderen auf dem schwerwiegenden Mißverständnis, daß Händel für die Auswüchse der italienischen Oper in England verantwortlich sei. Es wurde dabei bewußt oder unbewußt die Tatsache übersehen, daß sich Händel keiner Auswüchse schuldig gemacht hatte. Wohl hat er italienische Opern komponiert und sie (da nicht genug geschulte Instrumental- und Gesangssolisten im Lande zur Verfügung standen) je nach vorhandenen Kräften von angeworbenen Italienern oder von Engländern oder von beiden gemeinsam in italienisch aufgeführt. Vorstellungen einzelner Opern, in denen italienisch und englisch gesungen wurde, sind für Händel nicht bezeugt. Sicher ist jedoch, daß gerade solche Veranstaltungen den Ausschlag gegeben haben für die um 1750 zwar weit verbreitete, aber nicht widerspruchslos hingenommene Meinung, die Aufführungen von italienischen Opern seien *musical Entertainments of every Kind.* Auf die Tatsache, daß sich Avison mit seiner Jahresangabe (*for thirty Years together*) um mehr als ein Dezennium geirrt hat — die erste in England geschriebene Oper Händels, „Rinaldo“, kam 1711 heraus —, sei nur beiläufig hingewiesen.

V

Sehr aufschlußreich ist der in der zweiten Auflage von Avisons Essay (²1753) abgedruckte anonyme „Letter to the Author, concerning the Music of the Ancients“. In ihm wendet sich der Verfasser[7] insofern gegen das abfällige Urteil, das Avison über die Opern Händels aus-

[7] Vermutlich handelt es sich um den *ecclesiastical historian and critic* John Jortin (1698—1770).

gesprochen hatte, als er (p. 12) ein konkretes Gegenbeispiel anführt: *The introducing a succession of semitones hath, on proper occasions, a beautiful effect, as in Handel's Incomparable Ombra Chara, in his Radamistus, an Opera abounding with the happiest union and mixture of Art and Invention.*

Bei der erwähnten Folge von Halbtönen in der — wie es heißt — unvergleichlichen Arie '*Ombra cara*' („Radamisto", G. A. LXIII, A/43—45 und B/143—145) handelt es sich um die musikalisch-rhetorische Figur der Pathopoeia[8]. Sie erscheint im Mittelteil dieser Da-capo-Arie und besteht in der dreifachen chromatischen Abwärtsbewegung, jedesmal auf dem Wort '*fedel*' in der instrumentalen Oberstimme. Der Verfasser hält die Anwendung der Figur hier deswegen für angemessen (ohne daß er ihren Namen ausdrücklich nennt), weil sie '*a beautiful effect*' erzielt. Nach seiner Meinung ist überhaupt in der ganzen Oper die glücklichste Vereinigung und Verschmelzung von '*ars*' und '*inventio*' erreicht.

VI

Ebenfalls in Opposition zu Avison steht William Hayes (1706—1777), auf dessen umfangreiche Kritik in anderem Zusammenhang[9] bereits ausführlich hingewiesen worden ist. In diesen „Remarks on Mr. Avison's Essay on Musical Expression. Wherein the Characters of several great Masters, both Ancient and Modern, are rescued from the Misrepresentations of the above Author; and their real Merit asserted and vindicated" (London 1753) finden sich auch einige kritische Äußerungen über Händel; so zum Beispiel in Sect. II („On the Analogies between Music and Painting") im Anschluß an eine Kritik, die sich gegen Avisons einseitige Parteinahme für Rameau[10] und dessen *puny Performances* richtet (p. 61): *Were a thousand of these puny Performances opposed to one Oratorio Chorus of Mr. Handel, it would swallow them up.*

Während er hier ganz allgemein den Oratorienchor und damit die Oratorien Händels lobend hervorhebt, bezeichnet Hayes wenig später (p. 65) die Musik, die Händel zu den schönen, pittoresken Szenen von Miltons Gedichten „L'allegro" und „Il pensieroso" geschrieben hat, als wesentliche Unterstützung der Dichtung. Sie ist nach Hayes sogar ein *complete Model of true musical Expression*[11]. An einer anderen

---

[8] Vgl. Arnold Schmitz, Die Bildlichkeit der wortgebundenen Musik Johann Sebastian Bachs (Mainz 1950) S. 51.
[9] Mimesis 99—103.
[10] Ebd. S. 37.
[11] Ebd. S. 38.

Stelle (p. 67) kommt Hayes noch einmal auf das gleiche Werk Händels („L'Allegro, il Pensieroso", G. A. VI) zu sprechen, nachdem er auf die Notwendigkeit der Unterscheidung von Ausdruck und Nachahmung aufmerksam gemacht hatte: *A very commendable Distinction; and the more so, as it raises the Merit of the above Composition of Mr. Handel to the highest Degree imaginable: For there is not a Scene which Milton describes, were Claude Lorrain or Poussin to paint, could possibly appear in more lively Colours, or give a truer Idea of it, than our great Musician has by his pictoresque Arrangement of musical Sounds; with this Advantage, that his Pictures speak.*

Nachdrücklicher konnte Hayes das Verdienst der Händelschen Komposition nicht herausstellen, als ihr den höchsten vorstellbaren Grad an Vollkommenheit (*the highest Degree imaginable*) zuzusprechen. Noch wichtiger und charakteristischer aber als diese Wertschätzung scheint jener Gedanke zu sein, daß weder Lorrain noch Poussin lebendigere Farben oder eine wahrere Vorstellung von den pittoresken Szenen vermitteln könnten als Händel (*our great Musician*), weil seine Bilder — im Gegensatz zu denen der Maler — reden (*speak*). Hayes spielt hier offensichtlich auf jene 'Klangrede' an, die in der Barock-Zeit durch Instrumentalsätze verkörpert worden ist[12]. Das geht aus seinem ausdrücklichen Hinweis auf die Symphonien dieses oratorischen Werkes hervor, die nach seiner Auffassung *the most beautiful Scenery, copied from simple Nature* bilden. Übertroffen wird '*this divine Art*' höchstens noch durch ein anderes Oratorium von Händel („Israel in Ägypten", G. A. XVI); denn — so betont Hayes (p. 68) — *there you will find he has exerted every Power human Nature is capable of.*

Hayes' enthusiastische Lobrede auf des Meisters Oratorienkunst erscheint uns unüberbietbar. Und doch findet sich in seiner Gegenüberstellung von Geminiani — dessen Kunst Avison ähnlich wie die Rameaus und Marcellos[13] einseitig als Muster für wahren musikalischen Ausdruck herausgestellt hatte — und Händel mit zwei bedeutenden Malern noch eine Steigerung: *In short, Geminiani may be the Titian in Music, but Handel is undoubtedly the Rubens* (p. 128)[14].

---

[12] Über 'Klangrede' bei Johann Mattheson (Der vollkommene Capellmeister, Hamburg 1739) vgl. Schmitz S. 24.
[13] Vgl. Schueller S. 560.
[14] Eine Gegenüberstellung ähnlicher Art versuchte noch gegen Ende des Jahrhunderts John Aikin (1747—1822) in seinen Letters from a father to his son, on various topics, relative to literature and the conduct of life, London 1793 (Letter XVI. On Pope's Essay on Criticism, S. 169).

VII

Noch im gleichen Jahre hat Avison der polemisierenden Kritik von Hayes in „A Reply to the Author of Remarks on the Essay on Musical Expression“ geantwortet. Auch dieser Beitrag ist in der bereits genannten zweiten Auflage von Avisons Essay[15] (als „Letter from Mr. Avison, to his Friend in London“) abgedruckt. In ihm wirft Avison die Frage auf, welcher nationalen Schule Händel zugehört. Seine Fragestellung verrät jedoch deutlich, daß er mit dem Hinweis auf Händels Abhängigkeit von der 'Italienischen Schule' nur seine alte Abneigung gegen die italienische Oper zu wiederholen trachtet. Selbst der positiv wertende Nachsatz in dem folgenden Passus (p. 45) enthält eine Spitze gegen Händel und sein Opernschaffen: *Is Mr. Handel an Englishman? Is his very Name English? Was his Education English? Was he not first educated in the Italian School? Did he not compose and direct the Italian Operas here many Years? It is true, he has since deigned to strengthen the Delicacy of the Italian Air, so as to bear the rougher Accent of our Language.*

Mit dem, was Avison noch über Händel zu sagen hat, stellt er sich — mehr als mit allen übrigen zitierten Aussagen — in schroffen Gegensatz zu der Kunst und den Künstlern des Barock-Zeitalters. Hier wird es ganz besonders deutlich, daß Avison (als Künstler[16], Kritiker[17] und Aesthetiker[18]) den Beginn der neuen Epoche anzeigt. Indem er Händel und den Dichter der beiden von Händel komponierten Cäcilien-Oden, John Dryden, künstlerisch auf die gleiche Stufe stellt und ihnen gemeinsam vorwirft (pp. 50/51), sich manchmal dem *vitiated Taste* ihres Zeitalters angepaßt zu haben, distanziert er sich bewußt von einem Kunststil, dem weder er selbst noch seine englischen Zeitgenossen einen gleichwertigen entgegenzusetzen hatten: *Mr. Handel is in Music, what his own Dryden was in Poetry: nervous, exalted, and harmonious, but voluminous, and, consequently, not always correct. Their Abilities equal to every Thing;*

---

[15] Vgl. Hermann M. Flasdieck, John Brown (1715—1766) und seine Dissertation on Poetry and Music, in: Studien zur englischen Philologie, LXVIII (Halle 1924) S. 12, Anm. 8.

[16] Avison war ein angesehener Kirchenkomponist und Organist in Newcastle. — Vgl. Flasdieck a. a. O.

[17] Zu Avisons Bedeutung als Musikkritiker meint Charles Burney: *Indeed, musical criticism has been so little cultivated in our country, that its first elements are hardly known. In justice to the late Mr. Avison, it must be owned, that he was the first, and almost the only writer, who attempted it* (Essay on Musical Criticism, p. VI, in: A General History of Music, Vol. III, 1789).

[18] Vgl. zuletzt Horst Oppel, The sacred River, in: Die neueren Sprachen, Beiheft 4 (1959) S. 33

their Execution frequently inferior. Born with Genius capable of soaring the boldest Flights; they have sometimes, to suit the vitiated Taste of the Age they lived in, descended to the lowest. Yet, as both their Excellencies are infinitely more numerous than their Deficiencies, so both their Characters will devolve to latest Posterity, not as Models of Perfection, yet glorious Examples of those amazing Powers that actuate the human Soul.

Die Händel und Dryden gleichermaßen zugeschriebenen Attribute *nervous, exalted, harmonious, voluminous* und *not always correct* vervollständigen das Bild, das Avison in seiner Kritik von Händel entwirft. Wenn wir uns fragen, weshalb Avison die *Abilities* und den *Genius* Händels herausstellt, seine Kunst aber als *frequently inferior* bezeichnet, so liegt die Antwort wenigstens zum Teil in einer persönlichen Abneigung und in Vorurteilen begründet [19], die daraus resultieren, daß Avison Zeit seines Lebens im Schatten des großen Künstlers und seiner *boldest Flights* gestanden hat. Diese bittere Erfahrung verleitete den von seinem Lehrer Geminiani stark beeinflußten Avison sogar zu der nicht begründeten Behauptung, daß Händel wie Dryden manchmal *descended to the lowest* — womit er offenbar auf deren Verwendung der für den barocken Stil charakteristischen künstlerischen Medien anspielt. Wenn Avison dennoch zugibt, daß die *Excellencies* unendlich viel zahlreicher als die *Deficiencies* sind, dann bedeutet das nur eine unfreiwillige Verneigung vor dem Zeitgeschmack, für den die Kunst Händels nach wie vor als unübertroffen galt.

VIII

Die Gedenkschrift „Memoirs of the Life of the late George Frederic Handel" (London 1760) von John Mainwaring (1735—1807) hat ihre besondere Bedeutung als erste Händel-Biographie. In dem Abschnitt „Observations on the works of George Frederic Handel" wird der Versuch unternommen, dem Werk Händels eine kritische Würdigung zuteil werden zu lassen. Mainwaring befaßt sich in diesem Zusammenhang vor allem mit jener Gruppe von Komponisten (zu der er auch Händel rechnet), deren Kunst auf *great invention and perfect taste* beruht. In der Nutzung dieser Gaben, die nach seinen Worten nur selten

[19] Schon Burney (op. cit.) hat zugeben müssen, daß Avisons *judgment was warped by many prejudices. He exalted Rameau and Geminiani at the expence of Handel, and was a declared foe to modern German symphonies. — — — A critic should have none of the contractions and narrow partialities of such as can see but a small angle of the art.*

oder gar nicht in einem Menschen vereinigt anzutreffen sind, liegt der Unterschied zwischen Händel und *all other Musicians.* So wendet sich Mainwaring (pp. 162/163) gegen jene Kritiker, die das Verdienst von Händels Musik deswegen übersehen, weil sie nur auf *elegance and correctness* achten: *Hence too we may conclude, that the merit of Handel's Music will be least discerned by the lovers of elegance and correctness. They are shocked with every defect of this sort, while their very character hinders them from entering into those excellencies of a higher nature, in which he so much surpasses all other Musicians.*

Mainwarings Kritik (an der Händel-Kritik) gipfelt in der Feststellung, daß Händel, dessen Musik die *excellencies of a higher nature* aufweist, alle anderen Musiker bei weitem übertroffen hat. Er verteidigt die von einigen Zeitgenossen als Fehler oder Schwächen verworfenen 'Unregelmäßigkeiten' dort, wo sie von dem *inventive genius* mit Geschmack angebracht sind. In diesen 'Unregelmäßigkeiten' sieht Mainwaring aber nicht mehr die im Barock-Zeitalter noch als *colores rhetorici* gebräuchlichen Tropen und Figuren, sondern — ähnlich wie Avison, vielleicht auch in Anlehnung an ihn — *bold strokes, or daring flights of fancy.*[20]

IX

Von den berühmten, zuerst in der Zeitschrift „The Bee, Being Essays on the most Interesting Subjects" (London 1759/61) erschienenen Essays von Oliver Goldsmith enthält nur „Essay XIX (Schools of Music — Objections thereto, and Answers)" einige kritische Bemerkungen über Händel. Goldsmith berichtet zunächst, daß die Musiker seiner Zeit übereinstimmend Händel als Begründer der 'Englischen Schule' betrachten, wie sie Pergolesi (1710—1736) als Begründer der Italienischen und Lully (1632—1687) als Begründer der Französischen Schule ansehen: *Musicians seem agreed in making only three principal schools in music; namely, the school of Pergolese, in Italy; of Lully, in France; and of Handel, in England.* (p. 163)[21].

Zu dieser Feststellung kommt Goldsmith (im Gegenzug zu Avison), obwohl er wenig später (p. 165) als den ersten Planer der Englischen Schule Purcell (1658—1695) bezeichnet, der nach seiner Auffassung die damals dominierende italienische Kompositions-Technik mit der des alten keltischen Volksliedes und der schottischen Volksballade zu vereinigen versuchte: *The English school was first planned by Purcel: he attempted*

[20] Vgl. Mimesis 114.
[21] Wir zitieren hier und im folgenden nach Goldsmith's Essays, London 1819.

to unite the Italian manner, that prevailed in his time, with the ancient Celtic carol and the Scotch ballad, which probably had also its origin in Italy.

Bemerkenswert ist, daß Goldsmith den Ursprung des keltischen Volksliedes und der schottischen Volksballade in Italien vermutet. Worauf er seine Vermutung gründet, läßt sich wohl kaum einwandfrei eruieren. Vielleicht dachte er an die historisch nicht gesicherte Überlieferung der halb legendären Gestalt des David Rizzio, auf die — soweit wir sehen — erst James Beattie aufmerksam gemacht hat[22]. — Zurück zu Händel. Über ihn äußert sich Goldsmith (pp. 165/166) wie folgt: *Handel, though originally a German, yet adopted the English manner: he had long laboured to please by Italian composition, but without success; and though his English oratorios are accounted inimitable, yet his Italian operas are fallen into oblivion.*

Im Gegensatz zu Avison (²1753), der Händel zur Italienischen (Opern-) Schule zählte, betrachtet Goldsmith den Deutschen als zur Englischen Schule gehörig, weil er sich die — auf Purcell zurückgehende — englische Art (des Komponierens von Anthems und Hymnen) zu eigen gemacht habe. In der Auffassung, daß Händels langjähriges Komponieren im italienischen Stil erfolglos war, da seine italienischen Opern Ende der fünfziger Jahre bereits in Vergessenheit geraten seien, stimmt Goldsmith jedoch mit Avison überein.

Auf Händels umfangreiches Werk im allgemeinen bezieht sich die folgende Kritik (p. 166), in der — wie schon bei Lockman und Harris — die Erhabenheit als das eigentliche Charakteristikum der Musik Händels bezeichnet wird: *Handel's true characteristic is sublimity; he has employed all the variety of sounds and parts in all his pieces: the performances of the rest may be pleasing, though executed by few performers; his require the full band. The attention is awakened, the soul is roused up at his pieces; but distinct passion is seldom expressed. In this particular he has seldom found success: he has been obliged, in order to express passion, to imitate words by sounds, which though it gives the pleasure which imitation always produces, yet it fails of exciting those lasting affections, which it is in the power of sounds to produce. In a word, no man ever understood harmony as well as he; but in melody he has been exceeded by several.*

---

[22] Beattie wendet sich in seinen erst 1776 erschienenen, aber schon 1762 geschriebenen „Essays" (auf die wir noch zu sprechen kommen) in einem drei Seiten langen Exkurs (187—189) gegen die *common opinion, that these songs were composed by David Rizzio, a musician from Italy.*

Besondere Erwähnung verdient der für die Zeit der Niederschrift der Kritik so charakteristische Schluß-Satz. Mit ihm tritt Goldsmith als Sprecher der neuen Musikauffassung und mithin der neuen Epoche an uns heran. Nicht nur die Behauptung, daß Händel hinsichtlich der Harmonie von niemandem, in bezug auf die Melodie aber von vielen übertroffen worden sei, legt Zeugnis ab von dem neuen Geist (Überbetonung des melodischen Elementes bei gleichzeitiger Unterbetonung des harmonischen[23]), sondern auch die voraufgegangene Begründung: Goldsmith hält es für erwiesen, daß Händels Melodien nur selten eine *distinct passion* ausdrücken und nie *lasting affections* erregen[24]. Um diesem Ziel näherzukommen, sei er — auf Kosten der spezifisch musikalischen Substanz der Melodie natürlich — gezwungen gewesen, Worte nachzuahmen[25]. Leider verrät uns Goldsmith nicht, welche Komponisten diesen (von ihm so gesehenen) Mangel nicht aufweisen und Händel in bezug auf die Melodie übertroffen haben sollen.

Die im Anschluß an diesen Essay abgedruckten drei Anmerkungen sind — wie es in einer Notiz des Herausgebers heißt[26] — Goldsmiths Antwort auf einige (nicht abgedruckte) Einwände von Tobias Smollett. In allen drei Anmerkungen befaßt sich Goldsmith nochmals mit Händel. Die erste (p. 167) enthält zwar keine wesentlich neuen Gesichtspunkte im Hinblick auf die Händel-Kritik; sie wirft dafür aber einige für diese Zeit bemerkenswerte Fragen auf, die hier von Bedeutung sind: *Handel may be said as justly as any man, not Pergolese excepted, to have founded a new school of music. When he first came into England, his music was entirely Italian: he composed for the opera; and though even then his pieces were liked, yet did they not meet with universal approbation. In those he has too servilely imitated the modern vitiated Italian taste, by placing what foreigners call the* p o i n t d' o r g u e *too closely and injudiciously. But in his oratorios he is perfectly an original genius. In these, by steering between the manners of Italy and England, he has struck out new harmonies, and formed a species of music different from all others. He has left some excellent and eminent scholars, particularly Worgan and Smith, who compose nearly in his manner; a manner as*

---

[23] Vgl. dazu den parallelen Vorgang in Deutschland bei Carl Philipp Emanuel Bach (Mimesis 149).
[24] Vgl. Schueller (s. o. Anm. 6) S. 556 und Anm. 36.
[25] Vgl. Mimesis 118.
[26] *The following Objections to the preceding Essay having been addressed to Dr. Smollett (as editor of the British Magazine, in which it first appeared); that gentleman, with equal candour and politeness, communicated the MS. to Dr. Goldsmith, who returned his answers to the objector in the notes annexed. — Edit.*

different from Purcel's as from that of modern Italy. Consequently Handel may be placed at the head of the English school.

Die negative Kritik richtet sich wiederum gegen Händels Opern; denn in ihnen habe Händel *too servilely imitated the modern vitiated Italian taste.* Neben der Tatsache, daß Goldsmith — in enger Anlehnung an Avison (²1753) — von dem sogenannten verdorbenen italienischen Geschmack spricht, fällt hier noch der im 18. Jahrhundert nicht allzu häufig anzutreffende Begriff der sklavischen Nachahmung auf. Der Begriff, der besonders in der englischen Nachahmungsaesthetik eine Rolle spielt, steht in direktem Gegensatz zur Aristotelischen 'mimesis', die ein idealisierendes Nachahmen fordert[27]. Dieser Begriff der sklavischen Nachahmung, wie er sich in gleicher oder ähnlicher Formulierung vor Goldsmith bei Avison (1752, p. 90) und nach ihm bei Brown (1763, p. 226), Beattie (1776, p. 134) und Price (1798, p. 196) mit Sicherheit nachweisen läßt, darf nicht verwechselt werden mit jenem Begriff der Nachahmung, der auf Imitationen in Fugen oder fugierten Stücken Anwendung findet. In letzterem Sinne begegnen wir ihm zum Beispiel bei Avison (1752, p. 66; ²1753, „A Reply",pp. 11—15), Trydell (1766, p. 100)[28], Sir William Jones (1772, p. 559)[29], William Jones of Nayland (1784, p. 43) und Busby (1786?, Art. „Imitative")[30]. — Der positive Teil von Goldsmiths Kritik bezieht sich auf Händels Oratorien. Auf diesem Gebiet hält Goldsmith Händel für *perfectly an original genius.* Das ist ein Ausdruck der höchsten Anerkennung eines Künstlers aus berufenem Munde. Die Begründung, mit der Goldsmith seine These verteidigt, daß nämlich Händel in seinen (englischen) Oratorien weder den Weg der Italiener noch den der Engländer eingeschlagen und infolgedessen eine Gattung geschaffen hat, die sich von allen anderen unterscheidet, ist ebenso zutreffend wie sie zur Zeit der Niederschrift[31] neu war. Mit dem Hinweis auf Händels Schüler John Worgan (1724—1790) und John Christopher Smith (1712—1795) begründet Goldsmith zugleich seine These, nach der Händel als Begründer und geistiger Führer der neuen englischen Schule feststeht.

Gegen den Einwand von Smollett, der sich dagegen richtet, Händels Schule als eine englische Schule anzusprechen, weil er selbst Deutscher war, nimmt Goldsmith in der zweiten Anmerkung (pp. 167/168) Stellung:

---

[27] Vgl. Mimesis 13—15.

[28] John Trydell, Two Essays on the Theory and Practice of Music, Dublin 1766.

[29] Sir William Jones, Essay on the arts, commonly called imitative, Oxford 1772. Benutzte Ausgabe: The Works of Sir William Jones, London 1799.

[30] Thomas Busby, A Complete Dictionary of Music, London 1786 (?).

[31] Die drei Anmerkungen, von denen wir die erste oben zitiert haben, sind vom 18. März 1760 datiert.

The objector will not have Handel's school to be called an English school, because he was a German. Handel in a great measure found in England those essential differences, which characterize his music; we have already shown that he had them not upon his arrival. Not the country in which a man is born, but his peculiar style, either in painting or in music — that constitutes him of this or that school. ... There might several other instances be produced; but these, it is hoped, will be sufficient to prove that Handel, though a German, may be placed at the head of the English school.

Auch in der letzten der drei Anmerkungen (p. 168) befaßt sich Goldsmith mit dem gleichen Thema. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit und Höflichkeit entschuldigt er sich jedoch für die ebenso freimütige wie gewagte Äußerung der — wie er behauptet — allgemein verbreiteten Auffassung, daß Händel wegen seines langen Aufenthaltes in England als *naturalized to the country* angesehen werden könne: *Handel was originally a German; but by a long continuance in England he might have been looked upon as naturalized to the country. I don't pretend to be a fine writer: however, if the gentleman dislikes the expression (although he must be convinced it is a common one), I wish it were mended.*

X

Die Kritiker der Folgezeit haben sich durchaus nicht allen Ansichten von Avison und Goldsmith angeschlossen. Die Auffassungen über Händel als Komponist sind insbesondere nach seinem Tode einem ständigen Wandel unterworfen gewesen. Dieser Wandel dauerte bis zum Ende des Jahrhunderts an und vollzog sich nicht sukzessiv, sondern Zug um Gegenzug. An dem Beispiel der „Observations on the Present State of Music and Musicians“ (London 1762) des Schriftstellers und Dramatikers John Potter (1734—1804) läßt sich das besonders gut beobachten. Potter konfrontiert die *careless, negligent, superficial* geschriebene Musik einiger englischer Zeitgenossen mit der Musik des *great Handel* und den Kompositionen von William Boyce (1710—1779), die nach seinen Worten (p. 9) beide überall mit dem wohlverdienten Beifall aufgenommen worden sind: *Had the great Handel, Dr. Boyce, and several other ingenious professors, pursued things in that careless, negligent, superficial manner, which some of their contemporaries have done, their compositions would never have met with that universal applause and approbation they so deservingly have.*

In der Folge handelt Potter im wesentlichen von dem, was Dichtung und was Musik ausdrücken kann. Bevor er wieder auf Händel zu sprechen

kommt, stellt er mit Nachdruck fest, daß die Musik nicht nur der Dichtung eine zusätzliche Ausdruckskraft verleihen, sondern sogar ihre '*description*' wirksam unterstützen kann. Um das zu verdeutlichen, verweist er auf Händels Trauermarsch aus dem Oratorium „Saul" (G. A. XIII, pp. 208—210), indem er voller Bewunderung für den *true descriptive character* und die *delicate expression of the music* die enthusiastische Frage stellt (p. 34): *Whoever heard, and paid a proper attention to the dead march in Saul, composed by Mr. Handel, but thought he saw the funeral pile before him, moving with slow and solemn pace; nay, heard the very mourners weep?*

Auf Grund der Frage, welchem Musiker seine englischen Landsleute am meisten verpflichtet sind, kommt Potter erneut auf Händel zu sprechen. Hier begegnen wir wohl zum ersten Male dem Ausspruch, daß Händels Kompositionen nicht nur aus Elementen der deutschen und italienischen, sondern auch der *old ancient English music* zusammengesetzt sind. Weil Händel für Potter sowohl Begründer als auch Vollender der englischen Musik ist, tritt er auch dafür ein (pp. 43—45), daß man sie '*with justness*' als Händels Musik bezeichnet: *The English music, at this period, is a composition of German and Italian, in conjunction with the old ancient English music: For this agreeable union we are principally beholden to Mr. Handel: He not only laid the foundation, but liv'd long enough to compleat it. So that the English music may with justness be called Handel's music, and every musician the son of Handel; for whatever delicacies, or improvements have been made by others, they are all owing to, and took their rise from, a perusal of his works. What had we to boast of, before he settled in England, and new-modell'd our music? Nothing, but some good church music. He has join'd the fulness and majesty of the German music, the delicacy and elegance of the Italian, to the solidity of the English; constituting in the end a magnificence of stile superior to any other nation.*

Potters Hochachtung vor dem genialen Meister geht so weit, daß er jeden zeitgenössischen englischen Musiker als *the son of Handel* ansieht. Ihr einzigartiges Vorbild war allein Händel, der die *fulness and majesty* der deutschen, die *delicacy and elegance* der italienischen und die *solidity* der englischen Musik so miteinander zu verbinden verstand, daß daraus ein Stil erwuchs, der jeden außerhalb Englands entwickelten Stil an '*magnificence*' übertrifft. Potter bedient sich in seiner Würdigung sogar eines von den Engländern äußerst sparsam verwendeten Superlativs, indem er (p. 54) den Komponisten und Organisten Händel den *prince of musicians* und den größten Musiker nennt, der je in Europa geboren wurde: *In short, he should be stil'd The prince of musi-*

cians, as he was the greatest Europe ever produc'd, both as a composer and player.

Die Kunst Händels als *player*, insbesondere als Solist auf der Orgel, wurde bereits von dem Dramatiker Joseph Mitchell (1684—1738) in „An Ode on the Power of Musick, Inscrib'd to Mr. Malcolm, as a Monument of Friendship" gepriesen[32]. Mit Potters enthusiastischer Lobrede liegt uns ein in seiner Art ähnliches Zeugnis vor. Potters Werturteil ist gleichbleibend positiv. Sein Hinweis auf den größten einheimischen Komponisten, dessen sich nach seiner Ansicht das englische Königreich rühmen kann (Boyce), bedeutet keineswegs eine Einschränkung; denn von diesem Musiker heißt es (p. 55), daß seine Kompositionen denen des *great original* Händel am nächsten kommen: *Dr. Boyce, is the greatest composer that this kingdom has to boast of; and no one ever came so near the great*[33] *original in powerful composition, as he has done.*

XI

Ein Jahr später veröffentlichte 'Estimate' John Brown (1715—1766) seine Schrift „A Dissertation on the Rise, Union, and Power, the Progressions, Separations, and Corruptions, of Poetry and Music" (London 1763), die nicht nur wegen ihrer Händel-Kritik Beachtung verdient[34]. In Sect. XII („Of the State and Separation of Music and Poetry among the polished Nations of Europe through the succeeding Ages") hebt Brown besonders die Größe und Erhabenheit von Händels Stil hervor: *Handel stands eminent, in his Greatness and Sublimity of Style* (p. 214).[35]

Auch auf Händels unübertroffene *Powers of musical Expression* weist Brown hin. Er macht jedoch dort eine Einschränkung, wo er den Meister

---

[32] Die Ode ist einem umfangreichen Buch von Alexander Malcolm mit dem Titel „A Treatise of Musick, Speculative, Practical and Historical" (Edinburgh 1721) vorangestellt. Der Hinweis auf Händel befindet sich in der zehnten Strophe.

[33] Die Anmerkung an dieser Stelle verweist auf *Handel.*

[34] Flasdieck (a. a. O. S. 122) hat schon 1924 auf die Wichtigkeit der Schrift hingewiesen: „Manche Einzelheiten und Teilreihen der zahlreichen einschlägigen Abhandlungen sind bereits von der Forschung herausgestellt. Eine Gesamtdarstellung fehlt bislang. An dieser hätte gerade die deutsche Anglistik das größte Interesse: die spätere deutsche Kritik ist von der englischen ungemein stark beeinflußt worden — stärker, als man bisher im allgemeinen anzunehmen geneigt scheint."

[35] Diese Aussage, die uns sinngemäß schon bei Lockman, Harris und Goldsmith begegnete, kehrt wörtlich wieder in der Rezension von Browns Schrift im Annual Register (^{2}1763, S. 195), die überschrieben ist: Remarks on our Cathedral and Parochial Music: From Dr. Brown's Dissertation on Poetry and Music.

in die Lage versetzt sieht, wenig oder gar nichts sagende Texte zu vertonen. Auffallend daran ist, daß Brown von der Textvorlage ausgeht, um die Gründe für die Entstehung weniger überzeugender Stücke aufzuspüren[36]. Er hat diesen Sachverhalt bei Händel wohl zum erstenmal klar erkannt und zugleich die Ursache zu erklären versucht; denn er vergleicht Händel mit *a great Painter* (p. 218), dem — wir dürfen ergänzen: bisweilen — keine andere Möglichkeit bleibt, als *a dead and unmeaning Design* durch Farben zum Leben zu erwecken: *For although no Man ever possessed greater Powers of musical Expression; yet, when the Writer gave him sometimes little, and sometimes nothing to express, the main Foundation of his Art failed him: He was in the Situation of a great Painter, who should be destined to give Life by Colours, to a dead and unmeaning Design.*

Freilich schießt Brown dann, seiner Neigung zur Übertreibung entsprechend, doch über die Wahrheit hinaus, wenn er in der Anmerkung zu dem zuletzt zitierten Passus den „Messias" (G. A. XLV) das einzige Werk Händels nennt, in dem sich die Musik mit dem (biblischen) Text zu einem großen Kunstwerk vereinigt. Er bezeichnet den „Messias" nicht als Oratorium, sondern als *grand Musical Entertainment*, das seiner Meinung nach deswegen nicht zur Gattung des Oratoriums gehöre, weil es nicht dramatisch sei. Er selbst drückt das (p. 218, Anm.) so aus: *The Messiah is an Exception to this general Remark: Though that grand Musical Entertainment is called an Oratorio, yet it is not dramatic; but properly a Collection of Hymns or Anthems drawn from the sacred Scriptures: In strict Propriety, therefore, it falls under another Class of Composition.*

Aber Brown glaubt nicht nur, daß Händel durch die Größe und Erhabenheit des Stils der bedeutendste Musiker ist, daß kein anderer Komponist je über eine größere Macht des musikalischen Ausdrucks verfügt hat[37], sondern er behauptet sogar (p. 220), daß *upon the whole, his Airs, Duets, and Choirs, as they surpass every thing yet produced, in Grandeur and Expression; so, they will ever be the richest Fountain for Imitation or Adoption.*

[36] Vgl. John W. Draper, Poetry and Music in Eighteenth Century Aesthetics, in: Englische Studien, LXVII, Leipzig 1932/33, p. 82, Anm. 8. — Ferner Schueller S. 552/553.
[37] Vgl. Mimesis 122.

XII

Daniel Webb (1719—1798) befaßt sich in den „Observations on the Correspondence between Poetry and Music" (London 1769) nur einmal mit Händel; und zwar im Zusammenhang mit dem Problem des Wort-Ton-Verhältnisses. Indem er (p. 143) feststellt, daß Händel es selten unterließ, die Töne bei dem Wort *rise* nach oben und bei dem Wort *fall* nach unten zu führen [38], bekundet er eine für seine Zeit durchaus nicht mehr selbstverständliche Kenntnis jener Möglichkeit des Komponisten, einzelne Textworte durch verschiedene musikalisch-rhetorische Mittel [39] besonders hervorzuheben: *Handel seldom fails to ascend with the word rise, and descend with the word fall.* [40]

XIII

Im „Preface" zu „A Collection of Anthems used in His Majesty's Chapel Royal and most Cathedral Churches in England and Ireland" (London 1769) berührt auch Anselm Bayly (gest. 1794) das Problem des Wort-Ton-Verhältnisses. Seine mit Webbs Feststellung beinahe wörtlich übereinstimmende Auffassung, daß die musikalische Hervorhebung von Worten wie *Follow, rise, fall, from the rising up of the sun unto the going down,* durchaus angemessen sein kann, exemplifiziert er (p. IX) an je einem Werk von Purcell und Händel: *Purcell hath given instances everywhere; but one especially proper and sublime in his grand Te Deum, on the words, 'Heaven and earth', where the proper voices and instruments rise with the word heaven, and the basses fall deep on earth: not so Handel, when he introduces a sharp on the words, 'Cry aloud'.*

In bezug auf Händel sind Bayly und Webb allerdings zu unterschiedlichen Erkenntnissen gelangt. Beide gehen zwar von der Voraussetzung aus, daß die musikalische Hervorhebung von einzelnen, besonderen Worten ergötzt und nicht verletzt; aber Bayly spricht das Verdienst, solche Schönheiten *with judgment and discretion* angebracht zu haben, allein Purcell zu. Beispiel: Großes „Te Deum" von 1694. Händel wirft er klangliche Härten vor, wie sie nach seiner Meinung durch die erhöhte Terz (dis) der Molldominante (e) bei den Worten *cry aloud* im „Utrechter Te Deum und Jubilate in D" von 1713 (G. A. XXXI, pp. 10—12) vorkommen [41].

---

[38] Vgl. Hans Hecht, Daniel Webb — Ein Beitrag zur englischen Ästhetik des achtzehnten Jahrhunderts (Hamburg 1920) S. 42.

[39] In diesem Falle durch die Figuren der Anabasis und der Katabasis. — Vgl. dazu Schmitz S. 31—33.

[40] Vgl. Mimesis 51 und 133.

[41] Ebd. S. 134/135.

XIV

Im „Annual Register (Literary and Miscellaneous Essays)" erschien 1769 ein anonymer Essay mit dem Titel „On Modern Musick". In ihm bemüht sich der Autor um eine kritische Würdigung der Leistungen Purcells und Händels. Den zeitgenössischen Komponisten wirft er vor, daß sie von Purcell lediglich die (von ihm als fehlerhaft bezeichnete) Methode übernommen hätten, den Klang einzelner Worte anstatt den Gedanken des ganzen Satzes auszudrücken. Das Verdienst, dem drohenden Niedergang der Musik wirksam und erfolgreich entgegengetreten zu sein, erkennt der Verfasser ausschließlich Händel zu: *This might probably have prevented, at least retarded, the further improvement of musick, had not Handel most saisonably made his appearance. He introduced and established a new species, which I am afraid, will soon be taken from the public ear, and live only in memory, or in the private performance of those who dare to be unfassionable. Though frequently defective in expression and elegance, he brought* a i r *to its perfection, and has been happily imitated by a few, which perhaps may a little while delay a total degeneracy; for it is but too certain that we are getting into as frivolous and trifling a taste as ever existed.* (p. 211)[42]

Mit der *new species*, die Händel eingeführt hat, dürfte der anonyme Autor den „Messias" meinen, dessen Zugehörigkeit zur Gattung des Oratoriums schon Brown infrage gestellt hatte[43]. Für diese Auslegung spricht besonders des Verfassers Befürchtung, daß die *new species* bald in Vergessenheit geraten könnte, weil ihr keine öffentlichen Aufführungen mehr gewidmet würden. Die Befürchtung hat sich zwar nicht bewahrheitet; aber vielleicht hat dieser Artikel im „Annual Register" doch den Anstoß gegeben oder mit dazu beigetragen, daß die durch den „Messias" repräsentierte Gattung in den folgenden Jahrzehnten zahlreiche Aufführungen in England erlebte. — Wie einige seiner Vorgänger vertritt der Kritiker die Auffassung, daß es Händel oftmals an *expression and elegance* fehlte. Eine Erklärung an Hand von Beispielen ist er uns jedoch schuldig geblieben. Andererseits zollt er Händel aber auch ein hohes Lob, indem er ihn den Schöpfer der vollendeten Arie nennt. Dieser Leistung des Komponisten mißt er deswegen erhöhte Bedeutung bei, weil sie — wie er sagt — wenigstens für eine Weile *a total degeneracy* der Kunst hinauszögern könne.

---

[42] Zitiert nach der 2. Aufl. (Vol. XII), London 1773.
[43] Vgl. o. S. 149.

XV

Für die Kenntnis der Aufführungen Händelscher Werke im mittleren Drittel des 18. Jahrhunderts ist ein anonymer Bericht mit dem Titel „An Account of the Institution and Progress of the Academy of Ancient Music" (London 1770) von besonderer Bedeutung. Dem Verfasser, selbst Mitglied der Akademie[44], geht es in der Hauptsache um eine Beschreibung der vielen und verschiedenartigen Vorzüge, die aus der Gründung dieser Institution resultieren. Mit an die oberste Stelle setzt er dabei die Aufführung bestimmter Werke von Händel. Als einen *signal proof* für seine Behauptung führt er (pp. 6/7) das im Februar 1732 uraufgeführte Oratorium „Esther" (G. A. XL/XLI) an; denn *the Oratorio of Esther, originally composed for the duke of Chandois, was performed in character by the members of the Academy, and the children of the Chapel Royal, and the applause with which it was received, suggested to Mr. Handel, the thought of exhibiting that species of composition at Covent-Garden theatre; and to this event it may be said to be owing, that the public have not only been delighted with the hearing, but are now in possession of, some of the most valuable works of that great master.*

Nach den Worten des Verfassers verdanken „Esther" und andere Werke der gleichen Gattung ihren durchschlagenden Erfolg in der Öffentlichkeit nicht zuletzt der Akademie und ihren Mitgliedern. Die Oratorien-Aufführungen in der Akademie und im Theater am Covent Garden haben, wenn man seinen Worten Glauben schenken darf, so starken Beifall gefunden, daß sich das Publikum sogar *some of the most valuable works* jenes großen Meisters zu eigen gemacht hat. Aber der anonyme Autor denkt nicht nur an Händel, sondern (neben Steffani, den wir der Vollständigkeit halber nicht unerwähnt lassen dürfen) auch an Geminiani, weil beide, wie er sagt (p. 9), der Akademie ihre Unterstützung zuteil werden ließen: *Mr. Handel and Signor Geminiani, lent the Academy their countenance, the latter frequently honouring it with his own exquisite performance.*

Nicht weniger aufschlußreich als die beiden zitierten Stellen ist eine Aufzählung jener Komponisten, deren *deepest skill* und *finest invention* nach Ansicht des Verfassers jeden Verehrer dieser *noble science* ergötzt. Die Aufzählung (pp. 22/23), in der auch Händel nicht fehlt, ist ein untrüglicher Beweis dafür, daß nach der Mitte des 18. Jahrhunderts die italienische Musik in England noch immer in hohem Ansehen stand; denn *the studies of such men as Palestrina, Tallis, Bird, Carissimi,*

---

[44] *By a member*, heißt es auf der Titelseite.

Colonna, Stradella, Purcell, Bassani, Gasparini, Lotti, Steffani, Marcello, Buononcini, Pergolesi, Handel, Perez, and many others, abounding in evidences of the deepest skill and finest invention, when duly attended to, will be thought worthy the admiration of every musical ear, and afford a manly and rational delight to all the votaries of this noble science.

XVI

Ein Jahr später gab der (bereits genannte) Kritiker Anselm Bayly eine Schrift heraus mit dem Titel „A Practical Treatise on Singing and Playing with Just Expression and Real Elegance" (London 1771). In ihr hebt er namentlich die Komponisten Greene (1696—1755) und Händel hervor, weil sie dem Sänger Gelegenheit zur freien Improvisation und damit zur Erreichung musikalischen Ausdrucks gaben. Die alte Improvisationstechnik ist es also, die Bayly — insbesondere in den emphatischen Passagen der Sologesänge — bewundert. Die Worte, die er in diesem Zusammenhang (pp. 58/59) findet, sind eine tiefe Verneigung vor den *two late eminent masters Greene and Handel; who guided the singer with the most exquisite delicacy, by interspersing such notes only, and those stolen in, or whispered as it were by a soft prompture, as might meliorate the harmony, or in emphatic passages give it fulness and dignity, enliven the singer's imagination, and cover any accidental defect, catching him as it were when falling.*

Allerdings nennt Bayly die Musik Händels *less simple* und *less expressive* als die Purcells. Er exemplifiziert das an Händels erstem und zweitem „Te Deum". Während er in den Koloraturen, die im ersten „Te Deum" von 1713 (G. A. XXXI, pp. 6—10) Amplifikationen im Sinne der musikalisch-rhetorischen Tradition sind — also Textbezug haben —, deswegen einen Mangel sieht, weil sie nicht zu dem feierlich-ernsten Wort *worship* passen, hält er die analoge Stelle im zweiten „Te Deum" von 1718/19 (G. A. XXXVII, pp. 31—34) für ausdrucksvoll, da sie keine *amplificatio* aufweist, sondern einfach mit einem Solo einsetzt und großartig und feierlich im Unisono endet. Hier sind nach seiner Überzeugung Quantität, Emphase, Ausdruck und *sensus* der Worte beachtet (pp. 83/84): *Handel less simple and less expressive than Purcel, in his first Te Deum runs away in a fugue with too long and too gay a division on the solemn word worship: in the second Te Deum this verse opens simply with a solo, and ends in unison, grand and solemn.*

Mit diesen und anderen Beispielen will Bayly den zeitgenössischen Komponisten Wege zur Erreichung musikalischen Ausdrucks zeigen. Es

sind jedoch keine neuen Wege. Nur einzelne Begriffe und Termini haben eine Erweiterung oder Auflockerung erfahren. Dieser Bedeutungswandel, wie er keineswegs allein oder zuerst bei Bayly spürbar wird, spiegelt im ganzen die Verflachung des geistigen und künstlerischen Niveaus gegenüber dem der Händel-Zeit wider, wie auch die gesamte Musikkritik und -aesthetik der sechziger Jahre ein getreues Spiegelbild des Schaffens der englischen Komponisten nach der Jahrhundertmitte ist[45].

XVII

In dem Jahre, in dem die beiden bekannten musikhistorischen Standardwerke von Hawkins und Burney erschienen, veröffentlichte auch James Beattie (1735—1803) seinen bereits 1762 geschriebenen „Essay: On Poetry and Music, as they affect the mind" (Edinburgh 1776). Beattie erweist sich in diesen „Essays" als einer der frühen Vertreter jener Denkrichtung, die eine Verabsolutierung aller geistigen Werte und mithin auch der Künste begünstigte. Wir müssen ihn mit zu den Begründern einer autonomen Musikkritik und -ästhetik zählen, obwohl er hinsichtlich der Musik nicht gerade ein Experte im Sinne der Fachdisziplin war. Das bezeugen allein schon seine kritischen Bemerkungen über Händels Musik, mit denen wir es hier zu tun haben. Wie sonst, als in dem erwähnten Sinne, wäre seine Frage zu verstehen (Part I, Chap. V, p. 128): *What resemblance is there between Handel's 'Te Deum', and the tone of voice natural to a person expressing, by articulate sound, his veneration of the Divine Character and Providence?*

Beattie geht es hier weniger um die kritische Explikation eines Kunstwerkes oder einer Gattung als vielmehr um eine Erklärung dessen, wie sich der *natural sound of devotion* ausdrückt, wo er zu hören sein soll und wann er zu hören war. Daß er diesen *natural sound of devotion* in Händels „Te Deum" hört und ihn mit der Stimme eines Menschen vergleicht, die durch artikulierten Klang seine *veneration of the Divine Character and Providence* ausdrückt, ist für den Kritiker Beattie um so bemerkenswerter, als er sich sonst im allgemeinen von der Musik Händels nicht sonderlich beeindruckt zeigt. Wenig Einsicht in die künstlerische Intention des Komponisten verrät zum Beispiel jene Stelle (pp. 129/130), an der er sagt, *when I am asked, What part of nature is imitated in Handel's 'Water-music', for instance, or in Corelli's 'eighth concerto', or in any particular English song or Scotch tune, I find I can give no definite answer.*[46]

---

[45] Vgl. Mimesis 54 und 139/140.
[46] Vgl. Walter Serauky, Die musikalische Nachahmungsästhetik im Zeitraum von 1700 bis 1850, Münster 1929, S. 225. — Vgl. auch Henry George Farmer,

An dieser Aussage interessiert nicht so sehr der Hinweis auf die Nachahmung wie das vielsagende Eingeständnis, das ein bezeichnendes Licht auf Beatties Urteilsfähigkeit als Kritiker wirft. Da wir wissen, daß Beattie von einem mißverstandenen (nicht-Aristotelischen) Nachahmungsbegriff ausgeht[47], verwundert es uns nicht, daß er nicht sagen kann, welcher Teil der Natur in Händels „Wassermusik" von 1717 (G. A. XLVII), in Corellis achtem (Weihnachts-)Concerto, in jedem einzelnen englischen Lied oder in jeder schottischen Melodie nachgeahmt ist.

Im Gegensatz zu dieser Aussage steht eine andere, in der Beattie genau bezeichnet, was Händel nachahmt; nämlich welchen Ton und welche Bewegung (S. 136/137): *In the first part of that excellent song,*

> *„Hide me from day's gairish eye,*
> *While the bee with honey'd thigh*
> *At her flowery work does sing,*
> *And the waters murmuring,*
> *With such concert as they keep,*
> *Intice the dewy feather'd sleep,"* —[48]

Handel imitates the murmur of groves and waters by the accompaniment of tenors: in another song of the same „Oratorio",

> *„On a plat of rising ground,*
> *I hear the far-off curfew sound,*
> *Over some wide-water'd shore,*
> *Swinging flow with sullen roar,"* —[49]

he makes the bass imitate the evening-bell: in another fine song, „Hush, ye pretty warbling choir," —[50] *he accompanies the voice with a flageolet that imitates the singing of birds: in the „Sweet bird that shun'st the noise of folly,"*[51] *the chief accompaniment is a German flute imitating occasionally the notes of the nightingale.*

The 18th century Aberdeen aestheticians, in The Music Review IX (Cambridge 1948) S. 183. — Ferner Mimesis 63.

[47] Vgl. Mimesis 163/164.

[48] L'Allegro, il Pensieroso, G. A. VI, S. 105—107.

[49] Ebd. S. 53/54.

[50] Acis und Galatea, G. A. III, S. 19—24. — Über das gleiche Werk, insbesondere über die mit '*Hush, hush, ye little warbling quire*' beginnende Stelle, verbreitete sich auch der Maler John Brown (nicht 'Estimate' John Brown) in den posthum herausgegebenen Letters upon the poetry and music of the Italian opera, Edinburgh 1789 (Letter IX S. 134 f. und 137 f.). — Vgl. auch Rev. Richard Eastcott, Sketches of the origin, progress and effects of music, with an account of the ancient bards and minstrels, Bath 1793 (Chap. VI S. 101 f.). — Ferner William Mason, Essays, historical and critical, on english church music, York 1795 (Essay the first, on instrumental church-music, S. 51).

[51] L'Allegro, il Pensieroso, G. A. VI S. 39—47.

Sometimes, where expression and imitation happen to coincide, and the latter is easily managed by the voice, he makes the song itself imitative. Thus, in that song,

„Let the merry bells ring round,
And the jocund rebecks sound,
To many a youth and many a maid,
Dancing in the chequer'd shade," [52]

he makes the voice in the beginning imitate the s o u n d *of a chime of bells, and in the end the* m o t i o n *and gaiety of a dance. — Of these imitations no body will question the propriety.* [53]

Die angeführten Textstellen, die bis auf eine dem Oratorium „L'Allegro, il Pensieroso entstammen, dienen Beattie in erster Linie zur Exemplifizierung seiner Nachahmungsästhetik. Sie sind aber zugleich Ausgangspunkt für eine detaillierte kritische Stellungnahme. Eine Entscheidung zugunsten oder zuungunsten von Händels Kunst, die Beattie bis hierher noch nicht getroffen hat, bringt dann die sich unmittelbar an den zitierten Passus anschließende Kritik. Um es gleich vorwegzunehmen: Beatties Entscheidung fällt negativ aus, auch wenn er ausdrücklich auf Händels *inexhaustible invention* und auf seine *wonderful talents* hinsichtlich des Erhabenen und des Pathetischen hinweist (pp. 137/138): *But Handel, notwithstanding his inexhaustible invention, and wonderful talents in the sublime and pathetic, is subject to fits of trifling, and frequently errs in the application of his imitative contrivances. In that song „What passion cannot music raise and quell", when he comes to the words,*

„His listening brethren stood around,
And wondering on their faces fell," —

the accompanying violoncello f a l l s *suddenly from a quick and* h i g h *movement to a very* d e e p *and long note. In another song of the same piece* [54]

„Sharp violins proclaim
Their jealous pangs and desperation,
Fury, frantic indignation,
D e p t h *of pains and* h e i g h t *of passion,*
For the fair disdainful dame;" — [55]

*the words „*D e p t h *of pains and* h e i g h t *of passion", are thrice repeated to different keys; and the notes of the first clause are constantly*

---

[52] Ebd. 67—69. — Vgl. dazu auch Adam S m i t h s posthum herausgegebenen Aufsatz in den Essays on Philosophical Subjects, Basil 1800 (Of the Imitative Arts, Part II, bes. S. 206).

[53] Vgl. Mimesis 66 und 168/169.

[54] Beattie unterbricht an dieser Stelle den Text durch einen in der Anmerkung gegebenen Hinweis auf Dryden's '*Ode on St. Cecilia's day*'.

[55] Cäcilien-Ode, G. A. XXIII, S. 20—26 und 43—49.

d e e p, and those of the second as regularly h i g h. The poet however is not less blameable than the musician. — And many other examples of the same kind might be produced from the works of this great artist.

Hier glaubt Beattie, Anhaltspunkte dafür gefunden zu haben, daß Händel gelegentlich den *fits of trifling* unterliege und sich bei der Anwendung seiner *imitative contrivances* häufig irre. Die zur Verdeutlichung seiner Behauptung angeführten Beispiele aus der „Cäcilien-Ode" von 1739 zeugen jedoch nicht gerade von tiefer Einsicht in die vom Dichter wie vom Komponisten intendierte Wirkung. Im Gegenteil, die Kritik an Text und Musik dieser Beispiele läßt sogar eine derart enge Anlehnung an ähnliche gewagte Äußerungen von Avison (²1753)[56] — den er mehrfach zitiert — erkennen, daß dem Urteil Beatties (*The poet however is not less blameable than the musician*) nicht allzu großes Gewicht beizumessen ist.

Unter diesen Auspizien dürfen wir auch die Stellungnahme zu Händels Genius, die in einem anderen Zusammenhang erfolgt (Chap. VI, Sect. II, p. 163), nicht zu hoch veranschlagen: *Handel's genius never soared to heaven, till it caught strength and fire from the strains of inspiration.*

XVIII

In einem im Jahre 1778 geschriebenen Brief, der den Titel „A Letter to the Rev. Hugh Blair, . . . on the Improvement of Psalmody in Scotland"[57] trägt, gibt J a m e s B e a t t i e (in dem Abschnitt „Chanting") einige kritische Kommentare zum Stand der zeitgenössischen britischen, insbesondere schottischen Kirchenmusik. Wie der Titel dieser Schrift schon andeutet, kritisiert Beattie in der Hauptsache die Mängel in der Psalmodie und macht dem Empfänger des Briefes, seinem geistlichen Kollegen Hugh Blair, Vorschläge zu ihrer Überwindung. Nachdem er auf die *common churchtunes*, von denen er manche *excellent in their kind* findet, hingewiesen hatte, kommt er auch auf *anthems, psalms* und *sacred songs and choruses* zu sprechen: *I have no objection to anthems; and there is reason to think, that many of Marcello's Psalms, and of Handel's sacred songs and choruses, might be performed in churches with the happiest effect.* (p. 19)[58]

---

[56] Vgl. Schueller S. 550/551 und 560.
[57] Der Brief wurde noch im gleichen Jahre gedruckt, aber nicht veröffentlicht. — Vgl. dazu John W. D r a p e r, William Mason. A Study in Eighteenth-Century Culture (New York 1924) S. 291, Anm. 86; ferner Farmer (s. Anm. 46) S. 182.
[58] Zitiert nach der Ausgabe Edinburgh 1829.

Was uns an dieser Stellungnahme direkt angeht, ist die Tatsache, daß Beattie die Anthems, insbesondere die Psalmen von Marcello und die geistlichen Gesänge und Chöre Händels, für würdig genug hält, daß sie in der Kirche zur Aufführung gelangen. Damit ist nämlich zugleich ausgesagt, daß Beattie von Marcellos und Händels kirchenmusikalischem Schaffen wenigstens die zu der obigen Gruppe gehörenden Werke hoch bewertet — eine Wertschätzung, die, soweit sie Händel betrifft, wohl die positivste in der gesamten Beattieschen Händel-Kritik darstellt.

XIX

Eine weitere allgemeine Wertschätzung Händels enthält die anonyme Schrift „Euterpe; or, Remarks on the Use and Abuse of Music, as a Part of Modern Education" (London 1778). Obwohl der Verfasser primär die in den siebziger Jahren anscheinend besonders aktuellen Fragen der musikalischen Erziehung behandelt, nimmt er auch Stellung zu den Schöpfungen der ihm am bedeutendsten erscheinenden Komponisten. Daß er im Zusammenhang mit der delikaten Frage, welche Musik sich eine Dame zum Singen auswählen solle, zuerst und zuoberst auf den *immortal Handel* verweist, ist vielleicht noch nicht einmal so aufschlußreich für seine Haltung gegenüber Händel wie die Tatsache, daß er nach diesem erst *our own countrymen, Purcel, Jackson, Boyce, Arne, etc.* erwähnt und einstuft (p. 12): *In regard to the choice of proper Music for a Lady to sing, I need only observe, how many most delightful Airs are to be found in the compositions of the immortal Handel.*

XX

Vicesimus Knox (1752—1821) geht in seinen „Essays Moral and Literary" (London 1778) das Wagnis ein, zwei Probleme gleichzeitig zu behandeln: Er vergleicht die Wirkung der Musik aus der Zeit nach und vor der Jahrhundertmitte auf zwei gleichgelehrige, aber verschieden orientierte Fachleute. Die Besprechung dieser mehr philosophisch-spekulativen Problematik in „Essay XXX. On the Amusement of Music" ist für Knox charakteristisch, weil sie eine Haltung offenbart, die jede Möglichkeit der Entscheidung offen läßt; denn Knox hebt sowohl die *nice productions* der italienischen Zeitgenossen als auch die Jahrzehnte früher entstandenen Werke Purcells und Händels hervor. Damit ist nicht weniger ausgesprochen, als daß die Erzeugnisse der einen wie auch der anderen Gruppe von Komponisten seiner 'Kritik' standhalten. Er ist deswegen nicht unkritisch. Es bleibt eben nur die Frage unentschieden, ob er den

Werken der jungen oder denen der älteren Generation den Primat zuerkennt. Immerhin dürfen wir statuieren, daß Knox die Kunst Händels, auf deren Bewertung durch Knox es uns hier ankommt, derjenigen seiner Nachfolger als zumindest gleichwertig an die Seite stellt. Um es mit seinen eigenen Worten zu sagen: *He who has made music the study of his life, and possesses an ear refined by application to fastidious delicacy, is pleased with the nice productions of the Italian composer*[59]. *But let the admired composition be performed in the hearing of another whose natural powers are equally sensible, but who has been used to the works of Purcell and Handel, and he will find his ear not greatly delighted, and his heart totally unaffected* (S. 293/294).[60]

XXI

Die „Physiological Disquisitions; or Discourses on the Natural Philosophy of the Elements" (London 1781) von William Jones of Nayland (1726—1800) sind insofern aufschlußreich, als sie nicht nur Hinweise auf den besonderen Charakter der Werke von Händel und anderen Komponisten enthalten, sondern auch den Nachweis liefern, daß es in den achtziger Jahren noch Kritiker gibt, die sich eindeutig für die Kunst des Barock aussprechen. Das kommt in dem Abschnitt „On Style and Method in Music" klar zum Ausdruck. So vertritt Jones zum Beispiel die um 1780 durchaus nicht mehr allgemein verbindliche Auffassung, *in vocal music, the notes must be subservient to the words* (pp. 349/350). Und wenn in der Musik ein Grundaffekt *is laid down, it ought to be preserved in some form or other throughout the whole piece: and it is this excellence which distinguishes the music of a great master from the extravagances of a capricious performer, who has nothing but fancy and execution, without judgment to direct him.*

Das Auffallende an dieser Kritik ist, daß sich Jones nicht mit der Würdigung der besonderen Leistung der großen Meister des Barock begnügt, sondern daß er *this excellence* mit den *extravagances* jener Komponisten konfrontiert, die nur ihrer Phantasie freien Spielraum lassen. Er wird dann auch gleich konkreter: *Most of the pieces of Corelli, Geminiani, Handel, Martini, Stanley, etc. have a character of their own: their several pieces are distinct and original, so that each is new in respect of the other. But with much music of a modern date this is not the case, because the genius and style of it renders it in a*

---

[59] Es ist kein italienischer Komponist namentlich genannt. Wir müssen die Stelle deshalb pluraliter interpretieren.
[60] Zitiert nach der 2. Aufl., London 1779, Vol. II.

great measure incapable of true variety. I heard it first observed of signior Hasse, that when we had heard one of his pieces, we had heard them all.

Die hier namentlich genannten Meister des Barock haben nach Jones deswegen einen *character of their own,* weil ihre Werke *distinct* und *original* sind. Jedes ihrer Stücke bezeichnet er als *new in respect of the other* — ein Vorzug, den er bei einem wesentlichen Teil der *music of a modern date* so sehr vermißt. Freilich geht Jones, wenn er als Zeugen dafür Johann Adolf Hasse (1699—1783) anführt, von dem er noch nicht einmal Kompositionen gehört zu haben schien, doch wohl etwas zu weit. Er hätte nicht lange zu suchen brauchen, um geeignetere Zeugen für seine in bezug auf die Sache zutreffende Behauptung ausfindig und namhaft machen zu können. Möglicherweise hat er die Bemerkung über Hasse bei Avison oder — was noch näher liegt — bei Beattie aufgefangen, die er beide an anderer Stelle zitiert. Für seine Kritik an Händel und den anderen Komponisten der älteren Generation dürfte sich jedoch kaum eine Beeinflussung nachweisen lassen. Diese Kritik ist ein spätes — wenn auch nicht das letzte — Zeugnis für die enthusiastische Hochachtung, durch die Händels Musik noch Jahrzehnte nach dem Tode des Meisters in England geehrt wurde.

XXII

Eine von Jones abweichende Haltung nimmt William Jackson (1730—1803) in den „Thirty Letters on Various Subjects" (London 1782) ein. Sozusagen im Gegenzug zu ersterem bezeichnet er den Ausdruck von Worten anstelle von Gedanken als *common mistake.* So bei Purcell und auch bei Händel: *The most common mistake of composers is to express words and not ideas. This is generally the case with Purcel, and frequently with Handel. I believe there is not a single piece existing of the former, if it has a word to be played upon, but will prove my assertion: and the latter, if the impetuosity of the musical subject will give him leave, will at any time quit it for a pun. ... Handel had leisure, at the conclusion of an excellent movement, to endeavour at an imitation of the rocking of a cradle (See the end of the anthem „My heart is inditing"), and has his ups and downs too in plenty. If many examples of this may be found in these great geniuses, it would be endless to enumerate the instances in those of the lower order.*[61]

---

[61] Letter VIII. On musical Expression, S. 49—51. Zitiert nach der 2. Aufl., London 1784.

Zweifellos hat Jackson kein Verständnis mehr für eines der wesentlichen Kompositions- und Stilprinzipe des Barock, für das *sensum verborum exprimere,* das sowohl die Wiedergabe des Sinnes einzelner Wörter als auch einzelner Gedanken einschließen kann. Jackson möchte diese künstlerische Freiheit auf die Wiedergabe des Sinnes von *ideas* eingeschränkt wissen, wobei er uns freilich nicht sagt, was er darunter versteht.

Vielleicht meint er die *expression of the sentiment,* auf die er wenig später zu sprechen kommt (pp. 52/53), um allerdings auch an ihr einen Stein des Anstoßes zu finden: *But sometimes expression of the sentiment is blameable, if such expression is improper for the general effect of the piece. Religious solemnity should not appear at the theatre, nor theatrical levity at the church. In the Stabat Mater of Pergolesi, and in the Messiah of Handel, there is an expression of whipping attempted, which, if it is understood at all, conveys either a ludicrous or prophane idea, according to the disposition of the hearer.*

Die Terminologie, derer sich Jackson bedient, entspricht ganz der nach 1750 geläufigen. Schon Avison hatte den Ausdruck von Empfindungen gefordert. Wenn der Kirchenmusiker Jackson ihn in Pergolesis „Stabat mater" oder in Händels „Messias" nicht findet oder in ihm *a ludicrous or prophane idea* erblickt, dann verwundert uns das deswegen nicht, weil wir wissen, daß er nach neuen Wegen sucht. Einen solchen Weg (Ausdruck oder Stil) glaubt er — wenn auch erst neun Jahre später[62] — bei Richter und Abel gefunden zu haben. In seinen „Letters" jedenfalls zeigt er nur vermeintliche *faults* auf (p. 54): *All these, and many more, are faults which musicians r e a l l y commit; but a connoisseur will make them guilty of others, by way of compliment, which the composers never dreamt of. The introduction of the Coronation anthem, Zadok the Priest, is an arpeggio, which Handel probably took from his own performance at the harpsichord; but a great judge says, it is to express the murmurs of the people assembled in the abbey. „All we like sheep are gone astray" in the Messiah is considered as most excellently expressing the breaking out of sheep from a field.*

Nach der Anführung aller dieser 'tadelhaften' Beispiele nehmen sich Jacksons abschließende Bemerkungen zu dem Thema 'Händel' wie ein seltsamer Widerspruch aus: *Corelli gave a new turn to instrumental music, and was successfully followed by Geminiani and Handel: the last excelled in vocal as well as instrumental music. ... there is no o n e m a n to be compared with either of the above-mentioned.*[63]

---

[62] Observations on the Present State of Music in London, London 1791, S. 16.
[63] Letter X (On Catches), S. 72/73.

XXIII

Der oben bereits erwähnte William Jones (of Nayland) hat in einer anderen Abhandlung, die den Titel „A Treatise on the Art of Music; in which the Elements of Harmony and Air are practically considered“ (Colchester 1784)[64] trägt, eine Auffassung vertreten, die in starkem Gegensatz zu der von Jackson steht. Hier zeigt sich erneut besonders deutlich, daß sich der Wandel in der allgemeinen Auffassung von der Kunst Händels und der ganzen Epoche nicht Zug um Zug, sondern Zug um Gegenzug vollzieht. So schreibt Jones in der „Introduction“ (p. IV): *I think the Golden Age of Music is past. In this Country it began to flourish under Bird, Tallis, Gibbons, Purcel and Croft; and ended with the Works of Handel. ... Ever since Instrumental Music has been made independent of Vocal, we have been in danger of falling under the dominion of sound without sense.*

Jones' Aussage, *the Golden Age of Music is past,* verrät eine tiefe Einsicht in den Zustand dieser Kunst, wie er sich dem verantwortungsbewußten englischen Kritiker nach 1750 offenbaren mußte. Was Jackson eben noch gefordert hatte (*expression of the sentiment*), wird hier bei Jones als Mangel gesehen. Ganz schlicht und einfach wendet sich Jones gegen die Verselbständigung oder Verabsolutierung der Instrumentalmusik (*Instrumental Music has been made independent of Vocal*), gegen das, was seit Beattie[65] als 'reine Instrumentalmusik' bezeichnet worden ist. Er wendet sich dagegen, weil er klar erkennt, daß die Instrumentalmusik, die nicht mehr — im Sinne des Barock (vgl. Mattheson) — 'sprechende Musik' ist, in Gefahr gerät, Klänge zum Ertönen zu bringen, die keinen Sinn mehr ergeben (*dominion of sound without sense*). Anders bei Händel und Corelli (p. 49): *Handel and Corelli are distinct in their Ideas, and clear in the design of their accents and measures.*

XXIV

Gegen Ende des Jahrhunderts greift Uvedale Price (1747—1829)[66] in den „Essays on the Picturesque, as compared with the Sublime and the Beautiful“ (Vol. II, Hereford 1798) noch einmal das Thema des Originalgenies auf. Mit der Wiedergabe seiner Stellungnahme in dem

[64] Vgl. Mimesis 144, Anm. 1.
[65] Ebd. 167 und Anm. 1 sowie 176 und 187.
[66] Vgl. Helene Richter, Geschichte der englischen Romantik, Halle 1911, 1. Band, II. Teil, S. 23. — Vgl. ferner J. W. H. Atkins, English Literary Criticism: 17th and 18th Centuries (London 1951) S. 355.

„Essay on Decorations" (pp. 196/197, Anm.) wollen wir die Reihe der Stimmen, die sich im 18. Jahrhundert über Händel und seine Kunst geäußert haben, zum Abschluß bringen: *If ever there was a truly great and original genius in any art, Handel was that genius in music; and yet, what may seem no slight paradox, there never was a greater plagiary. He seized, without scruple or concealment, whatever suited his purpose. But as those sweets which the bee steals from a thousand flowers, by passing through its little laboratory, are converted into a substance peculiar to itself, and which no other art can effect, — so, whatever Handel stole, by passing through the powerful laboratory of his mind, and mixing with his ideas, became as much his own as if he had been the inventor. Like the bee, too, by his manner of working, he often gave to what was unnoticed in its original situation, something of high and exquisite flavour. To Handel might well be applied, what Boileau, with more truth than modesty, says of himself — Et même en imitant toujours original.*

XXV

Ziehen wir das Fazit aus den mannigfachen und sehr verschiedenartigen Äußerungen jener Engländer, die wir als Kritiker an Händel und seinem Werk kennengelernt haben, so ergibt sich folgendes Bild: Alle Autoren sehen in Händel den Repräsentanten der englischen Musik schlechthin. Die einen loben ihn, andere tadeln ihn; aber kaum jemand stellt seine auf der Insel unerreichte Größe als Komponist infrage. Nur einmal wird er — von Bayly, 1769 — hinsichtlich der Wortausdeutung als von Purcell übertroffen hingestellt. Am weitaus häufigsten steht Händel als Komponist von (englischen) Oratorien zur Diskussion. Aber auch Oper, Arie und Lied, Te Deum und Ode gehören zu den viel diskutierten Themen. Die Polemik um Händels vermeintliche Zugehörigkeit zur Italienischen oder zur sogenannten (neuen) Englischen Schule sowie seine Kunstfertigkeit als einer der bedeutendsten Organisten seiner Zeit beschäftigen die Engländer ebenfalls noch am Ende des Jahrhunderts.

Einen breiten Raum nimmt das Problem des Verhältnisses von Wort und Ton in Anspruch. Viele Autoren befassen sich ganz allgemein oder anhand bestimmter, ihnen besonders aufgefallener Beispiele mit diesem Problem (Mainwaring, Potter, Webb, Jones, Jackson). Die meisten kommen jedoch darauf zu sprechen im Zusammenhang mit ihrer Kritik an Oper (Avison, „Letter", Avison ²1753, Goldsmith), Arie (Avison, Brown, „Annual", „Euterpe"), Te Deum (Bayly, Beattie) oder Ode (Avison,

Beattie). Das Kernproblem des Wort-Ton-Verhältnisses, mit dem sich alle genannten Autoren auseinandersetzen, ist die Wortausdeutung. Der Mehrzahl von ihnen — gleichviel, ob sie dafür oder dagegen plädieren — schwebt bei der Kritik an der Wortausdeutung durch die Musik noch die alte, bewährte Praxis des *sensum verborum exprimere* durch musikalisch-rhetorische Figuren (auch wenn sie sie nicht nennen) vor Augen. An dem Für und Wider läßt sich sehr deutlich erkennen, daß der Wandel in der Händel-Auffassung, der sich in zum Teil heftigen Kontroversen vollzieht, mit der Bewertung des Momentes der Wortausdeutung in ursächlichem Zusammenhang steht. Der Kritik an Händels Oper beispielsweise — die bei Avison negativ, in der anonymen Gegenschrift („Letter") positiv und bei Goldsmith wieder negativ ausfällt — liegt nicht zuletzt das Verhältnis von Wort und Ton als entscheidende Frage zugrunde. Und da nach Goldsmiths Beitrag die Oper Händels nicht mehr zur Diskussion steht, wissen wir auch, wie die Kritiker diese Frage geklärt haben wollen [67].

Die Aussage über Händel, *no man ever understood harmony as well as he; but in melody he has been exceeded by several,* beleuchtet wohl treffender als irgendeine andere die Situation der Musik nach der Jahrhundertmitte [68]. Da sie aus der Feder von Goldsmith stammt, haben wir hier einen sicheren Beweis mehr dafür — falls es eines solchen überhaupt noch bedarf —, wie universal gerade dieser Dichter denkt, wie aufgeschlossen er gegenüber den Belangen der '*sister arts*' und wie subtil sein Urteil ist. Bei der Aussage selbst kommt es weniger darauf an, ob die Ansicht, daß Händel in bezug auf die Melodie von verschiedenen anderen Komponisten übertroffen worden sei, richtig ist oder nicht. Bedeutsam jedoch bleibt die Tatsache, daß Goldsmith den (von ihm so gesehenen) Mangel an guten Melodien auf die Wortausdeutung zurückführt. Oder anders ausgedrückt: Er bemängelt die Wortausdeutung in der Melodie (das *sensum verborum exprimere*), weil sie den Ausdruck der Leidenschaften und Affekte (das *affectus exprimere*) beeinträchtigt oder gar ausschließt (*it fails of exciting those lasting affections, which it is in the power of sounds to produce*). Das aber ist für ihn gleichbedeutend mit Verlust der spezifisch musikalischen Substanz der Melodie

---

[67] Dazu bemerkt Schueller (s. o. Anm. 6) S. 549 treffend: *Having rejected Italian opera, they rejected at least one important aspect of musical creation in Europe, and being unable to give the British composer either direction or encouragement, they indicated that the difficulty was not with Handel's destruction of British musical efforts, but with the stagnation of the British musical imagination.*

[68] Es handelt sich hier um ein zentrales Thema der Kritik, wie es beispielsweise schon in den Titeln von Potters Schrift und von Burneys bekannten Reisebeschreibungen (The Present State of Music etc.) zum Ausdruck kommt.

— ein Verlust, der sie ihrer primären Funktion beraubt und sie in den Dienst der Harmonie stellt.

Diese Auffassung steht in der Kritik der zweiten Jahrhunderthälfte keineswegs vereinzelt da. Sie bedeutet gegenüber der bisherigen Auffassung einen tiefgreifenden Wandel, der sich bereits bei Avison anbahnte[69]. Der Ruf nach sogenannter guter Melodie ist bei den englischen Kritikern nach Goldsmith in steigendem Maße wahrnehmbar. Er findet sich unter anderem in Burneys zweitem Reisebericht[70] und erfährt seinen letzten und endgültigen Niederschlag am Ende des Jahrhunderts in einer anonymen Schrift[71]. Aber Goldsmith hat ihn doch wohl zum erstenmal unmißverständlich hörbar gemacht und zugleich begründet. Es will uns scheinen, als wenn er damit die neuen Bestrebungen jener Kunst, die nicht seine eigentliche Domäne war, scharfsinniger erkannt und wirksamer gefördert hat als viele seiner fachgeschulten Zeitgenossen.

Wodurch dieser nach 1750 laut gewordene Ruf nach guter Melodie ausgelöst worden ist, bleibt wohl letztlich ungeklärt. In heutiger Sicht erscheint die Musik Händels jedenfalls melodiöser und in bezug auf die Harmonie weniger einfallsreich als die Bachs. Ein Vergleich zwischen Händel und Bach, der den Engländern des 18. Jahrhunderts völlig fern lag, weil sie — von Burney abgesehen — Bach und dessen Musik gar nicht kannten, drängt sich uns um so mehr auf, als er unserem Wunsche nach Kenntnis der spezifischen kompositorischen Eigenarten der beiden Meister sehr entgegenzukommen scheint. Für die Erkenntnis der Musik Bachs mag ein solcher Vergleich von Nutzen sein. Für die Kunst Händels dürfte er jedoch kaum wesentliche Erfolge zeitigen. Hier gibt uns die zeitgenössische englische Kritik einen besseren Schlüssel an die Hand, indem sie als ein zentrales Thema das Verhältnis von Melodie und Harmonie aufwirft — ein Problem, das nicht nur die Händel-Forschung direkt angeht.

---

[69] Wir brauchen uns nur an die programmatische Überschrift von Sect. II aus Part II seiner Schrift zu erinnern: „On the too close Attachment to Harmony, and Neglect of Air."

[70] „The Present State of Music in Germany, the Netherlands, and United Provinces. Or, The Journal of a Tour through those Countries, undertaken to collect Materials for a General History of Music." 2 Vols., London 1773. II/262.

[71] „Melody — the Soul of Music: an Essay towards the Improvement of the Musical Art." Glasgow 1798.

Alexander von Humboldt und die Medizin seiner Zeit*

von Heinrich Schipperges

Am 6. September 1828 verleiht die Königliche Rheinuniversität Bonn wegen besonderer Verdienste um die Physiologie und Pathologie den „Doctor medicinae honoris causa" an Friedrich Alexander Baron von Humboldt[1]. Der medizinische Doktor, zumal einer bescheidenen, kaum zehnjährigen Provinzuniversität, ist unter der Fülle an Ehrungen schon damals nicht aufgefallen. Damals schon war Humboldt der „berühmte Reisende"; seine Rückkehr nach Berlin wurde ein nationales Fest; seine Kosmosvorlesungen in der Singakademie hatten einer empirisch-analytischen Naturlehre und ihrer Popularisierung den Weg gewiesen. Die Versammlung der Deutschen Naturforscher und Ärzte stand vor der Tür. Humboldt eröffnete sie mit diplomatischem Geschick und nannte die gelehrte Versammlung „eine edle Offenbarung der wissenschaftlichen Einheit Deutschlands", durch die sich „die in Glauben und Politik geteilte Nation in der Kraft ihrer intellektuellen Fähigkeiten" enthülle[2]. In vertrauten Kreisen mokierte er sich über das „Chaos dieses literarischen Jahrmarktes" und die „mehr fest- als wissenslustigen wandernden Naturseelen"[3].

Man hat in Humboldts Ansprache die Thronrede auf die folgende naturwissenschaftliche Epoche sehen wollen. Angesichts des Anwachsens ihrer unerhörten Einzelkenntnisse sollte der greise Humboldt resigniert sagen: „Ich weiß, daß ich nur eine schwache Spur in der Wissenschaft hinterlassen werde"[4].

Diese Spur auf einem peripheren Sektor, der Medizin, zu verfolgen, ist unser Thema, die Spur eines Mannes, der viele heterogene Gebiete beschritten hat, wenngleich er nirgends festen Fuß fassen konnte. Bei

---

* Als Antrittsvorlesung gehalten am 21. 2. 1959 an der Universität Bonn.

[1] Das Dokument ist von Christian Friedrich Harless (1773—1853) als Dekan unterzeichnet und befindet sich in der Handschriften-Sammlung der Universitätsbibliothek zu Bonn.

[2] Die berühmte Rede ist leicht zugänglich bei: Alexander von Humboldt, Kosmische Naturbetrachtung. Sein Werk im Grundriß herausgegeben von Rudolf Zaunick. (Kröner-Verlag Stuttgart, 1958) 301—308.

[3] Conrad Müller, Alexander von Humboldt und das Preußische Königshaus. (Leipzig 1928) S. 211. — Über das „chaos de cette foire littéraire" vgl. Zaunick, l. c. 301.

[4] H. W. Dove teilt diesen Ausspruch in seiner Gedächtnisrede mit; nach: Karl Bruhns, Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie. (Leipzig 1872). II, 481.

seiner Universalität den medizinischen Aspekt zu einem Humboldt-Thema zu machen, ist gewagt. Um so mehr haben wir uns zu bescheiden und die Frage offen zu lassen, ob dieses schmale Thema tragfähig ist, dem Ganzen der Gestalt und dem Geist dieser seiner Zeit kritisch gerecht zu werden. Zur Kritik halten wir uns bei allem Respekt verpflichtet, aus dem Abstand eines Jahrhunderts heraus wie auch aus einer prinzipiell historischen Haltung, deren Auftrag weder ist, Denkmäler zu polieren noch tote Löwen mit Füßen zu treten. Die Frage ist, mit einem Wort, ob Alexander von Humboldt uns auch aus medizinischem Aspekt etwas zu sagen hat.

„Sie sehen hieraus — schrieb Goethe 1821 an Alexander — daß ich gleich in medias res gesprungen bin, wie will man Ihnen aber auch nur einigermaßen beikommen, wenn man nicht so anfinge!"

Es hat den Anschein, als sei man Humboldt in den hundert Jahren seit seinem Tode genugsam beigekommen, als sei die fachliche und historische Einordnung längst erfolgt. Die Pariser Akademie ließ früh schon dem „neuen Aristoteles" eine Gedenkmünze prägen. Du Bois-Reymond hat eine seiner Rektoratsreden den Denkmälern vor der Humboldt-Universität gewidmet und sie als Signatur der Wissenschaft angesprochen mit den Worten: „Wo Wilhelm und Alexander von Humboldt Wache halten, da wird immerdar sein eine Stätte edelsten menschlichen Strebens, freier Forschung und freier Lehre" [5]. Die Centenarfeier seiner Geburt, das Jahr 1869, wurde mit nationalistischem Gepränge und allem wissenschaftlichen Pomp gehalten. Man hat den Naturforscher mit Atlas verglichen, der die Last des Weltbaues trägt; man sah in ihm die Repräsentation des Zeitgeistes, ja den Geist zweier Jahrhunderte [6]. Unsere jüngste kritische Besinnung jedoch zeigt einen traurigen Stand der Humboldt-Forschung, und dies nicht nur auf dem medizinhistorischen Sektor: wir müssen zugeben, daß wir Humboldt noch nicht beigekommen sind. Hier Beitrag und Anregung zu geben, sei unser Versuch!

Alexander von Humboldt hat zu allen Phasen seines reichen Forscherlebens lebhafte Beziehungen zur Medizin gefunden. Ärzte sind es gewesen, die Humboldt auf seinen Reisen begleitet haben: den 60jährigen Sibirienforscher der Physiologe Ehrenberg, den 30jährigen Amerikafahrer der Arzt und Botaniker Aimé Bonpland. Mit dem holländischen Medizinstudenten van Geuns macht sich der 20jährige Alexander auf eine

---

[5] Estelle du Bois-Reymond, Reden von Emil du Bois-Reymond. (Leipzig 1912). II, 281.
[6] Die beiden ersten Vergleiche findet man bei Bruhns (s. o. Anm. 4) II, 98 und II, 144; den letzteren bei A. Bernstein, Alexander von Humboldt und der Geist zweier Jahrhunderte. (Berlin 1869).

naturhistorische Rheinfahrt, und ein Jahr später nimmt er auf der „brabantischen Reise“ in Gesellschaft von Georg Forster, dem Weltumsegler und auch Arzt, seine „Ansichten vom Niederrhein“. Forster erfreut sich an Alexanders Frohsinn, an seinem intensiven Schlafbedürfnis, das allen Biographien Hohn spricht: niemand schlafe so gern, so leicht und so viel wie er — heißt es in Forsters Tagebuch[7] — „dafür bemerkt er in seinen wachen Stunden mehr als einer, der gar nicht schläft“.

In der Tat bleibt es erstaunlich, wie vielseitig und umsichtig die wache Merk-Welt des jungen Gelehrten war. Alles Merkwürdige der Natur und ihrer Geschichte zog ihn an. Im verschlafenen Berlin mit seiner verrotteten Akademie stieß schon der Student in die literarischen Salons der jüdischen Aufklärer vor. Für ihn stehen dabei im Zentrum nicht Moses Mendelssohn, für die anspruchslosen Berliner der „neue Sokrates“, auch nicht die Damen dieser geistreichen Kreise, nicht Dorothea Veit, die spätere Frau von Schlegel, nicht Henriette Herz oder Rahel Lewin-Varnhagen. Was ihn anzieht, ist Markus Herz, der Arzt, der Kant vorträgt, in seinen Zirkeln aber auch physikalische Experimente vorzuführen weiß. Hier, wo bereits eine sentimentalische Romantik das aufklärerische Erbe Lessings und Kants abzulösen begann, entstanden die Jugendfreundschaft mit dem Mediziner Beer und der Umgang mit der Berliner Medizinerfamilie Pallas.

Die folgenden Lehr- und Wanderjahre bestärken die medizinischen Neigungen des jungen Alexander. Obwohl die erste Universität, Frankfurt an der Oder, dem Studenten der Kameralistik medizinisch nichts zu bieten hat, zeigt Humboldt reges Interesse. Er bedauert den Mangel an Instituten, vermißt die Anatomie und ein Naturalienkabinett. Seinem Freunde Beer in Berlin weiß er zu berichten[8], wie leicht und seicht das medizinische Doktorat geworden, zu dem man sich von auswärts dränge, wo doch nur acht Mediziner immatrikuliert seien und wo der Professor Hartmann eigentlich schon die ganze Fakultät ausmache. Der Anatom Otto führte nur Privatobduktionen aus. Über Behrends allerdings wurde Humboldt mit der Naturlehre des Göttingers Blumenbach bekannt.

Wir wundern uns nicht, daß Göttingen das nächste Studienziel wird. 1736 gegründet, ohne verstaubte und belastende Traditionen, wandte sich die Universität positiven Forschungen zu. Hier wirkte noch Albrecht von Haller nach, für Humboldt der „große Haller“, der die Natur nie

---

[7] Georg Forster, Tagebücher. Hrsg. P. Zincke und A. Leitzmann. (Berlin 1913). S. 39.

[8] Über die medizinischen Verhältnisse in Frankfurt vgl. Bruhns I, 52 f. — Der Brief an Beer ist datiert vom November 1787.

nach seinen Lieblingsideen umgemodelt habe[9]. Hier arbeitet er bald zusammen mit Heyne, dem Altertumsforscher und Forsters Schwiegervater, besonders aber mit Blumenbach, der seit 1785 die vergleichende Anatomie vortrug und den noch der junge Medizinstudent Arthur Schopenhauer gehört hat.

Selbst die kleinen Reisen dieser Bildungsjahre lassen erkennen, wie systematisch und sorgfältig die medizinischen Stoffe gesucht und geordnet werden. Unterwegs nach Göttingen, versäumt Humboldt nicht, die Universität Helmstedt zu besuchen und dort die Injektionspräparate Lieberkühns zu bewundern. In Bad Pyrmont pflegt er neben Jacobi und Möser Umgang mit dem geistreichen Brunnenarzt Marcard. Mit Forster besucht er das Bonner Naturalienkabinett. In Wien nimmt er am Klinikum des alten Johann Peter Frank teil. Hier wurde er, ein Jahr nach der Publikation von Galvani, bereits mit dem Phänomen der tierischen Elektrizität vertraut. Alle diese persönlichen Kontakte und fachlichen Fäden geben indes nur erste Anregungen und grobe Orientierungen; das eigentlich wissenschaftliche, das entscheidende geistige Erlebnis konzentriert sich in zwei Brennpunkten: Paris mit seiner naturwissenschaftlichen Atmosphäre, daneben aber auch in der Naturphilosophie der Jena-Weimarer Kreise.

Die Medizin seiner Zeit — das ist im Kern die Medizin der Goethe-Zeit, und wir kommen nicht daran vorbei, das komplizierte Verhältnis zwischen Goethe und Humboldt wenigstens, und nur aus dem Aspekt unseres schmalen Themas, anzudeuten. Seit der ersten Begegnung im Jahre 1794 ging eine zündende Anregung auf beide Partner über, die zumal die physiologischen Untersuchungen Humboldts in ihrer Methodik, ihrem Niveau, ihrer Diktion stark gefördert hat. Bedeutsame Förderung durch ein einziges geistreiches Wort hatte auch Goethe kurz zuvor durch den Begriff vom gegenständlichen Denken[10] erfahren. In seinem „Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt" ist bekanntlich auch das Wort gefallen, daß jeder Gegenstand, wohl beschaut, ein neues Organ in uns aufschließe, was für die gegenständliche Welt gelte, mehr aber noch für menschliche Begegnungen. Genau so hat es Alexander aufgefaßt. Noch von seiner Reise bekundet er, wie mächtig jene Verhältnisse von Jena auf ihn gewirkt, wie er durch Goethes Natureinsichten gehoben, gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet worden sei.

Jene Verhältnisse zu Jena begannen konkret und prosaisch genug. Im tiefsten Schnee sehen wir Goethe, die Humboldts, Freund Meyer früh-

[9] Alexander von Humboldt, Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, nebst Vermuthungen über den chemischen Process des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt. (Posen und Berlin 1797). I, 251.
[10] J. W. von Goethe, Sämtliche Werke. (Stuttgart und Tübingen 1840). 40, 444 ff.

morgens in die Anatomie stapfen, wo Hofrat Loder die Bänderlehre las und — wie Goethe in seinen Annalen (1794) berichtet — „diese wichtige Verknüpfung aufs deutlichste nach den genauesten Präparaten" vortrug. Man findet sich in einem „fast leeren anatomischen Auditorium" und bedauert das fehlende Interesse der Medizinstudenten an einem so wichtigen Gegenstande — eine Vernachlässigung „durch eine besondere Verrücktheit der medizinischen Jugend", fügt Goethe hinzu. Noch 1797 hört Humboldt bei Loder ein Privatissimum, präpariert täglich seine zwei Stunden am Kadaver, ist Tag für Tag sechs bis sieben Stunden auf dem anatomischen Theater [11]. Goethe hinwiederum sieht durch seine Gegenwart die vergleichende Anatomie in Jena gefördert und fühlt sich selbst zu neuen Plänen bewegt. Die „Einheit der Natur" wird das führende Gesprächsthema, schon hier das, was später im „Kosmos" (I, 40) die Totalität der Naturanschauung genannt wird, schon hier die Bestimmung des Menschen, „den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt" (Kosmos I, 4). Jahre später noch klingt die Stimmung der ersten Begegnung nach, wenn Goethe sich auf seinem einsamen Wege durch ein Gespräch mit Humboldt auf Jahre hinaus gefördert sieht [12]. Alles der Natur Angehörige sah er mit seiner Gegenwart, die allein eine ganze Lebensepoche interessant ausfüllen könne, philosophisch und wissenschaftlich zur Sprache kommen [13].

Daß auch Naturphilosophisches beredet und ausgetauscht wurde, bezeugt der Briefwechsel. Bereits 1795 macht Humboldt Goethe auf die Publikationen von Johann Christian Reil aufmerksam. Seine Lehre von der Lebenskraft ging auf die Vitalisten von Montpellier zurück, während sein „Archiv für die Physiologie" moderne, empirische Züge vorzeichnete. „Wenn es etwas physiologisch Neues gibt — meldet Humboldt dem Meister — so ist es das!" Goethe seinerseits sendet Alexander Schriften des Naturphilosophen Franz von Baader, so dessen schwärmerische Abhandlung „Über das pythagoreische Quadrat in der Natur oder die vier Weltgegenden". Hierauf die Antwort, die nur ein Humboldt geben konnte: „Das ist ein Werk, an dem man das Jahrhundert erkennt, kritische Philosophie, mystische Phantasie und Symbolik des Mittelalters, alles ineinander gemengt, weit und leer, grundsuchend und grundlos" [14].

---

[11] „Den Rest meiner Muße wende ich auf ein großes physiologisches Werk vom Muskelreiz" (an Freiesleben aus Weimar vom 18. 4. 1797).
[12] Goethe zu Eckermann am 3. 5. 1827.
[13] Vgl. Goethes Schreiben an Knebel vom 28. 3. 1797.
[14] Alexander von Humboldt an Goethe vom 4. 5. 1797. Vgl. Ludwig Geiger Goethes Briefwechsel mit Wilhelm und Alexander von Humboldt. (Berlin 1909).

Bei allem Austausch und aller Anregung ist es zu keinem engeren Kontakt gekommen. Was Goethe imponiert, ist der gesunde Menschenverstand, die reale und konkrete Denkart, die Vielfalt des Einzelwissens. Es war das, was uns heute noch gleichstark fasziniert und Humboldt eben nicht beikommen läßt, es war dieser, wie Goethe am 11. 12. 1826 zu Eckermann sagte, „Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt" — dieselbe Brunnenöffnung übrigens, die Schiller an Humboldt als „Maul", als Großmaul, empfunden hat: Es ist zudem das Antithetische, das Goethe später zu dem harten Urteil verleitet, dieser Freund habe eigentlich nie höhere Methode gehabt, „bloß viel gesunden Verstand, viel Eifer und Beharrlichkeit" [15]. Schon 1795 hatte Goethe an Humboldt werbend geschrieben: „Da Ihre Beobachtungen vom Element, die meinigen von der Gestalt ausgehen, so können wir nicht genug eilen, uns in der Mitte zu begegnen". Was hätte eine solche Begegnung für die aufkeimende und hochschießende, aber so wenig orientierte Physiologie und Biologie dieser Jahrhundertwende bedeuten können! Nun, diese Mitte ist nicht und nie mehr getroffen worden. Alexander von Humboldt zieht bald schon seine eigene Bahn, und Goethe ist es, der seiner Fahrt prophezeit: „Bei seinem Genie, seinem Talent, seiner Tätigkeit ist der Vorteil seiner Reise für die Wissenschaften ganz inkalkulabel, ja man kann behaupten, daß er über die Schätze, deren Gewinst ihm bevorsteht, künftig dereinst selbst erstaunen wird" [16].

Ein kurzer Zeitraum um Alexander von Humboldt zeigte uns entscheidende Namen und Bildungsstätten als Stationen und Durchgänge, als Symbol auch für die Situation der Zeit und die neue Naturforschung, der wir nicht in extenso nachgehen können, um die wir auch nicht herumkommen, wenn wir diesem Manne beikommen wollen. Woher — so müssen wir fragen — nimmt dieser 25jährige, schon wohlbestallte Oberbergmeister die Elemente zu seinem medizinischen Weltbild? Was sind seine Quellen, was Methodik und Programm, welches ist das Motiv dieser Humboldtschen Naturforschung?

Unsere Analyse von über hundert medizinischen Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts, die in Humboldts Schrifttum der Frühzeit verarbeitet

---

[15] Goethe 1824 an den Kanzler von Müller. Dieses Urteil wird insofern relativiert, als Goethe damals dem Plutonisten Humboldt grollte, den er mit Xenien blamieren möchte; der vereinzelte Ausbruch hat das Gesamturteil nicht beeinträchtigen können über „das außerordentliche Talent dieses außerordentlichen Mannes" (1831 an Zelter).

[16] Goethe an Wilhelm von Humboldt (1799).

wurden, ergibt ein recht klares Bild[17]. Danach zeigt sich Humboldt als guter Kenner der alten Natur- und Heilkunde. Antike und Mittelalter sind ihm vertraut durch Kurt Sprengels pragmatische „Geschichte der Arzneikunde". Paracelsus gilt ihm, wie unveröffentlichte Notizen im Marburger Nachlaß deutlich machen, als Prototyp der Naturphilosophie; sein Gegenspieler ist der reichlich zitierte Francis Bacon. Zu Newtons „Principia philosophiae naturalis" wird skeptisch bemerkt, daß eine empirische Naturlehre mit ihrer induktiven Methode wohl niemals zu einer Erfahrungswissenschaft führen könne. Von Kant kennt Alexander, im Gegensatz zu Wilhelm von Humboldt, vornehmlich die „Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft", und diese nur dürftig. Seine Kantauszüge im „Kosmos" sind vielfach entstellend. Was er entnimmt, sind die Axiome seiner Methodik: Beobachtung, Experiment und Anwendung der Mathematik auf die äußeren Erscheinungen. Lichtenberg in Göttingen verstärkte diese positive Ausrichtung; ihm schreibt der 22jährige Alexander am 21. 4. 1792: „Jede Naturwissenschaft, auf die sich keine Größenlehre anwenden läßt, flukturiert", und einige Jahre später, am 16. 6. 1797: „Ich bin noch zu jugendlich schwach, um nicht bisweilen etwas mißmutig zu werden, aber im Ganzen gehe ich ruhig und emsig meinen Weg fort. Das Leben ist kurz und die Anforderungen sind lang" [18] — eine Anspielung auf den ersten Aphorismus des Hippokrates!

Humboldts anatomisches Wissen gründet sich auf Meckel den Älteren und Nathanael Lieberkühn. Loder und Blumenbach lenkten den Blick auf die vergleichende Anatomie. Soemmerring vermittelte detaillierte Kenntnisse über die Feinstruktur der Organismen. Für die Physiologie lagen schon dem Göttinger Studenten die „Elementa" Albrecht von Hallers vor, denen er allen Respekt zollt, aber auch Widerspruch gibt[19]. Voll Optimismus bekennt er sich zur Fortschrittlichkeit, und dies schon 1797, wo er das Wissen dieser seiner Zeit vergleicht mit dem, was der große Haller gesammelt hatte, wo er mit Genugtuung feststellt, daß man seit des Koischen Meisters Zeiten doch ein gut Stück weitergekommen sei, wo er seine Zeitgenossen lächerlich macht, „welche das Neuere verachten, um sich dadurch das Ansehen zu geben, als wenn sie das Ältere

[17] Eine Studie „Quellen zu Humboldts medizinischem Weltbild" erscheint in Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 43 (1959) Heft 2.

[18] Vgl. Rudolf Zaunick, Briefe Alexander von Humboldts aus seiner Frühzeit an Georg Christoph Lichtenberg. Sudhoffs Arch. f. Gesch. d. Med. 32 (1940) 399—408.

[19] Vgl. aus den „Versuchen" (1797) I, 188; 278; 339; II, 63 u. a.

kennten"[20]. Mit allem Neuen erlebt er, wie von England her die Modelehren von William Cullen und John Brown rasch an Boden gewinnen. Demgegenüber fanden die chemisch-physikalischen Entdeckungen des 18. Jahrhunderts in Deutschland wenig Resonanz. Nur an einer Stelle sollten sie durchbrechen, und hier war auch die Stelle, wo Humboldt ansetzte. Zur gleichen Zeit, wo der junge Bergstudent seinen Freiberger Kommilitonen in Ermangelung des offiziellen Lehrplanes die Chemie nach Fourcroy privat vortragen muß, spricht auch Goethe bereits von jener „neuen französischen Chemie", die bald schon der Hebelarm für den Umsturz des medizinischen Weltbildes wurde.

Der Anstoß ging von Italien aus, wo der Kampf um die tierische Elektrizität zwischen Galvani und Volta entbrannt ist. Humboldt bezieht eine entschiedene Position zum Galvanismus. Fünf Jahre lang betreibt er seine galvanischen Versuche, auch als Bergmann, auch auf Reisen. Über 4000 Versuche an etwa 3000 Tieren liefern das Material für die beiden Bände, die 1797 publiziert werden unter dem Titel: „Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser nebst Vermutungen über den chemischen Prozeß des Lebens"[21]. „Versuche" — das ist ein Modetitel der Aufklärung. Auch Windischmann, der erste Bonner Medizinhistoriker, veröffentlichte im gleichen Jahre wie Humboldt seinen „Versuch über die Medizin"[22]: Auch er fordert eine quantitativ-induktive Methode, eine Reduktion auf mathematisch-physikalische Verhältnisse. Auch er hat zu dieser Zeit schon Ideen zu einer physikalischen Weltbeschreibung, die wie ein Entwurf zum „Kosmos" anmuten. Nichts aber könnte besser die Situation umreißen als ein Vergleich dieser beiden „Versuche". Während bei Windischmann alles deduktiv verhandelt wird und im Programmatischen erstarrt, ist hier die neue Wissenschaft am Werke: auf Beobachtung der Fakten gegründetes Experimentieren! Da ist die Natur nicht mehr der Tempel der Aufklärer, sondern „das unermeßliche Laboratorium", der Organismus — kein monströses Mysterium, sondern ein „Aggregat tierischer Stoffe". Gefragt wird hier so, wie später Johannes Müller die Natur befragte, die immer in ihrer Not eine leidende Antwort geben muß, aber so, sagt Humboldt, „daß man nur eine und nicht viele Antworten zugleich erzwingt"[23]. Wie modern klingt es, wenn

---

[20] l. c. I, 455. — Vgl. auch I, 361.
[21] Die „Versuche" (1797) sind bald schon ins Französische und Spanische übertragen worden; durch die Entdeckung der Voltaschen Säule (1800) war nach der Rückkehr Humboldts die Aktualität dieses Themas weitgehend erloschen.
[22] Carl Joseph Windischmann, Versuch über die Medizin. (Ulm 1797). Vgl. ders., Versuch über den Gang der Bildung in der heilenden Kunst. (Frankfurt 1809).
[23] „Versuche" (1797) I, 244.

der junge Experimentator am Ende des 18. Jahrhunderts darauf aufmerksam macht, daß sich das „Subjektive unserer Phantasie" in jeden Versuch hineinmische[24]. Noch erstaunlicher als solches handwerksmäßige oder psychologische Können erscheint uns ein formales Element: es ist dies der Einbau einer mathematisch-analytischen Sprache in die wissenschaftliche Argumentation, es ist Humboldts originelle „Bezeichnungsmethode", dies Operieren mit „analytischen Zeichen", wie er es nennt; es ist schon das, was heute noch den naturwissenschaftlichen Apparat ausmacht.

Die ärztliche Praxis bleibt demgegenüber für Humboldt peripher. Wohl setzt er sich mit den aktuellen Tagesfragen in den weitverzweigten Fachorganen auseinander; wohl stößt man überall auf praktische Anregungen zur Behandlung von Lähmungen oder Epilepsie, der Rachitis, des Kropfes usf. Humboldt will schon physikalisch-chemische Methoden in die Materia Medica einbauen: „Die Arzneymittellehre, ja die ganze praktische Therapie kann nur dann erst zur Wissenschaft werden, wenn wir eine hellere Einsicht in die Wirkungsart der Stoffe erhalten"[25]. Doch bleibt kein Zweifel darüber, daß die Praxis Humboldt nicht interessiert, daß sein Motiv ein rein theoretisches ist: Man vergesse, daß die Wissenschaften einen inneren Zweck haben und verliere das eigentliche literarische Interesse, das Streben nach Erkenntnis als Erkenntnis, nur zu leicht aus dem Auge, zumal in einem Zeitalter, wo man vieles verachte, weil es nicht unmittelbar Wunden heile, den Acker dünge oder Mühlräder treibe[26].

Daß diese Forschungsrichtung mit der modischen Medizin in Konflikt kommen mußte, war unvermeidlich. Wo eine Auseinandersetzung stattfindet, verläuft sie höchst charakteristisch. Während der tierische Magnetismus nach Mesmer als „feiner Betrug" schnell abgetan ist, setzt sich Humboldt eingehend mit dem Brownianismus auseinander, der seine Zeit wie ein Rausch ergriffen hatte. Brown, so glaubte man, habe die „Mechanik des Lebens" gefunden, nachdem Newton eine „Mechanik des Himmels" gegeben hatte. So Carl Joseph Hieronymus Windischmann, Königlich Preußischer Medizinalrat und später Professor der Philosophie und der Medizin in Bonn. Wie nüchtern dagegen der junge Humboldt: klar und sachlich zeigt er, wie monoman Brown sein System konstruiert hat. Ihm stellt er gegenüber den vielgliedrigen gewaltigen „Complexus von Organen, welcher die tierische Maschine ausmacht"[27]. Scharf wendet

---

24 Über die gereizte Muskelfaser, aus einem Briefe an Herrn Hofrat Blumenbach. Grens Neues Jahrbuch d. Physik 2 (1795) 119.
25 „Versuche" (1797) II, 138 f.
26 l. c. II, 4
27 l. c. II, 79.

er sich gegen die spekulativen wie auch hyperphysischen Tendenzen, vor allem aber gegen das Vernachlässigen der chemischen Betrachtung der Materie.

Mit seiner vielfach bewährten Methode werde er, so verkündet Humboldt, eine „Vitale Chemie" begründen, und diese wiederum würde die Grundlage werden zu jeder wissenschaftlich einwandfreien ärztlichen Praxis[28]. Humboldt weiß sich dabei einer älteren Tradition verbunden, die er in reiferen Jahren über die Nominalisten und die Araber bis auf Aristoteles verfolgt hat, eine Tradition, die er nun selbst aus Goetheschem Geist neu zu konzipieren versucht. Hierfür war die analytisch-induktive Methode am besten geeignet: kein Wunder, daß sie bald auf die ganze biologische Wissenschaft, auch die Heilkunde, überging, ja zur offenen Weltanschauung eines Zeitalters überhaupt wurde. Der hellsichtige Bruder Wilhelm war der Ansicht, daß ihm — Alexander — eine „völlige Restauration der Wissenschaften" gelingen werde. Für die neue physisch-moralische Anthropologie gebe es keinen geeigneteren Pionier als Alexander, bei dem es beinahe einerlei sei, wie er seine Studien treibe und worauf er sie richte[29].

Wäre der junge Gelehrte bei diesem „Studium der physischen Natur" geblieben, die damals noch mehr Bios als Kosmos war, hätte er sich auf die physiologische Fundierung einer Heilkunde gestrafft: welche Entwicklung hätte die Medizin in Deutschland genommen! Eine Generation vor Johannes Müller wäre eine exakte naturwissenschaftliche Methodik in die Medizin eingeführt worden; der romantisch zerfließende Kreis seiner Freunde und Nachfolger hätte organisierte Institutionen, nach dem Modell von Paris, erstehen lassen; die Naturphilosophie, so fruchtbar im Ansatz, so widerspruchsvoll in der Methodik, so reich an genialen Köpfen, wäre vielleicht aufgefangen und strukturiert worden, ehe Schelling mit einem Schweif von Schwärmern und Scharlatanen auf- und davonging! Allein dies ist eben nicht die Aufgabe des Geschichtsschreibers, Irreales zu bedenken zu geben. Wir wissen: Humboldt ist eigene Wege gegangen. Unsere Frage war müßig. Die Spur führt abseits, der Impuls auf die Heilkunde erschöpft sich, mit dem 30jährigen Amerikafahrer scheint unser Thema beendet zu sein.

Was wir an Humboldts fernerem Beitrag für die Medizin finden, ist rasch angedeutet. Das Reisewerk bringt nur periphere Fakten: Humboldt

---

[28] Am 18. April 1797 schreibt Humboldt aus Weimar an Freiesleben: „Man fängt an, sich zu überzeugen, daß diese Versuche einmal die Grundlage der praktischen Heilkunde werden können, und daß ich dadurch eine neue Wissenschaft (vitale Chemie) begründen kann".

[29] Vgl. W. v. Humboldts Briefe an Karl Gustav von Brinkmann. Hrsg. A. Leitzmann, Leipzig 1939, Brief vom 18. 3. 1793.

beobachtet weiter die galvanischen Erscheinungen, er gibt wertvolle Beiträge zur Höhenkrankheit; er sah Indianer ein Pfeilgift kochen, das er Curare nannte, das in seiner Wirksamkeit aber erst Claude Bernard beschreiben sollte. Wertvolle Impulse erhält das Gesundheitswesen der bereisten Länder. Das Marburger Archiv birgt ein noch nicht veröffentlichtes Manuskript „Über die blutstillenden Ameisen-Nester aus den Wäldern des oberen Orinoko". Aber das sind nur Nebeneffekte. Der medizinische Wert verliert sich rasch: zu große, gewaltig neue Räume der Wissenschaft haben sich aufgetan.

Gleichwohl und ganz selbstverständlich hat Schelling 1805 den heimkehrenden Humboldt als einen der Seinen begrüßt, ja mit Sehnsucht erwartet. Schelling hoffte Humboldt für die Medizin zurückzugewinnen, für die Medizin als die biologische Wissenschaft in seinem Sinne, das heißt für seine Naturphilosophie. Diese kündigt er Humboldt an als ein „Unternehmen für organische Naturlehre und Medizin" [30]. In ihr habe die Philosophie ihr altes Besitztum wieder ergriffen: die Natur! Humboldt soll — das ist der Grundtenor dieses wichtigen Schreibens — nichts weniger werden als der methodische Prüfstein, als der Zensor der neuen Medizin des noch so jungen 19. Jahrhunderts. Und Humboldt? Nun, Humboldt antwortet, und zwar sogleich, gewissermaßen en passant, noch aus Paris. Er nennt Schellings Schreiben geistvoll und schmeichelhaft. Er hält Schellings Revolution in den Naturwissenschaften „für eine der schönsten Epochen dieser raschen Zeiten". Auch an Freund Goethe schreibt Humboldt von der „großen und glücklichen Revolution, welche das Studium der Natur seit meiner Abwesenheit erlitten" [31]. Es ist also keineswegs ironisch gemeint, wenn er Schelling gegenüber betont: die Naturphilosophie könne den Fortschritten der empirischen Wissenschaften nie schädlich werden, im Gegenteil, sie allein führe alles Entdeckte erst auf Prinzipien zurück wie sie auch zugleich neue Entdeckungen begründe. Man glaubt schon hier Johannes Müllers Bonner Antrittsvorlesung „Vom Bedürfnis der Physiologie nach einer philosophischen Naturbetrachtung" [32] zu hören. Humboldt bekennt in seiner Antwort dann seine eigenen Ahnungen eines Besseren und Höheren in den Wissenschaften; dieses Höhere aber — was sei es anders als eben Schellings Naturphilosophie, jene — noch einmal die Parole — jene Revolution in den Wissenschaften, denen auch er sein ganzes Leben gewidmet habe.

---

[30] Schelling schrieb im Januar 1805 aus Würzburg; am 1. 2. 1805 antwortet Humboldt aus Paris (nach: Briefe großer Naturforscher und Mathematiker. Gesammelt und herausgegeben von Max Bense, Köln 1943, 89—93).
[31] Humboldt an Goethe vom 6. 2. 1806 (Briefwechsel, S. 299).
[32] Die Rede ist am bequemsten zu erreichen bei Adolf Meyer-Abich, Biologie der Goethezeit (Stuttgart 1949), 256—281.

Soweit das diplomatische Vorspiel dieses Schreibens. Dann erst erhält Schelling die Antwort, und nun sogleich und definitiv, voll scharfer und beißender Anklage gegen alle „unphilosophische Anwendung“ dieses Systems und — die alte und immer berechtigte Klage — gegen seine fehlenden Zwischenglieder. Dies sei nicht Schellings Schuld, wohl er der Anlaß, daß eine Menschenklasse aufstehe, „welche es für bequemer hält, die Chemie durch die Kraft des Hirnes zu treiben, als sich die Hände zu benetzen“. Damit ist das Wort gefallen, das jahrzehntelang die Formel bleibt für die Opposition gegen den „Maskenball der tollsten Naturphilosophie“, gegen die „heiteren Saturnalien“ [33]. Auch jetzt, 1805, glaubt er nicht mehr, daß seine Stimme noch etwas in Deutschland bewirken könne. Trotzdem verklingt dieser Brief an Schelling mit einer feinen Ironie: mit Hochachtung sehe er Schellings Journal entgegen, „in dem Sie — so schließt er — uns das Geheimnis des Organismus enthüllen werden. Ihr Alex.“

Damit war die Tür zugeschlagen, eindeutig und endgültig. Die Naturphilosophie nahm ihre irrlichternde Kometenbahn, der Naturforscher Humboldt vergrub sich in seine Welt, seine Pariser Jahrzehnte, seine „Ansichten der Natur“ und, mit der Rückkehr nach Berlin, in seine sich rasch konkretisierenden Konzeptionen des „Kosmos“. Lediglich 1828, bei der Eröffnung des Kongresses der Naturforscher und Ärzte (für Humboldt sind beide synonym) flammen die alten Sympathien auf, doch auch diese nur in jener offiziellen Rolle, die immer stärker beim Verkehr mit den großen Berliner Ärzten dieser Epoche, mit Rudolphi, Ehrenberg, Johannes Müller dominieren sollte. Als Symptom dieser zweiten Lebensphase tritt eine stärker werdende Resignation zutage, und diese bezieht sich nicht auf den Wirkkreis der Medizin allein. Der Bruder Wilhelm, der ihn so offen bewunderte, schrieb schon während der Pariser Jahre an Karoline, daß Alexander die Menschen nicht verstehe, nicht die Kunst, „nicht, so kühn und schrecklich das zu sagen ist, die Natur, in der er täglich Entdeckungen macht. Von Religion wird weder sichtbar, daß er eine hat, noch daß ihm eine mangelt. Sein Kopf und sein Gefühl scheinen nicht bis an die Grenze zu gehen, wo sich dies entscheidet. Dabei ist nichts mehr über diese Hauptsachen der Menschheit beweglich in ihm, sondern alles wie mit eisernen Schranken eingezwängt“ [34]. Von Jugend

[33] Am 28. 4. 1841 noch schreibt Humboldt an Varnhagen, er müsse das laut sagen, was er seit 30 Jahren darüber denke und schreibe: „Es ist eine bejammernswürdige Epoche gewesen, in der Deutschland hinter England und Frankreich tief herabgesunken ist. Eine Chemie, in der man sich die Hände nicht naß machte“.

[34] Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen (Berlin 1906 ff.) Bd. VI, 46 f. vom 12. 11. 1817.

an — kein Organ für das Musische, kaum Sinn für Weiblichkeit, kein Organ für das Numinose — und dies bis in sein „Uralter“, sein „präadamitisches“ Alter, ohne innere Reifung, ohne eine Pyramide des Lebens: es fällt uns schwer, an die Universalität eines so gelehrten, so weltgewandten und lebenskundigen Mannes zu glauben!

Dabei verfolgt er sorgfältig und gespannt den Aufbruch der jungen Wissenschaften, der in wenig Jahrzehnten das Bild der Medizin so gründlich verändern konnte. Um 1830 sieht er die exakte Forschung in kräftiger Reaktion gegen den Idealismus. Die Einzeldisziplinen, mit Schwann und Schleiden, mit Ehrenberg, Wöhler und Liebig, machen rasche Fortschritte. Die Anatomie erreicht mit Rudolphi, Müller und seinen Schülern ihr großes Niveau. Vor allem gewinnt eine Disziplin neue Horizonte und erstmalig ein solides Fundament: die Physiologie, und an ihr scheint der ältere Humboldt noch einmal aktiven Anteil genommen zu haben. Sein Partner ist dabei nicht Johannes Müller, sondern dessen Schüler und Nachfolger Emil du Bois-Reymond, dem die Erklärung der bioelektrischen Phänomene gelingen sollte, von denen Humboldt behauptet, daß auch er ihnen die Hälfte seines Lebens gewidmet habe[35].

Humboldt nimmt an allem teil, oft lebhaft, ja leidenschaftlich, aber nur rezeptiv, diplomatisch vermittelnd, großmütig fördernd. Er wird in diesen Jahren zum Schutzengel aller Wissenschaftler und Künstler, zur irdischen Vorsehung aller deutschen Gelehrten: jeder strebsame Gelehrte sei Humboldts Sohn und alle seine Familie[36]. Nur ein Beispiel für viele: Humboldts Fürsprache beim König entpflichtet du Bois wie auch Helmholtz vom militärischen Dienstverhältnis. Humboldt schreibt über den Vorgang und den Effekt seines Besuches beim König: „Es ist vollkommen geglückt, man wird Sie ganz frei lassen unter dem schmeichelhaften Vorwande, daß Physiker sehr gefährlich in Lazaretten sind. Ich habe meinen Stern angetan, habe viel von 81 Jahren, viel von dem bösen Schneefall

---

[35] Im April 1849 empfiehlt Humboldt in einem Schreiben an den Minister von Ladenberg du Bois-Reymond: „Er behandelt einen Gegenstand, das tiefe Naturgeheimnis der Muskelbewegung, mit dem auch ich die frühere Hälfte meines Lebens beschäftigt war. Ihm ist die Entdeckung gelungen, nach der ich vergebens gestrebt...“ (Sammlung Darmstaedter, Marburg).

[36] Emil du Bois-Reymond an Carl Ludwig: „Jeder strebsame Gelehrte, um so mehr einer, der schon Leistungen hinter sich hat, gleich den Deinigen, ist Humboldt's Sohn; wir alle sind seine Familie. Nichtsdestoweniger müssen Schritte bei ihm immer eine gewisse Form haben... Unterlaß nicht, ihm selber etwas Schmeichelhaftes zu sagen; denn Humboldt ist empfänglich für Anerkennung, was ihm nicht zu verdenken ist, da er auf das Andere im Leben Verzicht geleistet hat...“ (Berlin, am 26. 6. 1849; nach Estelle du Bois-Reymond, Zwei große Naturforscher des 19. Jahrhunderts, Leipzig 1927).

und meiner Grippe, die ich nicht habe, von Ihren akademischen Bewerbungen etc. etc. gesprochen, meine Sentimentalität hat den König bewegt. Er hat mich bis an den Wagen begleitet, beim Abschied habe ich wieder von meinen grauen Haaren, von Grippe und 81 Jahren gesprochen, habe ihm von meiner Hand eine schriftliche Bitte als Andenken hinterlassen — und alles ist erlangt“ [37].

Das sachliche Interesse und auch Verständnis wird bei dem alternden Humboldt geringer. Was jetzt in den Dokumenten dominiert, ist diplomatisches Spiel oder gutmütiger, vereinzelt auch bösartiger Spott, der sich über die „heiteren Saturnalien“ ergießt, als deren besonders farbiger Vortänzer ihm der Dresdener Künstler-Arzt Carl Gustav Carus gilt. Humboldt nennt ihn den „geistreichen Carus“ und lästert dann über seinen Lebensmagnetismus, seine Para- und Tiefenpsychologie, über das „Tiefahnungsvolle vom Unterbewußten“, über seinen Glauben an die sympathischen Wirkungen des Mondes, die Macht der Katzenaugen, „den Zauber, der in der Ausdünstung von Meerschweinchen waltet“, besonders aber über das Tischrücken [38]. Kaum ein Briefwechsel dieser späten Zeit, in dem nicht ein spöttisches Wort fällt über das Tischrücken und Geisterklopfen, über die Begeistigung des Fichtenholzes — Briefe, verkrampft in ihrem „humor“, im Grunde erschütternde Zeugnisse von Niveau und Modus seines Innenlebens.

Dabei beherrscht auch der greise Humboldt noch die medizinische Terminologie, wie er auch souverän die Modesprache anzubringen weiß, so wenn er Goethe gegenüber klagte, daß es überaus elend mit den „chemischen Lebensprozessen“ in seiner Familie zugehe [39], wenn er den Blitzableiter ein sanftes Abführmittel nennt, wenn er im Alter immer wieder davon spricht, wie er den „Phosphor der Gedanken“ schwinden fühle, so auch, wenn er das Gedächtnis ein gutes Möbel nennt, dann jedoch schleunigst hinzufügt: „aber das Einschreiben in das gefurchte Hirnarchiv führt zu Materialismus, den der christlich germanische Staat nicht dulden kann“ [40].

Wo dieser Mann auch immer auftaucht: ein fulminanter Kranz von medizinischen Begriffen und ärztlichen Persönlichkeiten! In der sibirischen

---

[37] Berlin, am 8. 1. 1851; Sammlung Darmstaedter der Westdeutschen Bibliothek Marburg.
[38] Aus einem Schreiben an Friedrich Wilhelm IV. (1856) „Sonntag nacht nach 2 Uhr in Grauel erregender Klopfstunde“, nach Conrad Müller, Alexander von Humboldt und das Preußische Königshaus. Briefe aus den Jahren 1835—1857. (Leipzig 1928).
[39] Humboldt an Goethe vom 14. 4. 1797.
[40] Humboldt an du Bois-Reymond vom 4. 9. 1851 (Sammlung Darmstaedter).

Steppe trifft Humboldt einen Dr. Albert und in diesem — so klein ist die Welt für einen Weltbürger — einen Neffen von Werthers Lotte. Justus Liebig bekommt durch Humboldt seinen Lehrstuhl in Gießen. Über Goethe wird Purkinje gefördert. Den Medizinstudenten Huber, Sohn der Therese Forster, führt Humboldt persönlich in die Pariser Kreise ein. Selbst für Heinrich Heine, den Verbannten, sucht er, wenn auch vergeblich, eine Konsultation bei Dieffenbach zu vermitteln. In Berlin, bei Schellings Vorträgen, ist es ausgerechnet ein Generalstabsarzt, Johann Wilhelm von Wiebel, Leibarzt bei Friedrich Wilhelm III., den Humboldt als Nachbarn sucht, daß er ihm die dunklen Stellen der Naturphilosophen erkläre. Dem Arztdichter Carus, der sich bereits 1844 bei Christian Rauch um Humboldts Schädel bemüht hatte, weiß er humorvoll zu parieren: „für einige Zeit brauche er selber noch seinen Schädel, später stehe er gern zu Diensten"!

Wie sehr hat sich das medizinische Bild einer Welt gewandelt, aus der der 90jährige Humboldt schied, einer Wissenschaft, in die er 70 Jahre zuvor mit so viel Talent und Energie eingetreten war! Ein Jahr vor seinem Tode war die Zellularpathologie von Virchow erschienen. Die Chirurgie beginnt mit der Narkose und Antisepsis, den Lokalisationslehren und der Operationstechnik ihren Siegeslauf. Die innere Medizin steht in Diagnostik wie Therapie auf festem Boden, eine Psychiatrie versucht das gleiche. Die Bakteriologie läßt nie gesehene pathogene Welten erkennen und bekämpfen. An dieser realen Welt hat Humboldt keinen Anteil genommen. Er hat die Rolle eines Hofmannes zu spielen, einer Vorsehung, des Propheten einer zu popularisierenden Wissenschaft. Daraus allein noch lebt die moralisierende Tendenz seiner Altersschriften, die die Weltanschauung des Jahrhunderts zu stützen hat und die sein erster, unzulänglicher Biograph Klencke in Humboldts Todesjahr auf die Formel brachte: „Naturwissenschaft als Mittel sittlicher Veredlung und geistiger Befreiung des Volkes"[41] — eine pathetisch-romantische, jedenfalls wissenschaftlich nicht zu legitimierende Tendenz, die bald auch die naturwissenschaftlichen Kundgebungen Virchows und die kulturpolitischen Pamphlete eines du Bois-Reymond durchzieht.

So war das Jahrhundert geworden, das Humboldts Wirken als Folie gedient hat, dem er sich, wie wir aus unserm Teilaspekt zeigen wollten, nie hat entziehen können. Aufgewachsen im aufgeklärten Idealismus des 18. Jahrhunderts, gebildet in der klassizistischen Atmosphäre edelster Geister, tritt der junge Alexander bald in die Avantgarde der vor-

---

[41] Hermann Klencke, Alexander von Humboldt. Ein biographisches Denkmal. (Leipzig 1859). S. 6 f.

drängenden Naturwissenschaften, nicht unberührt von der Romantik und ihr zeitlebens verhaftet, mit manchen, zumal formalen Anklängen an die spekulative Naturphilosophie, stets im Verkehr mit Köpfen extremster Richtungen, voll von Impulsen auf eine neuzubegründende Medizin, ständig kritisiert und behimmelt und in seiner größten Glorie tragisch verkannt: als einer der „repräsentativsten Genien dieses Weltzeitalters" angesprochen, ja „als ein Organ der Reflexion des Zeitgeistes über sich selbst"[42] — Äußerungen, die Hegels Sprache atmen, so fortschrittlich sie gemeint sind. Während die Naturwissenschaften machtvoll zum Durchbruch kommen, bastelt der greise Humboldt an seinem „Kosmos", unter unsäglichen Mühen und Entsagungen. Noch fühlt und rühmt er sich als der „Hofphysikus", der mit viel „Lebenslist" seine wissenschaftliche Ökonomie aufrechthalte. Wie reif erscheint diesem rastlosen Schaffer gegenüber der junge Gelehrte, noch nicht 30 Jahre alt, der einer staunenden Welt wirklich wissenschaftliche Konzeptionen vorsetzt und sich selber und seiner hastigen Zeitgenossenschaft jene so wesentliche Maxime gab: daß ihm zu seinem wissenschaftlichen Arbeiten eines über alles wichtig sei — die Muße[43]! Jetzt im Alter scheint uns der universalistische Forscher mehr der Prototyp des modernen Spezialisten zu sein, der nur noch nicht wagt, seine Stoffe in stilistischer Sachlichkeit anzubringen. Nichts zeigt seine Kompromißnatur besser als das Verhältnis des späten Humboldt zur Medizin. Die noch unveröffentlichten Briefe an Emil du Bois-Reymond aus der „Sammlung Darmstaedter" in Marburg sind ein treffendes Zeugnis für diese seine Art: immer in tätiger Hilfe, bei allem Affekt in Distanz, ohne echtes Interesse, oft auch ohne Kritik, voll Skepsis und Ironie und im Grund voller Langeweile.

Humboldt macht sich da über die Erfindung von luftdichten Särgen lustig und will gleich zwei davon konsumieren. Das Kohlendunstbad, so schreibt er dem jungen Arzte Dubois, sei „eine Erfindung mehr, wie Ärzte töten können". Der 82jährige behauptet, zum ersten Mal einen toten Menschen gesehen zu haben: „Man führte mich hin, um mich pedantisch an den Anblick von Leichen zu gewöhnen." Krank sei er nie, aber viel leidend vor Alter. „Ich kratze mich auch, habe aber den Mut, nicht zu klagen." Freunde berichten, daß der abgespannt heimkehrende Hofmann, der mit seinen 90 Jahren zu Hofe wie zum Stammtisch ging, keine größere Wollust gekannt habe, als sich daheim in Ruhe zu kratzen. Er beklagt den Verfall der Kräfte, aber — so fügt der 88jährige hinzu — „ich bin deshalb doppelt arbeitsam und unheiter"[44]. Das sei sein Los,

---

[42] Dove in seiner Gedenkrede 1872.
[43] „Versuche" (1797) I, 12.
[44] an Dove vom 6. 11. 1857 (nach Bruhns II, 417).

„unfroh im 89. Jahre zu sterben, weil von dem vielen, nach dem er seit früher Jugend mit immer gleicher Wärme gestrebt, sich so wenig erfüllt habe“ [45]. Jetzt wird ihm klar, daß er sein Leben mit Korrektur zubringt, daß er nur eine schwache Spur in den Wissenschaften hinterlassen wird. Mußelosigkeit überkommt ihn und sein — wie er klagt — „mühselig zerrissenes arbeitsames Leben“ [46]. Er fühlt sich zwischen den Pendelschwingungen eines alten krächzenden Uhrwerkes, arbeitsam und unheiter, bis über seine Unruhe und Neugierde die Langeweile fällt. Der Tod ist für ihn, wie er schon frühzeitig gesteht, „la fin de l'ennui que nous appellons la vie“ [47].

Seine Gestalt bleibt ungelöst vor uns stehen, nicht so sehr geheimnisvoll, aber sehr — erschreckend — rätselhaft. Vielleicht retten wir uns auf den frühen Humboldt zurück, der am Ende des 18. Jahrhunderts an der Spitze der Naturforscher stand, der mit seinen Untersuchungen zur vitalen Chemie eine Grundlage auch der praktischen Heilkunde versprach, auf diesen frühreifen, genialischen Mann, den Emil du Bois-Reymond als den wahren Humboldt erkannt hatte: „Der wahre Humboldt war der kühne, schöpferische, von den edelsten Strebungen durchglühte dreißigjährige Mann, der, ein Meister in jeder Beobachtungs- und Versuchsweise, rastlos Wissensschätze sammelte, während vor seinem inneren Auge die 'Ansichten der Natur' sich künstlerisch gestalteten“ [48].

Müßten wir nunmehr nicht noch einmal in medias res springen, um all die offenen Fragen aufzuholen, die Fragen nach seiner Biographie und mehr noch Pathographie, nach dem Verhältnis seiner Medizin zu der Gesamtwissenschaft, zum Geist seiner Zeit? Wir sind vom Aspekt unseres Themas aus mit Alexander von Humboldt nicht zu Rande gekommen und — mit Goethes verzweifeltem Ausruf — wie will man ihm auch nur einigermaßen beikommen!

[45] an Fröbel; nach Bruhns II, 297.
[46] an Gauss vom 7. 4. 1846; vgl. auch Bruhns II, 303.
[47] Correspondence scientifique et littéraire. Ed. de la Roquette (Paris 1865) I, 317; das Schreiben vom 13. 8. 1832 ist an den Freund Arago gerichtet.
[48] Du Bois-Reymond, Reden II, 46 f.

Die Anfänge der deutschen Anglistik und die Entwicklung des Faches an der Universität Jena

von Dietrich Germann

I

Kann man von der Germanistik sagen, sie sei als selbständige Wissenschaft ein Kind der Romantik, so darf man die Anglistik ein Kind des Zeitalters des Positivismus nennen.

Germanistik und Anglistik traten jedoch nicht plötzlich und unvermittelt auf, sondern haben eine recht lange Vorgeschichte. Wie die Germanistik in ihrer heutigen Form herauswuchs aus einem alle Kulturgebiete umfassenden Bemühen um die Erschließung der germanisch-deutschen Vergangenheit, so hat sich die Anglistik ihrerseits unter verschiedenen Impulsen aus dem umfassenden Forschungsbereich der germanischen Philologie herausgegliedert und von einer zeitweiligen Bindung an die Romanistik abgelöst. Sie hat dabei nicht das Glück gehabt, daß am Beginn ihrer Geschichte eine überragende Persönlichkeit ihr Ziel und Richtung gewiesen hätte, wie der Germanistik Jacob Grimm, der Romanistik Friedrich Diez. Vielmehr haben Gelehrte verschiedener Fächer die englische Philologie aus der Taufe gehoben. An erster Stelle stehen dabei Germanisten: K. Müllenhoff, A. v. Keller, M. Heyne und Fr. Zarncke, H. Paul, E. Sievers, Fr. Kluge und Th. Siebs widmeten sich in Lehre und Forschung auch den Problemen der Anglistik; sehr viele Anglisten der ersten Generation sind von der Germanistik ausgegangen und haben mit zunehmender Verselbständigung des Faches sich dann ganz der Erforschung der englischen Sprache und Literatur zugewandt, wie etwa H. Hecht, J. Zupitza, A. S. Napier — um nur drei in Wesen und Art unterschiedliche Persönlichkeiten zu nennen. Sie alle studierten in einer Zeit, in der die Germanistik in erster Linie Altgermanistik war, ihre Forschungsweise also vom Philologisch-Textkritischen her bestimmt und ihr Forschungsgebiet das der altdeutschen Sprache und Literatur war. In diesem Sinne arbeiteten die ersten Anglisten auch auf dem Gebiet der englischen Philologie. So liegt der bedeutende Beitrag, den deutsche Gelehrte für die Erforschung von Sprache und Literatur der Engländer beisteuerten — neben der Shakespeare-Interpretation — vornehmlich auf dem Gebiet des Alt- und Mittelenglischen (durch kritisch gesichtete Materialmitteilungen, textkritische Aus-

gaben, Untersuchungen und Grammatiken) und auf dem Gebiet der Geschichte der englischen Sprache. — Die Germanisten ihrerseits waren in der Methode beeinflußt worden von der klassischen Philologie. G. Fr. Benecke, K. Lachmann, V. H. Huber und M. Haupt etwa sind zunächst klassische Philologen gewesen. Sie übernahmen diese Forschungsweise in die Germanistik, und indem sie sich auch der Anglistik zuwandten (wie der Erforschung der Textprobleme des Beowulf), fanden diese Methoden auch in der englischen Philologie Anwendung. So hat die klassische Philologie besonders auf dem Gebiet der kritischen Textedition und der Lexikographie (M. Haupt) zur Erforschung der älteren englischen Sprache und Literatur beigetragen.

Weiterhin ist die Anglistik naturgemäß der vergleichenden Sprachwissenschaft (Indogermanistik) verpflichtet, deren weiträumiges Bemühen heute wie ehedem nicht an den Gestaden der britischen Inseln Halt machte. Arbeiten wie die des Jenaer Syntaktikers der Indogermanistik Berthold Delbrück (1842—1922) haben ihren Wert für den Germanisten wie für den Anglisten. Auf die Intensivierung des Studiums der englischen Sprachwissenschaft speziell hatten die Arbeiten M. Rapps einen nachhaltigen Einfluß.

Zu denjenigen Disziplinen, die die englische Sprach- und Literaturwissenschaft aus der Taufe gehoben und deren Vertreter dem neuen Fach die Grundlagenwerke geschaffen haben, muß man auch die Philosophie zählen. Der Hallenser Philosoph H. Ulrici (1806—1884) hat sich durch wertvolle Bücher um die Erforschung der Geschichte der englischen Literatur verdient gemacht. Bedeutenden Einfluß übten die genial-treffsicheren Interpretationen Shakespearescher Werke durch Kuno Fischer aus, die zu dem Besten gehören, was im 19. Jahrhundert über den großen Briten gesagt worden ist.

Wesentlich stärker noch ist die Anglistik von der romanischen Philologie beeinflußt worden, für die Fr. Diez mit seiner Grammatik der romanischen Sprachen (1836) das Fundament legte. Die Wissenschaft von den romanischen Sprachen und Literaturen ist damit um etwa vier Jahrzehnte älter als die Anglistik, wie ja auch das Interesse für französische Sprache und Kultur früher in Deutschland wachgerufen wurde als für die englische. Die vielen Fäden, die sprachlich, kulturell und historisch zwischen England und Frankreich hinüber und herüber laufen, veranlaßten die Romanisten, sich oft mit gleicher Intensität der Anglistik zuzuwenden. So entstand eine methodisch zwar einheitliche, sachlich aber heterogene neue Wissenschaft, die neuere oder Neuphilologie, ein Begriff, den wir um 1870 wiederholt in den Akten und Vorlesungsverzeichnissen finden, wenn es um die Vertretung des Englischen und

Französischen geht. Er bezeichnet im deutschsprachigen Raum ein im Universitätsleben im großen und ganzen als gleichberechtigt anerkannte Disziplin, aus der sich dann die beiden Fächer als selbständige Wissenschaften herausentwickelten. Diese Doppeldisziplin der Neuphilologie schuf sich auch ihre eigenen publizistischen Organe: seit 1846 erschien Herigs „Archiv für neuere Sprachen", seit 1859 das „Jahrbuch für romanische und englische Literatur".

Neben dem Sprachunterricht, der uns hier nicht interessieren soll, spielt auch in der Vorgeschichte der Anglistik die Beschäftigung mit der neueren Literatur eine wenig beachtete Rolle. Wenig beachtet nicht zuletzt deshalb, weil die Literaturgeschichte erst seit Scherers positivistisch gerichteten Bemühungen langsam die Anerkennung als selbständige Wissenschaft erwarb. Die übernational orientierten Interessen der Goethezeit und ihre Nachklänge in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren dem Studium der neueren fremdsprachlichen Literatur sehr dienlich. Als zeitnaher und vielschichtiger Gegenstand der Allgemeinbildung wurde die englische Dichtung ebenso wie die deutsche von Angehörigen der verschiedensten Disziplinen — Philosophen, Ästhetikern, Germanisten, Historikern und klassischen Philologen (man denke an den Lehrstuhl für Poesie und Beredsamkeit) — in Lehre und Forschung mit behandelt[1]. Der wissenschaftliche Charakter dieser Arbeiten hing dabei ganz von der Persönlichkeit des Gelehrten ab, da eine gesicherte Methode noch fehlte. Ebenso kam es ganz auf den Einzelnen und seinen Interessentenkreis an, in welchem Maße er die englische Dichtung in seinen Arbeitsbereich einbezog, da es im akademischen Leben nur sehr selten eine Lehrverpflichtung für neuere Literatur gab. Mit zunehmender Betonung des Nationalen im 19. Jahrhundert durch das aufsteigende Bürgertum und besonders mit der fortschreitenden Spezialisierung verschwindet langsam in den 50er und 60er Jahren diese Art der Beschäftigung mit mehreren Literaturen.

Alles das geschah in den Jahrzehnten, die bewußtseinsgeschichtlich durch den Begriff „Positivismus" gekennzeichnet sind. Den Höhepunkt des Positivismus bilden die Jahre nach 1870. Sie bedeuten auch für die uns hier interessierenden sprachwissenschaftlichen Disziplinen einen Einschnitt in ihrer Geschichte, parallel mit der allgemeinen Bewußtseins- und Gesellschaftsentwicklung des 19. Jahrhunderts[2]. Das Streben nach dem Objektiv-Greifbaren und Gesetzmäßigen, die Beschränkung auf

---

[1] Vgl. besonders A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Art und Kunst (Heidelberg 1809/11), die Shakespeares Bedeutung in das rechte Licht rückten.
[2] Diese Entwicklung hat der Verf. an anderer Stelle zu charakterisieren versucht, s. u. S. 190 Anm. 6.

kausal leicht überschaubare Zusammenhänge, die Beschäftigung mit Kleinem und Kleinstem, dem Detail (man denke an den Naturalismus in Dichtung und Malerei): auf diesem geistigen Hintergrund hat sich die neue Richtung in der Sprachwissenschaft zu großer Blüte entfaltet. Sie wird wissenschaftsgeschichtlich erfaßt unter dem Begriff: Junggrammatische Schule. Mit ihr begann ein außerordentlicher Aufschwung in der sprachwissenschaftlichen Forschung und ein systematisches, gründliches Studium der germanischen Einzelsprachen. Damit wurde gleichzeitig entscheidend die Spezialisierung und Verselbständigung gefördert, wenn auch die Führer der Junggrammatiker das weite Gebiet der germanischen Philologie und die Probleme der Indogermanistik noch überschauten.

In diesen Jahren entwickelte sich die Anglistik zu einer selbständigen Wissenschaft und wurde auch bald als solche anerkannt. Symptomatisch für die Loslösung von Germanistik und Romanistik ist die Gründung zweier eigener Zeitschriften: der „Englischen Studien“ (1877) und der „Anglia“ (1878)[3]. Die beiden Publikationsorgane dürfen überdies als ein sichtbares Zeichen für die Aufnahmefähigkeit und Weltaufgeschlossenheit der deutschen Wissenschaft jener Zeit angesehen werden; denn damals gab es in der angelsächsischen Welt noch keine eigenen Zeitschriften für dieses Fach.

Wenn man die hier angedeutete Entwicklung der Anglistik überblickt, so darf man dabei nicht übersehen, daß das Bedürfnis nach Erlernung des Englischen und der Wunsch nach intensiver, wissenschaftlicher Beschäftigung mit Sprache und Kultur der Engländer durch das Wachsen des internationalen Handels, auf dem die angelsächsische Welt führend war, und durch das Ausbreiten des britischen Empire sowie der damit gegebenen Macht- und Einflußsphäre entscheidend gefördert, bis zu einem gewissen Grade sogar bedingt gewesen ist.

Diese Entwicklung der Anglistik spiegelt sich auch im Universitätsleben wider. Jedoch ist die Geschichte der Vertretung der englischen Philologie an den einzelnen deutschsprachigen Universitäten aktenmäßig noch nicht erforscht, so daß ich mich hier mit der Angabe einiger Zahlen und Daten begnügen muß[4]. Auch diese sind nicht ganz vollständig[5].

---

[3] Man denke auch an das Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, das 1865 zum erstenmal erschien.

[4] Zur Literatur

1. Eine größere Darstellung der Geschichte der englischen Philologie gibt es noch nicht. Jedoch hat Friedrich Brie zu dem Sammelwerk: Aus fünfzig Jahren deutscher Wissenschaft (Berlin 1930) eine sehr gedrängte Darstellung der deutschen Anglistik gegeben (S. 216—231). Unberücksichtigt blieb bei ihm der Universitätsunterricht. Verstreute Notizen hierüber und (vielfach polemisch-programmatische) Zeitungsartikel sind bei Erman-Horn: Bibliographie der deutschen Universitäten, Bd. 1 S. 536 ff. (Lpzg. u. Bln. 1904) nachgewiesen.

Der Einfluß der englischen Literatur und Kultur auf die deutsche beginnt — nach dem vorausgegangenen Dominieren französischer Geistigkeit — in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das nunmehr zunehmende Bestreben der akademischen Jugend, auch die englische Sprache zu erlernen, bewirkte, daß von den Universitätssprachmeistern neben der Beherrschung der romanischen Sprache auch die des Englischen verlangt wurde. Daneben gab es aber Lehrer, die sich ausschließlich dem Englischen widmeten. Vielfach wurde ihnen zunächst allerdings nur die Erlaubnis zum Unterricht im Rahmen der Universität erteilt (anscheinend in Tübingen um 1770), ohne daß damit eine Anstellung verbunden war. Aber auch einzelne selbständige Lektorate wurden ins Leben gerufen. So errichtete Leipzig 1766 ein englisches Lektorat. Göttingen hatte sogar seit 1751 eine außerordentliche Professur für englische Sprache, wenn auch die Nachfolger des ersten Professors (Johann Thompsen) das Französische mit einbezogen. Ebenso besaß Halle von 1796 an für kurze Zeit eine etatmäßige ao. Professur. Diese Professoren können jedoch nicht eigentlich den anderen Hochschullehrern gleichgestellt werden, sie sind

---

Weitere Literaturangaben finden sich bei P. G. Manzke, Die englische Philologie, in: Universitas literarum. Handbuch der Wissenschaften, hg. v. W. Schröder (Berlin 1955) S. 581 ff.

2. Auch eine Geschichte der englischen Studien an einer deutschsprachigen Universität lag bei Abschluß dieser Arbeit im Herbst 1955 außer für Wien (noch ungedruckt) nicht vor. Inzwischen hat Gerhard Dietrich für Halle eine gedrängte Darstellung gegeben (Wiss. Ztschr. d. Univ. Halle, Jg. V, Gesellschafts- u. Sprachwiss. R. H. 6 S. 1041 ff.) und Käthe Kluth für Greifswald eine knappe Zusammenstellung in der Festschrift der Universität Greifswald zur 500-Jahrfeier 1956 Bd. 2 S. 200 ff. Die 1955 begonnene gründliche Diss. von K. Eichhorn-Eugen über die Geschichte des englischen Sprachunterrichts an der Universität Jena ist inzwischen ebenfalls abgeschlossen worden und konnte zur Einarbeitung einiger Daten noch nachträglich verwendet werden. In der Diss. ist auch die für diesen Problemkomplex interessierende Literatur verzeichnet. —

Verstreute Angaben über die Entwicklung der Anglistik an den deutschsprachigen Universitäten finden sich in einzelnen Gesamtdarstellungen der jeweiligen Hochschulen, speziell in den meist überaus kurz gefaßten Seminargeschichten. Eine Übersicht über Vorlesungen und Seminare aus dem Bereich der englischen Philologie während der Jahre 1887/88 gibt A. Schopfin in den Englischen Studien 12 (1889) S. 316—322. Im gleichen Band befindet sich ein Aufsatz über den Unterricht in neueren Sprachen in Cambridge (S. 244 ff.) mit Hinweisen über die Anfänge der Neuphilologie in England, der interessante Vergleichsmöglichkeiten zuläßt. Über den Unterricht in neueren Sprachen im allgemeinen orientiert die zusammenfassende Darstellung von H. Klinghard: Der neuere Sprachunterricht im Ausland, ebda. 18 (1892) S. 62 ff.

[5] Die Angaben verdanke ich den zuständigen Instituten, Archiven oder Bibliotheken. In den Fällen, in denen keine Auskunft zu erlangen war, mußte auf die Universitäts-Kalender zurückgegriffen werden. Auch machten die vielfach schwierigen Quellenverhältnisse da und dort die Beantwortung einzelner Fragen unmöglich. Denjenigen, die mir in freundlicher Weise Auskünfte erteilten, sei für ihre oft zeitraubenden Bemühungen gedankt.

vielmehr weiterhin als Sprachmeister anzusehen (wie ihre Ankündigungen belegen), denen auf Grund besonderer Fähigkeiten der Titel und wohl auch das Gehalt eines Professors zugesprochen wurde. In Jena hat als einziger der Sprachmeister Tanner in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts diesen Titel errungen. Überhaupt darf die Entwicklung nicht so verstanden werden, daß aus dem Sprachunterricht der Lektoren die Lehrtätigkeit der Vertreter der englischen Philologie herausgewachsen wäre. Die Entwicklung der Anglistik als Wissenschaft vollzog sich vielmehr unabhängig von der der Lektorate. —

Mit steigenden wissenschaftlichen Anforderungen seit Beginn des 19. Jahrhunderts und der wachsenden Bedeutung der romanischen Sprachen und Literaturen sowie der englischen Sprache und Literatur gingen einige Universitäten dazu über, Lehrstühle zu errichten, deren Aufgabenbereich mit den Bezeichnungen: Professor für neuere Sprachen, neuere Philologie, Neuphilologie oder auch „für abendländische Sprachen" umrissen wurde. Beide Fächer waren damit auf ihrem Wege zur selbständigen Wissenschaft in einen neuen Entwicklungsabschnitt eingetreten. Er hat jedoch nur an einigen Hochschulen mit der Errichtung von Lehrkanzeln seinen Ausdruck gefunden. So schuf Marburg 1810 und die Nachbaruniversität Gießen 1823 (Adrian) ein Extraordinariat, ebenso Bern 1819 und Erlangen 1834 (Winterling). Göttingen folgte 1852, Greifswald 1863 und Königsberg zwei Jahre später. Gießen verwandelte die Lehrstelle 1824 (Lemke) in ein Ordinariat (2. Lehrstuhl 1879) und Marburg 1870. Kiel erhielt 1876 mit Albert Stimming einen beamteten ao. Professor für ‚neuere fremde Sprachen', der schon 1879 zum Ordinarius aufrückte. Auch München hatte in jener Zeit (ab 1876) mit dem Romanisten Hermann Breymann einen beamteten Vertreter für englische und romanische Philologie. Von 1874 an besaß, wenn ich richtig unterrichtet bin, Münster einen ao. Professor (G. Körting, 1878 o. Professor) für ‚Neuphilologie'. Ordentliche Professuren mit gleichem Lehrgebiet errichteten 1874 Erlangen (A. Kissner) und Würzburg (E. Mall). Daneben gab es von 1872 bis 1874 in Wien ein Extraordinariat für ‚nordgermanische Sprachen', das die englische und nordische Philologie umfaßte. Der Inhaber war J. Zupitza.

In den 70er Jahren setzte nun aber auch schon die Gründung selbständiger außerordentlicher Professuren ausschließlich für englische Philologie ein. 1874 inaugurierten — soweit ich sehe — Heidelberg (Ihne, seit 1873 Lehrbeauftr.) und Marburg diese Entwicklung, Leipzig (P. Wülker) und Halle (K. Else) schlossen sich im nächsten Jahr an. In den 80er Jahren folgten dann Breslau 1880 (Eugen Kölbing), Erlangen 1881 (Herm. Varnhagen), Greifswald ebenfalls 1881, Göttingen 1882

(A. S. Napier), Prag 1884 (A. Brandl), das aber bereits 1826 einen Lehrauftrag an A. Langerhausz vergeben hatte. Weiterhin sind in den 80er Jahren zu nennen die Universitäten von Freiburg 1886 (Arnold Schröer) und Bern 1888 (Eduard Müller), schließlich 1889 Kiel (Gregor Sarazin).

In den nächsten Jahren folgten dieser ersten Gruppe weitere deutschsprachige Hochschulen: Rostock 1891 (Felix Lindner), Zürich 1891 (Theodor Vetter), Münster 1892 (E. Einenkel), Graz 1893 (K. Luick), Innsbruck 1896 (R. Fischer) und Gießen (W. Wetz), 1898 Würzburg (M. Förster), 1903 Tübingen (W. Franz), 1904 Czernowitz (L. Kellner) und 1910 schließlich Basel (H. Hecht).

Zu dieser Zeit waren aber bereits an einer großen Zahl von Universitäten Ordinariate für englische Philologie geschaffen worden. Ich lasse auch hierüber in chronologischer Reihenfolge einen Überblick folgen:

Als erste Hochschule errichtete die Rheinische Friedrich-Wilhelm-Universität zu Bonn eine ordentliche Professur. Inhaber war Nikolaus Delius, der sich 1846 für Indisch, Englisch und romanische Sprachen habilitiert hatte, seit 1852 Lektor für Englisch war, 1855 zum Extraordinarius für dieses Fach befördert wurde und 1866 den neugegründeten Lehrstuhl einnahm. Er veranschaulicht damit in seinem wissenschaftlichen Werdegang noch einmal die von uns skizzierte Entwicklung der Anglistik. — Als nächste Hochschule errichtete die ehemalige deutsche Reichsuniversität in Straßburg 1873 ein Ordinariat (ten Brink). Ihm folgten 1874 Wien (Zupitza), 1876 Halle (K. Else) und 1877 Berlin (Zupitza). 1880 gründete Leipzig ein Ordinariat, 1886 (?) Breslau (Kölping), 1888 Göttingen (A. Brandl), 1893 Graz (K. Luick), 1896 München (Schick), 1898 Erlangen (Herm. Varnhagen), 1900 Freiburg i. B. (A. Schröer), 1901 Zürich (Th. Vetter), 1902 Heidelberg (Joh. Hoops) und Innsbruck (R. Fischer), Würzburg (M. Förster) und Königsberg (M. Kaluza), 1903 Bern, 1906 Tübingen (W. Franz), 1908 Greifswald (M. Konrath), Gießen (W. Horn) und Münster (O. L. Jiriczek), 1909 Marburg und Czernowitz, 1912 Basel (H. Hecht) und 1922 Rostock (R. Immelmann).

Als erste deutschsprachige Universität gewann Wien 1908 ein zweites Ordinariat.

Deutlicher als dies bei den Lehrverpflichtungen zum Ausdruck kommt, zeigt sich die zeitweilige enge Verknüpfung der Anglistik mit der Romanistik im Seminarbetrieb. An den meisten Universitäten ging der Schaffung eines selbständigen Seminars für englische Philologie eine Fachunion mit der Romanistik voraus. Das Seminar hieß dann im allgemeinen: Seminar für neuere Sprachen. So war es in Tübingen 1867, in Heidelberg 1873, in Marburg und Breslau 1875, in München 1876, in

Berlin, Wien und Prag 1877 und wohl auch in Königsberg 1878. Ebenso kannte — nach dem vorher Gesagten — natürlich Gießen (1879) diese Fachkombination, desgleichen Berlin 1879, Göttingen und Greifswald 1882. Ferner bestand in Kiel (1885), in Münster und Freiburg (1886), in Zürich und Bonn (1887), in Erlangen (1890) und in Würzburg (1892) und auch, als letzte Universität, in Rostock (1897) zunächst eine gemeinsame Unterrichtsstätte. Es ist dabei letzlich unerheblich, ob das gemeinsame Seminar, wie es da und dort der Fall gewesen ist, in getrennte Abteilungen mit (im Laufe der Zeit) eigenem Etat aufgegliedert war.

An manchen Universitäten wurde diese Verbindung früher, an anderen später aufgehoben und damit ein selbständiges Seminar für englische bzw. romanische Philologie (oder auch deutsche Philologie, wo eine entsprechende Kombination vorhanden gewesen war) geschaffen. Nur in einzelnen Fällen ist sofort ein Seminar für englische Sprache und Literatur ins Leben gerufen worden. Wo dies geschah, zeigt ein Vergleich der folgenden Aufstellung mit der vorhergehenden Übersicht. Selbständige Seminare gibt es überhaupt erst seit 1875. Ich nenne hier, soweit mir die Daten bekannt geworden sind, wiederum in zeitlicher Reihenfolge: Straßburg 1875, Halle 1875, Wien 1884, Prag 1884, Göttingen 1888, Bern 1888, [Leipzig 1892], Graz 1893, Zürich 1894, Berlin 1896, Erlangen 1898, Marburg 1900, Bonn 1901, Würzburg 1902, Innsbruck 1903, Freiburg 1904, Münster 1905, Tübingen 1906, Königsberg 1906, Gießen 1907, Greifswald 1911, Kiel 1911, München 1913, Breslau 1917, Rostock 1918, Basel 1920 und Heidelberg 1924. — Die Universität Leipzig besitzt, zumindest formal, erst seit dem Frühjahr 1957 ein selbständiges englisches Seminar (Institut). Dieses gehörte vorher als „Abteilung für englische Sprache und Literatur“ zum Germanistischen Institut, nachdem anfangs auch hier ein germanisch-romanisches Seminar bestanden hatte.

Gar keine Vertretung für die Anglistik hatte die bis 1918 als deutschsprachige Universität geführte Hochschule von Dorpat (Jurew/Tartu) aufzuweisen. Auch die dem österreichisch-ungarischen Kultusministerium unterstehende Universität von Lemberg besaß, soweit ich sehe, keine offizielle Vertretung der englischen Philologie.

II

Als erster Professor hat in Jena wahrscheinlich Johann Jakob Lungershausen Vorlesungen über englische Literatur gehalten[6], so

[6] Vgl. Dietrich Germann, Geschichte der Germanistik an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. (Diss. Jena 1954, Masch.Schr.). Diese Arbeit enthält eine z. T.

im SS 1714 und WS 1714/15. Lungershausen gehörte der Universität von 1693—1717 an, zuerst als Adjunkt, dann als ao. Professor der Philosophie. Literarisch ist er in Jena durch eine kleine Sammlung englischer Lesestücke zu Unterrichtszwecken hervorgetreten. Sie trägt den Titel: Nursery of young English trees (1695). Da man Lungershausen in Jena keine Entwicklungsmöglichkeit bot, verließ er 1717 die Hochschule und trat in den thüringischen Kirchendienst über.

In welchem Maß in den folgenden hundert Jahren dieser oder jener Universitätsprofessor oder -dozent innerhalb seiner Vorlesungen die englische Literatur mitbehandelt hat, vermag ich nach dem derzeitigen Stand der Forschung und den oft schwierigen Quellenverhältnissen nicht zu sagen [7]. Jedoch ist während der großen Blütezeit der Universität Jena, also etwa in den Jahren 1782—1806, von verschiedenen Professoren, so auch von Christian Gottfried Schütz, dem Redakteur der Allgemeinen Literaturzeitung, über neuere Literatur des 16., 17. und 18. Jahrhunderts gelesen worden. Über den Inhalt dieser Kollegs ist uns aber nichts bekannt. Zu nennen ist auch August Wilhelm Schlegel. Die Übersetzungen und kritischen Arbeiten, die er für die „Horen" schrieb, hatten Schiller veranlaßt, den vielseitig begabten Mann zur Übersiedlung nach Jena aufzufordern. Schlegel kam diesem Wunsch (1796) sehr gern nach. In Jena begann er mit der zusammenhängenden Veröffentlichung seiner kongenialen Shakespeare-Übersetzungen (1797/1801). Weiterhin vermittelte Schiller Schlegels Mitarbeit an der Allgemeinen Literaturzeitung, deren bedeutendster und produktivster Rezensent für neuere Literatur (1796/1800 ca. 300 Besprechungen) er wurde. Von 1796—1800 gehörte er der Universität als Titular-Professor an und hat wiederholt literaturgeschichtliche Themen behandelt. Jedoch ist uns auch über den Inhalt seiner Veranstaltungen nichts Näheres bekannt.

Erst am Ende des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts kam als beamteter Lehrer ein Professor nach Jena, der auch die Lehrverpflichtung für den Unterricht in englischer Literaturgeschichte innehatte. Es war O. L. B. Wolff.

---

ausführliche Würdigung von Leben und Werk (einschl. Bibliographie) einer Reihe akademischer Lehrer, die auch die englische Sprache und Literatur, sei es freiwillig, sei es im Rahmen eines Lehrauftrages, mit vertreten haben. Im Hinblick auf diesen Aufsatz ist in der Diss. das Anglistische jedoch nur berührt worden. In dieser Skizze andererseits kann das Biographische und die im engeren Sinne germanistische Tätigkeit nicht eingehender berücksichtigt werden. — Hinweise für diese Arbeit aus der mündl. Überlieferung verdanke ich den Herren Professoren Dr. Gustav Kirchner (Jena), Dr. Friedrich Schneider (Jena), Dr. L. L. Schücking (München) und Min.Rat. Friedrich Stier (Weimar).

[7] Als eine Ausnahme ist in jedem Fall eine Vorlesungsankündigung über Shakespeare 1810/11 von dem ao. Prof. Fahrenkrüger zu werten.

Am 1. Januar 1830 nahm Oscar Ludwig Bernhard Wolff (1799—1851) seine Tätigkeit in Jena auf. Der Weimarer Gymnasialprofessor hatte wahrscheinlich nach dem Tode (1829) des Universitätslektors für Französisch den Wunsch geäußert, dessen Stelle einzunehmen. So beantragte der Kurator beim Großherzog Carl-Friedrich Wolffs Ernennung. Da Carl Friedrich sich in Anbetracht der „ausgezeichneten Bildung des Prof. Wolff und der vorzüglichen Kenntnisse in neueren Sprachen einen wahren Gewinn für die Academie“ versprach [8], erfolgte, möglicherweise unter Mitwirkung Goethes, der an Wolffs Schicksal regen Anteil nahm, zu Beginn des WS 1829/30 die Ernennung zum ao. Professor für „die Literatur der lebenden Sprachen“. Wolff hat dieses mit 400, später mit 500 Talern im Jahr vergütete Amt — ab 1838 als ordentlicher Honorarprofessor — bis zu seinem Tode 1851 innegehabt. Durch ihn wurden nach dem Ende der klassischen Zeit Jenas (1805/6) die Studenten erstmalig wieder auf die neuere und neueste Literatur vom Katheder aus hingewiesen und damit zum Studium der Poesie überhaupt angeregt. Ein besonders hohes wissenschaftliches Niveau wird man, vom heutigen Standpunkt aus, seinen akademischen Veranstaltungen und seinen Publikationen allerdings nicht zubilligen können. Jedoch wirkte der lebendig-temperamentvolle, ganz vom Künstlerischen her bestimmte Dozent sehr anregend in dem sonst recht nüchtern und trocken gewordenen, meist nur noch unter dem Nützlichkeitsaspekt gesehenen Universitätsbetrieb. Wolff war ja auch nicht nur Gelehrter, sondern Dichter und Schriftsteller. Darüber hinaus ist er bekannt als Deutschlands erster und bedeutendster Improvisator.

Als Sproß eines großen Handelshauses, Enkel eines einflußreichen jüdischen Bankiers, war Wolff 1799 in der weltoffenen, republikanischen Handelsstadt Altona geboren worden. Die internationale freiheitliche Atmosphäre dieser Stadt hat er später in der Zeit der Restauration als Untertan eines kleinen deutschen Fürsten nicht genug rühmen können. Wolff war ungewöhnlich begabt und aufnahmefähig. So hat er sich während der Kinder- und Jugendjahre im Elternhaus spielend die Handelssprachen angeeignet und war mit deren Literatur vertraut gemacht worden. Von Anfang an zeigte er eine besondere Vorliebe für das Englische. Trotz seiner außerordentlichen Sprachbegabung widmete er sich zunächst — gemäß dem elterlichen Wunsch — dem Studium der Medizin. Erst nachdem er sich zum Arztberuf als nicht geeignet erkannt hatte, studierte er alte und neue Sprachen, Literaturgeschichte und Philosophie in Berlin und Kiel. Wenn das, was er, eingekleidet in eine unterhaltsame Geschichte, Ludwig

[8] Landesarchiv Meiningen R. 977 Bl. 8 f. Ministerial-Schreiben vom 17. VII. 1829.

Bechstein auf einer gemeinsamen Fahrt von Gotha nach Frankfurt 1835 erzählte, einen historisch echten Kern birgt, so ist Wolff während seines Kieler Studiums mit einem Freund für einige Zeit auf der britischen Insel (Schottland) gewesen[9], die er später niemals wiedergesehen hat.

Von 1821 bis 1825 war Wolff als Lehrer der neueren Sprachen in Hamburg angestellt. In diese Zeit fallen seine ersten nennenswerten Veröffentlichungen. Es sind Übersetzungen aus dem Englischen, darunter die „Auswahl aus dem Popular-Tales der Mary Edgeworth" (1823) und der Übersetzungsband „Englische Dichtungen" (1823). — 1825 wurde sein Talent als Improvisator erkannt. Er bildete diese in Deutschland sehr seltene Fähigkeit aus und trat im Herbst 1825 seine erste große, von überwältigendem Erfolg begleitete Kunstreise an. Sie führte ihn auch nach Weimar und damit zu Goethe. Eckermann und Wolff selbst (in seinen Lebenserinnerungen)[10] berichten über seinen Besuch im Haus am Frauenplan im Januar 1826. Goethe erkannte hier bei einer Improvisation sofort Größe und Grenzen von Wolffs Fähigkeiten; er gab dem Gast entsprechende Ratschläge, die, wie Wolff bemerkt, „den Nagel auf den Kopf trafen".

In der Weimarer Gesellschaft wurde der norddeutsche Künstler sehr freundlich aufgenommen. Diese Aufnahme bewog ihn, sich um eine Professur am Gymnasium zu bewerben. Carl August kam diesem Wunsch sehr gern entgegen, denn es schmeichelte ihm, den „poetischen Wundervogel", wie Goethe ihn nannte, „seinem Ilmathen einzuverleiben"[11].

Wolffs Tätigkeit als Lehrer für neuere Sprachen war sehr erfolgreich und wurde sogar vom Landtag anerkannt. Als Wolff Weimar verließ, brachten ihm die Schüler einen Fackelzug[12]. Neben dieser Schularbeit war Wolff literarisch nicht untätig. Vielmehr setzte eigentlich erst jetzt, nachdem er seinen Improvisatorenberuf aufgegeben hatte, seine überraschend umfangreiche Bücherproduktion — so muß man es beinahe nennen — ein: Dichtungen verschiedenster Art, Lexika, Grammatiken, Volksliedersammlungen und Anthologien der verschiedensten Länder und Zeiten, literarhistorische Werke und vor allem auch Übersetzungen. So umfaßt sein Schriftenverzeichnis alles in allem ca. 225 in Buchform erschienene Arbeiten. Diese Vielschreiberei erklärt sich ebenso sehr aus wirtschaftlichen Gründen wie aus dem Bedürfnis des Improvisators, sich

---

[9] Ludwig Bechstein: Die Reisetage. Aus meinem Leben. 2 Teile. (Mannheim 1836) S. 45 ff.

[10] Portraits und Genrebilder. (Kassel und Leipzig 1839). Die autobiographische Skizze geht nur bis 1826.

[11] Vgl. Briefwechsel Carl Augusts mit Goethe (Weimar 1863). I, 276 ff.

[12] Nach einer hs. Autobiographie Wolffs im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar (Sig. NZ).

auszusprechen; denn man hatte ihm als Staatsangestellten gemäß der in den thüringischen Staaten herrschenden kleinbürgerlichen Vorstellungswelt die öffentliche Ausübung seiner Kunst untersagt. Von seinen Veröffentlichungen interessieren hier nur diejenigen, die sich mit der englischen Sprache und Literatur beschäftigen. 1827 gab er ein „Lesebuch für Anfänger der englischen Sprache" heraus, 1828/31 eine metrische Übersetzung des englischen Textes von dem umfangreichen Buch „Das Theater der Hindus". Besonders Goethe bekundete „seine Teilnahme an dieser höchst interessanten Arbeit" [13].

Nach seiner Berufung an die „Großherzoglich- und Herzoglich-Sächsische Gesamtuniversität zu Jena" steigert sich die jährliche Zahl seiner Veröffentlichungen besonders in den 40er Jahren ständig. Von den hier interessierenden Büchern, die zur Verbreitung der Kenntnis der englischen Literatur nicht unwesentlich beitrugen, ist noch zu nennen: „The Poets of Great Britain from Chaucer to Bayly". Das Sammelwerk enthält eine Auswahl englischer Dichtungen in chronologischer Reihenfolge mit biographischen und literarischen Einleitungen zu den einzelnen Dichtern und den literaturgeschichtlichen Abschnitten. Es erlebte 1852 seine 3. Auflage. Das Buch ist ein Gegenstück zu Wolffs bekanntem und weitverbreitetem „Poetischen Hausschatz des deutschen Volkes" und dem Hausschatz der italienischen bzw. der französischen, der griechischen und der römischen Poesie. Methodisch ähnlich aufgebaut ist der drei Jahre später erschienene „Familien-Shakespeare" mit dem Untertitel: „Eine zusammenhängende Auswahl aus Shakespeares Werken in metrischer Übersetzung", ergänzt durch Einleitung, Anmerkungen und eine Biographie des Dichters. — Zahlreiche wenig bekannte, zum Teil erstmals übersetzte englische und schottische Volkslieder finden sich in den von Wolff veranstalteten Sammlungen: „Braga, Volkslieder in ihren ursprünglichen Melodien mit Klavierbegleitung" (14 Hefte 1835), in dem Anhang zu: „Proben altholländischer Volkslieder" (1832), in „Halle der Völker" (2 Bde 1837), und „Hausschatz der Volkspoesie" (1846, 3. Aufl. 1850) — alles Bücher, denen nicht zuletzt aus materiellen Erwägungen nach Art und Aufmachung eine weite Verbreitung zugedacht war. Diese Werke, denen entsprechende aus den romanischen Sprachen parallel gingen, trugen ihrem Autor die Ehrenmitgliedschaft der „Gesellschaft zur Verbreitung der Kenntnis der ausländischen Literatur" (Berlin) ein. Der Wert der lyrischen Übersetzungen Wolffs ist unterschiedlich. Sie halten

[13] Goethe, WA IV. Abt. XLV, 255 ff. Brief v. 25. 4. 1829. Die Briefe Goethes an Wolff sind — wohl nicht vollständig — nur im Konzept erhalten, denn Wolffs Nachlaß kam unter den Hammer; dadurch wurde auch die von ihm mit Hilfe seiner umfangreichen Korrespondenz angelegte Autographensammlung zerstreut.

meist die Mitte zwischen genauer Übertragung und Nachdichtung. Zuweilen tendieren sie mehr nach der einen, eher jedoch nach der anderen Seite, der freieren Behandlung des Stoffes.

1842/43 legte Wolff einen stattlichen Band vor mit dem Titel: „Das malerische und romantische Ausland. 1. Sektion. England und Wales." Von 1836—1840 gab er zusammen mit G. Schütz die Wochenschrift „The British Museum" heraus, enthaltend „a choice selection from the works of the most celebrated English authors". Essayistische Charakteristiken gibt Wolff u. a. auch von englischen Schriftsteller(inne)n in dem lesenswerten, mehrfach aufgelegten Buch „Portraits und Genrebilder" (1839). Eine Darstellung der englischen Gegenwartsliteratur findet sich in dem bei seinem Erscheinen viel beachteten Band „Die schöne Literatur Europas in der neuesten Zeit, dargestellt nach ihren bedeutendsten Erscheinungen" (1832). Das fast 700 Seiten starke Buch legt Zeugnis ab von Wolffs außerordentlich großer Belesenheit. Hervorgegangen ist das Werk aus Vorlesungen vor einem größeren privaten Kreis in Jena und dürfte das Material für ähnliche Kollegs an der Universität enthalten.

Wolff begann seine Vorlesungstätigkeit in Jena mit einem Kolleg über Goethes Faust vor über 200 Hörern[14]. Die akademische Behandlung dieses Themas und der Erfolg der Vorlesung zogen weite Kreise. So wurde Wolff, wie er am 8. X. 1831 an Goethe schreibt[15], von mehreren englischen Buchhändlern aufgefordert, „zusammen mit einem ... englischen Gelehrten (Rev. Dr. Symthe) das Drama ‚Faust' von Goethe mit einem englischen Kommentar herauszugeben." Eine derartige Publikation ist jedoch nicht nachweisbar. Vielleicht scheiterte sie an Goethes Einspruch, der Wolff gegenüber auf die Rechte Cottas am Faust brieflich hingewiesen hatte[16]. Dieses Angebot aus Jena brachte aber den Jenaer Literaturhistoriker in Verbindung mit englischen Verlegern und öffnete ihm die Zeitschrift „The Athenaeum" (London). Es entstand dadurch die Veröffentlichung: „Historical sketch of modern German Literature. 1785—1835. Reprinted from The Athenaeum" (Weimar 1835).

Das Schwergewicht von Wolffs akademischer Vertretung der englischen Literatur lag in kleinen, meist einstündigen Vorlesungen. Die großen Kollegs widmete er der deutschen Literatur oder der neueren europä-

[14] Um die Teilnehmerzahl und das damit zum Ausdruck gebrachte Interesse richtig beurteilen zu können, muß man wissen, daß vor Wolff nur das „Oberon"-Kolleg Reinholds im SS 1788 mit 400 Hörern und nach ihm erst wieder einzelne Kollegs während des 2. Weltkrieges in diesem Fachbereich eine höhere Teilnehmerzahl aufzuweisen hatten. Ferner: 1830 hatte die Universität 400 Studenten, im 2. Weltkrieg aber über 3000.
[15] Vgl. 'Eingegangene Briefe' Goethe- und Schiller-Archiv Weimar.
[16] Goethe, WA IV. Abt. XLIX, 116, Brief v. 15. X. 1831.

ischen Dichtung im allgemeinen, Veranstaltungen ähnlich der oben genannten Privatvorlesung, in der die englische Literatur einen großen Raum einnimmt. Ein zahlenmäßiger Vergleich der Ankündigungen aus dem Bereich der verschiedenen europäischen Literaturen zeigt, daß Wolff von den ausländischen auch hier die englische stark bevorzugte. Allerdings lag das Schwergewicht einseitig auf Shakespeare, was sehr bezeichnend ist für die Bewertung der englischen Dichtung in Deutschland bis beinahe zur Mitte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Interpretationen von 14 verschiedenen Shakespeareschen Dramen sind in 26 meist einstündigen Vorlesungen angezeigt. Jedoch dürften nicht alle diese Veranstaltungen zustande gekommen sein. Weiterhin hat er je einmal über Geschichte der englischen Literatur im 16. Jahrhundert und über „Werke, Zeit und Geist Shakespeares" gesprochen. Vorlesungsausarbeitungen oder Nachschriften sind nicht erhalten.

Wie wir aus manchen Zeugnissen wissen, waren Wolffs Vorlesungen sehr beliebt. „Sein Vortrag", so lautet ein zeitgenössisches Urteil, „war lebendig und rasch, durchwoben mit pikanten Einzelheiten" [17]. Er gehörte zu den ersten, die auf dem Katheder fast völlig frei sprachen, was ihm dank seines ungewöhnlichen Gedächtnisses möglich war, das ihm Gelesenes aller Wissensgebiete zum Teil bis in wörtliche Genauigkeit hinein aufbewahrte. So sind eine ganze Reihe von Jahren hindurch von ihm kräftige Impulse ausgegangen, und in der Zeit wirtschaftlicher und politischer Bedrückung war er mit aufopferungsbereiter Hingabe bemüht, die Studenten „zu den blühenden Auen der Dichtung hinzuführen" [18]. In den letzten Lebensjahren freilich sank sein Ansehen, weil seine Arbeiten den gestiegenen wissenschaftlichen Anforderungen nicht mehr genügten. Wolffs Schaffen war ja, wie betont, stark vom Künstlerischen her bestimmt. Wissenschaftliche Kleinarbeit, alles, was mit dem Begriff der Textphilologie zusammenhängt, hat ihm nie gelegen, ebenso wie das analysierende Verfahren in der Literaturwissenschaft, das von der klassischen Philologie übernommen worden war; beides hat er verabscheut und in einer geistreichen, aber zuweilen überscharfen Weise bekämpft. So fehlte aber seinen Darstellungen meist ein wirklich wissenschaftliches Fundament. Das mochte am Ende der synthetisch denkenden Goethezeit noch angehen, den neuen Anforderungen um die Jahrhundertmitte genügte es nicht mehr, Urteile vorwiegend nach subjektivem Ermessen zu fällen, (obwohl Wolff auf Grund seiner Belesenheit mit gutem Geschmack urteilte), Dichtungen inhaltlich wiederzugeben (wie dies auch mit Shake-

[17] Neuer Nekrolog der Deutschen, 29. Jg. (1851), 2. T. S. 742.

[18] Mit diesen Worten hatte Reinhold die Aufgabe akademischer Literaturvorlesungen in der ersten Stunde seines Oberon-Kollegs umrissen (s. S. 195 Anm. 14).

speares Dramen geschah), einige Hauptpersonen zu charakterisieren und das Werk in eine flüchtig gekennzeichnete Zeitsituation und den Lebensgang des Dichters hineinzustellen. Die Zeit dieser Literaturbetrachtung war abgelaufen, als er 1851 starb. —

Den sprachwissenschaftlich-grammatischen Teil des anglistischen Unterrichts hat Wolff wenig berücksichtigt; nur zweimal ist eine Grammatikvorlesung, die aber wohl nicht zustande kam, angezeigt. Allerdings war er jedes Semester bereit, Sprachunterricht in fast allen europäischen Sprachen (mit Ausnahme der slawischen) zu erteilen. Ob die Studenten hinsichtlich der englischen Sprache davon Gebrauch machten, läßt sich nicht feststellen. Es muß jedoch erwähnt werden, daß 1833 nach längerer Pause es notwendig schien, einen Lektor speziell für neuere Sprachen anzustellen. Es war also ein Bedarf vorhanden, den Wolffs Unterricht nicht hatte decken können. Vermutlich wurde dem Lektor besonders der Unterricht für Anfänger zugewiesen. Diese mühevollere Arbeit entsprach sowieso nicht dem rasch aufnehmenden und vorwärtsstürmenden Naturell des Improvisators.

Für die Erforschung der englischen Sprache ist während Wolffs Tätigkeit in Jena nichts geschehen, weder durch ihn noch durch andere. Das gilt auch noch für die zwei folgenden Jahrzehnte. Hatte auf anderen Universitäten — Bonn, Halle, Marburg, Göttingen und Tübingen — das Erscheinen von Jacob Grimms „Deutscher Grammatik“ die Anregung zur Erforschung des Englischen ausgelöst, so blieb die englische Sprachwissenschaft bis zum Eintritt von Eduard Sievers in Jena 1871 ein unbebautes Gebiet.

Mit Wolffs Tod 1851 wurde der Lehrstuhl für neuere Literatur aufgehoben. Der Grund ist in der mangelnden Aufgeschlossenheit der Fakultät gegenüber einer akademischen Vertretung der neueren Literatur überhaupt und in der für Jena charakteristischen Geldknappheit zu sehen. Aus dem Lehrstuhl Wolffs hätte sich organisch eine Fachvertretung für Anglistik, Romanistik und neuere deutsche Literatur entwickeln können. Alles dies war nunmehr für Jahrzehnte privater Initiative überlassen, abgesehen von dem Sprachunterricht, den die Lektoren erteilten.

Nach Wolff lehrte in Jena als Literaturhistoriker der Privatdozent und Titularprofessor Hermann Hettner von 1851—1855. Aus dem Gebiet der englischen Dichtung hat er zweimal ein Kolleg über „Calderon und Shakespeare“ angezeigt und einmal vor 57 Hörern gelesen. In einem großen, auch gedruckt erschienenen Vortrag behandelte er: „Robinson und die Robinsonaden“, in dem hauptsächlich Defoes Persönlichkeit und Werk charakterisiert wird. Die temperamentvoll-lebendige, teils pole-

mische Schrift: „Das moderne Drama"(1852) beschäftigt sich neben andern Dramatikern besonders eingehend mit Shakespeare und dem Wesen seiner Tragödien. Sie bezeugt, daß Hettner tief eingedrungen ist in die Kunst und Gedankenwelt des großen Briten und es mit bemerkenswertem Geschick verstanden hat, seine Anschauungen darüber darzustellen oder auch zu verteidigen. Unterstreichen wird man das Urteil noch, wenn man seine Studie über Hamlet gelesen hat, die erstmals 1854 erschien und in dem posthumen Sammelwerk „Kleine Studien" (1884) wieder abgedruckt, dort auch leicht zugänglich ist. — Die englische Dichtung umfaßten auch seine weitausgreifenden, geistesgeschichtlich aufgebauten Kollegs über die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, aus denen später, in Dresden, seine bekannte „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" herausgewachsen ist. Der erste Teil dieses Werkes, das auch heute noch in seiner Gesamtheit zu den besten Literaturgeschichten über diese Zeit zählt, ist in Jena abgeschlossen worden (1855, erschienen 1856). Er gibt u. a. eine geraffte, mit dem Hettner eigenen sprachlichen Geschick vorgetragene Darstellung der englischen Literatur von 1660—1770. Sie gehört nicht nur zu den ersten, sondern auch zu den bedeutendsten Versuchen, die Dichtung dieser Periode zu charakterisieren. Darüber hinaus ist es das einzige in Jena entstandene Werk von bleibendem Wert, das die englische Dichtung eines größeren Zeitraumes behandelt. — So darf man sagen, daß auch während Hettners sehr kurzer Jenaer Lehrtätigkeit die Studenten durch Charakterisierung der bedeutendsten Erscheinungen in Wort und Schrift Anleitung und Anregung zum Studium englischer Dichtung erhielten.

Wesentlich schlechter stand es mit der Berücksichtigung der englischen Literatur nach Hettners Weggang: Der Privatdozent Alexander Oliver Schnetger (1827—1881), der von 1855 bis 1862 die neuere deutsche Literaturgeschichte mit nur geringem Erfolg lehrte, dürfte in den wenigen Vorlesungen, die zustandekamen, der englischen Literatur nur am Rande in dem Kolleg „Geschichte des Dramas" gedacht haben, von dessen Inhalt wir nichts wissen. Als 1860 Kuno Fischer (1824—1907), Professor der Philosophie in Jena von 1856—1872, mit seinen literaturgeschichtlichen Vorlesungen und den nicht weniger bedeutenden Vorträgen im großen Saal des akademischen Gast- und Gesellschaftshauses „Zur Rose" (daher „Rosen-Vorträge") begann, hatte Schnetger keinen Wirkungskreis mehr und verließ die Universität.

Kuno Fischers Veranstaltungen auf literaturwissenschaftlichem Gebiet galten nur repräsentativen Erscheinungen der Literaturgeschichte

und der großen Dichtungen. Diese interpretierte er in meisterhafter Form. Geistvoll scharfsinnig war seine philosophisch-psychologische Analyse, wohlfundiert und treffsicher die vorgetragenen Ergebnisse. Dabei war jede einzelne Kollegstunde sorgfältig, oft bis ins Detail mimisch und rhetorisch vorbereitet. So blieb auch der Erfolg nicht aus. Kraft seiner Persönlichkeit, seines Könnens, nicht zuletzt seines rednerischen Geschicks sah man bald in Fischer den „Fürsten des Katheders“ [19], als der er dann, nur von wenigen anderen erreicht, in die Geschichte des deutschen Universitätslebens eingegangen ist.

Aber Kuno Fischer hat nur ‚das Große‘ angezogen. Dementsprechend las er auch nur über Lessing, Goethe, Schiller und über Shakespeare. Im WS 1866/67 und SS 1867 ist je eine zweistündige Vorlesung über „Shakespeares dramatische Kunst“ angezeigt. 92 Hörer hatten sich eingeschrieben, eine für Fischers Vorlesungen nicht übermäßig große Zahl, saßen doch in einem anderen Kolleg über die Hälfte der 350 Jenaer Studenten als eingeschriebene Hörer zu seinen Füßen. Dennoch ist diese Zahl doppelt bis dreifach höher als bei den Veranstaltungen Wolffs (abgesehen von dessen Faust-Kolleg) und Hettners (soweit sich dies jetzt noch ermitteln läßt).

Über den Inhalt der Shakespeare-Vorlesungen Fischers wissen wir nichts Näheres, da sein Nachlaß in der UB Heidelberg, der darüber Auskunft geben könnte, noch unbearbeitet ist. Aus der Formulierung des Themas kann man jedoch schließen, daß er in den Kollegs bei der Besprechung der einzelnen Dramen besonders einen Gedanken herausarbeitete, den er in einem im Druck wesentlich bereicherten 'Rosen-Vortrag' über Shakespeares Richard II. (1868) aufgezeigt hatte: Bei dem Engländer, der die Kunst der Charakterisierung wie kein anderer beherrscht, ist im Gegensatz zur Antike der individuell geprägte, nicht typisch-repräsentative Charakter das A und O jedes Dramas; denn aus dem Charakter fließen die Leidenschaften, die ihrerseits die Handlungen bestimmen. Shakespeares Dramen, so lautete Fischers Folgerung, müssen deshalb vom Charakter her erfaßt werden.

So anregend Fischers Vorlesungen auch gewesen sein mögen, es sind eben doch nur zwei Kollegs gewesen, die er der englischen Dichtung gewidmet hat. Es überrascht deshalb, wie relativ groß die Zahl der anglistischen Dissertationen ist, die bei ihm eingereicht wurden. 5 Dissertationen über Shakespeare wurden während Fischers literarhistorischer Lehrtätigkeit (1860/72) angenommen (von etwa doppelt so viel einge-

[19] So nannte ihn W. Windelband in seiner Gedächtnisrede (Heidelberg 1907) S. 6.

reichten), dagegen nur 2 Arbeiten aus dem Bereich der deutschen Literatur! —

Einen Tiefstand in der Geschichte der Vertretung der neueren Literatur in Jena überhaupt bezeichnen die Jahre nach Fischers Weggang 1872. Die neuere Dichtung wurde mehrere Jahre hindurch überhaupt nicht gelehrt. Ab 1876 allerdings zeigte der Historiker und Kuno Fischer-Schüler Arthur Böhtlingk (1849—1926) einzelne Vorlesungen aus dem Gebiet der deutschen Poesie an, die englische und romanische Dichtung aber blieb unberücksichtigt[20]. Als 1884 schließlich Berthold Litzmann (1857/1926) für neuere deutsche Literatur nach Jena berufen wurde, beschränkte er sich nur auf dieses Fach. Die Vertretung der deutschen Dichtung füllte ja auch durchaus die Arbeitskraft eines Mannes aus und ein Lehrstuhl für englische Philologie war noch nicht geschaffen worden. Das Ende des Jahrhunderts sollte herankommen, bis die neuere englische Dichtung überhaupt wieder im Jenaer akademischen Leben berücksichtigt wurde. In diesen 2½ Jahrzehnten von Kuno Fischers Weggang bis etwa zur Jahrhundertwende erlebte dafür die andere Disziplin der Anglistik, die altenglische Philologie und Sprachwissenschaft, in Forschung und Lehre eine gewisse Blütezeit. Für unsere Kenntnis der Geschichte der englischen Sprache wurde dabei Bedeutendes und Wegweisendes geleistet. Dieser Abschnitt ist gekennzeichnet durch die Namen: Eduard Sievers, Friedrich Kluge, Wilhelm Franz. (Schluß folgt).

[20] Erst Jahrzehnte später, während seiner Lehrtätigkeit in Karlsruhe, legte Böthlingk das drei Bände starke, umstrittene Werk „Shakespeare und unsere Klassiker“ (1909/10) vor, in dem er Lessing, Schiller und Goethe ganz in den Schatten Shakespeares stellte.

Spätmittelalterliche Klosterpredigten aus Nürnberg

von Peter Renner

Aus der Zeit des späten Mittelalters ist eine große Anzahl deutscher Predigten erhalten. In den seltensten Fällen jedoch handelt es sich hierbei um die Konzepte der Prediger selbst. Es sind in der Regel Nachschriften aus den Händen schreibfreudiger Nonnen. Die Aufzeichnungen erfolgten aus dem Gedächtnis nach dem Gottesdienst. Die Sermone wurden immer wieder abgeschrieben, in großen Sammelhandschriften zusammengefaßt, und scheinen eine beliebte Erbauungslektüre gewesen zu sein.

Im vergangenen Jahr tauchten in dem Wiener Antiquariat Heinrich Hinterberger einige alte Handschriften aus aufgelösten Privatsammlungen auf, unter ihnen ein Band mit frühneuhochdeutschen Predigten. der von den Nonnen des Nürnberger St.-Katharinen-Klosters geschrieben wurde. Er befindet sich nun in der Eis'schen Sammlung unter den Nummern 114 bis 116.

Der Kodex hat kleinstes Format, 8:10,5 cm und enthielt ursprünglich 26 Lagen groben Papiers von wechselndem Umfang mit insgesamt 362 Blättern. Von den 26 Lagen sind 20 im ursprünglichen Einband verblieben (Hs. 114, 259 Bl.). Zwei weitere, einst hinter Blatt 142 gelegen, und noch einmal vier hinter Blatt 259 sind herausgenommen, neu gebunden und laufen unter den Nummern Hs. 116 (23 Bl.) und Hs. 115 (80 Bl.).

Hs. 114 ist in einen weichen, gelben Schweinslederumschlag mit übergreifendem Hinterdeckel und braunem, am Rücken aufgenähten Lederstreifen gebunden. Auf der Vorderseite sind zwei rote Schweinslederstückchen befestigt, von denen ursprünglich Bänder zum Verschnüren des Buches ausgingen. An den Blättern sind hier und da ebenfalls kleine Schnüre befestigt, wahrscheinlich um das Auffinden einer Stelle zu erleichtern. Das Papier enthält Wasserzeichen, ähnlich wie Briquet Nr. 3882 und Nr. 2454/55.

Höhe und Breite der einzelnen Blätter ist verschieden; mittlere Größe ist etwa 7,5:10 cm. Auch der Schriftspiegel, meist durch je zwei senkrecht und waagerecht mit Tinte gezogene Linien eingeteilt, ist ungleichmäßig. Die Seiten sind eng beschrieben. Oft finden sich am Rande Anmerkungen, Korrekturen und Zusätze. Der Text ist mit einer braunen bis schwarzen Tinte geschrieben, Überschriften, Namen und Initialen teilweise rot oder rot unterstrichen. Mehrere Blätter, meist am Ende der Lagen, einmal sogar ein ganzes Blattbüschel, sind unbeschrieben.

An der Handschrift haben mehrere Schreiberinnen gearbeitet. Aber nur eine tritt namentlich hervor: Auf Bl. 14 v nennt sie sich in einem Gebet Gertrawtt[1]. Es ist wahrscheinlich jene Gerdraut Teczlin, die nach

---

[1] Hs. 114, 14v: O sih mich Gertrawtt an, dy allergrosten sunderin.

Würfel 1503 starb[2] und die Fries als fleißige Schreiberin aufführt[3]. Sonst fehlt jedoch jeder direkte Hinweis auf das Kloster, in dem das Werk entstand.

Wir können annehmen daß wir es mit einem von den Schwestern gemeinschaftlich angelegten Sammelwerk für die eigene Bibliothek zu tun haben. Solche großen Bände wurden aus mehreren kleineren Schriften verschiedener Herkunft zusammengebunden. Der Katalog der Klosterbibliothek führt bei den größeren Werken genau auf, welche Teile eines Buches von den Schwestern in das Kloster gebracht wurden, was aus Stiftungen stammte oder von den Insassinnen selbst geschrieben wurde[4].

Aus dem St. Katharinenkloster in Nürnberg sind zwei Bibliothekskataloge erhalten. Der eine enthält die Bücher, die sich im persönlichen Besitz der Nonnen befanden, 113 an der Zahl, der andere die ungefähr 350 Bände, die dem Konvent gehörten. Der erste wurde nach Paul Ruf zwischen 1451 und 1457, der zweite zwischen 1455 und 1461 angelegt[5]. Einige wenige Nachträge, besonders im Hauptkatalog, reichen fast bis zur Jahrhundertwende. Obwohl in beiden mehrere Sammelwerke mit Predigten und geistlichen Traktaten angeführt sind, läßt sich unsere Handschrift darin nirgends nachweisen. Dies ist auch ganz natürlich: Das Buch ist, wie die Datierungen der Predigten zeigen, wesentlich später entstanden und unter den Nachträgen sind nur die wichtigsten Werke aufgenommen worden.

Aus der Handschrift selbst erfahren wir nichts über den Zeitpunkt ihrer Entstehung. Aus den Explicitphrasen der Predigten läßt sich dieser jedoch ungefähr angeben. Wir werden auf die letzten drei Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts verwiesen. Das jüngste Datum ist 1498[6], das älteste 1472[7]. Die Sammelhandschrift wurde aus verschiedenen Teilen zusammengebunden[8]. Da aber in diesen Einzelschriften nicht immer eine streng chronologische Reihenfolge herrscht, müssen wir damit rechnen, daß eine Abschrift vorliegt. Dies gilt vor allem für die Blätter 167 bis 176, die später von einer Hand mit älteren Predigten beschrieben wurden. Der größte Teil der Schrift hat während der in Frage kommenden Jahre von 1472 bis 1492 in Abständen immer wieder Stücke aufgenommen. Hs. 115 ist wahrscheinlich erst kurz vor der Jahrhundertwende entstanden.

---

[2] A. Würfel, Totenkalender des St. Katharina-Klosters (1769) S. 22 *XV Kal. apr. 1503 obiit Gerdraut Teczlin.*

[3] Walter Fries, Kirche und Kloster zu St. Katharina in Nürnberg, Mittlg. d. Vereins f. Gesch. d. Stadt Nürnberg 25 (1924) S. 52 u. S. 137.

[4] Der Katalog der Klosterbibliothek ist ediert in: Mittelalterliche Bibliothekskataloge in Deutschland und in der Schweiz III, 3, 3 bearb. v. Paul Ruf (1939).

[5] Bibliothekskataloge a. a. O. III, 3, 3 S. 570 und S. 597.

[6] Hs. 115, 59r.

[7] Hs. 114, 192r.

[8] Vgl. hierzu die Folge der Datierungen in den Handschriften: Bl. 39r—112r Predigten von 1476 bis 1485 in chronologischer Reihenfolge. Es folgt Hs. 116 (ursprünglich nach Bl. 142) mit Predigten von 1477/78. Bl. 145r—178v Predigten von 1476 bis 1492; einige chronologische Unstimmigkeiten in der Zeit von 1481 bis 1484. Bl. 192r—253v Predigten von 1472 bis 1492 in chronologischer Reihenfolge. Hs. 115 (ursprünglich hinter Bl. 259) hat die Datierung 1498.

Die Sprache widerspricht nicht der Annahme, daß das Werk in Nürnberg entstanden sei. Laut- und Formenstand weisen ausnahmslos auf dieses Gebiet hin.

Neben den Predigten enthält die Handschrift vor allem geistliche Traktate, Lehrsprüche der Kirchenväter und eine große Anzahl von Gebeten. Die Nonnen haben in diesen Erbauungsbüchern all das zusammengetragen, was ihnen an geistlichen Stoffen bekannt war. Fast alle Traktate und auch ein Teil der Predigten sind namenlos. Da es sich nur um Nachschriften und kurze Zusammenfassungen handelt, ist es nicht möglich, die namenlosen Stücke einem bestimmten Theologen zuzuschreiben. Unsere Mitteilung beschränkt sich deshalb ausschließlich auf die Predigten, deren Verfasser genannt ist.

Die 45 Predigten unserer Handschrift wurden zum größten Teil von Dominikanern des Nürnberger Männerkonvents gehalten und zwar vor den Dominikanerinnen des dortigen St. Katharinenklosters, denen wir die Überlieferung verdanken. Die Mönche waren mit dem Seelsorgeamt in St. Katharina betraut. In den Explicitphrasen der Predigten werden sie bisweilen *„unser lieber peichtvater"* [9] oder auch *„prior und leßmeister zu den predigern"* [10] genannt.

Die Prediger

Johannes von Kirchslag (auch *Kirschlach, de Kirchslag* und ohne Ortsadverb) tritt als Prediger 1473 zum ersten Male in Erscheinung. Damals war er noch *„vast junck"* [11]. 1476 und 1477 nennen ihn die Nonnen von St. Katharina *„vater Jhs Kirchslag"*, 1478 *„leßmeister"* [12]. 1486 wurde er im Predigerkonvent Prior [13] und später auch Beichtvater im Katharinenkloster [14]. Nach Würfel starb er am 2. Oktober 1494 [15].

Die neugefundene Handschrift enthält von Johannes von Kirchslag 7 vollständige Predigten und eine kleine Sammlung von Sentenzen der Kirchenväter aus den Jahren 1476 (1), 1477 (1), 1478 (2) und 1486 (1). Zwei Predigten und die Sentenzen sind undatiert. Johannes von Kirchslags Sermone atmen durchweg den Geist der Spätscholastik. Er liebt wie die meisten seiner Zeitgenossen die Einteilungen. Oftmals beschränken sich seine Predigten nur darauf, eine Aufzählung zu geben: Die 6 Grade der Güte Gottes [16], die 7 Gaben des heiligen Geists [17], oder die 14 Arten der Buße [18]. Am Tag der heiligen Dreifaltigkeit hält er eine Marienpredigt, in der er ausführlich darlegt, was Gott der Vater, der Sohn und der Heilige Geist der Jungfrau an Ehren zukommen ließen [19] und am

---

[9] Hs. 114, 111v.
[10] Hs. 114, 212r.
[11] P. Gabriel M. Löhr O. P., Aus spätmittelalterlichen Klosterpredigten, Zs. f. schweiz. Kirchengesch. 38 (1944) S. 119.
[12] Hs. 114, 39r, 96r, Hs. 116, 19v.
[13] Löhr a. a. O. S. 119.
[14] Fries a. a. O. S. 43.
[15] Würfel a. a. O. S. 44: *VI kal. oct. obiit Frater Johannes de Kirchslagk, confessor huius domus 1494.*
[16] Hs. 116, 19v.
[17] Hs. 114, 96r.
[18] Hs. 114, 165r.
[19] Hs. 114, 39r.

St.-Barbara-Tag erzählt er die Legende der Heiligen[20]. Die Sermone des Johannes von Kirchslag wirken dogmatisch-trocken. Sie sind nüchtern gehalten, wollen eher belehren und unterrichten als erbauen und erzählen. Seine Aussagen stützt der Prediger durch Sentenzen maßgebender Kirchenlehrer. Er nennt Thomas von Aquin, Bernhard von Clairvaux, Anselm von Canterbury, Albertus Magnus, den Pseudo-Dionysius, Ambrosius u. a. Eigentlich mystische Züge enthalten seine Predigten nicht.

Peter Kirchslag (auch *Kirchschlach, Kyrschlach)* ist wesentlich älter als Johannes. Ob die beiden miteinander verwandt sind, läßt sich nicht feststellen. Schon vor 1461 nennt der Katalog des Klosters Peter *„erwirdig pater prior"*[21]. 1466 taucht er in Köln, 1468 in Mainz auf, wo er zwei Klöster seines Ordens reformiert. 1473 erscheint er wieder im Nürnberger Konvent als Prior[22].

Unsere Handschrift enthält eine Predigt, die im Jahr 1472 *„der vater prior gepredigt hat"*[23]. Darauf folgt eine des *„vater vycaryer Peter Kyrschlach"* aus dem Jahr 1476, die von der gleichen Hand zur gleichen Zeit niedergeschrieben wurde. Es ist durchaus möglich, daß die erste aus dem Jahr 1472 ebenfalls von Peter Kirchslag stammt, da er vor seinem Aufenthalt am Rhein schon Prior gewesen war und zur Zeit der Niederschrift dieses Amt wieder bekleidete. Der Prior aus dem Jahre 1472 wäre 1476 auch sicher namentlich genannt worden, während man dies bei dem zur Zeit amtierenden nicht unbedingt für nötig hielt. Wir können also annehmen, daß Peter Kirchslag schon 1472 wieder in Nürnberg Prior war.

1474 wurde er Vikar der oberdeutschen Ordensprovinz. Unsere Predigten bezeugen ihn bis 1478. Ein letztes Mal erscheint er in einer Ordensangelegenheit im Jahre 1479[24].

Bisher war Peter Kirchslag nur als Verfasser lateinischer Predigten bekannt. Er hatte diese in einem Buch zusammengefaßt, das der Beichtvater des Katharinenklosters Heinrich Haß unter dem Titel *„ein puch von XII sterben und einem volkomen wurckenden leben"* ins Deutsche übertrug[25]. Dieses Buch muß schon vor 1461 entstanden sein, da es im Katalog aufgenommen ist.

Die vorliegende Handschrift enthält 5 Predigten Kirchslags aus den Jahren 1472 (1), 1476 (2) und 1478 (1). Eine ist undatiert. Die Schreiberinnen nennen ihn *„vater vicary"*, *„vater prior"* und einmal *„prior und leßmeister"*.

Auch Peter Kirchslag liebt die Aufzählung und das Zahlenspiel. Er rechnet aus, wieviel Jahre, Wochen, Tage und Stunden Jesus und Maria gelebt haben[26], er nennt die 9 Grade der wahren Demut, die 5 Bedingungen zur Märtyrernachfolge[27] usw. Interessant ist die Predigt von den

---

[20] Hs. 114, 177v.

[21] Bibliothekskatalog a. a. O. S. 627.

[22] Friedrich Bock, Das Nürnberger Predigerkloster, Mittlg. d. Vereins f. Gesch. d. Stadt Nürnberg 25 (1924) S. 173 f. Der Aufsatz enthält ein Verzeichnis aller bisher hervorgetretenen Mönche des Klosters.

[23] Hs. 114, 192r.

[24] Bock a. a. O. S. 173 f.

[25] Bibliothekskatalog a. a. O. S. 627.

[26] Hs. 114, 194.

[27] Hs. 114, 195r.

XII Sterben, der Bedeutung der XII Sterne, die Johannes in der Apokalypse sah (nach Beda), dem ganz vollkommenen Grund und den XII Bedingungen eines vollkommenen Lebens[28]. Peter Kirchslag hat hier den Stoff seines Sammelbandes wieder aufgegriffen, um ihn vorzutragen. Es ist eine ars moriendi und eine ars vivendi in kürzester Form. Das Zwischenstück, die Deutung der 12 Sterne der Apokalypse, geschieht auch im Hinblick auf die menschlichen Tugenden.

Neben den ganz allgemein gehaltenen Sermonen stehen solche, die ausdrücklich auf das Fest des Tages oder auf das jeweilige Evangelium Bezug nehmen. Am Tage Mariae Himmelfahrt spricht er von der Auserwähltheit und der himmlischen Schönheit der Gottesmutter, und Ostern 1478, am Kirchweihfest des Katharinenklosters, beginnt er mit dem Evangelium von der Einkehr Jesu in das Haus des Zachäus (Lk. 19, 1—10)[29].

In Peter Kirchslags Predigten liegt das Hauptgewicht auf der Behandlung praktisch-theologischer Probleme. Immer wieder tauchen die Fragen nach dem rechten Leben, nach der wahren Demut, den menschlichen Kardinaltugenden auf. Mystik enthalten diese Predigten nicht.

Johannes Diemar war bisher nur aus einigen Predigtauszügen bekannt[30]. Der Sprache nach stammte er aus Bayern. Im Verzeichnis Bocks fehlt er.

Unsere Handschrift enthält von ihm vier umfangreiche Predigten. In drei Stücken aus dem Jahre 1476 wird er *„vater supprior“* genannt, 1478 *„wirdiger vater“*. Wir können demnach annehmen, daß er dem Nürnberger Predigerkonvent angehörte und dort im Jahre 1476 das Amt des Subpriors bekleidete.

Auf Bl. 53 r der Handschrift beginnt eine Predigt, die über 60 Seiten geht und im Titel die Bemerkung trägt *„ein matery die gepredigt hat der erwirdige vater Johannes Diemar supprior und er ving sie in dem 76 jar an“*. Die ungewöhnliche Länge, die Bezeichnung *„matery“* und die Datierung *„er ving sie in dem 76 jar an“* läßt darauf schließen, daß es sich nicht um eine einzige Predigt handelt, sondern um ein großes Thema, über das Diemar in mehreren Gottesdiensten sprach. Es erörtert die verschiedenen Beweger der menschlichen Seele, Gott, die Natur und die Sinnlichkeit. Eine Marienpredigt auf Bl. 145 trägt das gleiche Datum wie die des Priors Peter Kirchslag (Mariae Himmelfahrt 1476). Die anderen beiden Sermone kreisen um die heilige Dreifaltigkeit und das Problem von Glauben und Wissen.

Jorg Haß steht vor einer kurzen Bemerkung über die Todsünde auf Blatt 85 r. Vielleicht ist es die kürzeste Zusammenfassung einer Predigt. Jorg Haß ist wahrscheinlich nicht identisch mit dem Beichtvater und Kirchslag-Übersetzer Heinrich Haß, sondern mit dem bei Bock verzeichneten Georg Haß, der 1473 als Besitzer von Büchern genannt wird[31].

Friedrich Stromer aus der berühmten Nürnberger Patrizierfamilie erscheint in den Annalen des Klosters zum ersten Male 1473, wo er Bücher

---

28 Hs. 114, 160v.
29 Hs. 114, 212r.
30 Verfasserlexikon I, 414 (W. Stammler).
31 Bock a. a. O. S. 184 Nr. 93.

taxiert[32]. 1483 wurde er Prior. Dieses Amt kann er jedoch längstens nur bis 1486 innegehabt haben, da dann Johannes von Kirchslag folgte. Im gleichen Jahr trägt er auch den Titel *„des provincials gemeiner vicarier einer“* [33].

In unserer Handschrift ist Friedrich Stromer mit 9 Predigten aus den Jahren 1476 (1), 1477 (2), 1482 (2), 1483 (1) und 1484 (2) vertreten. Eine ist undatiert. Die Schreiberinnen nennen ihn 1476 *„vater“*, 1477 und 1482 *„lesmeister“* und 1484 *„prior und lesmeister“*.

Stromers Sermone haben fast ausschließlich das gleiche Gepräge wie die seiner Zeitgenossen. Er wirft eine dogmatische Frage auf, um sie dann, auf einen Kirchenlehrer gestützt, zu beantworten[34]. Die Hauptautoritäten bei ihm sind Thomas von Aquin und Bernhard von Clairvaux. Neben sie treten Hugo von St. Viktor und Augustinus. Bei seinen Aufzählungen gebraucht er gerne Vergleiche und Bilder. Er nennt 12 Brunnen, daraus alle Lehrer trinken[35], 12 Früchte des Heiligen Geists[36], 12 Früchte des geistlichen Standes[37] usw. Einmal erzählt er ein Märlein von einem alten Juden, der sich taufen ließ und dadurch Vergebung seiner Sünden und Gnade vor Gott erlangte[38].

In zwei seiner Predigten sind Reste mystischer Gedankengänge greifbar[39]. Er kennt das mystische Schema der drei Stufen zur Vollkommenheit. Die Menschen teilt er ein in die *„anvahenden“*, die *„zu nemenden“* und die *„volkomen“*. Je 5 Zeichen bei den beiden ersten und 10 bei den letzten zeigen, ob Gott den Menschen liebt. Wir spüren aber, daß es dem Prediger nicht mehr um das Erlebnis der „unio mystica“ geht, sondern daß er nur mechanisch mit den übernommenen Begriffen laboriert.

Johannes Weyg ist 1481 und 1482 als Insasse des Nürnberger Predigerklosters belegt. Aus den Jahren 1480 und 1481 sind in der Hs. 114 von ihm zwei Predigten überliefert. Die eine kommentiert die Stelle Hiob II, 9, die andere spricht über die Freude der Engel und der heiligen Dreifaltigkeit über den Büßer. 1481 wird er *„vater Johannes Weyg, zu der selben zeit kursser“* genannt[40]. Das Amt des *„kurssers“* (cursor) ist eine Vorstufe zu dem des *„leßmeisters“* (lector).

Johannes Auer. Am Schluß des „Pfaffen mit der Schnur“ in einer zwischen 1470 und 1480 in Passau entstandenen Handschrift stellt sich der Schreiber als *„meister Hanns Awer“* vor[41]. Ob dieser mit dem Johannes Auer unserer Handschrift identisch ist, ist zweifelhaft. Unser Prediger war Geistlicher und der Titel *„meister“* weist im allgemeinen nicht auf einen Kleriker. Hs. 114 enthält von ihm eine Predigt über die Gerechtigkeit und die 7 Ursachen der menschlichen Sündhaftigkeit.

---

[32] Bock a. a. O. S. 184 Nr. 94.
[33] Löhr a. a. O. S. 206.
[34] Hs. 114, 176v, 177r.
[35] Hs. 116, 7v.
[36] Hs. 114, 167v.
[37] Hs. 114, 171v.
[38] Hs. 114, 172v.
[39] Hs. 114, 174r, Hs. 116, 16r.
[40] Hs. 114, 169r.
[41] Verfasserlexikon I, 152 (Niewöhner).

Johannes Lock wurde an Ostern 1485 Beichtvater der Nonnen von St. Katharina. Vorher war er *„leßmeister“*[42]. Nach Würfel starb er am 14. Mai 1494[43].

Bisher sind 9 Predigten aus der Zeit von 1484 bis 1487 von ihm bekannt geworden. Hs. 114 enthält 3, die er in den Jahren 1481/82, 1484 und 1485 hielt. Das Thema der ersten, von Hoffart und Demut, wurde von Advent 1481 bis nach Ostern 1482 in mehreren Gottesdiensten erörtert[44]. Die zweite zählt die vier Zeichen einer guten Absicht auf und die dritte stellt eine Betrachtung über den Bibeltext zu Beginn des Kirchenjahres an.

Locks Predigten sind im Grunde farblose theologische Vorträge. Von Allegorien oder Märlein, die die Sermone seiner Mitbrüder ab und zu aufhellen, macht er keinen Gebrauch.

Johannes Müleysen (meist *Muleysen* geschrieben) war bisher nur als Verfasser zweier Predigten aus den Jahren 1484 und 1485 bekannt[45]. Unsere Handschrift überliefert insgesamt fünf; zwei aus dem Jahre 1484, eine von 1492 und zwei undatierte. Er wird immer nur *„vater“* genannt.

Müleysens Predigten kreisen um die gleichen Probleme wie die seiner Zeitgenossen. Er spricht von der Demut, vom Beichten und von der Frömmigkeit ganz im Geiste der Scholastik. Trotzdem wirken sie nicht trocken und leblos. Er liebt allegorische Bilder und lockert den Vortrag immer wieder durch kleine illustrative Märlein auf. Christus ist ein *„elicher gesponß“* (Gatte) der *„muter der heiligen cristenheit“* und er hat sie *„am crewz geelicht und vermechelt“*. Die Menschen sind alle *„panckhart und uneliche Kinder gocz“*[46]. Am 4. Pfingstfeiertag 1492 erzählt er seinen Zuhörerinnen von Sokrates, der wegen seiner Behauptung, die Sonne sei nur ein heißer Stein, von den Heiden gesteinigt wurde[47]. Am Johannistage 1492 predigt er über die Geschichte von Johannes und Salome (Mt. 14, 1—12)[48]. Seine Sermone gehören zu den farbigsten und schönsten der Sammlung.

Johannes Kursser war bisher völlig unbekannt. Der Zuname bezeichnet wahrscheinlich das Amt des Predigers (cursor). Seine Predigt auf Bl. 165 v—166 v malt realistisch und in satten Farben die 15 Arten der höllischen Pein.

Johannes Prausser (*prawsser*), von den Nonnen *„vater“* genannt, erscheint in unserer Handschrift auch zum ersten Male. *„An der kirchweih am herbst anno domini 1481 jar“* hielt er eine Predigt, in der er die Frage aufwarf, *„war umb got unaußsprechlichen ist allen creaturen“*[49].

Friedrich Schober ist bereits mit einer Predigt in der Hs. Zürich D 231 vom Jahre 1482 hervorgetreten[50]. Eine zweite aus dem folgenden

---

[42] Löhr a. a. O. S. 43.
[43] Würfel a. a. O. S. 11: *XIX kal. iun. obiit Frater Johannes Lock, confessor huius domus LXXXXIIII.*
[44] Hs. 114, 224v.
[45] Löhr a. a. O. S. 35.
[46] Hs. 116, 3v ff.
[47] Hs. 114, 178v.
[48] Hs. 114, 251v.
[49] Hs. 114, 170r.
[50] Löhr a. a. O. S. 35.

Jahr enthält Hs. 114 auf Bl. 175 r. In beiden wird er *„kurser"* (cursor) genannt. Die neue Predigt erörtert die Frage und Antwort des Thomas von Aquin, *„war umb unser her muß erscheinen einem yden menschen, er sey heid, jud, krist oder keczer"*.

Hermann aus Metunia, bisher noch nicht hervorgetreten, wird als *„leßmeister zu Coln"* vorgestellt[51]. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Dominikaner des Kölner Konvents, der entweder ganz nach Nürnberg versetzt worden war, oder sich auf einer Besuchs- oder Inspektionsreise befand. Zwischen den Dominikanern beider Städte bestanden enge Beziehungen: Von Nürnberg aus wurde unter Peter Kirchslags Leitung 1466 das Frauenkloster St. Gertraud in Köln reformiert[52]. Für die Annahme, daß Bruder Hermann aus Metunia nur auf einer Dienst- oder Inspektionsreise war, würde die Tatsache sprechen, daß der Prior des Kölner Kloster, Jakob Sprenger, der Verfasser des „Hexenhammers", 1481 zum *generalis fidei inquisitor* ernannt worden war und in seinem Machtbereich streng über Zucht und Ordnung wachte.

Hermann aus Metunia hielt die Predigt im Katharinenkloster in der Zeit zwischen 1481 und 1484. Er beginnt unter der Fragestellung, warum Gott Mensch geworden sei, von den Werken Jesu zu sprechen, wendet sich aber immer wieder praktisch-theologischen Fragen zu. Der Predigtstil ist lebhaft, anschaulich und frisch. Das übermäßige Zitieren und das Aufzählen wird vermieden. Zur Illustration seines Vortrags erzählt er das Märlein vom alten Juden. Einige Male redet er seine Zuhörerinnen persönlich mit *„ir"* an. Dies ist, wenn man die hier überlieferten Sermone insgesamt betrachtet, eine Ausnahme.

Johannes Zollner. Hs. D 231 in Zürich enthält von ihm 3 Predigten aus der Zeit von 1483 bis 1485. Unser Kodex überliefert unter seinem Namen eine weitere aus dem Jahr 1484. Sie spricht im üblichen Tonfall von der edlen Tugend der Demut. Albertus Magnus und Augustinus werden als Autoritäten angeführt.

Jakob Sprenger. Auf Bl. 249 v. der Handschrift steht, in roten Lettern geschrieben, die Phrase: *„Jakob Sprenger in dem sermon, den er uns thet (da er) im 92 jar an unser frawen visitacio tag nach der predigt."* Hier stellt sich zuerst die Frage, ob dieser Jakob Sprenger mit dem Verfasser des „Hexenhammers" identisch ist. Die Predigt gibt keinen weiteren Anhaltspunkt.

Der Autor widerlegt zuerst die Behauptung des Aristoteles, daß man den leiblichen Vater mehr lieben müsse als die Mutter. Dann kommentiert er unter Bezugnahme auf Thomas von Aquin das Evangelium am Tag Mariae Heimsuchung (Lk. 1,39—56).

Für den Verfasser des „Hexenhammers" sprechen mehrere Überlegungen: Jakob Sprenger (1436—1495) war seit 1475 Professor an der Universität Köln und seit 1478 auch Prior im dortigen Dominikanerkonvent. Die engen Beziehungen zwischen den Dominikanern beider Städte wurden oben schon kurz erwähnt. 1488 wurde er zum Provinzial seines Ordens für die Provinz Teutonia gewählt. Mit diesem Amt hatte er die Oberaufsicht über sämtliche deutsche Dominikanerklöster übernommen.

---

[51] Hs. 114, 232r.

[52] Bock a. a. O. S. 174.

Wir wissen, daß er sich mit allen seinen Kräften für die Befolgung der strengen Observanz einsetzte und viel auf Reisen war. Die hier überlieferte Predigt ist wahrscheinlich bei einem Besuch in Nürnberg auf einer solchen Inspektionsreise entstanden[53].

Henlein. Auf Bl. 59r der Hs. 115 stehen über einer Seite ohne jede Beziehung zum Text die Worte *„98 henlein geprediget"*. Der zusammenhängende Text beginnt fünf Seiten vorher (56v) unter dem Titel *„dz sint etliche schonne gepet vom sacrament"*, und endet auf Seite 59v. Es ist denkbar, daß die Nonnen die Gebete oder Teile davon von Henlein gehört und in ihre Sammlung aufgenommen haben. In den Annalen des Predigerklosters ist ein Johann Heinlein von 1502—1515 belegt[54].

Texte

Im folgenden Teil soll eine Übersicht mit Bruchstücken und Auszügen einiger Predigten gegeben werden. Leider können nur einige wenige vollständig erscheinen. Die Texte werden so wiedergegeben, wie sie vorliegen. Abkürzungen sind aufgelöst; Fehler, besonders die im Lateinischen, bleiben stehen. Mit Ausnahme der Satzanfänge und der Namen ist durchweg Kleinschreibung eingeführt. Die Interpunktion ist modern.

Hs. 114: f. 39r—42r Johannes von Kirchslag
Maria und die heilige Dreifaltigkeit.

Dißе predig von unser lieben frawen dy hat getan der vater Johannes von Kirchslag an trinitas im 76 jar. Optimam partem elegit.

f. 42r—46r Peter Kirchslag
Die himmlische Schönheit und Auserwähltheit Mariae.

Diße predig von der erwirdigen muter gocz dy hat getan unser wirdiger vater vicary Peter Kirchslag an unser frawen tag assumpcio jm 76 jar. Quis es iste etc. Wer ist dy, dy her fur gett als dy auffsteygent morgenrott, schon als der mon, außwelt als dy sunn.

f. 53r—83v Johannes Diemar
Gott, Natur und die Sinnlichkeit als Beweger der menschlichen Seele.

Ein matery, die gepredigt hat der erwirdige vater Johannes Diemar supprior und er ving sie in dem 76 jar an.

f. 84v—85r Johannes von Kirchslag
Sentenzen der Kirchenväter.

f. 85r Jorg Haß
Über die Todsünde.

---

[53] Über Jakob Sprenger s. ADB XXXV S. 303; Verfasserlexikon V, Sp. 1062 — 1064; G. Löhr, Die Kölner Dominikanerschule vom 14. bis zum 16. Jahrhundert (1948) S. 103 ff.

[54] Bock a. a. O. S. 176 f.

Hs. 114: f. 96r—101v Johannes von Kirchslag
Die 7 Gaben des Heiligen Geists.
Diß nach geschriben hat der vater Johannes Kirchslag, leßmeyster gepredig dy 4 pingstag ym 1478 yar. Es sint siberley eygenschaft des fewrs und dy hat er zu geeygent den 7 gaben des heiligen geists...

f. 104v Friedrich Stromer
Von den Umständen des Gebets.
Frydericy Stromer, leßmeister hatt diß gepredigt von den umbstentten des gepetz.

f. 106r Johannes Weyg
Von Hiob.
Vermerck jn dem wortt, als dy fraw zu Job sprach: Benedic deo, gesegen got und stirb. Diß wortt legt auß und verstett dy heilig geschrift vermaledic, dz ist fluch got und stirb. Dz ist dy gloß aller lerer uber diße wortt. Johannes Weyg hatt dz gepredigt jm 80 jar.

f. 110r—111r Johannes Auer
Von der Gerechtigkeit und den 7 Ursachen der menschlichen Sündhaftigkeit.
Johannes Auer an St. Egydius tag hat dicz gepredigt jm 1484 jar.

f. 111v—112r Johannes Lock
Das Evangelium zu Beginn des Kirchenjahres.
Dicz hat unser lieber peichtvater Johannes Lock, leßmeister am 1. suntag jm advent jm 85 jar gepredigt.

f. 145r—147v Johannes Diemar
Die Auserwähltheit Mariae.
Ein schone predig von der sussen muter Maria die gepredigt hat der vater Johannes Diemar supprior an dem fest assumppcionis in dem 76 jar. (O)ptimam partem elegit Maria etc. [55].

f. 147v—149r Friedrich Stromer
Die Gottesliebe.
(D)iliges dominum deum tuum etc. [56]. (D)u solt liep haben den herren deinen gott auß ganczem deinem herczen etc. (149r) Die predig hat gepredigt der vater Fricz Stromer an dem kirchweich tag ym 76 jar.

f. 149v Johannes Müleysen
Von der Demut.

f. 159v—160r Johannes von Kirchslag
Die heiligen 3 Könige.
Ein schone predig von unser frawen. Sy gingen ein in dz hauß und funden dz kint und Maria sein muter. (160r) Johanes Kirschlach.

---

[55] O fehlt — Platz für Initiale frei gelassen.
[56] D fehlt — Platz für Initiale.

Hs. 114: f. 160v—164v Peter Kirchslag
Die 12 Sterben und das vollkommene Leben.

Dz sint XII sterben dy der vater vicary Peter Kirchschlach gepredigt hat... (162r) Dz sint XII stuck oder stern als betewt wirt pey dem kron, dy sant Johannes sach in apocalypse als dy Beda der erwi[rdi]g lerer seczt... (162v) Der gancz volkumen grunt eins volkumen lebens... (163v) Dy XII stuck dinen zu einem volkumen leben... (164r) Was dy wurckung sey der heiligen engel.

f. 165r—165v Johannes von Kirchslag
Wie wir büßen sollen.

Wy wir unser puß thun schuln, dz sy got angenem werde. (165v) Der Johanes Kirchslag gepred.

f. 165v—166v Johannes Kursser
Die 15 Arten der höllischen Pein.

Es sint sunderlich xvley pein in der hell. Die 1. uberige unaußspr[ech]liche hißcz. Dy 2. unaußsprechliche kelte, aber nit, dz eins das ander lesch oder trost. Das 3. ist (ist) vinsternuß als dz sy nit sehen (den) newr dy dinck dy sy peinigen. (166r) Das 4. dz dy hell ist mit in der erden [dar] umb dz sy dester ferer sey von got. Das 5. an der naßen unaussprechliche pein. Dz 6. auch am mund. Das 7. auch an dem horen. Das 8. dz sy gepunden sint an allen gelidern. Das 9. an den augen, unt weinen nit, dz sy kunnen zecher vergissen, dz dz ist an dem weinen, sy verflußen sust gar pald. Aber dy pein dy in dem weinen ist haben sy unaußsprechlich, spricht St. Thomas de Aquin. Dz 10. dz sy auch ewiglich in der hell mußen sein. Das 11. dz sy auch ein sunderliche pein haben fur dy IIII morgen gab, dy got gibt den selligen. (166v.) Dy 1. ist clarheit, fur dy mußten dy unseligen haben ewige finsternuß. Die 2. ist subtillikeit, fur dy wirt in gegeben swerheit. Dy 3. ist behendikeit, fur dy mußen sy nemen gevangenheit. Die 4. freyheit wo sy wollen, da mugen sy hin kumen, fur dy werden dy unseligen gepunden in dem grundt der hell. Die 12. ist dz sy auch für dy sunderlichen kronlein mußen ein nemen sunderlichen pein, welch dy selben solten hy gehabt haben. Dy 13. ewige scheidung von got. Das 14. ewige geselschaft der teuffel. Die 15. yren ewigen nagenten wurm, dz sy als wol heten mugen selig werden. Johannes Kursser.

f. 167v—168r Friedrich Stromer
Die 12 Früchte des Heiligen Geistes.

Diß her nach geschribene stucklein hat der Fridrich Stromer gepredigt anno domini 1482 jn der vasten. Dz sint dy 12 frucht des heiligen geistcz.

Hs. 114: f. 169r—169v Johannes Weyg
Die Freude der Engel und der heiligen Dreifaltigkeit über den Büßer.

Diß her nach geschriben hat der vater Johannes Weyg zu der selben zeit kursser gepredigt an aller engel tag anno domini 1481 jar.

f. 170r—170v Johannes Prausser
Die Unaussprechlichkeit Gottes.

Diß hat der vater Johannes Prawsser gepredigt anno domini 1481 jar an der kirchweih am herbst. Ein frag war umb got unaußsprechlichen ist allen creaturn . . .

f. 170v—173r Friedrich Stromer
Die ewige Liebe Gottes und die 12 Früchte des geistlichen Standes.

Dy predig hat getan der vater Fryderice Stromer, leßmeister an Sant Sebolcz tag im lxxxii jar. Thomas unser heiliger (171r) vater der spricht, dz got alle dinck liebt ewiglichen... (171v) Unser heiliger vater Sant Thomas seczt dy 12 frucht des geistlichen stantes...
Das Märlein vom getauften Juden:
(172v) Anthoninus, der ein großer lerer prediger ordens ist gewest, schreibt dicz exempel: Es was ein alter jud, der ließ sich tauffen und wartt ein kristen, und nach dem wartt er ein geistlicher munch und hielt sich wol. Da der sterben solt, da kamen dy teuffel und an clagten jn zum ersten von der suntt wegen, dy er hett ge[tan], ee er getauft wartt. Dar uber antwurt Michael der heilig engel, sprechent, jm sint sein suntt all vergeben mit schultt und pen, da er getauft ist worden. Da clagten dy teuffel dy suntt, uber jn, dy er nach der tauff getan hett. Dz verantwurtt aber Sant Michael und sprach: In seiner profeß sint jm alle sein sunt, schult und pen nachgelaßen und vergeben. Nach dem clagtten dy teuffel dy suntt uber jn, dy er nach der profeß jm closter getan hett. Da sprach Sant Michael: So sint seiner (173r) gutten werck dar gegen auch als vil, dy sy jm von gott wol mugen vergeben und nach gelaßen werden. Und also wartt er sellig.

f. 174r—174v Friedrich Stromer
Die 12 Pforten zum ewigen Leben.

Stromer hat dz gepredigt an Sant Sebaldus tag 1483 jar. Hugo de St. Victore der lertt 12 portten zum ewigen leben.

f. 174v—175r Johannes Lock
Die 4 Zeichen einer guten Absicht.

Oriegenis seczt 4 worttzeichen oder bewerung einer gutten meinung. (175r) Das helff uns allen got Amen hat der vater Johannes Lock, leßmeister gepredigt am sunttag ixx als man dy verpunden zeitt an hebt jm 84 jar.

Hs. 114: f. 175r Friedrich Schober
Von der Erscheinung des Herrn.

Der vater Fridericy Schober zu der zeitt kurser, der predigt dz 83 jar an andern ostertag. Thomas unser vater der fragt, war umb unser her muß erscheinen einem yden menschen, er sey heid, jud, krist oder keczer...

f. 175v—176v Johannes Müleysen
Vom Beichten.

Diß dz her nach stett hat gepredigt der vater Johannes Muleyßen am ersten suntag jn der vasten jm 84 jar und etlich mer tag darnach piß nach ostern etc.
Unser heiliger vater St. Thomas und Bonaventura und etlich mer lerer, dy seczen 20 ursach, war umb eins sein peichten nit hilft...

f. 176v—177r Friedrich Stromer
Der Ablaß am Johannistag.

Der Fryderice Stromer, zw der zeitt prior und leßmeister hat dicz her nach geschriben gepredigt an St. Johannes bapt. tag und der was an der octava unsers herren fronleichnam jm 84 jar. Vom applaz...

f. 177r—177v Friedrich Stromer
Vom eigenen Willen.

Fryderice Stromer hatt dicz gepredigt da er prior was am 14. suntag nach der trinitas jm 1484 jar. Pernhardus spricht: Dicz ist eygner wil, der wil, der got und den menschen nit gemein ist...

f. 177v—178v Johannes von Kirchslag
Die Legende der heiligen Barbara.

Der wirdig vater Johannes de Kirchslag zu der zeit prior und leßmeister predigt dicz an St. Barbara tag jm 86 jar.
Die sellig junckfraw St. Barbara, als jr lengere legent sagt, so hieß sie den tempel, den jr vater bestelt hett seinen aptgotten zu pawen mit solcher untterscheidt machen: Mitten scholt er weitt sein und scholt zw ab seytten haben. Dz betewttet nach jrer meinung, dz ein einiger got wer, der aller ding gewaltig wer. Dz betewt dz selbig weit in mittel. Dy zw abseytten betewtten dz dem selben waren got wirt da gedint in wurcken und besewchlichem leben. Und III venster, die ob allen andern venstern an hoh, groß und weitt gegen den auffgang der sunnen wern, dy zu bedewtten die heilige dryvaltigkeit, die da (178r) alle dinck erlewchten wer. Von den venstern allein sagt jr kurcze legent. Nw merck etwas von jrer großen marter. Ir vater, zum ersten slug er sie selber mit rymen oder adern und hieß sie durch die gancze stat nacket zychen. Do zu preyttet sich jr schonnes hor und bedeckt allen jrn leib. Dar nach richt er sich mit guttem an sie. Da dz nicht halff, zoch er sein swertt auß und wolt sie ertodt haben. Do thet sich die mawrn auff und empfing

Hs. 114: sie. Aber der ein hirtt verriett sie, als jr gemeine legent sagt. Do sie jr vater vantt, zoch er sie pey dem har vom perg und slug sie ser und antwurtt sie dem richter. Der hieß sie auch grewlichen ser slahen mit adern also dz all ir leib verwuntt wart und die selben wunden mit heren tuchern zu reyben und in kercker stoßen. Do trostet sie unser herr etc. Dar nach hieß er sie pey den fußen auff hencken und mit kewllen allen jrn leib zu reyßen und jn jr wunden fewrig fackeln, pusch oder sam lampen an allen jrn (178v) leib halten und zu dießem jr hawbt mit einem hamer zu slahen, dz jr dz plut zu mundt, naßen, augen und oren auß ging. Dar nach must sie auff scharpffe ploße swert gen, und nach dem allen todt sie jr eygner vater. Dz wir durch jr gepet zu ewigem vater land [finden], des helff uns got. Amen.

f. 178v Johannes Müleysen
Von Sokrates.

Muleyssen geprediget am 4. pfingstfeyrtag jm 92 jar. Socrotes was ein heyden und hoch geleret untter den philosophen. Er saget den heyden, dy dy sunnen und ander creaturn an petten, dz dy sunn kein got wer, sie wer newert ein heysser warmer stern. Dar umb wurden dy andern heyden so zornyg, dz sie in mit steynnen zu todt wurffen, und dy vernuft erlanget er allein auß der naturlichen vernufti- (hier bricht der Text ab).

f. 192r—194v Peter Kirchslag
Die Gärten, in denen die andächtige Seele den Herrn Jesu empfängt.

Ein predig, dy der vater prior gepredigt hat an St.-Katrina tag jm lxxii jar.

f. 195r—197r Peter Kirchslag
Die 5 Wege zur Märtyrernachfolge und die 9 Grade der rechten Demut.

Durch dise 5 stuck wirt der mensch geleicht den martyrn, die ir plut durch got vergossen haben... (195v) Dz sint 9 grad der rechten waren demutikeit, die do seczt St. Benedictus... (197r) Peter Kyrschlach vater vycaryer gepredigt jm 76 jar.

f. 199r—206r Johannes Diemar
Der Tag der heiligen Dreifaltigkeit.

War umb auff ist geseczt der tag der heiligen dryvaltikeit... (206r) ... und ist gepredigt worden an der heiligen dryvaltikeit tag in dem 76 jar von dem vater Johannes Diemar supprior.

f. 209r—212r Johannes von Kirchslag
Die Seligkeit.

Ein frag, was selikeit dem leib wir, so er zu der sel wider umb kumpt... (209v) Auß den 4 dingen entpfecht und entspringt den seligen ewige er und frewd... (212r) Diß hat der vater Johannes Kirchslag ym 77 jar gepredigt an aller heiligen tag.

Hs. 114: f. 212r—224r Peter Kirchslag
Was ist Demut?

Diße schone, her nach geschribene predig hat getan unser lieber vater vicary Peter Kirchslag, prior und leßmeister zu den predigern anno domini 1478 jar an der kirchweich zu ostern. (212v) Er ist abgestygen eylend und hat in entpfangen in sein hawß frolichen ... so wirt uns durch dz l zu erkennen geben eygenlich demuttigkeit und dz in dem wort: Er ist abgestygen. Nu was ist aber demuttikeit?

f. 224v—232r Johannes Lock
Hoffart und Demut.

Diße her nach geschriben matery von der edeln tugent der demutikeit, dy hat gepredigt der vater Johannes Lock, leßmeister, und er ving sy an jm 1481 jar jm advent und dar nach jn der vasten und nach ostern volpracht er sy etc. Der demutikeit is nott allen menschen...

f. 232r—237v Hermann aus Metunia
Von den Werken Jesu.

Von den wercken Jesu Christi hat dz gepredigt pruder Herman us Metunia, der leßmeister was zu Coln. Verbum caro etc. Ein frag, was nucz uns da von kam, dz gott mensch wartt...

f. 247v—249v Johannes Zollner
Von der Demut.

Johannes Zollner hatt dz gepredigt am 5. sunttag nach der trinitas jm 84 jar. Magnus Albertus der lertt uns, was demuttiung oder demuttikeitt ist...

f. 249v—251v Jakob Sprenger
Vater- und Mutterliebe; Mariae Heimsuchung.

Jacob Sprenger in dem sermon, den er uns thet (da er) jm 92 jar an unser frawen visitacio tag nach der predig.
Dy frag war umb wir unsern leiplichen vater von natur mer schuldig sint lieb zu haben, dann unser leipliche muter. Aristotoles, der antwurt hyer zu und spricht, dz es dar umb ist, wann ein kint im muterlychen leib dz, dz es hat von der muter, dz ist newrt dy mattery als dz fleisch. Aber schol dz selbyg fleysch kopf, augen, nassen, dz gancz angesicht, hentt und fuß haben, und alle (250r) gelydemaß haben, dz hat es von dem vater, ya an dz werck des vaters so blyb es sust newert ein slechtes fleisch yn muterlychem leib. Aber von des warckens wegen des vaters, so gewint es alle vorgemelte glydmaß, wann dy materlych sach ist der muter werck. Aber dy formlich sach, also dz dy selbyg mattery, dy dy muter darzugibt ein menschlyche gestalt hab, dz ist des vaters schult und seines werckes nucz, und also der ursach halben, so sey wir den vater mer schuldig lieb zu haben, dann dy muter. Aber des (250v) halben, dz dy muter dz kint lang muß tragen in yrem leib, mit grossen smerczen gepern, mit großer mw und arweytt erzychen und ernern, und dz dz kint an der muter ernst und fleiß gancz verdurb und nicht zu kreften

Hs. 114: mocht pracht werden, scholt es allein des vaters hilff, trost oder pey stant haben, des selbygen halben so ist es dy muter mer schuldyg lieb zu haben, dann den vater, und also ist diesse frag verantwurt. Thomas unser h. vater, der sprichet, dz unser herr mit St. Johannes baptisten, da die geperin gottes zu ym kam dissensyret, (251r) als da man mit einer geschickten personn zu pristerlychem ampt vor xxiiii jarn dissensyret und ee zu prister weyhet, ee dy geordneten vor gemeltten jar kumen. Also gab got dyssem kindlein auch gancze vernuft, also dz es im mutterlychen leib auf knyet auff seine knyelein, seine hentlein auf hub und seinen got, herren und schopfer begeret an zu petten und zu ern. Und dz was uber naturlychen auß der ful der gnaden, dy Marie uber alle creaturliche volkomenheit het. Auß dem selben uberfluß und auß dem ewygen vorgeordentten rat der h. dryvalttigkeit in dem (251v) beslossen was, dz Johannes der tauffer, der vor lawffer Christi scholt sein, auß dem kom ym dy besunder unverdynt gnadt, dz er mit ganczer vernuft erkant [seinen] waren got und schopfer verporgen untter dem junckfrewlychen herczen Marie. Amen.

f. 251v—253v Johannes Muleysen
Johannes der Täufer.

An Johannes baptisten tag jm 92 jar hat diß geprediget Johannes Muleyssen. Pari lucernam Christo meo spricht do jn der person got des hymelyschen vaters dy vorgemeltten wort, dy zu teuschcz also sprechen: Bereyt hab ich dy lucern meinem Christo. Dz ist, mit sunderlychen gnaden hab ich bereytt dy prynnentte lucern Johancz, dz er ein vorlauffer und tauffer Christo, meines allerliebsten (252r) suns schol sein, und dz hat er getrewlych getan, also dz in got besunders geert hat in seinem leben, sterben und nach seinem todt, als man genungsamyglychen von ym vindt geschryben in der h. geschrift. Besunders so ist dz gar ein mercklyches, dz ym got zu ern thet, als dz unsellyg verflucht weib Herodes mit falschheit erlanget irn ungetrewen willen, auß dem sie dz h. unschuldig hawbt Johannes wolt haben. Als denn sagt dy ystori des h. ewangeliums, und do ir dz h. hawbt St. Johannes wart, da spyllet sie oft mit dem und spottet und treczet und hunnet (252v) dz oft mit yrem unreynnen teuffellyschen mundt, und zoch dz auff yren schoß, umb mit solchen unsellygen wortten [zu sprechen]: ‚Eya du zung, die mich von meynnem allerliebsten pullen Herodes getryben wolt haben, jch hab dich doch, du kanst doch dz nymermer getun. Du pist mir doch worden.‘ Und dicz unsellyg spyl treyb sie also oft, vil und manygvalttiglychen, also dz dz got nit lenger mocht, noch wolt leyden, und verhenget einesmals, da sie dz h. hawbt aber in vorgesprochner weyß auff yrem schoß het, dz dz h. hochwirdig hawbt St. Johannes seinen munt auff thet und [r]ettet oder pließ sie an. Zu hant starb sie, und fwr jn (253r) dy hel. Da nympt sie yrn lon in ewigkeit ein, umb ir posse valsche lieb. Vor dem behut uns der parmherczyg got. Amen.

Hs. 115: f. 56v—59v Henlein
Gebet beim Empfang des Sakraments.
Dz sint etliche schonne gepet vom sacrament... (59r am Rand): 98 Henlein geprediget.

Hs. 116: f. 3v—5v Johannes Müleysen
Die Kirche und die frommen vollkommenen Menschen.
(5v) Diß ist gepredigt von dem vater Johannes Müleysen.

f. 5v—15v Friedrich Stromer
Die Seele des Menschen, eine von Gott entzündete Laterne und die 12 Brunnen der Welt.
(15v) Diß hat gepredigt der vater Friderice Stromer, lesmeyster ym 77 yar an Sant Sebaldus tag.

f. 16r—17r Friedrich Stromer
Die Zeichen der anfangenden, zunehmenden und vollkommenen Menschen.
(16r) Dz sint v zeichen, da pey die anvahenden menschen mugen mercken, ob sie in der lieb gocz sint...
(16r) Dz sint v zeichen der zu nemenden menschen, da pey sie mugen mercken, das sie in der lieb gocz zu nemen...
(16v) Dz sint x zeichen in der volkomen menschen, da pey sie mercken mugen, dz sie in der lieb gocz sint, v ynere und v eusere...
(17r) An Sant Egydius tag hat dz der vater Fridrich Stromer ym 77 yar gepredigt.

f. 18v—19r Johannes Diemar
Glauben und Wissen.
(19r) Diß ist der grunt einer predig des wirdigen vaters Johannes Diemar ym 1478 jar.

f. 19v—21r Johannes von Kirchslag
Die 6 Grade der Güte Gottes.
Dz sint 6 grad der guttet gocz, dy er uns beweist hat, und dy hat gepredigt der vater Johannes Kirchslag, leßmeister ym 1478 an unsers herren fronleichnams tag.

Henry Adams

Ein Forschungsbericht 1918—1958[1]

von Bernhard Fabian

Wenige Gestalten der amerikanischen Geistesgeschichte haben während des vergangenen Jahrzehnts das Interesse von Forschung und Kritik so nachhaltig auf sich gelenkt wie Henry Adams (1838—1918). Er findet als Historiker, Geschichtstheoretiker, Zeitkritiker und Romancier in fast gleicher Weise Beachtung und gilt als einer der vielseitigsten und anregendsten Autoren seiner Zeit. Alle Bemühungen um ein ideengeschichtliches oder literarisches Verständnis des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts führen in den Vereinigten Staaten zwangsläufig zu einer Auseinandersetzung mit dieser komplexen und faszinierenden Erscheinung, die auf eigentümliche Art an der Problematik beider Jahrhunderte teilzuhaben scheint. Sein Einfluß und seine Bedeutung sind seit der Freigabe des Hauptwerkes (1918) beständig gewachsen, und die Gegenwart erkennt in ihm einen ebenso originellen wie dynamischen Geist, der sich bislang mit charakteristischer Unabhängigkeit einer eindeutigen Zuordnung entzogen hat.

Die augenblickliche Wertschätzung von Henry Adams beruht in nicht geringem Maße auf der zwielichtigen und ungeklärten Gegenwartssituation, die er in ihrer politischen Konstellation und in ihrer geistigen Bedrängnis mit erstaunlichen Prognosen vorwegnahm. Sein Denken wider seine Zeit, das sich in einer spezifischen Reaktion auf die formenden Kräfte des zeitgenössischen Amerika aussprach, ist zu einem unverwechselbaren Element einer ganzen Epoche geworden, nachdem sein Gedankengut in langsamer Assimilation mit der geistigen Tradition seines Landes verschmolzen ist. Seither hat Henry Adams eine neue, repräsentative Bedeutung erlangt, die man in eindringender Untersuchung von Werk und Persönlichkeit zu erschließen versucht[2].

---

[1] Die Anmerkungen dürften nahezu die gesamten Veröffentlichungen über Adams enthalten. Viele frühe Arbeiten mußten sehr gedrängt behandelt werden. Titel, die mir nicht vorgelegen haben, sind mit * gekennzeichnet. Abkürzungen: AHR = American Historical Review; AL = American Literature; NEQ = New England Quarterly; NY = New York; UP = University Press.

[2] Über Adams' Werke orientiert bibliographisch: Joseph Blanck, Bibliography of American Literature, (Yale UP, 1955), Bd. I S. 1—11; weiterhin: Adams, Henry Adams [Anm. 24], S. 213—229; Samuels, The Young Henry Adams [Anm. 38], S. 313—321 (The Writings of Henry Adams, 1855—1877); Hume, Runaway Star [Anm. 80], S. 245—252 (Bibliography I und II); * H. N. M. Winton, A Bibliography of the Works by and about Henry Adams (1838—1918), mschr. Ms. Stanford University Library. Eine

Vom Gegenstand her gesehen, erklärt sich dieses doppelte Interesse aus der Tatsache, daß Adams' interessantestes Werk, *The Education of Henry Adams,* autobiographische Züge trägt. Die enge und in ihrer Art einmalige Verbindung von biographischem Bericht mit Zeitkritik und geschichtstheoretischer Spekulation setzt für jede fundierte Interpretation dieses für den Amerikaner klassischen Buches eine ausgebreitete Kenntnis der Lebensgeschichte des Autors voraus. Schon frühe Gesamtwürdigungen haben vom Biographischen her einen Zugang zu seiner Gedankenwelt gesucht, und mit fortschreitender Differenzierung der Forschung ist die Erarbeitung der biographischen Grundlagen zu einer eigenen Aufgabe geworden. Den wohl spürbarsten Anstoß dazu hat der von Anfang an vorgebrachte Zweifel an der faktischen Verläßlichkeit und inneren Richtigkeit der *Education* als Autobiographie gegeben. Die langsam durchdringende Erkenntnis, daß sich in der Diskrepanz zwischen Selbstdarstellung und biographischer Realität eine Absicht des Autors bekundet, hat zu einem Wandel in der Auffassung der *Education* und zu einer besonderen Problemstellung für die Biographie geführt. Es scheint daher angemessen, von hier den Ausgang zu nehmen.

Der biographischen Forschung steht als erste Quellengrundlage ein vergleichsweise umfangreiches Briefwerk zur Verfügung, das sich auf eine Vielzahl von Adressaten verteilt. Den Auftakt zu seiner Veröffentlichung bildete eine zweibändige Sammlung, in der W. C. Ford 1920 unter dem Titel *A Cycle of Adams Letters* die Korrespondenz zwischen Charles Francis Adams und seinen Söhnen für die Zeit des Bürgerkrieges vereinigte [3]. Obwohl Henrys Briefe nicht im Vordergrund stehen, schließen sich seine Berichte aus London, wohin er seinem Vater als Privatsekretär gefolgt war, doch zu einem aufschlußreichen Zeugnis für diesen durch vielfältige Einflüsse bestimmten Abschnitt seines Lebens zusammen. Fast jeder Brief läßt die reichen Möglichkeiten erkennen, die in ihm angelegt waren, und sehr früh zeigen sich bestimmte Charakterzüge, die fast allen Interpreten des späten Adams Schwierigkeiten bereitet haben. Die Rätsel,

---

kleine bibliographische Ergänzung bringt F. De Wolfe Miller, Identification of Contributors to the North American Review under Lowell, Studies in Bibliography 6 (1954), S. 222. — Die Sekundärliteratur verzeichnen: Blanck (s. o.) in Auszügen: Walter F. Taylor, History of American Letters (NY 1936), S. 568—569; Robert E. Spiller (ed.), Literary History of the United States (NY 1948), Bd. III S. 373—377; Hume, Runaway Star, S. 252—265 (Bibliography III); Zeitschriftenliteratur bei Lewis Leary, Articles on American Literature, (Duke UP 1954), 2. Aufl., S. 3—6; Dissertationen bei Hume S. 264 f. (Bibliography, IV) und James Woodress, Dissertations in American Literature 1891—1955 (Duke UP 1957), S. 3. — Eine gute, aber nicht vollständige bibliographie raisonnée gibt Jordy, Henry Adams: Scientific Historian [Anm. 93], S. 291—304; einen begrenzten Literaturbericht: Preuschen, Das Problem... [Anm. 181], S. 9—19.

[3] Worthington Chauncey Ford (ed.), A Cycle of Adams Letters, 1861—1865 (Boston und NY, Houghton Mifflin, 1920), 2 Bde.; [xv] + 298; 281 S. — Vgl. auch Ford, The Adams Family, Quarterly Review 237 (1922) S. 298—312.

die er noch heute der Forschung aufgibt, versuchte Mabel Hooper La-Farge, eine Verwandte seiner Frau, klären zu helfen, als sie im gleichen Jahr persönliche Erinnerungen zusammen mit einigen Briefen aus der Zeit zwischen 1890 und 1918 der Öffentlichkeit übergab[4]. Diese anspruchslose Sammlung lenkte nicht nur den Blick auf weniger zugängliche Seiten der vielgestaltigen Persönlichkeit, sondern übte überdies einen bemerkenswerten Einfluß durch die Publikation des posthumen und seither häufig beachteten „Prayer to the Virgin of Chartres" aus, das hier als „intended last word" (S. 26) des späten Adams angesprochen wurde.

Henry Adams' Wandlungsfähigkeit in der Einstellung auf den Briefpartner und seine zeitweilig große Offenheit in der Selbstdarstellung (der allerdings eine zur höchsten Entfaltung gebrachte Ironie des späten Adams gegenübersteht) machen fast jeden neu entdeckten Brief zu einem aufschlußreichen Dokument. Der Wert der erhaltenen Briefwechsel erhöht sich dadurch, daß Adams nach dem Tode seiner Frau (Dezember 1885) die seit 1854 geführten Tagebücher und viele von Korrespondenten zurückgeforderte Briefe vernichtete[5]. So kam den in Zeitschriftenbeiträgen der zwanziger Jahre zugänglich gewordenen kleinen Sammlungen[6] erhebliches Gewicht zu, bis W. C. Ford 1930 den ersten Band der *Letters of Henry Adams* vorlegte. Er umfaßt die Zeit von 1858 bis 1891, während ein acht Jahre später folgender zweiter Band die Altersbriefe brachte[7]. Die im Auftrage von Charles Francis Adams Jr. (Henrys Bruder) vorbereitete Ausgabe unterscheidet sich in der Editionstechnik nicht von dem *Cycle of Adams Letters*: Sie ist sorgfältig, aber nicht kritisch, und die Einleitungen sind kaum von Belang[8]. Abgesehen von der willkürlichen Auswahl des Materials liegt der Hauptnachteil in der

---

[4] Letters to a Niece and Prayer to the Virgin of Chartres: By Henry Adams: With a Niece's Memories: By Mabel LaFarge (London, Constable, 1920). viii + 134 S.; (auch: *Boston, Houghton Mifflin, 1920). Die Erinnerungen unter dem Titel Henry Adams: A Niece's Memories in Yale Review 9 (1920) S. 271—285. Dazu: Henry Dwight Sedgwick, Yale Review 10 (1921) S. 643—650. Weiterhin: *dies., Henry Adams, Commonweal 18 (1933) S. 74—75, wahrscheinlich im Anschluß an Adams [Anm. 24].

[5] Vgl. Ford [Anm. 7], Bd. I, S. vi und Samuels [Anm. 38], S. x.

[6] Albert S. Cook, Six Letters of Henry Adams, Yale Review 10 (1920) S. 131—140; ders., Three Letters of Henry Adams, Pacific Review 2 (1921) S. 273—275; *Edward H. Davis, Letters and Comment (Four Letters of Henry Adams), Yale Review 11 (1921) S. 218—221; *Frederick Bliss Luquiens, Seventeen Letters of Henry Adams, Yale Review 10 (1920) S. 111—140; *James Ford Rhodes, Henry Adams, '58, Harvard Graduates' Magazine 24 (1917—1918); Henry Adams and Garibaldi [Briefe vom 9. und 15. Juni 1860, urspr. im Boston Courier], AHR 25 (1919/1920) S. 241—255. Vgl. auch Hume, Runaway Star [Anm. 80], S. 250—252.

[7] Letters of Henry Adams I: 1858—1892 (Boston, Houghton Mifflin, 1930), [vii] + 552 S.; II: 1892—1918 (1938) x + 672 S. Rezensionen: *Robert Morss Lovett, New Republic 64 (22. Okt. 1930) S. 268—270. Stewart Mitchell, NEQ 4 (1931) S. 563—568; Robert E. Spiller, AL 11 (1939/1940) S. 471—473. Gegen solche Auffassungen steht Levenson [Anm. 139], S. 10 Anm.

Kürzung vieler Briefe. Streichungen waren vielleicht damals aus persönlichen Gründen unvermeidlich; aber Ford hat doch wohl, wie R. E. Spiller im Anschluß an den zweiten Band bemerkte, die historisch und politisch bedeutsamen Partien allzu sehr auf Kosten des persönlich, philosophisch und literarisch Interessanten in den Vordergrund gerückt. Auch die knappe Kommentierung läßt, besonders vom heutigen Forschungsstand her, zu wünschen übrig, so daß die Ausgabe wohl als grundlegend, nicht aber als abschließend bezeichnet werden kann.

Seit Fords Edition, die chronologisch wie thematisch die gesamte Korrespondenz umspannt, ist mehrfach auf den hohen literarischen Rang der Adams-Briefe hingewiesen worden. R. A. Hume hat ihnen einen eigenen Abschnitt in seiner Einführung in das Gesamtwerk[9] gewidmet und ihre Sonderstellung innerhalb des bewußt kultivierten Briefwerks der Familie Adams durch die Feststellung unterstrichen: „They establish their author as probably the foremost epistolarian in American literature" (S. 150). Der von N. Arvin im Vorwort zu einer Neuauswahl[10] gezogene Vergleich zu Horace Walpole läßt erkennen, welche Kategorien für die angemessene Beurteilung einer Korrespondenz herangezogen werden müssen, die sich als intimer Kommentar zum amerikanischen 19. Jahrhundert auf eine Stufe mit dem Tagebuch von John Quincy Adams stellen läßt. Neben den Chronisten, der die historische Atmosphäre meisterhaft einzufangen versteht, wird man mit Hume und Arvin den Reiseschilderer stellen, der dichterisches Empfinden mit psychologischem Scharfblick vereint. Auch für Arvins Auswahlband ist, selbst wenn einige Aspekte unberücksichtigt bleiben, die Funktion der Briefe als Spiegel für die geistige Entwicklung der beherrschende Gesichtspunkt:

> „What one gets in the letters, and fails to get in the *Education*, is the whole process by which Henry Adams moved from the great Unitarian synthesis of his fathers — from its pure, cold, arid, eighteenth-century rationality and optimism — to the mechanistic catastrophism with which he ended" (S. XXV).

Dieser Prozeß läßt sich erst allmählich ermessen, und es ist ungewiß, ob wir bereits die rechte Perspektive für seine Beurteilung gewonnen

---

[8] Butterfield, The Adams Papers [Anm. 20], S. 66: „... Mr. Adams engaged Mr. Worthington C. Ford to serve the family as well as the [Mass. Hist.] Society as editor and thus to exploit such parts of the papers as Adams himself was not working with. Over the years that followed, Ford published a number of volumes of rather arbitrarily selected materials relating to all four generations."

[9] Hume, Runaway Star [Anm. 80], S. 150—164.

[10] The Selected Letters of Henry Adams, edited with an Introduction by Newton Arvin (NY, Farrar, Straus and Young, 1951), xxxiv + 279 S. (Great Letter Series). Rezensionen: Daniel Aaron, Henry Adams: The Public and Private View, Hudson Review 5 (1952/1953), S. 608—614; Harold Dean Cater, AHR 57 (1951/1952) S. 1054—1055; Elizabeth Stevenson, Henry Adams: The Mind and the Man, Nation 174 (26. Jan. 1952) S. 87—88; J. C. Levenson, NEQ 25 (1952) S. 277—279.

haben. Die Problematik von Henry Adams, bemerkte P. Miller vor wenigen Jahren, beginnt für uns Größenordnungen anzunehmen, wie sie etwa bei Swift und Nietzsche veranschlagt werden müssen [11]. Um so eindringlicher stellt sich die Frage nach den inneren Triebkräften und nach jenen persönlichen Elementen, die Ford noch in beträchtlichem Maße aus der Korrespondenz ausgeklammert hatte, obwohl sie für die Urteilsbildung unentbehrlich sind. H. D. Cater ist es zu danken, wenn sich mit der Publikation von 650 ganz oder teilweise neuen Briefen die persönliche Sphäre zunehmend erschlossen hat. Die *Henry Adams and His Friends* betitelte Sammlung [12] setzt mit dem Berlin-Aufenthalt von 1858 ein und reicht bis zum Dezember 1917, so daß sie eine in ihrer Art geschlossene Biographie bildet, bei der besonders der späte Adams als Mittelpunkt eines weitverzweigten Freundeskreises in seinem ganzen gedanklichen und sprachlichen Reichtum zu Worte kommt. Daß Editionstechnik und Kommentierung noch einige Wünsche offenlassen, sollte nicht über den hervorragenden Quellenwert des Bandes hinwegtäuschen, der für die gesamte Adams-Forschung zunehmend eine zentrale Stellung einnimmt.

Trotz Caters Bemühungen sind noch keineswegs alle Briefe veröffentlicht. Einige Korrespondenzen werden von den Empfängern aus persönlichen Gründen zurückgehalten, andere Einzelbriefe und Briefwechsel kommen zufällig ans Licht. Cater selbst legte als Ergänzung zu seinem Buch zwei Briefessays vor, in denen der junge Student seine Eindrücke vom deutschen Schulwesen während der Berliner Zeit niedergelegt hatte (1858/9) [13]. Adams' Tätigkeit als Herausgeber der *North American Review* und seine positive Einstellung zu den Reformbewegungen der Zeit ist durch die Korrespondenz mit David A. Wells, einem der führenden Journalisten und Reformer, neu beleuchtet worden [14]. Als die Pläne zur *History of the United States* heranreiften, begann der Briefwechsel mit Henry Vignaud, der interessante Einblicke in die Vorarbeiten und Materialsammlung zu diesem monumentalen Werk gewährt [15]. Eines der

[11] NEQ 21 (1948) S. 260.

[12] Henry Adams and His Friends: A Collection of His Unpublished Letters: Compiled, with a Biographical Introduction, by Harold Dean Cater. (Diss. Columbia University 1947; Druck: Boston, Houghton Mifflin, 1947), cxix + 797 S. Rezensionen: Waldo G. Leland, AHR 52 (1946/1947), S. 738—741; *Hamilton Basso, Mind in the Making, New Yorker 23 (1947), S. 103—106; Robert E. Spiller, AL 19 (1947/1948), S. 368—370, und ders. [Anm. 113]; Perry Miller, NEQ 21 (1948), S. 259—261.

[13] Harold Dean Cater, Henry Adams Reports on a German Gymnasium, AHR 53 (1947/1948), S. 59—74.

[14] John Eliot Alden, Henry Adams as Editor: A Group of Unpublished Letters Written to David A. Wells, NEQ 11 (1938), S. 146—152. In die gleiche Zeit fällt auch ein von Harold J. Laski herausgegebener Brief an Sir Henry Maine (22. Febr. 1875): Henry Adams: An Unpublished Letter, Nation 151 (3. Aug. 1940) S. 94—95.

[15] Max I. Baym, Henry Adams and Henry Vignaud, NEQ 17 (1944) S. 442—449.

wenigen Exemplare des Privatdrucks der *History* ging an Wayne MacVeagh (Attorney General unter Präsident Garfield), den Adams unter seine engsten Freunde zählte. Diese von 1881 bis 1905 reichende Korrespondenz ist die vorläufig letzte Bereicherung des Briefwerks[16]; sie trägt einen mehr persönlichen Charakter und wirft manches Licht auf Probleme und Ereignisse, die bei aller Verschiedenheit von Mentalität und Lebensweg im gemeinsamen Gesichtskreis der beiden Freunde lagen. Neben einigen Schreiben an und von Präsident Gilman von der Johns Hopkins University, mit dem Adams über die mögliche Annahme einer Professur verhandelte[17], sind auch Briefe an Charles F. Thwing, den damaligen Präsidenten der Western Reserve University, zugänglich geworden, die unter anderem die geplante Verleihung eines Ehrendoktors an Adams betreffen[18]. Schließlich hat S. E. Morison ein an ihn gerichtetes Schreiben aus dem Jahre 1913 der Öffentlichkeit übergeben[19].

All dies ist wahrscheinlich als Vorstufe zu der bevorstehenden Erschließung des gesamten Nachlasses der Familie Adams zu betrachten, mit dessen Herausgabe der durch seine Mitarbeit an den Jefferson-Papers bekannte L. H. Butterfield betraut wurde. Obwohl der Nachlaß von Henry umfangmäßig nicht an erster Stelle steht, dürfte sich doch wohl sein Bild, das mit den jüngsten biographischen Arbeiten bleibende Umrisse anzunehmen beginnt, nicht unerheblich vervollständigen[20].

Wenn überhaupt, so läßt sich auf dem Gebiete der Biographie ein linearer Fortschritt der Adams-Forschung verzeichnen. Anfänglich hatte

---

[16] Warner B. Berthoff und David Bonnall Green, Henry Adams and Wayne MacVeagh, Pennsylvania Magazine of History and Biography 80 (1956) S. 493—513. — Acht Briefe, die Adams zwischen 1900 und 1905 an Moreton Frewen schrieb, veröffentlichte Shane Leslie, Letters of Henry Adams, Yale Review 24 (1934) S. 112—117.

[17] W. Stull Holt, Henry Adams and the Johns Hopkins University, NEQ 11 (1938) S. 632—638.

[18] Paul H. Bixler, A Note on Henry Adams, Colophon: A Quarterly for Collectors and Lovers of Books, Part 17 (1934) unpaginiert, 2. Artikel.

[19] Samuel Eliot Morison, A Letter and a Few Reminiscenses of Henry Adams, NEQ 27 (1953) S. 95—97. — Neben diesen Separatveröffentlichungen sind noch eine ganze Reihe von Briefen in Memoiren von Freunden und anderen Veröffentlichungen versteckt. Hinweise darauf bei Hume, Runaway Star S. 250—252, und Samuels, The Young Henry Adams, S. 353—362. Vgl. auch Anm. 44. Neue Briefe auch bei Jordy [Anm. 93].

[20] Vgl. Lyman H. Butterfield, The Adams Papers, Daedalus: Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences 86 (1955) S. 62—71; außerdem: *Walter Muir Whitehill, The Adams Papers: The Records of Two Centuries of a Harvard Family, Harvard Alumni Bulletin, 23. Okt. 1954, und: Adams Family Unseals Its Papers, Life 25. Okt. 1954, S. 63—65. Die Publikation erfolgt in drei Ausgaben: 1) einer Mikrofilm-Ausgabe, die das gesamte Material für Forschungszwecke aufnimmt und in Deutschland im Amerika-Institut der Freien Universität Berlin zugänglich sein wird; 2) einer Buchausgabe bei der Belknap Press (neues Impressum der Harvard UP); und 3) einer Reihe von Vorabdrucken besonders interessanter Stücke in der Zeitschrift Life, die das ganze Unternehmen finanziert.

sich hier unter dem Eindruck der Selbstdarstellung und gewisser geschichtstheoretischer Spekulationen die Vorstellung herausgebildet, daß in der Familie Adams eine Art „Entwicklungsgesetz“ wirksam gewesen sei. Dies gilt besonders für die biographischen Arbeiten von J. T. Adams, der in einer durch S. P. Sherman [21] vorgegebenen Betrachtungsweise in zwei kurz aufeinander folgenden Büchern der These Geltung zu verschaffen versuchte, daß die Familie von Generation zu Generation zunehmend ein „failure in adjustment to environment“ [22] erkennen lasse. Die Familiengeschichte [23], die solche Bemerkungen in pointierter Form enthält, konnte der vierten Generation, und damit Henry Adams, nur einen begrenzten Raum zugestehen. Da der Verfasser hier wie in fast allen seinen Büchern in flüssiger und gewandter Darstellung für einen größeren Leserkreis schrieb, legte er weniger Wert auf die Erarbeitung neuer Quellengrundlagen als auf ein plastisches Bild der wechselvollen Geschicke vor dem Hintergrund von anderthalb Jahrhunderten amerikanischer Geschichte. Die zweite, ausschließlich Henry Adams gewidmete Biographie [24] war als Einleitung zu einer Anfang der dreißiger Jahre projektierten Gesamtausgabe der Werke gedacht. Als die Pläne dazu infolge der Wirtschaftskrise aufgegeben werden mußten — wir haben bis heute keine Gesamtausgabe — erschien das Vorwort als eigene Veröffentlichung. Ihre Bedeutung liegt in der konsequenten biographischen Auswertung der *Education,* deren Verläßlichkeit der Verfasser nicht grundsätzlich in Zweifel gezogen hat. Damit ist vom heutigen Forschungsstand her die Begrenzung der Studie bereits angedeutet.

Es hat vielfältiger Bemühungen bedurft, bis die Biographie des „wirklichen“ Henry Adams aus dem Bannkreis der *Education* herausgelöst war. Adams hat seine Selbstdarstellung fast durchgängig bestimmten Gesichtspunkten untergeordnet, die es notwendig machen, auch schon für die Jugendzeit eine absichtliche literarische Gestaltung zu veranschlagen. So hat sich etwa durch die Veröffentlichung des „Autobiographical Commencement Essay“ die unterschiedliche Einstellung aufweisen lassen, die

[21] Stuart P. Sherman, Evolution in the Adams Family, Nation 110 (1920) S. 473—477; Abdruck in: *Americans (NY, Scribner's Sons, 1922) S. 288—315.

[22] Introduction, zu: Education, (NY 1931) S. vi.

[23] The Adams Family (Boston, Little, Brown and Co., 1930) vi + 364 S. Auch: *ders., The Adams Family, Yale Review, Oct. 1920; Perry Bliss, The Adamses, Yale Review 20 (1931) S. 382—383.

[24] Henry Adams, (*Boston, Albert and Chas. Boni — London, Routledge, 1933), 246 S. Dazu: Carl L. Becker, Henry Adams Once More, Saturday Review of Literature 9 (1933) S. 521, 524; Abdruck: Everyman His Own Historian: Essays on History and Politics (NY, Crofts and Co., 1935) S. 162—168. — Die Biographie von Allen Johnson im Dictionary of American Biography (NY, ed. 1946) Bd. I S. 61—67 sei hier ebenfalls erwähnt. — J. T. Adams hat auch in *The Tempo of Modern Life (NY, Albert and Chas. Boni, 1931) Adams Abschnitte gewidmet (vgl. S. 171—186, 200—256). In diesen Zusammenhang läßt sich wohl auch: *Lewis Mumford, The Golden Day: A Study in American Experience and Culture (NY, Boni and Liveright, 1926; vgl. S. 217—225) stellen.

der junge Student und der Held der *Education* gegenüber Harvard hatten[25]. Jüngst hat R. P. Blackmur, der in seiner über zwei Jahrzehnte fortgesetzten Adams-Kritik subtile Analyse mit eindringendem Verständnis verbindet, in einer groß angelegten Überschau über die formenden Kräfte der Gedankenwelt von Henry Adams die ersten Kapitel der Autobiographie einer detaillierten Interpretation unterzogen[26]. Er richtet dabei den Blick auf die besondere Art, in der die *Education* „the accidents of childhood as creative forces" (S. 606) charakterisiert, und entwirft ein auf die Bedeutung des relevanten Details abgestelltes Bild der frühen Entwicklung. Auch andere Studien von konventioneller Methodik haben sich auf der Suche nach konstanten Charakterzügen an diesen Anfangskapiteln orientiert[27].

Es muß sich nicht immer um eine Korrektur der *Education* handeln, wenn die Forschung bestimmte Ereignisse nochmals aufgreift. Vielfach vertieft die Veröffentlichung neuer Quellen den Bericht der Autobiographie, oder sie vermag angezweifelte Behauptungen des Werkes zu stützen. So erwähnt Adams seinen Bericht über die Londoner Gewerkschaftsversammlung vom 26. März 1863, die einen fühlbaren Einfluß auf die englische Politik gegenüber den Nordstaaten ausübte, in der *Education* nur beiläufig, obwohl er nicht nur von sachlichem Interesse ist, sondern auch einen willkommenen Beitrag zur Kenntnis des jungen Journalisten leistet[28]. (Das Ereignis, dem auch Karl Marx beiwohnte, bietet gleichzeitig dem Marxisten Anlaß, über Adams als „the antithesis of Marx's socio-political position" nachzudenken[29].) Eine weitere Episode aus dieser Zeit — seine kontroversen Untersuchungen über die möglichen Auswirkungen des Bürgerkrieges auf die Baumwollindustrie in Manchester — ist mit gründlichem Kommentar ebenfalls neu dargestellt worden[30]. Ein eigenes Interesse darf seine Tätigkeit als Reformer unter der Präsidentschaft von Ulysses Grant beanspruchen[31]. Ihr verdanken wir eine Reihe

---

[25] George McKee Elsey, The First Education of Henry Adams: With His Autobiographical Commencement Essay, NEQ 14 (1941) S. 679—684.

[26] Richard P. Blackmur, Adams Goes to School, Kenyon Review 17 (1955) S. 597—623.

[27] Etwa Florence M. Burns, Henry Adams' Appreciation of Nature, NEQ 26 (1953) S. 237—243.

[28] Charles I. Glicksberg, Henry Adams Reports on a Trade Union Meeting, NEQ 15 (1942) S. 724—728.

[29] Richard Greenleaf, British Labor against American Slavery, Science and Society 17 (1953) S. 42—58.

[30] Arthur W. Silver, Henry Adams' 'Diary of a Visit to Manchester', AHR 51 (1945/1946) S. 74—89. — In ähnliche Zusammenhänge gehört wahrscheinlich auch: *Charles I. Glicksberg, Henry Adams and the Civil War, Americana 33 (1939) S. 443—462.

[31] Vgl. dazu: *Jennie Suddath, Mark Twain and Henry Adams in Account with the Gilded Age (Diss. University of Missouri 1942, mschr.). *Richard F. Miller, Henry Adams as a Reformer: With an Adams Bibliography (Diss. Washington University, 1947, mschr.); vgl. auch Lüdeke [Anm. 59] und Hume, Runaway Star [Anm. 80]. Kap. II („Wrath and Rebellion").

von Aufsätzen zur Zeitgeschichte, die für den Historiker der Epoche unentbehrlich sind. Ursprünglich als Beiträge zur *North American Review* veröffentlicht, wurden sie später mit anderen frühen Abhandlungen in überarbeiteter Form in den *Historical Essays*[32] zusammengefaßt, nachdem einiges bereits zwanzig Jahre vorher in einer gemeinsam mit Charles Francis Adams, Jr., verfaßten Sammlung *Chapters of Erie and Other Essays*[33] erschienen war. In gekürzter Form ist dieser zweite Band jüngst von R. H. Elias mit einer knappen, sachkundigen Einleitung wieder vorgelegt worden[34]. Gleichfalls eine Neuauflage hat das seit der Erstveröffentlichung in der *North American Review* wegen der unbekannten Autorschaft umstrittene *Diary of a Public Man* erfahren, das die hektischen Monate in Washington kurz vor Ausbruch des Bürgerkrieges zum Gegenstand hat[35]. Der Nachweis der Autorschaft von Henry Adams ist verschiedentlich versucht worden, mit sehr guten Argumenten von E. Page und B. M. Price, aber unumstößliche Beweise hat man vorläufig noch nicht erbringen können[36].

Die Wirksamkeit der journalistischen Arbeit von Adams läßt sich schwer im einzelnen nachprüfen, aber man kann sich, aufs Ganze gesehen, wohl der Auffassung von C. I. Glicksberg anschließen[37], daß er ein „bold and effective muckraker" war und daß seiner Selbstdarstellung in diesem Punkt volles Vertrauen entgegengebracht werden darf. Die Anonymität vieler Veröffentlichungen hat die Forschung lange Zeit über das Ausmaß und die Vielfalt seines Journalismus im Unklaren gelassen. Zwar gab J. T. Adams seiner Biographie ein erstes Schriftenverzeichnis

---

[32] Historical Essays (NY, Chas. Scribner's Sons, 1891). — Stilistische Änderungen wurden am Beispiel von „Captain John Smith", der ersten historischen Veröffentlichung von Adams, von Hume, Runaway Star [Anm. 80] S. 55—58, verfolgt.

[33] Chapters of Erie, and Other Essays (Boston, James R. Osgood, 1871; Nachdruck: 1886).

[34] Chapters of Erie (Ithaca, NY, Cornell UP, 1956), ix + 193 S. (Great Seal Books). Enthält: „A Chapter of Erie" (C. F. Adams), „The New York Gold Conspiracy" (H. Adams), „An Erie Raid" (C. F. Adams).

[35] *The Diary of a Public Man: An Intimate View of the National Administration December 28, 1860, to March 15, 1861; and a Page of Political Correspondence, Stanton to Buchanan (Chicago, Privatdruck: Abraham Lincoln Bookshop, 1945); Einleitung: F. Lauriston Bullard, Vorwort: Carl Sandburg. Eine weitere Ausgabe erschien bei der *Rutgers UP, New Brunswick, 1946.

[36] Evelyn Page, The Diary and the Public Man, NEQ 22 (1949) S. 147—172. Benjamin M. Price, That Baffling Diary, South Atlantic Quarterly 54 (1955) S. 56—64. Auch Hume, Runaway Star [Anm. 80], S. 47—51 zieht Adams als Verfasser in Betracht, während sich *Frank Maloy Anderson, The Mystery of „a Public Man": A Historical Detective Story (Minneapolis, Minnesota UP, 1948) für Samuel Ward entscheidet. Auch hier ist das Diary S. 189—249 abgedruckt.

[37] Charles I. Glicksberg, Henry Adams the Journalist, NEQ 21 (1948) S. 232—236. — Der Artikel wendet sich gegen Ansichten, wie sie sich etwa bei Cargill [Anm. 126], S. 301—302, finden.

bei, aber eine verläßliche Arbeitsgrundlage hat erst E. Samuels in seiner grundlegenden Biographie des jungen Adams bereitgestellt[38].

In diesem Werk kulminieren alle Ansätze zu einer Darstellung des „wirklichen" Henry Adams, wie er im Kontrast zu dem Selbstporträt der *Education* erscheint. Das methodische Prinzip der Biographie besteht in der Verarbeitung des bereits vorhandenen oder neu erschlossenen zeitgenössischen Quellenmaterials unter konsequentem Ausschluß der *Education.* Auf diese Weise entbehrt sie zwar der Faszination der Autobiographie, ist dafür aber frei von deren faktischen Irrtümern, absichtlichen Akzentverschiebungen und „Entstellungen". Samuels hat nicht nur die gesamte Lektüre nachgeprüft und wichtige Einflüsse festgehalten, sondern auch mit großer Sorgfalt die in der *Education* schematisierte Umwelt rekonstruiert. So rückt die Harvarder Studentenzeit in ein neues Licht, und auch unsere Kenntnis des Journalisten, des Professors, des mittelalterlichen Historikers und des Herausgebers der *North American Review* ist wesentlich bereichert worden. Man wird kaum in der Annahme fehlgehen, daß diese Biographie — „a coherent body of fact with a modicum of interpretation" (S. IX) — künftig zu einem Standardwerk der Adams-Literatur werden dürfte. Der Endpunkt der Darstellung ist auf das Jahr 1877 gelegt, das mit der Aufgabe der Harvarder Professur die endgültige Hinwendung zu den großen Arbeiten zur amerikanischen Geschichte bedeutete. Damit hat Samuels offensichtlich unterstreichen wollen, daß es sich um die Biographie eines Intellekts handelt, die den rein persönlichen Elementen nur in zweiter Linie Aufmerksamkeit entgegenbringt.

Sonst wäre gewiß jene andere Wende von 1885 — der Selbstmord seiner Frau — in den Vordergrund gerückt; ihr Tod scheint in vieler Hinsicht einen radikaleren Umbruch bedeutet zu haben und ließ viele charakteristische Züge des späten Adams erstmals in Erscheinung treten. In solchen Zusammenhängen gesehen, kommt den innerlich gesicherten und literarisch produktiven Jahren seiner Ehe mit Marian Hooper eine über die private Sphäre hinausgehende Bedeutung zu. Das hat 1936 bereits K. Simonds hervorgehoben[39], als sie nachzuweisen versuchte, daß Adams' Roman *Esther* eine Art „spiritual biography" seiner Frau sei — eine These, die sich wohl kaum exakt beweisen läßt, aber interessante

---

[38] Ernest Samuels, The Young Henry Adams (Cambridge, Mass., Harvard UP; London, Geoffrey Cumberlege, 1948), xvi + 378 S. (Bibliographie: S. 313—321). Das Buch beruht auf: The Early Career of Henry Adams (Diss. University of Chicago, 1942, mschr.). Rezensionen: Arthur M. Schlesinger, Jr., The Other Henry Adams, Nation 167 (25. Dez. 1948) S. 727; F. O. Matthiessen, Henry Adams: The Real Education, *New Republic, 1948, Abdruck in: The Responsibilities of the Critic: Essays and Reviews (NY, Oxford UP, 1952) S. 224—227. W. Stull Holt, AHR 54 (1948/1949) S. 894—895; Perry Miller, AL 23 (1951/1952) S. 513—514; Katherine Simonds, NEQ 24 (1951) S. 107—108.

[39] Katherine Simonds, The Tragedy of Mrs. Henry Adams, NEQ 9 (1936) S. 564—582. Vgl. auch Simonds [Anm. 38] und *Susan La Follette, Henry Adams' Wife, New Republic 89 (1936) S. 278.

Rückschlüsse auf die Mentalität des Autors und seiner Frau gestattet. Die Briefe von Marian Hooper Adams, die W. Thoron 1937 edierte[40], dürfen daher nicht unerwähnt bleiben, denn sie sind auch für den von Samuels behandelten Zeitraum ein unablösbares Element der Biographie von Henry Adams.

Von Mrs. Adams sprechen heißt gleichzeitig den distinguierten Kreis von Freunden und Bekannten heraufbeschwören, der sich zeitlebens — besonders aber in den Jahren des berühmten Washingtoner Salons — um Henry Adams bildete. Adams ist ohne die Reaktion dieses Freundeskreises schwerlich denkbar, und es trägt zu einem vertieften Verständnis seiner Persönlichkeit bei, wenn man ihn mit den Augen von Außenstehenden betrachtet. Diese gelegentlich von scharfer Beobachtungsgabe zeugenden Porträts reichen von den Harvarder Aufzeichnungen des späteren Südstaatengenerals Anderson[41] und den Tagebüchern seines Studienfreundes Crowninshield[42] über die Eindrücke seiner Schüler[43] bis zu den Autobiographien von Freunden und Familienmitgliedern[44].

---

[40] The Letters of Mrs. Henry Adams: 1865—1883: Edited by Ward Thoron (*Boston, Little, Brown, and Co.; London-New York-Toronto, Longmans, Green & Co., 1937) xv + 587 S. Vgl. dazu auch: Richard P. Blackmur, The Letters of Marian Adams 1865—1883, Virginia Quarterly Review 13 (1937) S. 289—295, abgedruckt in: *The Expense of Greatness (New York, Arrow Editions, 1940) S. 245—252; weiterhin: Charles Knowles Bolton, NEQ 10 (1937) S. 139—143. Sehr aufschlußreiche Briefe, die bislang als vermißt galten, werden im Rahmen der Adams Papers gedruckt, vgl. Butterfield [Anm. 20], S. 63.

[41] *Isabel (Mrs. Larz) Anderson (ed.), Letters and Journals of Nicholas Longworth Anderson: Harvard, Civil War, Washington: 1854—1892, (New York, F. H. Revell, 1942).

[42] *Francis B. Crowninshield (ed.), Benjamin Crowninshield: A Private Journal, 1856—1858 (Cambridge, Mass., Privatdruck, 1941).

[43] J. Laurence Laughlin, Some Recollections of Henry Adams, Scribner's Magazine 69 (1921) S. 576—581; Henry Cabot Lodge, Early Memories (London 1913) S. 186 f., 238 ff., 263; Stewart Mitchell, Henry Adams and Some of His Students, Proceedings of the Massachusetts Historical Society 66 (1942) S. 294—310. Hierhin gehören wohl auch: *Marion D. Irish, Henry Adams: The Modern American Scholar, The American Scholar 1 (1932) S. 223—229; *J. W. Thomason, The Man Who Knew Everything, American Mercury 46 (1939) S. 99—104. — Vgl. überdies: Samuel E. Morison, Three Centuries of Harvard (Cambridge, Mass., Harvard UP, 1936).

[44] An erster Stelle ist zu nennen: Charles Francis Adams, Jr., An Autobiography: 1835—1915: With a Memorial Address delivered November 17, 1915, by Henry Cabot Lodge (Boston, NY, Houghton Mifflin, 1916, [7]1920), lx + 224 S. Weiterhin: Arthur F. Beringause, Brooks Adams: A Biography (NY, Knopf, 1955) xiii + 404 + x S. Ein Verzeichnis von „Autobiographies, Diaries, Letters, Memoirs, and Other Source Material" findet sich bei Stevenson, Henry Adams [Anm. 50], S. 390—395, auch S. 395—399. Dort sind nicht enthalten: An American Democrat: The Recollections of Perry Belmont, (NY, Columbia UP, 1940, [2]1941); J. E. Cooke, Chats with Henry Adams, („Never before published, Frederic Bancroft's diary jottings give an intimate picture of a great historian at his leisure") American Heritage 7 (1955) S. 42—45; Ferris Greenlet, Under the Bridge: An Autobiography (NY, Library Classics, 1943;

Wer den Bogen weit genug spannt, dürfte in sehr vielen Werken der zeitgenössischen Memoirenliteratur Hinweise auf Henry Adams finden, die sich nicht selten mit einem Urteil über die *Education* oder ein anderes Werk verbinden[45]. Manche seiner Freundschaften rechtfertigen durch die Intensität der persönlichen Beziehungen oder durch die Originalität des Gedankenaustausches eine eingehende Darstellung, wie sie im Falle des Geologen Clarence King[46] und des Architekten Henry Hobson Richardson gegeben worden ist[47].

Den ersten Versuch, eine Biographie aus der Perspektive dieses Freundeskreises zu schreiben, hat H. D. Cater auf der Grundlage seines neuen Briefmaterials unternommen[48]. Die Studie ist umfangmäßig begrenzt und scheint vom Autor selbst nur als Ergänzung des bis dahin (1947) maßgebenden Werkes von J. T. Adams gedacht gewesen zu sein. Die Kritik hat Caters Arbeit mit geteilter Meinung aufgenommen: dem Vorwurf sentimentaler Idealisierung (Miller) steht die Versicherung eines persönlichen Freundes gegenüber, daß eine lebensgetreue Wiedergabe geglückt sei (Leland).

Solche Divergenzen des Urteils lassen deutlich werden, daß sich künftige biographische Bemühungen in besonderem Maße auf den späten Adams zu konzentrieren haben, zumal eine Reihe von Werkproblemen und Interpretationsschwierigkeiten nur durch eine Gesamtdarstellung nach den methodischen Grundsätzen von Samuels zu beseitigen ist. Vorläufig sind wir — abgesehen von Überblicken, die bei literarhistorischer oder kritischer Ausrichtung die Biographie mit einbeziehen[49] — auf ein Werk angewiesen, das bei fast durchgängiger Beschränkung auf publizierte Quellen die bisherigen Ergebnisse zu einer geschlossenen Lebensbeschreibung zusammenfaßt. In ansprechender Form dargeboten und

„Adams Interlude", S. 144—152); *C. Lewis Hind, Authors and I (NY, London, Lane, 1921) S. 13—18; Mark A. D. Howe, John Jay Chapman and His Letters (Boston, Houghton Mifflin, 1937) S. 360, 419. Vgl. auch *Henry Osborn Taylor, Human Values and Verities, Part I (Privatdruck 1929); Margaret Chanler, Theodore Roosevelt's Washington, Atlantic Monthly 154 (1934) S. 324—329. In diesen Zusammenhang dürfen wohl auch gestellt werden *T. Dennett, Five of Hearts, Scholastic (H. S. Teacher ed.) 28 (1936) S. 6—7; *J. A. Clark, Henry Adams Sees His Shadow, Commonweal 29 (1939) S. 627—629; *Mason Wade, The Angelic Porcupine, ebd. 45 (1947) S. 470—472. Schließlich: J. F. Jameson, Obituary, American Historical Association Reports 1 (1918) S. 71—72.

[45] Hierhin dürfte sehr wahrscheinlich *Moreene Crumley, The Reputation of Henry Adams (Diss. University of Chicago 1954, mschr.) gehören. — Vgl. auch die Bibliographie raisonnée von Jordy [Anm. 90].

[46] David H. Dickason, Henry Adams and Clarence King: The Record of a Friendship, NEQ 17 (1944) S. 229—254. Über King neuerdings: Thurman Wilkins, Clarence King: A Biography (NY, Macmillan, 1958).

[47] Ernest Scheyer, Henry Adams and Henry Hobson Richardson, Journal of the Society of Architectural Historians 12 (1953) S. 7—12.

[48] Henry Adams and His Friends [Anm. 12]; dort auch die Rezensionen.

[49] Etwa Hume, Runaway Star [Anm. 80], S. 1—39, und Spiller [Anm. 117].

durch einen Sinn für Proportion ausgezeichnet, ist E. Stevensons *Henry Adams*[50], wie H. M. Jones bemerkte, „at the moment the richest and fullest portrait of the great American Enigma that we have". Das Bild der Persönlichkeit ist lebendig und glaubhaft gezeichnet, und mit Hilfe geschickt ausgewählter Quellenstellen vermag die Verfasserin ihre Darstellung überzeugend zu gestalten. Gleichwohl wird man dem Buch nur einen provisorischen Charakter zuerkennen können. Es wird zwar dem Menschen und dem ihn umgebenden Kreis gerecht, doch Adams' Status als Denker und sein Platz in der Geistesgeschichte der Zeit sind nur unzureichend bestimmt. Trotz prägnanter Kennzeichnung und Zusammenfassung vermißt man die entscheidenden Ausblicke, durch die etwa R. P. Blackmurs „Three Late Moments" noch heute zu den gelungenen Vignetten des späten Adams gehören[51].

Ein besonderes Verdienst von E. Stevenson liegt, wie auch W. Berthoff hervorhebt, in der Herausarbeitung jener Leitlinie, von der Denken und Schaffen bestimmt wurden: dem Verständnis des Menschen aus seinen Voraussetzungen heraus. „Man fixed firmly in the political, social, and economic condition of life" — so läßt sich das zentrale Element umschreiben, das ein vielseitiges Werk zur Einheit zusammenschließt. Von hier läßt sich auch der beste Zugang zu dem lebenslangen Interesse an der aktiven Politik finden, das in auffallendem Gegensatz zu einer betonten Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit steht und zu mannigfachen Spekulationen über Adams' Bereitwilligkeit zum *public service* Anlaß gegeben hat. Daß er über seinen langjährigen Freund John Hay, Theodore Roosevelts Außenminister, einen Einfluß auf die Außenpolitik der Vereinigten Staaten ausgeübt hat, dürfte nicht zu bestreiten sein, nachdem H. Edwards die Korrespondenz unter diesem Gesichtspunkt durchgegangen ist[52]. Hay holte sich häufig Rat bei Adams und bewunderte den politischen Weitblick, der sich dem Leser der Briefe auf Schritt und Tritt offenbart.

Dagegen ist fraglich, wieweit man der Feststellung: „There is little doubt that Henry Adams, despite his frequent disclaimers, longed most of his life for a position of power in politics" (S. 49) noch zustimmen

---

[50] Elizabeth Stevenson, Henry Adams: A Biography (NY, Macmillan, 1955) xv + 425 S. Rezensionen: Howard Mumford Jones, A Violent Quest for Repose, Nation 181, no. 26 (1955) S. 558—559; John Higham, AHR 61 (1955/1956) S. 1047—1048; Warner Berthoff, NEQ 29 (1956) S. 404—408; Robert A. Hume, AL 28 (1956/1957) S. 386—387; A. Lynn Altenbernd, Journal of English and Germanic Philology 56 (1957) S. 298—302. Eine kleine Vorstudie der Verf. ist: The Sum of All Wickedness, South Atlantic Quarterly 51 (1952) S. 515—518 (über Adams' Verhältnis zum amerikanischen Süden).

[51] R. P. Blackmur, Henry Adams: Three Late Moments, Kenyon Review, 2 (1940) S. 7—29. (Enthält unveröffentlichte Briefe an Ward Thoron und Henry Osborn Taylor).

[52] Herbert Edwards, Henry Adams: Politician and Statesman, NEQ 22 (1949) S. 49—60. Vgl. auch: *Orlo Williams, Roosevelt and Henry Adams: Doer and Doubter, National Review 96 (1931) S. 279—287.

kann. Die Forschung hat das künstlerisch-ästhetische Element in Adams zunehmend herausgestellt und ist neuerdings geneigt, sein Verhältnis zur Politik stärker aus der Familientradition als aus der eigenen Veranlagung zu erklären. „The man was both poet and philosopher and dared till his old age to be neither. That was his tragedy. By a sort of ancestral convention he went on assuming that politicians were important", schrieb L. Lewisohn bereits 1932[53], eine Reihe von Interpretationsansätzen der frühen Adams-Kritik zu einer These vereinigend. Daran ist etwas grundsätzlich Richtiges, aber man ist sich gleichzeitig darüber klar, daß die Dinge problematischer und verwickelter sind, als es damals scheinen mochte.

Von solchen Gesichtspunkten wird in jedem Fall die Beschäftigung mit den beiden Romanen bestimmt, die die Entwicklung auf die *History of the United States* hin eigentümlich durchkreuzen und in Menschenbild und Lebensauffassung Themen der Alterswerke vorwegnehmen. Seit den ersten Rezensionen sind sie immer wieder mit den Romanen von Oliver Wendell Holmes oder Henry James verglichen worden, doch wird vielfach die Ansicht vertreten, daß sie eher ihres Verfassers als ihres Eigenwertes wegen interessant sind[54]. Demgegenüber hat sich kürzlich J. O. McCormick mit guten Gründen dafür eingesetzt, daß sie sehr hoch „among the minor, lasting novels of the nineteenth century" (S. 650) eingestuft werden müssen[55]. Dieses Urteil findet sich im Zusammenhang mit einer Neubewertung von *Democracy*, jener „first true political novel written in America"[56], die jüngst eine Neuauflage[57] erlebt und als Schlüsselroman verschiedentlich Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. Diese auf der Hand liegende Problemstellung war 1939 im Zusammen-

---

[53] Ludwig Lewisohn, Expression in America (NY und London, Harper, 1932) S. 342—347. Eine solche Auffassung ist erstmals bei Van Wyck Brooks zu finden: The Miseducation of Henry Adams, in: Sketches in Criticism, (NY, E. P. Dutton & Co., 1932) S. 197—210. Weiterhin: Bernard Smith, The Quest for Beauty, in: Forces in American Criticism: A Study in the History of American Literary Thought (NY, Harcourt, Brace, 1939) S. 220—228. Für Smith besitzt Adams „a quite coherent and systematic philosophy of art which has had a palpable influence on contemporary critics" (S. 222).

[54] Vgl. etwa Hume, Runaway Star [Anm. 80], S. 131 f.; auch: *Edmund Wilson, Novels of Henry Adams: Democracy, New Republic 44 (14. Okt. 1925) S. 203; R. E. Spiller [Anm. 117], S. 1090; G. Himmelfarb [Anm. 61], S. 599 f. Dagegen: Lüdeke [Anm. 59], S. 50.

[55] John O. McCormick, Henry Adams' Democracy Reconsidered, in: Zur Geschichte und Problematik der Demokratie: Festgabe für Hans Herzfeld (Berlin (Duncker & Humblot, 1958) S. 639—650.

[56] Morris Edmund Speare, The Pioneer American Novel of Henry Adams in: The Political Novel: Its Development in England and in America (NY, Oxford UP, 1924) S. 287—305.

[57] Democracy: An American Novel (NY, 1882, anonym). Weitere Auflagen: *NY, 1882, 1885, 1902, 1908, 1925; London: 1882 (zweimal); Leipzig, 1882; *Démocratie, roman américain, Paris, 1883. Letzter Neudruck: *NY (Farrar, Strauss, and Young), 1952. Dazu: *I. Howe, Henry Adams: Political Novelist, New Republic 127 (22. Sept. 1952) S. 25—26; Aaron [Anm. 10].

hang mit einer ausführlichen Kollation aufgezeigt worden[58], aber erst H. Lüdeke versuchte eine Identifikation der Hauptfiguren mit den Akteuren des damaligen politischen Lebens in der amerikanischen Hauptstadt[59]. Sie kann sich natürlich nur im Rahmen bestimmter Vermutungen bewegen, und was bei dem Lüdeke zur Verfügung stehenden Material zu leisten war, ist in präziser Einzelinterpretation erreicht worden. Lüdeke versteht *Democracy* als romanhafte Gestaltung der negativen politischen Erfahrungen, die Adams unter der Präsidentschaft Ulysses Grants machte und die er später als Wendepunkt seiner Entwicklung bezeichnete[60]. Ein breit angelegtes Bild der politischen Ideen der Reformertätigkeit von Adams ist daher in der Betrachtungsweise des Verfassers die notwendige Voraussetzung für ein angemessenes Verständnis des Werkes. In der Tat wird deutlich, daß eine ganze Reihe von Linien darin zusammenlaufen, und es zeichnet sich hier eine Kontinuität von den tagespolitischen Schriften her ab, die man trotz zahlreicher Berührungspunkte doch wohl zweckmäßig von der Entwicklung des historischen Werkes absetzt. Für Henry Adams war der Vorwurf zu seinem ersten Roman vornehmlich ein ethisches Problem, das mit Hilfe fest umrissener Prinzipien zu lösen war. Man wird einer anregenden neueren Studie[61] darin zustimmen, daß die Antithese nicht Moral-Politik, sondern Moral-Demokratie war, und daß von der frühen Versicherung: „The great principle of democracy is still capable of rewarding a conscientious servant“[62], höchstens eine ironisch-gebrochene Zustimmung übrigblieb, die nicht zu einem optimistischen Abschluß des Romans ausreichte. In den größeren Zusammenhängen der Werkgeschichte gesehen, hinterläßt *Democracy* den Eindruck einer Wendung und gründlichen Umorientierung, und von hier aus hat auch R. P. Blackmur eine aufschlußreiche Interpretation der Romane vorgenommen[63], die auf die Bemerkung hinausläuft:

> „Neither of Adams's novels reaches conclusions; they were rather fables of the inconclusive; complementary to each other, they represented the gropings of a mature mind after its final theme. Taken together they make the turning-point of a mind which had constructed itself primarily for a life of political action into a new life which

---

[58] David A. Randall und John T. Winterich, One Hundred Good Novels: Henry Adams: Democracy, Publishers' Weekly 136 (1939) S. 180—182.

[59] The Democracy of Henry Adams, in: The Democracy of Henry Adams and Other Essays (Bern, Francke, 1950) S. 23—77. (Schweizer Anglistische Arbeiten, 24). Rezensionen: Marcus Cunliffe, Modern Language Review 47 (1952) S. 103—104; Perry Miller, English Studies 33 (1952) S. 172—174; Robert E. Spiller, Modern Language Notes 67 (1952) S. 277—278; Guy A. Cardwell, AL 24 (1952/1953) S. 410—412.

[60] Vgl. Education, Chapter XIX.

[61] Gertrude Himmelfarb, Henry Adams' Skeptic Faith in Democracy, Commentary 14 (1952) S. 598—602.

[62] A Cycle of Adams Letters [Anm. 3], Bd. I, S. 282.

[63] R. P. Blackmur, The Novels of Henry Adams, Sewanee Review 51 (1943) S. 281—304. — Auch: *Mark van Doren, The Novels of Henry Adams, NY

should be predominantly imaginative and prophetic. But the turning had not finally been made. Adams lived still between two worlds." (S. 304)

Damit ist auch der geistige Raum für den zweiten Roman (*Esther*, pseudonym, 1884)[64] abgesteckt. Handelt es sich bei *Democracy* um Auflösungserscheinungen im Bereiche der Politik, so leitet sich die Problematik von *Esther* aus der Stagnation und dem Zerfall der orthodoxen Religion her. „In *Esther*", formuliert Blackmur, „[Adams] shows us a religion where... the great problems of faith were either received in indifference or were left to those outside the congregation" (S. 299). In ähnlicher Weise interpretiert auch R. E. Spiller, dem wir eine wohlausgewogene Einleitung zu dem Faksimile-Neudruck des Werkes verdanken[65]. Die Frage nach der autobiographischen Verbindlichkeit der Romanprobleme wird von Spiller mit aller gebotenen Vorsicht behandelt, aber es scheint doch, daß man manche seiner Feststellungen in gleicher Weise auf das Werk wie auf den Autor beziehen sollte[66].

Der Umstand, daß die Hauptgestalten beider Romane Frauen sind, stellt diese ersten künstlerisch-schöpferischen Bemühungen auch in den Zusammenhang jener eigentümlichen Theorie von der Überlegenheit der Frau, die Adams immer wieder als eine exzentrische Lieblingsidee vorbrachte. „All his works, except his historical writings, are, in varying degrees, studies of women", versichert R. F. Miller mit einer kleinen Überbetonung[67], die aber der grundsätzlich richtigen Beobachtung keinen Abbruch tut, daß ein letztes Verständnis von Adams ohne Berücksichtigung dieser Komponente schwerlich möglich ist. So richten auch die Interpretationen der Romane volle Aufmerksamkeit auf die Frauengestalten, deren Eigenart uns unlängst E. N. Saveth nähergebracht hat[68]. Nach seiner Auffassung ist eine Konstanz der Grundzüge unverkennbar. Ein interessantes Licht fällt dabei auf seine vollendetste Schöpfung, die „Virgin of Chartres", die keine Abweichung vom Typus darstellt und damit in der Religiosität von Adams ein stark profanes Element erkennen läßt. Es scheint, daß man diesen — in seiner letzten Phase mittelalterlich-religiös angehauchten — Frauenkult am sichersten einordnen kann, wenn man ihn als Fortführung von Tocquevilles Gesellschaftsanalyse sieht.

Times Book Review, 23. Jan. 1921, S. 8.

[64] Weitere Ausgabe bei Hume, Runaway Star [Anm. 80], S. 246.

[65] Robert E. Spiller (ed.), Esther: A Novel by Henry Adams (Francis [sic] Snow Compton), (NY, 1938) xxv + 302 S. (Scholars' Facsimiles and Reprints).

[66] Vgl. etwa Spiller [Anm. 117], S. 1091.

[67] Richard F. Miller, Henry Adams and the Influence of Woman, AL 18 (1947) S. 291—298. Vgl. weiterhin: *Sister Mary Aquinas Healy, A Study of Non-Rational Elements in the Works of Henry Adams as Centralized in his Attitude toward Women (Diss. University of Wisconsin, 1956, mschr.); *Ferner Nuhn, Henry Adams and the Hand of the Fathers, in: The Wind Blew from the East (NY, Harper, 1942) S. 164—194.

[68] Edward N. Saveth, The Heroines of Henry Adams, American Quarterly 8 (1956) S. 231—242.

Tocqueville hatte mit beinahe pathetischer Entschiedenheit die Überlegenheit der Amerikanerin als Ursache für die einzigartige Blüte des Landes hingestellt[69], und Adams übernahm als gelehriger Schüler des großen Franzosen[70] dieses Motiv, das sich trefflich in seine Gesellschaftskritik einfügte.

Der kaum zu überschätzende Einfluß Tocquevilles auf Adams tritt nicht nur in einer solchen Einzelheit in Erscheinung. Man tut gut daran, seine politischen Hoffnungen und Enttäuschungen der Jahre nach dem Bürgerkrieg vor dem Hintergrund einer ausgeprägten Familientradition zu sehen, die durch den konservativen Liberalismus von Tocqueville ihre Bestätigung erfuhr[71]: „He never altered his opinion that enlightened leadership should dominate the public will. Child of eighteenth-century concepts of stewardship and of their extension into the nineteenth, he was child of such [thinkers?] as Burke, Gibbon, Taine, Guizot, Mill, and Tocqueville“[72]. Mit dem tieferdringenden Verständnis, das die jüngste Forschung für die Eigenart von Adams mitbringt, scheint sich auch die Erkenntnis durchzusetzen, daß seine „konventionelle“ Historiographie in Stoffwahl, Blickrichtung und Methode Tocqueville stärker verpflichtet ist, als man bisher annehmen wollte. Das zeigt sich bereits an der Gallatin-Biographie[73], die das erste Ergebnis seiner Hinwendung zur amerikanischen Geschichte war. „Henry Adams' youthful discovery of Tocqueville“, läßt sich wohl mit Recht sagen, „prefigured his mature judgment that the American who had most 'thoroughly constructed a [moral] foundation for his public life' was Albert Gallatin“[74]. Liegt hier die Einwirkung in der politischen Überzeugung, von der die Wahl des Gegenstandes bestimmt wurde, so zeigt sie sich bei der monumentalen *History of the United States* in einer starken Durchdringung der gesamten Betrachtungsweise. Die Ausweitung des Blickes zur Totalschau des Gegenstandes, womit Henry Adams in den Eingangskapiteln des Werkes eine Wende der amerikanischen Historiographie herbeiführte, ist bei gebührlicher Anerkennung anderer Einflüsse ohne Tocqueville kaum denkbar[75]. Man kann deswegen der Kritik nur beipflichten, wenn sie

[69] Démocratie en Amérique, II, III, 12: „Si ... on me demandait à quoi je pense, qu'il faille principalement attribuer la prospérité singulière et la force croissante de ce peuple, je répondrais, c'est à la supériorité de ses femmes“ (ed. J.-P. Mayer, Paris, 1951, Bd. II, S. 222).

[70] A Cycle of Adams Letters [Anm. 3], Bd. I, S. 281 f.

[71] Vgl. Levenson, The Mind and Art of Henry Adams [Anm. 139], S. 19 f.

[72] Jordy, Henry Adams: Scientific Historian [Anm. 93], S. 101.

[73] The Life of Albert Gallatin (Philadelphia, 1879; Neudruck: *NY, Peter Smith. 1943). — Der Verfasser einer anonymen Rezension des Werkes (NY Nation, August 1879) ist von Evelyn Page, 'The Man around the Corner': An Episode in the Career of Henry Adams, NEQ 23 (1950) S. 401—403, als Henrys Bruder Charles Francis identifiziert worden.

[74] Levenson, The Mind and Art of Henry Adams [Anm. 139], S. 22.

[75] „From De Tocqueville and Michelet he learned the art of constructing his story about dominant ideas.“ Spiller [Anm. 117], S. 1086, hier allerdings schon im Hinblick auf frühere Arbeiten. Vgl. auch Levenson [Anm. 139], S. 146 u. ö.

nichts Geringeres als die *Démocratie en Amérique* selbst zum Vergleich mit dieser Darstellung heranzieht [76]. Schließlich zeigt auch das Spätwerk mit seinen verblüffenden Einblicken in die weltpolitischen Entwicklungen eine Nachwirkung der Tocqueville-Lektüre: Adams' polare Mächtegruppierung Amerika-Rußland steht offenbar im Banne der berühmten Prognose von 1835 [77].

Bei aller Hervorhebung Tocquevilles [78] dürfen andere Gesichtspunkte darüber nicht in den Hintergrund treten. Man begegnet der *History* neuerdings wieder mit größtem Interesse, und so ergibt sich hier wie fast überall für die Adams-Forschung eine verwirrende Vielzahl von Aspekten. Wer einen ersten Zugang sucht, wird neben dem nicht ungeschickt zusammenfassenden, aber doch etwas problemlosen Kapitel der Biographie von E. Stevenson [79] zu einer Einführung in das Gesamtwerk greifen, die R. A. Hume vorgelegt hat [80]. Man kann diese weniger für den Spezialisten berechnete Studie als ein kleines Adams-Handbuch bezeichnen, das hier und dort neue Akzente setzt, aber im Wesentlichen kompilatorisch angelegt ist. Gelegentlich ist der Verfasser in seinem Enthusiasmus für Adams etwas weit gegangen, doch die Arbeit zeichnet sich in den Grenzen des damaligen Forschungsstandes durch eine bemerkenswerte Umsicht und Vollständigkeit aus, die auch den kleinen Schriften ihren Platz anweist [81] und eine schnelle Orientierung ermöglicht. Allerdings wird man von einem solchen Buch, das eine erste Bekanntschaft und Anregung vermittelt, nicht Vollkommenheit und letzten Aufschluß erwarten dürfen.

---

[76] Herbert Agar [Anm. 83].
[77] Vgl. H. C. Allen, Great Britain and the United States: A History of Anglo-American Relations, (London Odhams Press, 1954) S. 875; Helmut Papajewski, Anglia 71 (1952/53) S. 119; Bernhard Fabian, Alexis de Tocquevilles Amerikabild (Heidelberg, Winter, 1957) S. 89.
[78] Baym, The French Education of Henry Adams [Anm. 122] gibt keinen Aufschluß über den Einfluß. Am besten ist in dieser Hinsicht das neue Werk von Levenson [Anm. 139].
[79] Henry Adams [Anm. 50], S. 230—259.
[80] Robert A. Hume, Runaway Star: An Appreciation of Henry Adams (Ithaca NY, Cornell UP, 1951), xv + 270 S. Rezensionen: Wayne Andrews, Inner Yearning, Saturday Review of Literature 22. Sept. 1951 S. 13—14, 36 (Replik: 19. Jan. 1952, S. 22—23); D. W. Brogan, NEQ 24 (1951) S. 406—407; Aaron [Anm. 10]; Harold Dean Cater, AHR 57 (1951/1952) S. 183—184. Ernest Samuels, AL 24 (1952/1953) S. 101—103; Helmut Papajewski, [Anm. 77].
[81] Das gilt etwa für Tahiti (vgl. S. 122—129); ein Faksimile-Neudruck liegt mit einer Einleitung von Robert E. Spiller vor (NY, 1947, viii + 196 S., Scholars' Facsimiles and Reprints); dazu auch: Paul Hambruch, Einleitung zur deutschen Übersetzung: „Denkwürdigkeiten von Arii Taimai...", Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde in Hamburg 8 (1923); und Baym [Anm. 122], „Tahiti Items in the Adams Collection" (S. 326—328). Oder für The Life of Henry Cabot Lodge (vgl. S. 84—92); auch hier ist ein Neudruck mit Einleitung zugänglich in: Edmund Wilson (ed.), The Shock of Recognition: The Development of Literature in the United States Recorded by the Men Who Made It (Garden City; Doubleday, Doran & Co., 1943) S. 742—852.

Im Falle der *History* beschränkt es sich hauptsächlich darauf, die Anlage verständlich zu machen, die einen größeren Leserkreis ansprechende Einleitung zu würdigen und die literarische Technik zu kennzeichnen. Die Bedeutung liegt weniger in der fachlichen Auseinandersetzung als in dem Versuch der Hinführung zu einem Meisterwerk der amerikanischen Geschichtsschreibung, das trotz der Bemühungen verschiedener neuerer Historiker bisher kaum die wünschenswerte Breitenwirkung gehabt hat. Die Neuauflage von 1930, eingeleitet von H. S. Commager[82], ließ den ursprünglich neunbändigen Textbestand unangetastet und konnte daher nur mit einem begrenzten Leserkreis rechnen. Eine spätere Auswahl von H. Agar[83] reduziert das Werk auf etwa ein Drittel seines ursprünglichen Umfanges, behält jedoch die eigenen Ausführungen von Adams fast ungekürzt bei. Es scheint für die Notwendigkeit und den Erfolg einer solchen reduzierten Ausgabe zu sprechen, daß kürzlich die ersten sechs Kapitel mit einem knappen Vorwort aus der Feder von D. Perkins veröffentlicht worden sind[84].

Abgesehen von den zahlreichen frühen Rezensionen, in denen sich die Zeitgenossen mit dem Historiker Adams auseinandersetzten[85], haben die sachkundigen Bemühungen um eine Gesamtwürdigung der *History* erst verhältnismäßig spät eingesetzt. Ein Essay von H. S. Commager bezeichnet den Anfang[86]. Fast gleichzeitig damit nahm M. Kraus Henry Adams mit einem eigenen Kapitel in seine Geschichte der amerikanischen Historiographie auf[87]. Wie nicht anders zu erwarten, steht Adams hier

---

[82] *NY, Boni, 1930. „[Commager] comments on the dichotomy between Adams' desire to portray social history and his political and diplomatic approach to history; he ponders the meaning of the *History* and is especially cogent on Adams' style" (Jordy [Anm. 93], S. 297).

[83] Herbert Agar (ed.), The Formative Years (London, Collins, 1948), 2 Bde.: xxvi + 472; viii, [473]—1067 S. Rezensionen: Robert E. Spiller, Henry Adams: Man of Letters, Saturday Review of Literature 22. Febr. 1947, S. 11 f., 33 f.; John A. Krout, AHR 53 (1947/1948) S. 555 f. — Die dem sogenannten Zweiten Unabhängigkeitskrieg betreffenden Partien wurden zusammengestellt von H. A. De Weerd, The War of 1812 (Washington, The Infantry Journal, 1944) vii + 377 S.

[84] The United States in 1800. (Ithaca, NY, Cornell UP), x + 132 S. (Great Seal Books).

[85] Zusammengestellt bei Jordy, Henry Adams: Scientific Historian [Anm. 93] S. 298—302 („Some Reviews and Corrections of the History", darunter auch neuere Arbeiten).

[86] Henry Adams, in: The Marcus W. Jernegan Essays in American Historiography, ed. Hutchinson (Chicago UP, 1937) S. 191—206. Bemerkenswert ist die Herleitung aus der Familientradition.

[87] Michael Kraus, Henry Adams, in: A History of American History (NY, Farrar & Rinehardt, 1937) S. 321—335. Neuerdings in der überarbeiteten Fassung: The Writing of American History (Norman, Oklahoma UP, 1953) S. 177—189. — Vgl. auch H. Hale Bellot, American History and American Historians: A Review of Recent Contributions to the Interpretation of the History of the United States (University of London, The Athlone Press, 1952), Register.

im Zusammenhang jener Entwicklung zu einer „wissenschaftlichen“ Geschichtsschreibung, die während der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts eine weitgehend an Deutschland orientierte methodische Neubesinnung der amerikanischen Geschichtswissenschaft veranlaßte[88]. Man kann dabei, wie es R. H. Gabriel in seiner Studie über den demokratischen Gedanken getan hat, Frederick Jackson Turner und Henry Adams trotz aller Verschiedenheiten von Geistesart und Blickrichtung als repräsentative Erscheinungen gegenüberstellen[89]. Kraus ist seinerseits geneigt, in dem Verfasser der *History* den Übergang, wenn nicht die Synthese von „literarischer“ und „wissenschaftlicher“ Darstellungsweise zu sehen.

Diese Betrachtungsweise hat weiteren Arbeiten den Weg gewiesen. Vor allem ist die Diskussion um die literarisch-künstlerischen Qualitäten der *History* nicht mehr verstummt; sie ist sogar mit der Wende, die die Adams-Forschung in letzter Zeit vollzogen hat, zu einer Art Mittelpunkt geworden[90]. Historiker wie F. Schevill, dessen Studie neben denen von Spiller und Commager zu dem Besten gehört, was in gedrängter Form über Henry Adams gesagt worden ist[91], zögern nicht, bei der axiomatischen Voraussetzung des „literarischen“ Charakters der Geschichtsschreibung gerade der Vereinigung von Gelehrsamkeit und Künstlerschaft höchstes Lob zu spenden. Die Kultur- und Sozialgeschichtsschreibung von Adams — für Schevill und andere „one of the most impressive features of the book“ (S. 170) — zeichnet sich bei einem Vergleich mit John Bach McMaster in ihrer Eigenart besonders deutlich ab. „Few contrasts indeed“, bemerkt eine diesbezügliche Untersuchung[92], „could be more marked than that between Adams and McMaster as social historians of the year 1800. McMaster, apparently, did not attempt to relate his account of everyday life to the body of his historical narrative. What he says by way of ‘social background’ becomes at best an interesting but essentially unmeaningful digression; at worst a bore. Adams’ account, although imperfectly related to the political and diplomatic narrative, acts as its frame

---

[88] Neben dem unmittelbar voraufgehenden Kapitel bei Kraus vgl. hierzu: W. Stull Holt, The Idea of Scientific History in America, Journal of the History of Ideas 1 (1940) S. 352—360; zu deutschen Einflüssen auf Adams (ein unbearbeitetes Kapitel) einige Bemerkungen bei Papajewski [Anm. 77].

[89] Ralph Henry Gabriel, Frederick Jackson Turner versus Henry Adams, in: The Course of American Democratic Thought (NY, Ronald Press, 1940) S. 251—268.

[90] Unter diesem Gesichtspunkt ist auch das entsprechende Kapitel bei J. C. Levenson, The Mind and Art of Henry Adams [Anm. 139] zu beachten (S. 117—189).

[91] Ferdinand Schevill, Henry Adams' Achievement and Defeat, in: Six Historians (Chicago UP, 1956) S. 157—190. Die allgemeinen Grundlagen für die Darstellung sind in der Einleitung des Buches gegeben. Von hier aus erscheint der Versuch, eine Geschichtswissenschaft nach dem methodischen Vorbild der Naturwissenschaften zu begründen, als Irrweg.

[92] William R. Taylor, Historical Bifocals of the Year 1800, NEQ 23 (1950) S. 172—186.

and becomes a necessary part of the question which the narrative too is concerned to answer" (S. 174).

Ebenfalls mit einem Vergleich setzt die bisher umfassendste, gründlichste und ergebnisreichste Arbeit über das historiographische und geschichtsphilosophische Werk ein: W. H. Jordys *Henry Adams: Scientific Historian*[93]. Jordy hat in exakter Kleinarbeit den Entwicklungsgang von Adams Stufe um Stufe nachgezeichnet und die einzelnen Stationen übersichtlich festgehalten. In gleicher Weise an Detailfragen wie an übergreifenden Zusammenhängen orientiert, gibt Jordy erstmals eine zureichende Analyse der geschichtswissenschaftlichen Position von Adams, seiner Leistungen, seiner Fernziele und seiner Irrwege. Die neue von Henry Adams vertretene „scientific attitude" in der amerikanischen Geschichtsschreibung wird in Abgrenzung gegen die „literary attitude" von Francis Parkman[94] als eine Grundform des „historical temperament" bestimmt, und von hier aus sucht Jordy (nach einem Überblick über das Jugendwerk) den Zugang zur *History*. Da auch er die Geschichte auf einem „middleground between the arts and sciences" (S. 274) ansiedelt, sind Form und Gestalt des Werkes von größter Wichtigkeit, und die Untersuchung erstreckt sich nicht nur auf Planung und Anlage, sondern auch auf Fragen der stilistischen Einwirkung des Erzählwerkes. Für „Theme and Background" der *History* müssen im Einzelfall so verschiedene Autoren wie Macaulay und Tocqueville herangezogen werden, doch der beherrschende Einfluß dürfte von Auguste Comte herzuleiten sein: „Comte provides the master-key to the meaning of the *History* and to its meaning in Adams's life as well" (S. 113) — allerdings mit der Einschränkung, daß Adams als „Comteist within the limits of evolution" anzusehen ist[95].

Der Übergang von der Geschichtswissenschaft zur Geschichtsspekulation der späteren Jahre ist für Jordy nicht ein abrupter Bruch und Neuanfang, sondern ein langsamer, bis zur völligen Verkehrung fortschreitender Wandel der Position Comtes bei gleichzeitiger Anpassung und Ver-

---

[93] William H. Jordy, Henry Adams: Scientific Historian (New Haven, Yale UP, 1952), xvi + 327 S. (Yale Historical Publications 16). Rezensionen: Robert E. Spiller, The Broods of Brahmins, Saturday Review of Literature (2. Aug. 1952) S. 11—12; John Lydenberg, NEQ 25 (1952) S. 547—548; Michael Kraus, AHR 58 (1952/1953) S. 456; Aaron [Anm. 10]; Ernest Samuels, AL 25 (1953/1954) S. 109—112. Das Buch basiert auf: Science and Power in History: A Study in the Historical Temperament (Diss. Yale University, 1948). Vorabdruck des ersten Kapitels: Henry Adams and Francis Parkman, American Quarterly 3 (1951) S. 52—68. — Eine Vorstudie (verwendet auf S. 162) ist: ders., Henry Adams and Walt Whitman, South Atlantic Quarterly 40 (1941) S. 132—145. — In diesem Zusammenhang vgl. auch Edward Allan Chalfant, Henry Adams and History (Diss. University of Pennsylvania, 1954, mschr.) 418 S., Zusammenfassung in: Dissertation Abstracts 14 (1954) S. 2043.

[94] Dazu neuerdings: Otis A. Pease, Parkman's History: The Historian as Literary Artist (New Haven, Yale UP, 1953).

[95] Education, ed. NY 1931, S. 225; Jordy, op. cit., S. 92.

festigung von beherrschenden Themen der *History*[96]. Adams „expanded his earlier analysis of power from those forces which have fused a single nation into a unique entity to those acting upon the multiple civilizations of the human past". Mit diesen Interpretationsansatz, der die Grundgedanken, um nicht zu sagen: die *idées obsédantes* in Adams' Denken sichtbar macht, ist die Forschung einem definitiven Verständnis der berühmten, aber sehr umstrittenen spekulativen Arbeiten erheblich näher gekommen. Über fast alle Argumente, die vor Jordy für oder wider die *Rule of Phase Applied to History* und den *Letter to American Teachers of History* vorgebracht wurden, scheint nunmehr das letzte Wort gesprochen.

Wenn trotzdem frühere Beiträge nicht gänzlich bedeutungslos geworden sind, so verdanken sie dies einer Reihe von Gesichtspunkten, die bei Jordys quellenkritischem Vorgehen nicht im Vordergrund stehen können. R. Shafers „Science and History", die früheste Darstellung, ist wenig ergiebig[97], aber einen zwei Jahre späteren Aufsatz von G. A. Sabine kann man noch mit Gewinn lesen[98], weil hier der Versuch unternommen wird, Adams in Zusammenhang mit gewissen Geistesströmungen zu sehen, die bei der Auflösung des tradierten christlichen Weltbildes mitgewirkt haben. Bezeichnend für diese und andere Studien ist die biographische Ausrichtung. Dabei spielt es eine untergeordnete Rolle, ob Sabine annimmt, daß die deterministische Theorie von einer fortschreitenden Desintegration der Welt besondere Anziehung für jemanden haben mußte, der sein Leben als Fehlschlag darstellte und vielleicht auch empfand, oder ob in einer gänzlich anderen Deutung erklärt wird, daß die dynamische Theorie, wie sie in *Mont-Saint-Michel and Chartres* und der *Education* begegnet, als Selbstverhüllung („historical defence") der mystischen Erfahrungen eines im Grunde puritanischen Intellektes zu verstehen seien[99]. Solche primitiven Gleichungen zwischen Biographie und Werk sind unzureichend, wenn nicht unzulässig. Man geht kaum fehl, darin eine Nachwirkung von Brooks Adams' *Heritage of Henry Adams* zu sehen (dem Vorwort zu der posthumen Sammlung der spekulativen Schriften)[100], worin Henrys Interesse an naturwissenschaftlichen Konzeptionen und ihrer Verwendung zur Lösung geschichtstheoretischer Fra-

---

[96] Hier wären die Ergebnisse von *Andrew Greer Meyer, The Historical Theories of Henry Adams (Diss. New York University 1947, mschr.) zu vergleichen.

[97] Robert Shafer, Science and History, in: Progress and Science: Essays in Criticism (New Haven, Yale UP, 1922) S. 155—193.

[98] George H. Sabine, Henry Adams and the Writing of History, California University Chronicle 26 (1924) S. 31—46.

[99] Nathalia Wrigth, Henry Adams's Theory of History: A Puritan Defense, NEQ 18 (1945) S. 204—210.

[100] Brooks Adams, The Heritage of Henry Adams, in: The Degradation of the Democratic Dogma (NY, Macmillan, 1919) S. 1—122. Vgl. dazu: Carl Becker, AHR 25 (1919/1920) S. 480—482. — (Neudruck: *NY, Peter Smith, 1949).

gen aus dem Erbteil von John Quincy Adams erklärt wird[101]. Inwieweit Brooks Adams damit recht hat, ist schwer zu entscheiden, aber sein eigener starker Einfluß auf die Gedankenbildung des Bruders ist seit C. A. Beards Untersuchung ihres Gedankenaustausches in den Jahren 1893 und 1894 nicht mehr zu bezweifeln[102]. *The Law of Civilization and Decay* scheint überhaupt erst den Anstoß zu Henrys eigenen Arbeiten gegeben zu haben, wie vor Beard schon R. P. Blackmur vermutete[103].

Es mag mit der Überzeugung vom Wert seiner eigenen Arbeiten zusammenhängen, daß Brooks Adams die *Rule of Phase* als vornehmste gelehrte Leistung des Bruders ansah. Aber schon die nicht zutreffenden Prognosen ließen ziemlich bald Zweifel an der Richtigkeit der spekulativen Konzeptionen aufkommen. J. T. Adams erkannte bei einer kritischen Prüfung des ganzen Unternehmens immerhin noch die ernsthafte Berechtigung einer naturwissenschaftlichen Fundierung der Geschichte an[104]: „Adams alone made the courageous effort to establish the scientific law with the validity of a fairly accurate predictableness... But until historians realize that mere accurate scholarship is not science, he is likely to stand alone as the sole pioneer of 'scientific history'." Eine ähnliche Auffassung vertrat 1935 auch R. F. Nichols[105], aber im gleichen Jahr rückte die Diskussion um die „scientific history" durch eine Stellungnahme von C. A. Beard in eine Art utopischer Ferne[106]. Schon wenig später wurde Adams' Geschichtsphilosophie zur Lebensphilosophie erklärt[107], und hinter dem theoretischen Bemühen des Geschichtsdenkers glaubte man seinen Drang zu spüren, in ultra-wissenschaftliche Erkenntnisbereiche vorzudringen. Je mehr Mängel sich an der Theorie herausstellten, umso dringlicher wurde die Frage, ob hinter dem allzu offen-

---

[101] Dazu bereitet Nathan Reingold an der University of Pennsylvania eine Dissertation vor: Science and History: A Study of the Thought of J. Q. Adams, Henry and Brooks Adams.

[102] Charles A. Beard, Historians at Work: Brooks and Henry Adams, Atlantic Monthly 171 (1943) S. 87—93. Erweiterte Fassung in: Brooks Adams, The Law of Civilization and Decay (NY, Knopf, 1943). Vgl. weiterhin: Charles and Mary Beard, The American Spirit (NY, Macmillan, 1948) S. 374—383; Daniel Aron, An Unusable Man: An Essay on the Mind of Brooks Adams, NEQ 21 (1948) S. 3—33; Thornton Anderson, Brooks Adams: Constructive Conservative (Ithaca, NY, Cornell UP, 1951), Chapters VII und VIII; William A. Williams, Brooks Adams and American Expansion, NEQ 25 (1952) S. 217—232. A. Beringause, Brooks Adams [Anm. 44].

[103] Richard P. Blackmur, Henry and Brooks Adams: Parallels in Two Generations, Southern Review 5 (1939/1940) S. 308—334.

[104] James Truslow Adams, Henry Adams and the New Physics, Yale Review 19 (1929/1930) S. 283—302.

[105] Roy F. Nichols, The Dynamic Interpretation of History, NEQ 8 (1935) S. 163—178.

[106] Charles A. Beard, That Noble Dream, AHR 41 (1935/1936) S. 74—87 (bes. S. 80—81). Zu Beards geschichtstheoretischer Position vgl. das in Vorbereitung befindliche Buch von Cushing Strout, Becker and Beard (New Haven, Yale UP).

[107] James Stone, Henry Adams's Philosophy of History, NEQ 14 (1941) S. 538—548.

baren Fehlschlag nicht vielleicht ein umfassenderes Anliegen stand. R. A. Hume versuchte sich an einer ersten Antwort[108]:

> „Henry Adams' attempt to make history a science must be set down as failure. Such a judgment does not, of course, affect the value of Adams' theory as metaphor... His theory of history was thus, in one sense, no more than an elaborate afterthought, a framework in which to set conclusions already reached. But there is pathos in realizing that evidently he sought not metaphor but scientific truth... Failures are often tolerated, however, if they are interesting; and Adams' failure is more than that. It is proof that even for a mind of high rank the quest for certainty may lead at last to the *reductio ad absurdum*" (S. 372/3).

Wenn Hume bei diesen Erörterungen auch sachliche Argumente gegen die Geschichtstheorie von Adams vorbrachte, so blieb doch der letzte und schlüssige Nachweis, daß die spekulativen Gedankengänge vom heutigen wie auch vom damaligen Stand naturwissenschaftlicher Erkenntnis aus fehlerhaft sind, W. H. Jordy vorbehalten[109]. Nach seinen Ausführungen besteht kein Zweifel mehr, daß Adams die von Willard Gibbs[110] entwickelten thermodynamischen Theorien nicht verstanden hat und daß auch seine sonstigen Kenntnisse trotz des weitgespannten Interesses lückenhaft waren. Die Grundlagen, auf denen sein Geschichtsdenken aufbauen sollte, waren sachlich wie methodisch unzureichend — ganz unabhängig davon, ob sein Vorhaben als solches sinnvoll und durchführbar war:

> „What he missed in his research brands him a thoroughly nineteenth-century man. Even after allowance has been made for his status a an amateur in scientific and philosophical thought, he can hardly be said to have grasped the most progressive thinking of his day... Whatever the refutation, and however impossible that Adams' quest should have succeeded, the blunt truth remains that he was far less persuasive than he could have been had he been more logical. Thought-provoking, his historical speculation was not genuinely thoughtful. Insofar as it wanted profundity, of course it also lacked imaginative intensity" (S. 217/9).

Zu ähnlichen Ergebnissen ist bei begrenzterer Themenstellung kürzlich H. Wasser in einer Studie über *The Scientific Thought of Henry Adams* gekommen[111]. Wer die Adams-Forschung überblickt, wird bedauern, daß

---

[108] Robert A. Hume, Henry Adams's Quest for Certainty, Stanford Studies in Language and Literature (ed. Hardin Craig, 1941) S. 361—373. — Vgl. auch: William Roscoe Thayer, Vagaries of Historians, AHR 24 (1918/1919) S. 183—195.

[109] Vgl. Jordy [Anm. 93], cap. V ff.

[110] Dazu auch: Muriel Rukeyser, Willard Gibbs (Garden City, NY, Doubleday, Doran & Co., 1942), ix + 465 S. (besonders S. 212-5, 404-15).

[111] Henry Wasser, The Scientific Thought of Henry Adams, (Privatdruck Thessaloniki 1956) 127 S. Rezension: William H. Jordy, NEQ 30 (1957)

sich diese klare Darstellung nicht mit der vorhandenen Literatur auseinandersetzt. Obschon sie durchgängig auf Primärquellen zurückgeht, scheint sie eher als Zusammenfassung denn als Forschungsbeitrag gedacht zu sein, wiewohl eine Reihe von Akzentverschiebungen eine eigenständige Aufarbeitung des gesamten Komplexes erkennen läßt. Als Einführung wird man sie dem Buch von Jordy vielleicht vorziehen. Sie behandelt den Gegenstand systematisch und ist durch eine wohltuende Prägnanz von Sprache und Gedankenführung ausgezeichnet; allerdings erreicht sie nicht jene Weite des Blickes und jene Originalität des Ansatzes, die man von einem Standardwerk über den Gegenstand verlangen müßte, obwohl die Einleitung und das letzte Kapitel über die Anwendung der Thermodynamik dieser Forderung sehr nahe kommt. Es wird nicht überraschen, daß hier Henry Adams bereits axiomatisch als „amateur or lay philosopher of science" angesehen wird. Die Vielseitigkeit seiner Interessen und seine Zwischenstellung zwischen Geschichte, Literatur und Naturwissenschaft bringen es mit sich, daß er schwerlich „in a creative way with any one branch of learning" in Verbindung gebracht werden kann (S. 1).

Die Erkenntnis, daß Adams' geschichtstheoretische Spekulationen einer sachlichen Kritik nicht standhalten, stellte die Forschung vor eine neue Situation. Wenn man seine Interpretation nicht einer *Anatomy of Nonsense* in der Art von Yvor Winters gleichsetzen wollte, hatte man zwischen zwei Wegen zu entscheiden. Man konnte sich nach wie vor zu dem gescheiterten Denker Adams bekennen, wie es H. Wasser bei voller Einsicht in die Schwächen der Geschichtstheorie tut[112]. Dann ist das künstlerisch-dichterische Element als zweitrangig zu erklären, und die *Rule of Phase* als „major contribution to scholarly thought" anzusehen, der gegenüber ein Gedicht wie das „Prayer" als „the final articulation of a dying old man [rather] than the definitive statement of a man's thought" erscheint (S. 508). Das wäre die letzte Konsequenz einer auf logische Schlüssigkeit des gedanklichen Gehaltes abgestellten Kritik. Von dieser vielfach „rationalistisch" genannten Interpretationsweise muß eine zweite Richtung unterschieden werden, die sich wesentlich an die imaginative Seite des Gesamtwerkes hält. Mit der Auffassung, Adams „sought a tension between the scientific fact, the emotional image, and the personal reference" (S. 163) — ein Sachverhalt, dem sich die Kritik in Blickrichtung und Methode anzupassen habe, — zeichnet sich auch bei Jordy diese Wendung zur Ästhetik ab. Ihren programmatischen Ausdruck hat sie 1947 bei R. E. Spiller gefunden[113], der sich in offensichtlicher Unzufriedenheit

S. 126—127. Die Arbeit dürfte zurückgehen auf: *ders., Henry Adams: Lay Philosopher of Science (Diss. Columbia University 1951, mschr.).

[112] Henry Wasser, The Thought of Henry Adams, NEQ 24 (1951) S. 495—509.

[113] Robert E. Spiller, Henry Adams: Man of Letters, Saturday Review of Literature, 22. Februar 1947, S. 11 f., 33 f. — Als „picturesque mythology" (S. 406) wurde die Geschichtsphilosophie von Adams 1946 schon von Herbert W. Schneider angesprochen: A History of American Philosophy (NY Columbia

mit den Forschungsergebnissen der historischen Fachwissenschaft für Henry Adams als „Man of Letters“ einsetzte. Der Stoß, der einer sachlich-historischen Interpretation damit versetzt wurde, läßt sich am besten in der Forderung erkennen, daß die Geschichtstheorie von Adams auf eine Stufe mit der Kosmologie Miltons zu stellen sei. Die innere Richtigkeit ist hier wie dort irrelevant, entscheidend ist allein das künstlerische Anliegen und seine Gestaltung. Bewußt oder unbewußt hat diese Betrachtungsweise seither in einer Reihe von Untersuchungen Eingang gefunden, wenn sie nicht überhaupt, wie bei zwei komplementären Studien von C. E. Glicksberg[114], Ausgangspunkt für grundsätzliche Überlegungen wurde, die sich mit der durch die Spätwerke als verbürgt betrachteten Hinwendung zu Kunst und Religion beschäftigen:

> „Henry Adams' pilgrimage“, versicherte der Verfasser, „may be viewed as a progression from intellectualism to the artistic outlook that encompasses all things, resolves all contradictions. Student of law and history and science, he had searched for a clue to the working of the universe, only to give up the quest in dispair, but the failure is finally resolved in the synthesis of art. Henceforth, once this liberating vision had been vouchsafed to him, he viewed all things — history, civilization, politics, religion, — as a spectacle... Henry Adams' importance lies not in the originality of his speculation, but in the candor and the courage with which he faced the major problems that troubled his age. His conclusion were untenable because his purpose in his later years was not to understand but to believe.“

Am augenfälligsten wird die neue Konzeption des durch eine intuitive Weltschau ausgezeichneten *Man of Letters* bei einem Vergleich der Stellung, die Henry Adams in den Standardwerken der amerikanischen Literaturgeschichte angewiesen worden ist. Im Einklang mit der herrschenden Auffassung der Zeit[115] nimmt die *Cambridge History* (1921) Adams noch in das Sammelkapitel „Later Historians“ auf[116], während die *Literary History of the United States* (1948) ihn mit einem eigenen Kapitel voll unter die amerikanischen Autoren des *fin de siècle* einbürgert[117]. Dieser Abschnitt (aus der Feder von R. E. Spiller) darf trotz

UP, 1947) S. 396—415. Dort wird Adams in Zusammenhang mit dem „Desperate Naturalism“ behandelt, den Schneider auch bei Graham Sumner und anderen festsstellt. John Lydenberg hat in diesem Rahmen auch versucht, Henry Adams and Lincoln Steffens zu vergleichen (South Atlantic Quarterly 48, 1949, S. 42—64).

[114] Charles E. Glicksberg, Henry Adams and the Repudiation of Science, Scientific Monthly 64 (1947) S. 63—71 (Zitat: S. 65—68), Kritik: A. W. Clement, Undismayed, ebd. 64 (1947) S. 451. Glicksberg, Henry Adams and the Aesthetic Quest, Prairie Schooner 25 (1951) S. 241—250.

[115] Vgl. etwa T E. Rankin, American Writers of the Present Day: 1890: to 1920. (Ann Arbor, George Wahr, 1920) S. 17.

[116] John Spencer Basset, Later Historians, in: The Cambridge History of American Literature (Cambridge 1921) Bd. III, S. 197—200.

[117] Robert E. Spiller, Henry Adams, in: Literary History of the United States [1948] (NY, Macmillan, 1955) S. 1080—1103. Zahlreiche andere Literatur-

weiterer zehn Jahre Arbeit an Henry Adams noch heute als die beste Kurzdarstellung der Gedankenwelt des neuerschlossenen *homme de lettres* gelten. Sie folgt im wesentlichen dem Grundriß, den der Verfasser schon vorher dargelegt hatte, aber scharfe Grenzen sind zugunsten eines ausgeglichenen Gesamtbildes von Persönlichkeit und Werk vermieden. Auch wenn die ästhetische Komponente nicht ungebührlich betont ist, läßt die Auffassung von *Mont-Saint-Michel and Chartres* und der *Education* keinen Zweifel darüber, daß beide Werke hinfort vornehmlich als Domäne der Literaturwissenschaft anzusehen sind. Ursprünglich von Adams als Komplementärstudien im Rahmen eines geschichtsphilosophischen Schemas gedacht, das im dreizehnten Jahrhundert den Zeitraum höchster Einheit und im zwanzigsten Jahrhundert den Zeitraum größter Vielfalt der abendländischen Geschichte sichtbar machen sollte [118], haben sie damit den Anspruch auf objektive Verbindlichkeit verloren. Spiller sieht sie als „a planned work of the imagination rather than an historical, autobiographical, or scientific record or argument" und möchte „their timeless quality rather than their circumstantial reference" (S. 1100) anerkannt wissen. Das entspricht der augenblicklichen Situation, in der Henry Adams wegen seines Eigenwertes als Autor von einem zunehmend größeren Kreis geschätzt wird.

Zumindest für *Mont-Saint-Michel and Chartres* [119], in dessen Preis sich die Kritik selten einmütig zusammenfindet [120], ist diese eindeutige Entscheidung vielleicht etwas verfrüht; denn hier hat noch niemand jenen Prozeß der künstlerischen Anverwandlung historischen Materials verfolgt, der auf Seiten des Autors stattgefunden haben muß. Daß Henry Adams durch ausgebreitete Studien ein beachtliches Verständnis der Epoche hatte, ist nicht zu bestreiten, und in dieser Hinsicht kann das Buch als ein Mark-

---

geschichten haben ihm einen Platz eingeräumt. Zu nennen sind etwa: *William M a c d o n a l d, Henry Adams, in: John Macy (ed.), American Writers on American Literature (1931) S. 317—326; Vernon L o g g i n s, I Hear America ...: Literature in the United States since 1900 (1937) S. 38—45; Van Wyck B r o o k s, New England: Indian Summer (1940) Chapter XXIII; ders., The Confident Years: 1885—1915 (1952), Index; ders. und Otto B e t t m a n n, A Pictorial History of American Literature (London 1956) S. 152—155; Henry L ü d e k e, Geschichte der amerikanischen Literatur (1952), Index; Cyrille A r n a v o n, Histoire littéraire des États-Unis (1953) S. 297—303; Grant C. K n i g h t, The Strenuous Age in American Literature (1954), bes. S. 96—98, 145—149.

[118] Vgl. Education, Chapter XXIX.

[119] Mont-Saint-Michel and Chartres: With an Introduction by Ralph Adams Cram (Boston, NY, Houghton Mifflin Co. 1913), xiv + 401 S. („published by authority of the American Institute of Architects"). *Privatdruck: 1904. Weitere Drucke: *Massachusetts Historical Society, 1919; London, Constable, 1936, xiv + 397 S. mit photomechanischem Nachdruck 1950. — Als allgemeine Einführung in das Werk können die entsprechenden Abschnitte bei H u m e, Runaway Star (S. 171—177) und S t e v e n s o n, Henry Adams (S. 311—329) dienen.

[120] Vgl. etwa B a s s e t [Anm. 116] S. 199: „Mont-Saint-Michel and Chartres shows us Henry Adams at his best"; Schevill [Anm. 91], S. 180: [MSMC] „may well, with the passing of time, rank as his leading work."

stein der amerikanischen Beschäftigung mit dem Mittelalter gelten. Doch deswegen ist es weder „noch heute die beste in englischer Sprache verfaßte Kulturgeschichte des Mittelalters“ noch eine „definitive study of the medieval spririt“, wie erst kürzlich versichert worden ist [121]. Seinen Rang als Mittelalter-Buch zu bestimmen, ist eine der vornehmsten Aufgaben der Adams-Forschung, aber da Geschichte, Kunstgeschichte, Philosophie und Literaturwissenschaft dabei zusammenwirken müssen, kann sie schwerlich von einem einzelnen gelöst werden.

Die dafür nötigen Quellenstudien hat M. I. Baym mit *The French Education of Henry Adams* eingeleitet [122]. Die Arbeit, die den Einfluß französischer Autoren auf das Schaffen von Adams zeigen soll, greift natürlich über *Mont-Saint-Michel and Chartres* hinaus, aber so weitverzweigt die zwischen Descartes und Renan angelegten Untersuchungen sind, so stellt doch der Einfluß von Michelet auf das Mittelalterbuch ein zentrales Thema dar. Durchgehende Linien sind allerdings kaum zu erkennen, und man wird das auch kaum bei einem Buch erwarten dürfen, das nicht unzutreffend als „a series of footnotes documenting one of the major influences upon *The Education*“ charakterisiert worden ist (Levin). In Einzelheiten ist die *French Education* überaus hilfreich, aber durch eine enge positivistische Methode, die nicht klar zwischen Parallele und Einfluß unterscheidet, verstellt sich der Verfasser den Weg zu klaren Ergebnissen. Immerhin läßt die konsequente und minutiöse Analyse von Bibliotheksbeständen und Lesefrüchten — ein Verfahren, das Baym schon früher angewandt hat [123] — eine präzise Feststellung über das lebenslange, oft wechselnde Interesse von Adams an Frankreich selbst, an den französischen *Belles Lettres* und an historischer und philosophischer Literatur zu, wovon nicht selten der Anstoß zu seiner Gedankenbildung ausgegangen sein mag [124].

---

[121] K. A. Preuschen [Anm. 140], S. 808; Robert Fulton Richards, Concise Dictionary of American Literature (NY 1955) S. 2.

[122] Max I. Baym, The French Education of Henry Adams (NY, Columbia UP), xiv + 358 S. Rezensionen: Harry Levin, NEQ 24 (1951) S. 542—546; Waldo Gifford Leland, AHR 57 (1951/1952) S. 704—706; Ernest Samuels, Modern Language Notes 67 (1952) S. 342—343; Robert A. Hume, AL 24 (1952/1953) S. 103—105. — Weiteren Aufschluß über die Quellen von Adams Kunstauffassung und Kunstübung dürften aus anderen Zusammenhängen heraus vielleicht auch zwei in Vorbereitung befindliche Dissertationen bringen: George A. Khairallah, The Aesthetic Imagination in Henry Adams (Columbia University), und Robert Spence, Henry Adams on the Literary and Plastic Arts (University of Wisconsin).

[123] Vgl. Max I. Baym, The 1858 Catalogue of Henry Adams's Library, Colophon 4 (1938) S. 483—489; ders., William James and Henry Adams, NEQ 10 (1937) S. 712—742 (eine Untersuchung der unterstrichenen Stellen in James' Principles of Psychology).

[124] Als Zusammenfassung seines Buches: Max I. Baym, The Garret on the Avenue du Bois: An Essay on Henry Adams and France, Yale French Studies, no. 10 (1953?), S. 43—53: „French thought occupied a pervasive position in his intellectual strivings“ (S. 47). Weiterhin: Richard L. Shoemaker, The

Während es hier und anderwärts an transzendenter Kritik fehlt, ist man sich über die persönlichen Voraussetzungen von Adams' Wendung zum Mittelalter eher klar. H. L. Creek vertrat schon früh die Auffassung, daß eine Unzufriedenheit mit dem wissenschaftlichen Determinismus und seine Überzeugung von der Überlegenheit der Frau als Beweggründe für das Interesse am Mittelalter und besonders am Marienkult zu gelten hätten[125]. Präziser und fundierter ist eine ähnliche These von O. Cargill vorgetragen worden, wobei der Frauenkult von Adams als Leitmotiv dient und eine zeitkritische Bemühung — der amerikanischen Frau ein Bewußtsein ihrer Aufgabe und Sendung zu verleihen — als vornehmliches Anliegen herausgelesen wird[126]. Die symbolische Bedeutung der „Virgin" und des „Dynamo" (als Wahrzeichen des zwanzigsten Jahrhunderts) ist offenkundig, und obwohl eine religiöse Bedeutung in Adams' Mittelalterbild mitschwingen mag, handelt es sich bei seiner Suche nach einer sogenannten „neuen Einheit" nicht um eine religiöse, sondern um eine künstlerische Synthese. „The Virgin of his *Chartres* was at heart a pagan" bemerkt Spiller[127], und es ist nur eine andere Fassung des gleichen Sachverhalts, wenn R. P. Blackmur schreibt[128]: „... the esthetic image is Adams' offered solution, and it is offered because the esthetic image is itself a force" (S. 153).

Ähnliche Auffassungen bestimmen auch die Stellung der beiden Gedichte innerhalb des Gesamtwerks. Seit Mable LaFarge ist die Frage nach der biographischen Verbindlichkeit des „Prayer to the Virgin of Chartres"[129] wiederholt gestellt worden, ohne daß man jedoch eine end-

---

France of Henry Adams, French Review 21 (1948) S. 292—299 (eine auf der Korrespondenz aufgebaute Untersuchung der frühen Abneigung gegen Frankreich und des Wandels von 1895); und: *M. Maurice LeBreton, Henry Adams et la France, Harvard et la France (Paris, La Revue d'histoire moderne, 1936) S. 74—96.

[125] Herbert L. Creek, The Mediaevalism of Henry Adams, South Atlantic Quarterly 24 (1925) S. 86—97.

[126] Oscar Cargill, The Mediaevalism of Henry Adams, in: Essays and Studies in Honor of Carleton Brown (NY UP, 1940) S. 296—329. Vgl. auch: ders., Intellectual America: Ideas on the March (NY, Macmillan & Co., 1941) S. 551—569. Hierbei wird Adams unter „The Freudians" eingereiht.

[127] Spiller [Anm. 117], S. 1096.

[128] R. P. Blackmur, The Virgin and the Dynamo, Magazine of Art 45 (April 1952) S. 147—153. — Katholische Stellungnahmen zu *Mont-Saint-Michel and Chartres* sind geteilt; vgl. *anon., Medieval Democracy in the Cathedral of Chartres, Catholic World 124 (1926) S. 252 ff.; Hugh F. Blunt, The Mal-Education of Henry Adams, ebd. 145 (1937) S. 46—52; Frances Quinlivan, Irregularities of the Mental Mirror, ebd. 163 (1946) S. 58—65.

[129] Erstdruck in Letters to a Niece [vgl. Anm. 4]. Abdrucke: * L. L. Hazard (ed.), In Search of America (1930) S. 34—39; *American Federationist 38 (1931) S. 1483; *Alfred Noyes (ed.), Anthology of Catholic Poetry, (?); Hume, Runaway Star [Anm. 80], S. 239—244; Preuschen [Anm. 181], S. 120—129; Teildrucke in: Geraldine P. Dilla, The Religious Appeal of Architectural Masterpieces, South Atlantic Quarterly 36 (1937) S. 180—188. Baym [Anm. 80], S. 83—87. — Hierhin gehört wahrscheinlich auch: *E. N. Saveth, Henry Adams' Norman Ancestors, Contemporary Jewish Review 8 (1945) S. 250—261.

gültige Antwort gefunden hat[130]. Für die neuere Kritik, die in den späten Werken sämtlich Ausformungen eines künstlerischen Schaffensprozesses sieht, wird sie infolge der spezifischen Verfahrensweise der heutigen literarischen Exegese zunehmend nebensächlich, obwohl man nicht gänzlich davon absehen kann. Verläßliche Schlußfolgerungen über Adams' geistigen Standort verbieten sich durch die stark ausgeprägte Ironie der späteren Jahre und durch die Unzulänglichkeit des Quellenmaterials. Welche Vorsicht hier geboten ist, beweist zudem das Gedicht „Buddha and Brahma" [131], dessen Thematik Adams' Verbundenheit mit der fernöstlichen Geisteswelt erkennen läßt. Es ist in größeren Zusammenhängen gewiß ein Beispiel für den verbreiteten Exotismus der Zeit, aber eine eindringliche Interpretation enthüllt auch hier bemerkenswerte biographische Bezüge[132]. Als Kunstwerk bleibt das Gedicht hinter dem „Prayer" zurück, gehört aber doch zu den Zeugnissen für die „intensity of Adams' emotional and esthetic nature" [133]. In dieser Sicht werden die Dichtungen bei jeder Gesamtdarstellung neu analysiert[134], und für das „Prayer" hat K. A. Preuschen eine ausführliche Interpretation versucht[135], die das Gedicht nicht mehr ausschließlich als Beleg für „die Religiosität des Henry Adams" in Anspruch nimmt. In einer durch H. Slochower[136] vorgegebenen Betrachtungsweise wird Adams hier auch mit der Dichtung von T. S. Eliot in Beziehung gebracht, und solche form- und ideengeschichtliche Verwandtschaft trägt dazu bei, daß man Adams mehr und mehr als den Zeitgenossen der Gegenwart proklamiert[137].

Indessen ist die Symbolik der „unity" nicht auf den geläufigen quasireligiösen Marienkult beschränkt. In einer erstmals nicht auf werkimmanente Betrachtung eingeschränkten Studie der letzten Kapitel des Buches hat R. P. Blackmur andere Aspekte der Einheitsvorstellung sichtbar gemacht, die erheblich zu ihrer Vertiefung beitragen[138]. Es geht dabei um jene „harmony of true liberalism", jene Ausgewogenheit vielfältiger

---

[130] Vgl. Jordy, Henry Adams [Anm. 93], S. 286, A. 90.
[131] Buddha and Brahma, Yale Review 5 (Okt. 1915) S. 82—89.
[132] Vern Wagner, The Lotus of Henry Adams, NEQ 27 (1954) S. 75—94. Vgl. auch Cecil Spring Rice, The St. Gaudens Monument at Rock Creek Cemetery, Atlantic Monthly 120 (Nov. 1917) S. 607 ff., wo sich weitere Ausführungen über die von Adams angeregte rätselhafte Plastik finden. Über St. Gaudens auch Stevenson [Anm. 50], Index.
[133] Jordy [Anm. 93], S. 279.
[134] Etwa Hume, Runaway Star, und Stevenson, Henry Adams. Vgl. auch Baym [Anm. 122], S. 81—89 (über mögliche Zusammenhänge mit Renan).
[135] K. A. Preuschen, [Anm. 181], S. 120—129.
[136] Harry Slochower, Henry Adams and T. S. Eliot on Unity, in: No Voice Is Wholly Lost (NY, Creative Age, 1945) S. 341—375, 378 f. Über Adams und Eliot erstmals: F. O. Matthiessen, The Achievement of T. S. Eliot (Oxford UP, 1935) S. 12, 25.
[137] Etwa J. C. Levenson, [Anm. 139], S. 232. Auch hier werden Verbindungslinien zu T. S. Eliot gezogen; vgl. S. 386.
[138] Richard Blackmur, The Harmony of True Liberalism: Henry Adams' *Mont-Saint-Michel and Chartres*, Sewanee Review 60 (1952) S. 1—27.

und heterogener Kräfte, die Adams in der mittelalterlichen Kirche verwirklicht glaubte. Blackmur zeigt sich — charakteristisch für das neue Adams-Verständnis — weniger an der sachlichen Bedeutung der Auffassung als vielmehr an der Botschaft und dem Anliegen interessiert, das sich dahinter zu verbergen scheint:

> „The lesson for modern institutions should be plain: that balance is better than control, that responsibility is better than rule, that risk is better than security, and that stability is death. But the stability and security here spoken of are not the opposites of anarchy and starvation; they are the opposites, rather, of flexibility and various enough to receive and react to new impressions. This perhaps is the lifetime argument Henry Adams makes, directly in *Gallatin*, implicitly in *Chartres* and the compositional process of the *Education*; if we can feel the arguments and follow the process we have learned Adams' lesson" (S. 11).

Weniger pointiert, aber im ganzen von einer vergleichbaren interpretatorischen Absicht getragen, enthält das jüngste Werk, das J. C. Levenson in Anlehnung an Ricardo Quintanas Swift-Buch *The Mind and Art of Henry Adams* genannt hat[139], ein vergleichbares Kapitel über *Mont-Saint-Michel and Chartres*. Es läßt sich nicht in einer These zusammenfassen, wie überhaupt die ganze Arbeitsweise des Verfassers dem leicht formulierbaren Ergebnis bewußt aus dem Wege geht. Seine Studie, die den gesamten Entwicklungsgang von Adams umfaßt, zeichnet sich (mit den Worten eines englischen Kritikers) durch eine „ingenious combination of narrative and criticism" aus, die neue Einsichten organisch in bereits bekannte Zusammenhänge einfügt. Unsere Faktenkenntnis ist nicht bereichert worden, aber man kann von Levenson lernen, Henry Adams von innen heraus zu verstehen. Der Verfasser interpretiert überlegt und sorgfältig und ist ebenso auf das relevante Detail wie auf die Verknüpfung der einzelnen Werke im thematischen und im künstlerisch-handwerklichen Bereich bedacht. So werden die fließenden Übergänge und die gegenseitige Durchdringung der frühen Biographien und Romane sichtbar, aber auch die subtile Regie, mit der Henry Adams die künstlerischen Formprobleme von *Mont-Saint-Michel and Chartres* meisterte. Levensons weitgespanntes Bezugssystem ist vornehmlich literarischer Natur; es fehlt daher eine Quellenuntersuchung für das Mittelalterbuch, obwohl sich der geistige Umkreis, in dem es gesehen werden muß, mit leichter Andeutung abzeichnet. Levenson weist auf Parallelen zur Kulturgeschichtsschreibung Jacob Burckhardts hin, doch der Unterschied zwischen dem Historiker und dem Künstler, der „technical knowledge ... as means

---

[139] J. C. Levenson, The Mind and Art of Henry Adams (Boston, Houghton Mifflin Co.), 1957, xiv + 430 S. Rezension: Times Literary Supplement, 14. Juni 1957, S. 363. Zugrunde liegt die Harvarder Diss. des Autors: *Henry Adams: The Historian as Artist (1951). In den gleichen Zusammenhang dürfte die Diss. von George Hochfield gehören: *The Mind of Henry Adams (California, Berkeley, 1956).

to his esthetic end" benutzte (S. 247), wird nicht verwischt. Wegen der Benutzung von Viollet-le-Duc und aus anderen Gründen hält der Verfasser für weite Strecken an der faktischen Verläßlichkeit fest, und er glaubt sogar, daß Adams' Auffassung der mittelalterlichen Philosophie den Kriterien von Etienne Gilson standzuhalten vermag.

Die Einzeleinsichten, die Levenson vermittelt, lassen sich in diesem Rahmen nicht einmal andeuten. Man kann seine Ausführungen als eine erste methodische und sachliche Synthese der „neuen" Adams-Forschung bezeichnen. Bei allem notwendigen Interesse an dem Historiker und Wissenschaftler Adams widmet der Verfasser seine uneingeschränkte Aufmerksamkeit dem Künstler, und so vermag seine Studie die übliche Aufteilung und Zersplitterung des Gegenstandes mit einer geschlossenen Konzeption zu überbrücken. Für die Romane, die *History* und die Alterswerke wird eine Kontinuität herausgearbeitet, die bislang von keiner anderen Darstellung sichtbar gemacht worden ist.

Wenn die Behandlung der *Education*[140] hinter den besten Partien des Werkes zurückbleibt, dann mag das mit den Schwierigkeiten zusammenhängen, die dieses paradoxe und oft kommentierte Buch seit jeher dem Verständnis entgegengesetzt hat. Es ist scheinbar Adams' persönlichstes Buch, das oft im Widerspruch zur Intention des Autors gedeutet wurde und viele Kritiker auf wenig erfolgreiche Wege geführt hat. Die Wirkungsgeschichte der *Education* ist die Geschichte fortgesetzter Versuche, die richtige Gleichung zwischen dem Adams der Autobiographie und dem Adams der biographischen Realität zu finden. Für die ersten Leser und Rezensenten[141] bot sich das Buch als Autobiographie eines Altmeisters der

---

140 The Education of Henry Adams. *Privatdruck Washington 1907. Mit dem Untertitel: „An Autobiography" Boston, Massachusetts Historical Society, 1918; Boston, Houghton Mifflin Co., 1918, *1927, *1928, *1930, 1935; *London, Constable and Co. 1928; NY, Modern Library, 1931, x + x + 517 S., Introduction by James Truslow Adams; NY Limited Edition, Merrymount Press, 1942 (12 Etchings by Samuel Chamberlain, Introduction by Henry Seidel Canby). — Französische Übersetzung: *Mon Éducation, trad. par Régis Michaud et Franck L. Schoell (Paris, Boivin et Cie, 1931). — Deutsche Übersetzung: Die Erziehung des Henry Adams: Von ihm selbst erzählt: Übersetzt von J. Lesser, Nachwort von K. A. Preuschen (Zürich, Manesse-Verlag, 1953) 812 S. Rezensionen dieser Ausgabe: M[ax] R[ychner], *Die Tat 19, no. 111, S. 11, wahrscheinlich identisch mit: ders., „Die Erziehung des Henry Adams", in: Arachne: Aufsätze zur Literatur (Zürich, Manesse-Verlag, 1957) S. 249—259; Bernhard Fabian, Jahrbuch für Amerikastudien 1 (1956) S. 211—213; weiterhin: Golo Mann, Ein amerikanischer Aristokrat: Über die Memoiren des Henry Adams, Monat 6 (Aug. 1954) S. 485—488. — Vgl. auch: William White, The Date of The Education of Henry Adams, English Studies 20 (1938) S. 204—205. — Die folgenden drei Abschnitte in teilweiser Anlehnung an Jordy, Henry Adams [Anm. 93], S. 291 ff.

141 Es sind hier zu nennen: *William Roscoe Thayer, Henry Adams: Central in a Literary Discovery, Boston Evening Transcript, 10. Aug. 1918; Autobiography of a Failure: The Education of Henry Adams, Nation, 12. Okt. 1918, S. 403; *Francis Hackett, Henry Adams, New Republic 17 (7. Dez., 1918) S. 169—171, Abdruck in: The Invisible Censor (NY, Huebsch, 1921) S. 71—79; A Study of Irony, Spectator, 22. Febr. 1919, S. 231—233; Abdruck: Henry

amerikanischen Geschichtsschreibung dar, der sich trotz aller Erfolge auf den verschiedensten Gebieten in der Pose eines „failure" präsentierte. Doch schon H. O. Taylor [142], einer der glänzenden Schüler des Harvard-Professors Adams, warnte vor einem allzu wörtlichen Verständnis des „New England Montaigne" (S. 491) — oder des „sceptical patrician", wie ihn T. S. Eliot nannte [143]. Auch C. L. Becker [144], für den die *Education* ebenfalls uneingeschränkt Autobiographie war, wenngleich er an der Verbindlichkeit der Darstellung zweifelte, beschäftigte die für viele frühe Kritiker vordringliche Frage, was „education" für Adams bedeutet habe. Gleich H. H. Williams [145] glaubte er darin den doppelten Sinn der Vorbereitung auf eine weltliche Machtstellung wie der Suche nach bleibenden Wahrheiten zu erkennen. Das sind erste Ansätze zu feineren Unterscheidungen, wie sie in letzter Zeit bei weiteren Begriffsanalysen vorgenommen worden sind. So hat I. Glicksberg [146] die Prinzipien idealer Erziehung herausgearbeitet, wie sie Adams vorgeschwebt haben, und C. K. Sandlin hat ein umfassendes Bild der „educational philosophy" entworfen [147]. Zudem hat K. A. Preuschen [148] auf die „doppelte ironische Verschränkung von Buchtitel, These und historischer Gegebenheit" aufmerksam gemacht, die bei einer literarischen Interpretation offenbar wird. Verfolgt man diesen Gesichtspunkt weiter, so stellen sich sofort Formprobleme der Autobiographie als Gattung ein, und durch einen Vergleich

Adams: A British Estimate, Living Age, 29. März 1919, S. 791—794; Moreton Frewen, The Autobiography of Henry Adams, Nineteenth Century 85 (1919) S. 981—989; *Leslie Shane, The Education of Henry Adams, Dublin Review 164 (1919) S. 218—232; *Robert Shafer, Henry Adams, International Journal of Ethics 30 (1919) S. 43—57; *Charles A. A. Bennett, Of Last Things, Modern Style, Yale Review 9 (1920) S. 890—896; *Paul Blanchard, The Education of Henry Adams, Mental Hygiene 4 (1920) S. 232—240; * J. W. N. Sullivan, The Power of Words, Athenaeum 21. Mai 1920, S. 665; *Constance M. Rourke, The Adams Mind, Freeman 3 (23. März 1921) S. 43—44.

[142] Henry Osborn Taylor, The Education of Henry Adams, Atlantic Monthly 132 (1918) S. 484—491. Vgl. auch: *William A. Dunning, Henry Adams on Things in General, Political Science Quarterly 34 (1919) S. 305—311; *W. D. Sheldon, Why Education Failed to Educate Henry Adams, Sewanee Review 28 (1920) S. 54—65. In diesen Zusammenhang gehört auch: S. P. Delany, A Man of Mystery, North American Review 216 (1922) S. 695—704; und: *Huntington Cairns, Allen Tate, Mark van Doren, Richard P. Blackmur, *The Education of Henry Adams*, in: Invitation to Learning (NY, Random House 1941) S. 121—132; Mark A. D. Howe, Elusive Henry Adams, Saturday Review of Literature, 18. Okt. 1930, S. 237—239.

[143] T. S. Eliot, A Sceptical Patrician, Athenaeum, 23. Mai 1919, S. 361—362.

[144] Carl L. Becker, The *Education* of Henry Adams, AHR 24 (1918/1919) S. 422—434; Abdruck in: Everyman His Own Historian [Anm. 24] S. 143—161.

[145] Henry H. Williams, The Education of Henry Adams, Monist 31 (1921) S. 149—159.

[146] *I. Glicksberg, Henry Adams on Education, Educational Record 31 (1940) S. 177—187. — Auch: *John Walker Powell, Henry Adams and Democratic Education, Standard 18 (1932) S. 172—178.

[147] *Clarence K. Sandelin, The Educational Philosophy of Henry Adams: A Brahmin Contribution to Critical Realism. (Diss. Univ. of Wisconsin, 1956, mschr.)

[148] Vgl. Das Problem ... [Anm. 181], S. 65.

mit John Stuart Mill hat Preuschen etwas von der Eigenart und Sonderstellung der *Education* erweisen können. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß die amerikanische Forschung, wenn sie sich der *Education* als Autobiographie zuwendet, Adams gern in eine Tradition einbeziehen möchte. Die entsprechenden Arbeiten [149] waren nicht zugänglich, und so läßt sich nicht sagen, ob tradierte Elemente und Konventionen in der Komposition des Werkes festgestellt worden sind. Immerhin verdient der Umstand Beachtung, daß sich so verschiedene Amerikaner des *Gilded Age* wie Henry Adams, Charles Sanders Peirce und Mark Twain als „failure" bezeichneten, und daß bei aller notwendigen Divergenz von Geistesart und Ausdrucksmitteln gemeinsame Auffassungen anzutreffen sind [150].

Adams' „failure", dem man heute eine wenig reale Bedeutung zuerkennt, läßt eine Skala von Interpretationsmöglichkeiten zu. Am radikalsten ist eine Gruppe von Kritikern, die sich in einer feindlich-abwertenden Einstellung mit G. Bradford zusammenfindet, der 1920 in einem einflußreichen Artikel einen ersten scharfen Angriff gegen Adams unternahm [151]. Bradford sah in der *Education* zwar „one of the most brilliant, subtle, and suggestive autobiographies ever written" (S. 623), wandte sich aber gleichzeitig gegen die Leichtfertigkeit und einen Dilettantismus des Denkens, die nach seiner Ansicht für den Fehlschlag verantwortlich waren. Von diesem Essay, der für die zwanziger Jahre keineswegs allein dasteht [152], lassen sich Verbindungslinien zu dem „family theme" ziehen, wie es besonders J. T Adams entwickelte, und wenn man eine noch weitere Perspektive wählt, dann assoziiert sich auch das „Puritan theme", das man ebenfalls (gelegentlich mit negativer Akzentuierung) als Schlüssel zu Henry Adams angesehen hat. So reiht ihn D. Wector [153] in eine

---

[149] *Robert L. Coard, A Study of American Autobiography from Franklin to Henry Adams (Diss. Univ. of Illinois; 1952 [?]), vgl. Dissertation Abstracts 12 (1952); Alois Schieber, Autobiographies of American Novelists: Howells, Mark Twain, Henry James, Henry Adams and Dreiser, (Univ. of Wisconsin, 1957). Hierhin gehört wohl auch: *Louis Zukovsky, Henry Adams: A Criticism in Autobiography, Hound and Horn 3 (1930) S. 338—357, 518—530; 4 (1930) S. 46—72. Kurze Erwähnung von Adams auch in: Richard G. Lillard, American Life in Autobiography (Stanford UP, 1956).

[150] Robert Manson Bunker, The Idea of Failure in Henry Adams, Charles Sanders Peirce, and Mark Twain (Diss. Univ. of New Mexico 1955). Dissertation Abstracts 15 (1955) S. 1851—1852.

[151] Gamaliel Bradford, Henry Adams, Atlantic Monthly 125 (1920) S. 623—634, Abdruck in: American Portraits (1920, [4]1923) S. 29—58.

[152] Vgl. Herbert T. J. Coleman, Henry Adams: A Study in Multiplicity, Queen's Quarterly 28 (1920) S. 1—14; *Samuel McChord Crothers, Education in Pursuit of Henry Adams, Yale Review 8 (1919) S. 580—595, Abdruck in: The Dame School of Experience and Other Papers (Boston und NY, Houghton Mifflin, 1920) S. 186—213.

[153] Dixon Wector, The Harvard Exiles, Virginia Quarterly Review 10 (1934) S. 244—257; Auch: *Robert M. Lovett, The Betrayal of Henry Adams, Dial 65 (1918) S. 468—472. — *Robert C. LeClair, Three American Travellers in England: James Russell Lowell, Henry Adams, Henry James (Philadelphia,

Gruppe von „Harvard Exiles" ein, bei denen eine Umwandlung des puritanischen Strebens nach religiöser Vollkommenheit in ein Bemühen um ästhetische Perfektion stattgefunden hat. Eine ähnliche Auflösung puritanischen Erbes glaubten französische Beobachter wahrzunehmen[154], und P. E. More[155], dessen kritischer Einfluß trotz einer begrenzten Wirkungssphäre nicht zu unterschätzen ist, sprach sich in derselben Weise aus, indem er Adams in einem „sentimental nihilism" enden ließ.

In jüngster Zeit hat Yvor Winters solche Ansichten im Rahmen seiner *Anatomy of Nonsense*, einer breit angelegten Auseinandersetzung mit modernen Literaturströmungen, zur Sprache gebracht[156]. Sein Adams-Bild wird durch gewisse Prämissen über die Natur und Aufgaben der Literatur überhaupt und durch die Herleitung aus der puritanischen und unitarischen Tradition bestimmt. Adams' Position stellt sich für Winters als Verkehrung und Entleerung einer puritanischen Ethik und Psychologie dar: „He was a modern nihilist. ... Adams' theory of history [vor allem die in der *Education* enthaltene dynamische Theorie] is really a philosophy and a theory of human nature; it is wholly indefensible and perverse... This work represents the radical disintegration of a mind. The mind, however, had been a great one" (S. 399, 390, 414).

Als Winters dieses Urteil aussprach, stand noch ein Gutteil der Forschungen aus, auf die es sich hätte gründen müssen. Die Art, wie hier argumentiert wird, ist in vieler Hinsicht charakteristisch für die gesamte Adams-Literatur. Man setzt vorschnell zur Kritik an, und man verabsolutiert Teilaspekte. So kann besonders bei der *Education* von einer Forschungskontinuität nicht die Rede sein; es kommt höchstens zu Gruppierungen auf Grund vergleichbarer Betrachtungsweisen. Eine gewisse Gemeinsamkeit zeigt sich allenfalls darin, daß Adams — implizit oder ausgesprochen — fast immer als Grenzerscheinung gesehen wird, in der sich eine Endstufe[157] oder der Eingang zu einer neuen Phase manifestiert.

Pennsylvania UP, 1945 „contrasts James Russell Lowell, who was content with his native country, and Henry James, who became an expatriot, with Henry Adams, whose restless voyaging between two continents left him at home in neither" (Jordy, [Anm. 93] S. 293). *Philip Rahv, Henry Adams, in: Discovery of Europe (Boston, Houghton Mifflin, 1947) „contrasts the views of European civilization held by Adams and Henry James" (ebd.).

[154] Régis Michaud, Un amateur de décadence: L'"Éducation' de Henry Adams, in: Autour d'Emerson (Paris, Bossard, 1924) S. 201—215.

[155] Paul Elmer More, The Education of Henry Adams, Unpopular Review 10 (1918) S. 255—272, Abdruck in: A New England Group and Others (Shelburne Essays, Eleventh Series, Boston, NY, Houghton Mifflin, 1921) S. 115—140. Vgl. auch: *ders., Commemorative Tribute to Henry Adams (NY, American Academy of Arts and Letters, 1922).

[156] Yvor Winters, Henry Adams, or the Creation of Confusion, in: In Defense of Reason (Univ. of Denver Press, o. J.) S. 374—430. Diese Thesen des Buches haben lebhafte Kritik ausgelöst: T. Weiss, The Nonsense of Winters' Anatomy: Part I: Henry Adams and Wallace Stevens, Quarterly Review of Literature 1 (1944) S. 212—234; Replies to Reviewers, AL 16 (1944/1945) S. 221—234.

[157] Vgl. etwa *Fernand Baldensperger, Les scrupules d'un américain at-

Zu der ersten Spielart gehört neben dem „Puritan theme" auch die These, daß Adams aus der romantischen Tradition abzuleiten sei. Ihr Hauptvertreter ist M. I. Baym [158], für den die *Education* die Selbstdarstellung eines konsequenten Romantikers ist. „Henry Adams recapitulated on American soil the romantic tradition of Europe. This tradition included esthetic pessimism in which framework he built up a personality-image which he came to enjoy artistically. The image was that of a failure, the heroic failure" (S. 87). Dieser Ansatz wird von Baym zu einer verhältnismäßig geschlossenen Interpretation ausgebaut, die jedoch trotz bestechender Züge, wie R. A. Hume mit Recht bemerkt, wenig mehr als ein weiterer Teilaspekt ist [159].

Auf der fortdauernden Suche nach einer „Formel" war man sich schon sehr früh bewußt, daß wesentlicher Aufschluß über Adams aus seiner Zeitkritik gewonnen werden kann, ist doch gerade bei ihm ein seltenes Ineinander von aktiver Anteilnahme und distanzierter Beobachtung gegeben. Auf die eigentümlich in ihm wirkenden Spannungen hat etwa F. Nuhn mit einem Hinweis auf den „public man of reason" und den „private man of intuition" aufmerksam gemacht [160], und R. P. Blackmur hat Adams' anfängliche Wirksamkeit innerhalb der Gesellschaft gegen die spätere Einflußnahme von außen her abgesetzt, wobei sein „valitudinarian failure to unify the diversified experience of life" in einem neuen Licht erscheint: „The greatness is in the effort itself ... and failure is the expense of greatness" [161]. Mit solchen allgemeinen Überlegungen lassen sich mehrere konkrete Betrachtungsweisen in Verbindung bringen, die sämtlich von dem Problemkreis „Henry Adams and the Moderns" bestimmt werden und besonderen Nachdruck auf die zahlreichen zukunftweisenden Ausblicke der *Education* legen. So enthält das Werk nicht nur „the maturest reflections on the Chicago Fair [1903] to be found in American literature" [162], sondern Henry Adams scheint überhaupt die

---

tardé: 'L'Éducation de Henry Adams, autobiographie', Correspondant 245 (1920) S. 1040—1062.

[158] Max I. Baym, Henry Adams and the Critics, The American Scholar 15 (1945/1946) S. 75—89. Auch Kap. VII von Baym, The French Education of Henry Adams [Anm. 122]. Weiterhin: *John Cournos, Two Famous Failures, Bookman 67 (1928) S. 690—691; *ders., Henry Adams — Another Failure, in: A Modern Plutarch (Indianapolis, Bobbs-Merrill, 1928) S. 275—284, vgl. auch S. 285—287.

[159] Hume, Runaway Star [Anm. 80], S. 195—228. H. versucht zwischen extremen Auffassungen zu vermitteln, ohne Ansprüche auf eine gänzlich neue Interpretation zu erheben. Das Kapitel dürfte auf: *ders., The Education of Henry Adams (Diss. Cornell University, 1940) zurückgehen. Vgl. auch Kap. 23 von Stevenson, Henry Adams [Anm. 50].

[160] Vgl. Anm. 67.

[161] *R. P. Blackmur, The Expense of Greatness: Three Emphases on Henry Adams, Virginia Quarterly Review 12 (1936) S. 396—415. Abdruck in: The Expense of Greatness [Anm. 40], S. 253—276, Zitat nach Jordy [Anm. 93], S. 296.

[162] Maurice F. Neufield, The Crisis in Prospect: Henry Adams and the White City, The American Scholar 4 (1935) S. 397—408.

„futilitarian writers“ der zwanziger Jahre in vieler Hinsicht vorwegzunehmen, wie die Kritik mehrfach behauptet hat[163]. Je nach Blickrichtung erscheint dann in Henry Adams der „letzte Liberale“, dessen Skeptizismus „the last fruit of the liberal tradition“ ist[164], oder auch der „Moderne“, der die Problematik des zeitgenössischen Amerika zuerst durchlebt hat[165]. Marxistische Kritiker sind der Auffassung, daß sie in der *Education* den Weg „from the adolescence of American industrial capitalism to its senility“ verfolgen können[166], und auf Grund seiner Bemerkung, er hätte eigentlich Marxist sein sollen, versuchen sie festzustellen, warum Adams die Grenzen der kapitalistischen Gesellschaft nicht übersteigen konnte und in *Mont-Saint-Michel and Chartres* eine vorkapitalistische Gesellschaftsform idealisierte[167]. Adams wird weiter als „tired and hypersensitive mind“ aufgefaßt, der sich „from the weight and complexity of modern thought towards the puerile *elan vitale* of Bergson“ wandte[168]. Journalisten propagieren „The Atomic Age and Henry Adams“[169], und wenn man sich ernsthafter um die prophetischen Partien der *Education* bemüht, die uns H. Edwards mit Geschick zusammengestellt hat[170], treten natürlich besonders seine Prognosen über Amerika und Rußland hervor. Hier hat sich wiederum R. P. Blackmur mit einem beachtenswerten Aufsatz eingeschaltet[171], der auf das Briefwerk und die *Education* gestützt Adams' Bild der weltpolitischen Zukunftssituation und seine Konzeption der amerikanischen Außenpolitik vermittelt; Blackmur gesteht ihm mehr als historische Bedeutung zu: „If

[163] Louis Kronenberger, The Education of Henry Adams, in: Malcolm Cowley and Bernard Smith (ed.), Books That Changed Our Minds (NY, Doubleday, Doran, 1939) S. 45—57. Vgl. auch *ders., The Epicurean Stoic, New Republic 96 (1938) S. 276—278; *ders., The Education of Henry Adams, ebd. 98 (1939) S. 155—158. Auch: *Edgar Johnson, An Old Man in a Dry Month, A Treasury of Biography (NY, Howell Soskin, 1941) S. 396—398.

[164] Edgar Johnson, Henry Adams: The Last Liberal, Science and Society 1 (1937) S. 362—377. Der Gesichtspunkt des Skeptizismus herrscht auch bei Vernon L. Parrington vor: The Skepticism of the House of Adams, in: Main Currents of American Thought (NY, Harcourt, Brace & Co., 1927) Bd. III S. 212—236.

[165] T. K. Whipple, Henry Adams, in: Spokesmen: Modern Writers and American Life (NY, Appleton, 1928) S. 23—44. Abdruck aus: *Nation 112 (1926) S. 408—409.

[166] Granville Hicks, The Great Tradition: An Interpretation of American Literature Since the Civil War (NY, Macmillan, 1933) S. 131—139 (Zitat: S. 139).

[167] Richard Greenleaf, History, Marxism and Henry Adams, Science and Society 15 (1951) S. 193—208.

[168] Odell Shepard, The Ghost of Henry Adams, Nation 147 (1938) S. 419.

[169] M. Whitcomb Hess, The Atomic Age and Henry Adams, Catholic World 172 (1951) S. 256—263.

[170] Herbert Edwards, The Prophetic Mind of Henry Adams, College English 3 (1942) S. 708—721.

[171] R. P. Blackmur, The Atlantic Unites, Hudson Review 5 (1952/1953) S. 212—232. — Auch: Forrest Davis, The Atlantic System: The Story of the Anglo-American Control of the Seas (London, Allen and Unwin, 1943), Index.

by chance we should find ourselves supporting a version of Adams' policy it must be because we have found our image of the future by the aid of his criticism" (S. 232). Endlich ist über solche Einzelfragen hinaus das gesamte geschichtliche und politische Denken von Adams nach seiner Bedeutung für die Gegenwart befragt worden. R. G. Shumate sprach 1934 überschwenglich von dem Aristoteles Amerikas [172], und 1948 stellte R. A. Hume eine Art sokratischer Größe an Adams heraus [173]. Weit zurückhaltender, aber konkreter hat kürzlich H. S. Kariel [174] jenen „cluster of attitudes and preoccupations" zu beschreiben unternommen, der Adams und den modernen *social scientists* gemeinsam ist (S. 1074).

Es fehlt nicht an Versuchen, die zahlreichen durch eingehende Beschäftigung mit dem Text zutage geförderten Einzeleinsichten zusammenzufassen, um wenigstens ein Stück auf dem Wege nach der gesuchten „Formel" weiterzukommen. Nicht uninteressant ist in diesem Zusammenhang eine Bemerkung von C. I. Glicksberg [175]:

> „He was modern in his scepticism and despair, his chronic culture of doubt, his opposition to many vulgar features of American civilization, his preoccupation with science as an answer to the eternal enigma of life, his unflinching rationalism with its wistful realization towards the end of his career of the limits of human reason and the glimpse of the power of the supersensual, his search for order and unity, meaning and purpose — all these make his life and work a source of fruitful study ... The bitter categorical rejection of modernism — its vulgar dynamisms, its lack of intelligence, its triumphant mediocrity, its capitalist concentration, its indifference to all things except utilitarian values — strikes another prophetic note. Certain ideas recur with significant frequency, giving us the measure of the man. He represents to a marked degree the conflict between the nineteenth and twentieth centuries" (S. 301, 306/7).

Prägnanter und umgreifender erscheint uns die Synthese von H. S. Commager [176]:

> „Adams was not only a historian; he was, himself, a historical fact. And though what he wrote surpasses in interest the writings of any

---

[172] Roger Vernon Shumate, The Political Philosophy of Henry Adams, American Political Science Review 28 (1934) S. 599—610.

[173] Robert A. Hume, Homage to Henry Adams, Pacific Spectator 2 (1948) S. 299—307.

[174] Henry S. Kariel, The Limits of Social Science: Henry Adams' Quest for Order, American Political Science Review 50 (1956) S. 1074—1092.

[175] Charles I. Glicksberg, Henry Adams and the Modern Spirit, Dalhousie Review 27 (1947) S. 299—309.

[176] Henry Steele Commager, The American Mind: An Interpretation of American Thought and Character since the 1880's (London, Oxford UP, 1950) S. 132—140. Beruht auf seinem Beitrag zu den Marcus Jernegan Essays [Anm. 86]. Vgl. auch: ders., Henry Adams, South Atlantic Quarterly 26 (1927) S. 252—265; *ders., Henry Adams: Prophet of Our Disjointed World, NY Times Magazine, 20. Februar 1938, S. 11—12.

other American historian except Francis Parkman, it can fairly be said that what he was is more significant than what he wrote. Whether we confine ourselves to the mere outward aspects of his career or embrace the history of the famous family which he so largely recapitulated or penetrate to his own intellectual and psychological reactions to his generation, we must conclude that he illuminates better than any of his contemporaries the nature and operations of the complex forces that were hurrying the older America across the threshold of the twentieth century. He explains for us the shift in political power from New England to the West, from agriculture to industry, and then to finance, from the individual to the mass, and the change in the nature of political power from intelligence to instinct and from reason to force. He reveals what his brother, Brooks, called 'the degradation of the democratic dogma' — a phrase pointing to the decline in intellect and integrity from John Quincy Adams to Conkling, Platt, and Mark Hanna. Intellectually, he represents the transition from revolutionary optimism to mechanistic pessimism, from unity to multiplicity, and from order to chaos. He illustrates the rejection of the Victorian idea of progress for the idea of entropy, and the substitution of science for philosophy, of machine for man, of the dynamo for the Virgin" (S. 137/8).

Bei aller Anerkennung für die Eindringlichkeit und Treffsicherheit seiner Charakteristik wird man heute doch in einem Punkt von Commager abweichen: in der Frage nach der Identität, die hier zwischen Wirklichkeit und Selbstdarstellung vorausgesetzt wird. Diese Position der frühen Adams-Kritik wird zunehmend aufgegeben, nachdem die literarische Analyse der *Education* eine (schon eingangs erwähnte) absichtliche Diskrepanz zwischen Tatsache und Wiedergabe nachgewiesen hat. Spätestens nach Samuels' Biographie war klar, daß der Adams der *Education* als eine der subtilsten Schöpfungen des Autors zu gelten hat. Allerdings begann die Beschäftigung mit der *Education* unter dem Gesichtspunkt literarischer Gestaltung erst spät, und definitive Forschungsergebnisse stehen wohl in vieler Hinsicht noch aus. So sind etwa Stiluntersuchungen über einige versprechende Ansätze noch nicht hinausgekommen. J. W. Beach hatte sich zwar bereits 1926 einschlägigen Problemen zugewandt[177], blieb aber trotz aufschlußreicher Vergleiche in allgemeinen Feststellungen stecken. Einige der eigentümlichen Stilqualitäten von Adams hat später R. A. Hume zu bestimmen versucht[178]; auch dieser Aufsatz ist nicht das letzte Wort, doch wird hier deutlich, welche weiten Horizonte sich auftun,

---

177 Joseph Warren Beach, The Education of Henry Adams, in: The Outlook for American Prose (Chicago UP 1926) S. 202—214. Auch: *Gorham B. Munson, Prose for Autobiography: Henry Adams, in: Style and Form in American Press (NY, Doubleday, Doran, 1929) S. 263—269.

178 Robert A. Hume, The Style and Literary Background of Henry Adams: With Attention to The Education of Henry Adams, AL 16 (1944/1945) S. 296—315.

wenn man allein die formenden Kräfte der Adams'schen Prosa bestimmen möchte. Im Gegensatz zu Beach, der Adams als unamerikanisch ablehnte, sah Hume seine Aufgabe darin, das Stilphänomen der *Education* — „with its carefully wrought sentences, its sedulously chosen vocabulary, and its consistent tone of ambivalent irony“ [179] — aus internationalen wie aus nationalen Zusammenhängen heraus verständlich zu machen. Wo immer einzelne Stilqualitäten aufgewiesen werden, zeigt sich ihre enge Verbundenheit mit den allgemeinen Gestaltungsprinzipien der *Education.*

Im Anschluß an Samuels hat G. H. Roelofs diese Gestaltungsprinzipien in einem grundlegenden Beitrag untersucht [180]. Abgesehen von Blackmurs „Expense of Greatness“ handelt es sich um den ersten Interpretationsansatz, der die *Education* konsequent nicht als Autobiographie ansieht: „... if the education is assumed not to be an autobiography, then Adams as a personal failure is of little consequence, one way or the other. The theme, as far as Adams is concerned, is irrelevant. If he portrays himself as a type of failure not autobiographically, then he must have some special motive for so doing.“ Diese Absicht erscheint unter einem dreifachen Aspekt: von der Geschichtstheorie her gesehen, gehört die *Education* zu einer Darstellung, die die Entwicklung von der „twelfth-century unity“ zur „twentieth-century multiplicity“ verfolgen soll; von der didaktischen Seite, die hinreichend durch Adams' Vorwort belegt wird, ist die *Education* als ein zeitkritisches Bemühen zu verstehen, das auf einer autobiographischen Folie entwickelt wird; literarisch hatte Adams sein Bestreben darauf gerichtet, „to mix narrative and didactic purpose and style“. „The theme of failure“, kann deswegen Roelofs zusammenfassen,

> „can be most safely interpreted as the skillful artist's controlling device designed to secure as effective a presentation of ideas as the intellectual condition of America would permit... Whatever pessimism there is in *Mont-Saint-Michel and Chartres* and *The Education* — pessimism either from his fatalistic notions, or from his sense of depravation, or from his despair at the waste of intelligence and artistic energy in modern society — its importance lies not in itself but in its effect. Adams hoped to encourage modern society to see itself in the light of its own world, to react with choice, purpose, and confidence 'on the lines of force that attract its world'... *Mont-Saint-Michel and Chartres, The Education,* and the pessimism of Henry Adams are important, not for what they are in themselves, but for what they do, for the response which they arouse“ (S. 231/9).

---

[179] Ders., Runaway Star [Anm. 80], S. 202.
[180] Gerrit H. Roelofs, Hesnry Adams: Pessimism and the Intelligent Use of Doom, ELH: A Journal of English Literary History 17 (1950) S. 214—239.

Mit einer ähnlichen Zielrichtung hat auch K. A. Preuschen „das Problem der 'unity' und 'multiplicity' in seiner literarischen Gestaltung bei Henry Adams" aufgegriffen[181]. Die Studie, ein erster deutscher Beitrag zur Adams-Forschung, rückt von der Beurteilung der *Education* „nach dem Grad ihres autobiographischen Quellenwertes" (S. 20) zugunsten einer Analyse der mit autobiographischen Elementen aufgebauten Kulturkritik ab. Dabei macht Preuschen auf die Vielseitigkeit der Adams'schen Begriffe und auf ihre Verwendung in unterschiedlichen Dimensionen aufmerksam, und verfolgt in Einzelheiten, wie Adams seine Erfahrungen und Bildungserlebnisse auf die Grundvorstellungen hinordnet. Der interessanteste und ergebnisreichste Teil der Studie ist die Formanalyse. Erzählrhythmus, Erzählperspektive, Redeform, Stilschichten sowie andere Mittel zur Darstellung der *multiplicity* werden in ihrer Eigenart und Funktion gekennzeichnet, neue Einblicke in Aufbau und Formgebung vermittelt, und die stilistische Gestaltung der Komplementärkonzeptionen *unity* und *multiplicity* bis in Einzelzüge verfolgt. Ausführliche Kapitel sind der Darstellung der Zeit und des Helden der *Education* gewidmet. Selbst wenn Preuschen noch nicht das ganze Gebiet durchforscht haben sollte und das Verhältnis zwischen Tatsächlichkeit und literarischer Gestaltung noch nicht durchgängig bestimmt scheint, besteht doch kein Zweifel, daß der Henry Adams der *Education* das Ergebnis raffinierter literarischer Technik und subtiler Gestaltungskunst ist. Wie es jüngst Levenson formulierte: „Art took precedence over autobiography in his personal narrative" [182]. So haben wir es wenn nicht mit einem imaginären Helden, so doch mit einem gestalteten Charakter zu tun, der uns größer und profilierter erscheinen will, als es der „wirkliche" Adams vielleicht war. „A manikin on which the toilet of education is to be draped in order to show the fit or misfit of the clothes" — so sah Adams sich selbst, und er warnte den Leser: „The object of study is the garment, not the figure. The tailor adapts the manikin as well as the clothes to his patrons' wants" (Vorwort). Wenn sich die Forschung diese von der „clothes-philosophy" Carlyles angeregte Charakteristik gänzlich zu eigen machen sollte, ist ein neues Buch über Adams und seine *Education* fällig, das alle Chancen einer definitiven Studie hat, wenn der Verfasser zudem

[181] Karl Adalbert Preuschen, Das Problem der „Unity" und „Multiplicity" in seiner literarischen Gestaltung bei Henry Adams (Heidelberg, Winter, 1955) 132 S. (Frankfurter Arbeiten aus dem Gebiete der Anglistik und der Amerika-Studien, Heft 1). Rezensionen: Gustav H. Blanke, Neuere Sprachen 5 (1956) S. 357—359; Bernhard Fabian, Jahrbuch für Amerikastudien 2 (1957) S. 295—297 (hier zugrunde gelegt); Ernest E. Leisy, AL 30 (1958) S. 253. — Ein früherer deutscher Aufsatz von Gustav Müller, Henry Adams: Ein amerikanischer Geschichtsphilosoph, Hochland 28, 1 (1930/1931) S. 348—356 ist bedeutungslos.

[182] J. C. Levenson, The Mind and Art of Henry Adams [Anm. 139], S. 306.

das große Problem der Ironie des Spätwerks meistert. In jedem Fall hält R. P. Blackmur ein Manuskript bereit [183], das allen, die es gelesen haben, als das Beste erscheint, was bisher über Adams gesagt worden ist [184].

---

[183] Vgl. Lewis Leary, Studies in American Literature in the United States since World War II, Jahrbuch für Amerikastudien 3 (1958) S. 230.

[184] Seit Abschluß des Manuskriptes sind einige weitere Arbeiten erschienen. An erster Stelle ist der zweite Band der Biographie von Samuels zu nennen: Henry Adams: The Middle Years (Harvard UP, 1958). Daneben folgende Zeitschriftenbeiträge: Edward N. Savett, Henry Adams: Waning of America's Patriciate, Commentary 24 (1957), S. 302—309; John C. Cairns, The Successful Quest of Henry Adams, South Atlantic Quarterly 67 (1958), S. 168—193; Lynn White, Jr., Dynamo and Virgin Reconsidered, The American Scholar 27 (1958), S. 183—194; Ralph Maud, Henry Adams: Irony and Impasse, Essays in Criticism 8 (1958), S. 381—392; Harvey Gross, *Gerontion* and the Meaning of History, Publications of the Modern Language Association 73 (1958), S. 299—304. An der University of Wisconsin befindet sich eine Dissertation unter dem Titel: „Symbolism and Henry Adams" in Vorbereitung; an der University of Colorado ist in Arbeit: „Irony in the Works of Henry Adams".

Eingesandte Bücher

(Besprechung vorbehalten)

Lauri Honko, Krankheitsprojektile. Untersuchung über eine urtümliche Krankheitserklärung. (FF Communications ed. for the Folklore Fellows, Vol. LXXII Nr. 178). Academia Scientiarum Fennica, Helsinki 1959. 258 S. brosch. 800 Fmk.

Franz Hampl, Alexander der Große. (Persönlichkeit und Geschichte 9). Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1958. 92 S. mit Karte. brosch. DM 3,60.

Hans Oppermann, Caesar. Wegbereiter Europas. (Persönlichkeit und Geschichte 10). Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1958. 110 S. mit Karte. brosch. DM 3,60.

Georges Dumézil, Les Dieux des Germains. Essai sur la formation de la religion scandinave. (Mythes et Religions, Collection dirigée par P.-L. Couchoud, Bd. 38). Presses universitaires de France, Paris 1959. 129 S. brosch. 540 F.

Rudolf Limmer, Pädagogik des Mittelalters. Verlag Dr. Eduard Wild, Mallersdorf 1958. 147 S. brosch.

Franz Martin Mayer - Raimund Kaindl, Geschichte und Kulturleben Österreichs von den ältesten Zeiten bis 1493, 5. verb. Aufl. bearb. von Hans Pirchegger. Verlag W. Braumüller, Wien-Stuttgart 1958. 329 S. mit 1 Stammtafel u. 9 Karten. geb.

Werner Goez, Translatio Imperii. Ein Beitrag zur Geschichte des Geschichtsdenkens und der politischen Theorien im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1958. VII u. 400 S. brosch. DM 38,50, geb. DM 43,—.

Norman F. Cantor, Church, Kingship, and Lay Investiture in England 1089—1135. (Princeton Studies in History, Vol. 10). Princeton University Press, Princeton, New Jersey 1958. XIV u. 349 S. mit 8 Tafeln. geb. $ 6,—.

Augustiniana, septimo exacto saeculo a magna unione MCCLVI — MCMLVI, ediderunt Franciscus Roth O.E.S.A. et Norbertus Teeuwen O.E.S.A. (Cassiacum, Studies in St. Augustine and the Augustinian Order, Vol. V, American Series). Augustinian Historical Institute, New York 1956. 872 S. brosch.

Jordani de Saxonia Ordinis Eremitarum S. Augustini Liber Vitasfratrum, rec. Rudolphus Arbesmann et Winfridus Hümpfner. (Cassiacum, Studies in St. Augustine and the Augustinian Order, Vol. I, American Series). Cosmopolitan Science and Art Service Co., New York 1943. 548 S. brosch.

Gregorii Ariminensis O.E.S.A. Super Primum et Secundum Sententiarum, Venetiis 1522. (Cassiacum, Studies in St. Augustine and the Augustinian Order, Vol. IV, American Series). Facsimile, reprinted by Ferdinand Schöningh, Paderborn 1955.

Oskar Vasella, Reform und Reformation in der Schweiz. Zur Würdigung der Anfänge der Glaubenskrise. (Katholisches Leben und Kämpfen im Zeitalter der Glaubensspaltung, Vereinsschriften der Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum 16). Verlag Aschendorff, Münster/Westf. 1958. 71 S. brosch.

Heinrich Lutz, Conrad Peutinger. Beiträge zu einer politischen Biographie. (Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg, Schriftenreihe des Stadtarchivs Augsburg, Heft 9). Verlag Die Brigg, Augsburg 1958. XVI u. 421 S. geb.

Hans Ankwicz-Kleehoven, Der Wiener Humanist Johannes Cuspinian. Gelehrter und Diplomat zur Zeit Maximilians I. Verlag Böhlau, Graz-Köln 1959. XI u. 344 S. mit 16 Tafeln. geb. DM 24,80.

Die Amerbachkorrespondenz, im Auftrag der Kommission für die öffentliche Bibliothek der Universität Basel bearb. von Alfred Hartmann, Bd. 5: Die Briefe aus den Jahren 1537—1543. Verlag der Universitätsbibliothek, Basel 1958. XV u. 525 S. brosch. Fr. 50,—.

Karl Bulling, Geschichte der Universitätsbibliothek Jena. (Claves Jenenses, Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek Jena, Bd. 7). Verlag Böhlau, Weimar 1958. XIV u. 627 S. mit 5 Abb. u. 28 Tafeln. geb. DM 29,—.

Willy Andreas, Richelieu. (Persönlichkeit und Geschichte 11). Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1958. 91 S. brosch. DM 3,60.

Max Bierbaum, Niels Stensen. Von der Anatomie zur Theologie. 1638—1686. Verlag Aschendorff, Münster/Westf. o. J. (1958). 159 S. mit 9 Bildtafeln. kart. DM 10,80, geb. DM 11,80.

Herbert Schöffler, Protestantismus und Literatur. Neue Wege zur englischen Literatur des 18. Jahrhunderts. 2. unveränderte Auflage. Verlag Vandenhoeck & Rupprecht, Göttingen 1958. 240 S. brosch. DM 12,80.

Herbert Schöffler, Deutscher Geist im 18. Jahrhundert. Essays zur Geistes- und Religionsgeschichte, hrsg. von Götz von Selle. Verlag Vandenhoeck & Rupprecht, Göttingen o. J. (1956). 317 S. geb. DM 14,80.

Hermann Conrad, Die geistigen Grundlagen des Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten von 1794. (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Geisteswissenschaften, Heft 77). Westdeutscher Verlag, Köln-Opladen 1958. 54 S. brosch.

Alvar Ellegård, Darwin and the General Reader. The reception of Darwin's theory of evolution in the British periodical press, 1859—1872. (Gothenburg Studies in English, ed. Frank Behre, Bd. VIII; auch: Acta Universitatis Gothoburgensis, Bd. LXIV, 7). Göteborg 1958. 394 S. brosch. 28 Sw. kr., geb. 35 Sw. kr.

Alfred Schulze-Hinrichs, Großadmiral Alfred von Tirpitz. Ziel erkannt — Kraft gespannt! (Persönlichkeit und Geschichte 12). Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1958. 108 S. brosch. DM 3,60.

Philipp Wolff-Windegg, Die Gekrönten. Sinn und Sinnbilder des Königtums. Verlag Ernst Klett, Stuttgart 1958. 376 S, geb.

Der konservative Gedanke, in ausgewählten Texten dargestellt von Hans Barth. Verlag K. F. Koehler, Stuttgart 1958. VIII u. 331 S. DM 9,80.

Soziologie. Ausgewählte Texte zur Geschichte einer Wissenschaft, herausgegeben von Hans Naumann. Verlag K. F. Koehler, Stuttgart 1958. XXXIII u. 294 S., geb. DM 9,80.

Reinhard Wittram, Das Interesse an der Geschichte. Zwölf Vorlesungen über Fragen des zeitgenössischen Geschichtsverständnisses. (Kleine Vandenhoeck-Reihe 59—61). Verlag Vandenhoeck & Rupprecht, Göttingen 1958. 176 S. brosch. DM 4,80.

Walter Stengel, Alte Wohnkultur in Berlin und in der Mark im Spiegel der Quellen des 16.—19. Jahrhunderts. Verlag Bruno Hessling, Berlin 1958. 256 S. u. 52 Bildtafeln. geb. DM 22,—.

Rudolf L e h m a n n, Die Niederlausitz in den Tagen des Klassizismus, der Romantik und des Biedermeier. (Mitteldeutsche Forschungen, hrsg. von R. Olesch, W. Schlesinger, L. E. Schmidt, Bd. 13). Verlag Böhlau, Köln-Graz 1958. XII u. 335 S. mit 12 Tafeln. brosch. DM 26,—.

Wolf-Dietrich von K u r n a t o w s k i, St. Leonhard vor Braunschweig. Geschichte des Siechenhospitals, der Kirche und des Wirtschaftshofes. (Braunschweiger Werkstücke, Veröffentlichungen aus Archiv, Bibliothek und Museum der Stadt, hrsg. von B. Bilzer u. R. Moderhack, Bd. 23). Waisenhaus-Buchdruckerei u. Verlag, Braunschweig 1958. 129 S. mit 17 Bildern. brosch.

Gerhard H e i l f u r t h, Glückauf! Geschichte, Bedeutung und Sozialkraft des Bergmannsgrußes. Verlag Glückauf, Essen 1958. 256 S. mit 32 Tafeln. geb. DM 22,—.

Herbert R o d e, Führer zum alten und neuen Köln. Verlag J. P. Bachem, Köln 1958. 120 S. mit 2 Stadtplänen, 12 Grundrissen u. 72 Zeichnungen. brosch. DM 4,80.

Ausgewählte Quellen zur Kölner Stadtgeschichte. Bd. 1: Römische und fränkische Zeit, bearb. von Otto D o p p e l f e l d. 100 S. Bd. 2: Mittelalter, bearb. von Herbert K n a u f. 84 S. Verlag J. P. Bachem, Köln 1958. brosch. je DM 2,40.

Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1958, hrsg. vom Stadtarchiv, Schriftleitung Wilhelm R a u c h. Verlag J. Wimmer, Linz 1958. 444 S.

August K l e e b e r g, Die Wandgemälde in der Sankt-Prokulus-Kirche zu Naturns, Ein Wegweiser durch ihre Deutungsversuche und ihre Erforschung. Verlagsanstalt Athesia, Bozen 1958. 109 S. mit 15 Abb. brosch.

Emerich S c h a f f r a n, Die vorromanischen Wandmalereien in der St. Prokuluskirche zu Naturns (Vinchgau, Südtirol). Eine form- und zeitgeschichtliche Untersuchung. (Schlern-Schriften, hrsg. von R. Klebensberg, Bd. 182). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1958. 55 S. mit 12 Bildern (8 Tafeln). brosch. öS 68,—.

Scherz und Ernst in der Völker- und Stämme-Charakteristik mittellateinischer Verse

von *Hans Walther*

Vor etwa einem Jahrhundert bestand — mehrere Jahrzehnte lang — für dies Thema ein gewisses Interesse: J. Mone, W. Wackernagel, W. Wattenbach, um nur drei bekannte Forscher zu nennen, haben hierzu manches von handschriftlichen Funden in dem „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters" (später „Anz. f. Kde. d. dt. Vorzeit", von mir als „Anz." zitiert), in der „Zeitschrift für deutsches Altertum", im „Archiv (und Neuen Archiv) der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" und sonst mitgeteilt. Das seither nach und nach bekannt gewordene Material ist recht umfangreich, (vieles habe ich selbst bei Handschriftenstudien, besonders bei jahrzehntelanger Arbeit zum lateinischen Verssprichwort des Mittelalters notiert), so umfangreich, daß ich mich hier im wesentlichen auf die lateinische Spruchliteratur in Versen beschränken muß, wenn der Umfang eines Zeitschriften-Aufsatzes nicht gesprengt werden soll.

Da m. W. im gegenwärtigen Jahrhundert noch nicht im Zusammenhang über diesen Gegenstand gehandelt worden ist, mag eine solche Zusammenschau doch vielleicht willkommen sein, freilich nur eine resümierende Zwischenbilanz: eine abschließende oder nahezu abschließende Betrachtung vom volkskundlichen Standpunkt aus würde einen ziemlich starken Band füllen müssen.

Wie weit die Kenntnis der meist gereimten mittelalterlichen lateinischen „Völkerkataloge", so will ich einmal eine bestimmte Art unserer Gattung nennen, verbreitet war, geht u. a. daraus hervor, daß einzelne Schriftsteller des hohen und des späten Mittelalters in ihrer Darstellung stilistisch offenbar hierdurch beeinflußt worden sind. Ich gebe nur drei Beispiele: Walther von Châtillon in seiner „Alexandreis" [1] zählt 15 Völ-

[1] ed. F. A. W. Müldener. Lipsiae 1863, S. 164, Lib. VII, V. 404—14.

ker, bzw. ihre Länder, mit ihren Hauptkennzeichen auf, wo er die Darstellungen des Apelles auf dem Grabmal des Darius beschreibt. Solche und ähnliche „Reihungen“ mögen dann wieder die Vorliebe für die Gattung der Völkerverse verstärkt haben, zumal dies Epos des Walther von Châtillon viel gelesen wurde, wie die große Zahl von erhaltenen und sonst bezeugten Handschriften beweist. An zweiter Stelle nenne ich Nicolaus Cusanus: er läßt in „De pace fidei“ [2] vom 4. Cap. an hintereinander die Vertreter einzelner Nationen zum Dialog mit dem Verbum, dem personifizierten Logos, über diese Frage antreten: *Graecus, Italus, Arabs, Indus, Chaldaeus, Judaeus, Scitha, Gallus, Persa, Syrus, Hispanus, Turchus, Alemannus, Tartarus, Armenus, Bohemus, Anglicus* — alle werden wir immer wieder in den sogen. Völkerkatalogen antreffen. In der „Alexandreis“ gehören zu der Reihe [3]: *Lybia, Aegyptus, Indus, Affrica, Graecia, Athenae, Roma, Hispania, Sabei, Francia, Campania, Britones, Normannia, Anglia, Ligures, Teuthonicus.* Schließlich sei auf das 43. Cap. in des Erasmus „Encomion Moriae“ hingewiesen [4]. Er zählt dort ein Dutzend Völker auf mit den Vorzügen, die sie sich selbst in ihrer Eigenliebe (philautia) rühmend zulegen: Engländer, Schotten, Franzosen, Pariser (die wie die Römer oft neben *Galli* bzw. *Italici* eine besondere Erwähnung finden), Italiener, Römer, Venetianer, Griechen, Türken, Juden, Deutsche. Ähnliche Zusammenstellungen sind in unserer Gattung an der Tagesordnung [5].

Ich halte es für zweckmäßig, ehe wir zu weiteren Betrachtungen übergehen, das Versmaterial, soweit es noch unpubliziert oder der Abdruck schwer zugänglich ist oder der Ergänzung bedarf, in alphabetischer Folge der Versanfänge (numeriert) mit Angabe der Fundorte mitzuteilen. Dies bietet den Vorteil, daß im weiteren Verlauf auf die betr. Nummer der Spruchreihe, des Einzelverses usw. bezuggenommen werden kann, ohne den Text jedesmal zu zitieren. Ausgesprochene Lobgedichte auf Völker, Städte usw. scheide ich dabei aus.

---

[2] Opp., ed. in Aedibus Ascensianis s. a. T. I, fol. CXIII ff.

[3] Als besonders bemerkenswert erwähne ich, daß die 11 Verse des W. v. Châtillon sich auch handschriftlich in einem Florileg gesondert überliefert finden: cod. Heidelberg, Sal. 9,62 (s. XIII.) f. 134 rb. —

[4] ed. J. B. Kan, Hagae 1898, 85 ff.

[5] Auf die Charakteristiken im „Pavo“ (ed. H. Heimpel in: MGH Staatsschriften des späteren MA., Bd. 1, 1, S. 172 ff.) sei nur kurz hingedeutet: Franzosen (Picarden, Normannen, Bretonen usw.), Deutsche (*Teutonici, Alemanni*), Griechen, Sizilier, Spanier. Desgl. auf die implicite gezeichneten Charakteristiken im „Ludus de Antichristo“: Deutsche, Franzosen, Griechen, Juden, Italiener, Mohammedaner; England und Spanien liegen außerhalb des Spielkreises. — Eine kurze Sequenz auf Otto II. (GGN. Neuer. Philol. u. Litg. Bd. 2, 1939, 67) besteht fast ausschließlich aus einer ähnl. Reihung: *Sclavus, Ungarus, Grecus, Sarracenus, Punicus, Hispanus, Burgundio, Aquitanus, Gallicus, Italicus.*

1. *Abscondit Westphalia res, discreta quieta,*
Sed satis ipsa tenax, ubi regnat femina pulcra.
Nr. 166 Fassg. B, V. 20 f. u. 171, V. 22 f. — Variae lectiones: *res Westphalia;* V. 2 *Est s. i. t., ibi r. f. pulcre.* — Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XV) f. 23 (Condit; V. 2 *Est satis*; es folgen 2 Hex., wohl eher auf Thüringer gemünzt; der erste entstellt: *Est illis esca harinc birdunc cleen poma pira, Et fluit his potus purus de fonte cabulla (?).* —
2. *Ali mali, pulli nulli, pisciculi parvi,*
Hering, Drogfischki, Dörschi: sunt Pommersche Richtki.
Anz. 28, 240, mit Überschr.: *In Pomeraniam,* in Hs. Germ. Mus. s. XVII; wegen der Form (Maccaroneanum) kaum älter als 16. Jh.
3. *Allec assatum Thuringis est bene gratum:*
De solo capite faciunt sibi fercula quinque.
Carminum proverbialium... Loci communes. Basil. Oporinian. 1576, S. 68. — cod. Basel, F. IV, 3 (s. XV) f. 346 ra (n. frdl. Abschr. v. Herrn Dr. Burckhardt) hat V. 1 *salsatum,* V. 2 statt *sibi) nam.* — Vgl. Nr. 122. —
4. *Allobrogas (l. —es) de perfidia cuncti reprehendunt.*
Nr. 101, V. 2
5. *Allobroges largos mihi dat Burgunnia (!), quorum*
Venter Aristarpum gaudet habere ducem.
Oxford, Digby 53 (s. XIII) f. 17. — *Aristarchum? Aristippum?* Wenig befriedigend!
6. *Alsacia licet modica, crede (l. —as) mihi, terra,*
Sunt potatores in mundo non meliores.
Basel, F. IV, 5 (s. XV) f. 8, in Vocab. s. v. Alsacia. —
7. *Alsaticus vix catholicus, nullius amicus.*
Wattenbach druckte n. Fassg. B v. Nr. 166 unverständlich „*Holfantus*". was aus *Alsaticus,* ev. über Zwischenstufe *Holsaticus* verderbt zu sein scheint. — v. l. *Elsaticus; vir cath.* — Hs. Nr. 6 hat am gl. Ort als V. 2: *Dum tibi dicit Ave, sicut ab hoste cave!,* das öfter im Zusammenhang misogyner Verse begegnet. — Vgl. Nr. 178. — Vgl. Nr. 15. —
8. *Alvernus cantat, Brito notat, Anglia potat.*
Nr. 101, V. 9. — Nr. 136 V. 4 hat: Avernus. — s. a. 28,1 Normannus! —

8a. *Anglia consumit, sumit, bibit, ebibit, haurit,*
Exhaurit, vacuat, evacuatque cyphos.
Dum bibit et rebibit, componitur inde peribit.
Scotichronicon Joh. de Fordun. Edinburgh 1759. I, 223. —

9. *Anglia dulce solum, terrarum gloria . . .*
Die 8 Dist. (Paris, BN. lat. 7999 f. 2) gehören, wie die inzwischen erhaltene Fotokopie ausweist, nicht zu der hier behandelten Versgattung; es sind vielmehr Abschiedsverse eines wegen einer Liebesgeschichte Verbannten.
10. *Anglia fallaces gentes habet atque rapaces.*

Zusatz zu Nr. 84 (Anz. 3, 52). —

10a. *Anglia, Flandria flat, quia Francia nescia fraudis,*
Optinet hec tria: premia, predia, pretia laudis.
Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XV) f. 23. —

11. *Anglia: mons, pons, fons, ecclesia, femina, lana.*
Anz. 28, 240. —

12. *Anglia ventosa, si non (l. nisi?) ventosa, venenosa.*
Benham, Book of Quotations. London. 1929, 490 a: „Old saying!"

13. *Anglica nobilitas flavos mihi legat alumnos,*
Quos facit Albinus preradiare comes.
Oxford, Digby 53 (s. XIII) f. 17. —

14. *Anglice, nunc pota! bene potat gens tua tota:*
Est liquor ad vota, res erit absque nota.
London, Lansdown 397 (s. XIV) f. 10. — Auch in London, BM. Sloane 1580. — Engl. Trunksucht des öfteren, z. B. Nr. 8, 59, 101, 118, 136, (181!), 192; vgl. auch Godefridus de Vino Salvo, Poetria, 1003 f. (Faral, Les arts poét. 228): *Potatrix Anglia, textrix Flandria, iactatrix Normannia.*

15. *Anglicus a tergo caudam gerit, est canis, ergo*
Cum tibi dicit Ave, sicut ab hoste cave!
Nr. 166, Fassg. B, V 24 f.; v. 2 sonst in misogyn. Umgebung; vgl. Nr. 7 La. — V. 1 auch Hist. Vjs. 26, 1931, 308 (Hs, s. XV) u. cod. Lambeth Pal. 99 (s. XV) f. 186. — Anz. 24, 1877, 340 (Ende s. XV) zwei Verse:
Anglicus a tergo me mordet, est canis, ergo }
Anglicus a tergo caudam gerit ut pecus, ergo } *bibamus!*
Vgl. Nr. 117 u. 176. —

16. *Anglicus angelus est, cui numquam credere fas est.*
Anz. 7, 507 (auch 21, 104 u. 24, 340). — Hist. Vjs. 26, 308 (n. Frankf. Vocab. s. XV). — s. a. Scotichronicon Johannis de Fordun. Edinburgh 1759. I, 221 u. II, 309. — London, Lambeth 99 (s. XV) f. 186. — Bern 211 (s. XV) f. 133v, mit dem häufig begegnenden V.: *Dum tibi dicit ave, sicut ab hoste cave.* —

17. *Armis, militia, rebus, probitate, sophia*
Francia munitur, nec eidem par reperitur.
Haur. NE. IV, 283, n. Paris, BN. 15133 (s. XIII). —

18. *Audax, insipiens est Frisia, casta, rebellis.*
Nr. 171, V. 8. — Nr. 166, Fassg. B, V. 29, wo als V. 2: *Sunt potatores sub celo non meliores* (s. Nr. 6). — Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XV) f. 23. —

19. *Aurelianenses sunt primi, si bene penses*
Illorum mores: puerorum concubitores.
NA. 13, 1888, 358 (Hs. s. XII/XIII). — Knabenliebe auch Nr. 28 a u. ö. —

20. *Austria larga datrix, clamosa citoque movetur,*
In mensa locuples, sibi ve, quoque turpia fatur.

Nr. 171, V. 11; s. a. folg. — Nur V. 1 als V. 2 einer Reihe: Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XIII) f. 23. vgl. 67, 13. —

21. *Austria leccatrix, viatrix (et) turpissima rerum,*
Perfida, mendatrix, cui nulla fides neque verum.
Nr. 166, V. 7 f. (Zingerle druckt *lettatrix*). — Nr. 166 B: wie Nr. 20, nur V. 2 statt *ve, quoque*) *nequam.* — vgl. Nr. 67,8 ff. —

22. *Austria montana fert aurea vinaque sana;*
In medio lata fluit argentea strata.
Melk 173 (s. XV) f. 32 (s. Zbl. f. Bw. 49, 331). — In einer Wiener Hs. 3 V. —

23. *Bachus Germanos vexat, sed femina Gallos:*
Dic mihi, quid gravius — vulva vel urna — nocet.
Eduardus Margalits, Florilegium proverbiorum univers. latinitatis. Budapest 1895, und Supplem. ebda. 1910, 28. — Wohl spät. MA. oder nlat. —

24. *Barba Ruthenorum non est virtutis eorum:*
Servant ut reliqui propriorum debita morum.
Jocal. 202 f. (= Lib. jocalis, ed. P. Lehmann, MSB. 1938, H. 4). — Basel A. XI, 67 (s. XIV) f. 126 v. —

25. *Bavari sunt nati, veniunt de culo Pilati;*
Suevi sunt isti, qui sunt de corpore Christi.
Basel, F. IV, 3 (s. XV) f. 326 vb; V. 1 *venerunt;* V. 2 *sunt*) *venerunt* Hs. — Scheint Erwiderung auf Angriff der Bayern gegen Schwaben. —

26. *Bohemi fures* (al. *fortes*) *timidi bibuli voraces . . .*
Prag, Metrop. 701 f. 80. — Ist Str. 5 von Nr. 143. —

27. *Bohemus quasi bos et mus: Bos ad comedendum,*
Mus ad furandum, vel dicitur quasi bonus hemus.
F f. 48 (= Frankfurt, Barthol. 136, s. XV); V. 2 *Quasi*) tilgen! *dicetur?* zu *hemus* die Gl. *Id est sermo.* — Vgl. Nr. 49 u. 95. —

28. *Cantat Normannus, bibit Anglicus, est Alemannus,*
Misna bonos mores habet, hospitat atque fumum dat.
GL (= Göttingen, Luneb. 2, s. XV.) f. 223 v u. 227 v. — London, Royal 12. C. IX (s. XIV) f. 179. — Vgl. Nr. 118 u. 136, 4. —

28a. *Carnotum, Senonis, pereant, ubi prostat Adonis*
Lege lupanaris: sunt ibi stupra maris.
His infecta malis urbs nobilis, urbs specialis
Parisius tenero nubere gaudet hero.
Tu magis insanis his omnibus, Aurelianis,
Que titulum sceleris huius habendo peris.
NA. 13, 1888, 358 (Hs. s. XII/XIII). — Knabenliebe s. a. Nr. 19, 142, 157, 183. —

29. *Cave tibi ab Italo ruffo, ab albo Francigena et a nigro Alemanno.*
Margalits (s. o. Nr. 23), Suppl. 7 u. 181. —

29a. *Cernitur in gestis Anglorum plurima pestis,*
Captivis, mestis, miseris est Anglia testis,
Sunt nam bis bina: fraus, fastus, guerra, rapina

Plana (Plena Hss!*), quibus pena manus est Anglis aliena.*
Scotichronicon I, 223, wo in 1 Hs. die Verse von 8 a folgen. —

30. *Cesset in alterius populo reprehendere labem,*
Qui solet in proprio lumine ferre trabem.
So die interessante und bezeichnende, absichtliche Variante eines verbreiteten Sprichwortes (hier 8 Hss. bekannt) in F. f. 204 (sonst V. 1 *oculo!*) — n. Matth. 7, 3 f. —

31. *Circa Spiream Rhenus vinosus abundat,*
Sed prope Traiectum caret omnibus, excipe pisces.
171, 3 f. — 166 B, 26 f. — Vgl. 191. — Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XV.) f. 23. —

32. *Cito decipitur devota Moravia multum.*
Nr. 166, 9. — vgl. Nr. 40. — vgl. 67, 10. —

33. *Clericus absque libris, si non usura fovebit*
Judeum, medicus infirmis quando carebit,
Hic et apud Grecos nullius vita valebit.
GL (s. o. Nr. 28) f. 275 v. —

34. *Clerus Blesensis hostes truncat velut ensis.*
Nos Carnotenses truncabimus ensibus enses.
Rev. Bénéd. 48, 36 (Hs. s. XII). — Anscheinend Dialog zw. B. u. C. —

35. *Constans fides Italica,*
Firma laus Hispanica } *ut servetur unio.*
Laborant omni practica
Fidelis spes Germanica,
Laudanda virtus Anglica } *ut mater pro filio.*
Mota (mote Hs.*) fide catholica*
Sed levis pompa Gallica
Suasione sophistica } *ut fiat divisio.*
Conatur et fantastica,
Verum Datan et Abiron
Inventores triameron } *in isto concilio.*
Herodes sunt et Pharaon
Rom, Vat. Pal. lat. 381 (s. XV) f. 164. — Geht wohl auf das Konzil von Konstanz; vgl. Acta Conc. Const. II, 150. —

36. *Corpus, opes, animam luxu Germania perdit.*
B. J. Simon, Gnomologia ... Lpz. 1660, 66 (Melanchthon an Luther). — Variation eines verbreiteten ma. Proverbium. —

37. *Da mihi cultellus, qui venit ab Anglia tellus!*
Spottlatein, in 4 Hss.: R (= Rom, Vat. Pal. lat. 719) f. 147 va. — GL (s. o.) f. 221 v. — London, BM. Add. 12195 f. 107 v. — Basel, A. XI, 2 (s. XV). 110 v, wo zweiter V.: *Esse ve potare sine quam (non) quis tolerare.* —

38. *Dacus ut hircus olet, Normannus nil aministrat.*
Nr. 166, 35 in B. —

39. *De caseis Britonum mihi promissum peto donum.*

Haur., NE. V, 65. — clm 18921 (s. XIV/XV) f. 5 v. — Oxford, Balliol Coll. 62 (s. XIII) f. ult. (*caseo*). —

40. *Decipitur leviter devota Moravia multum.*
Nr. 166, 13 in B. u. 171, 13. — Vgl. Nr. 32. —

41. *Deprecor Australes, ut non sociant sibi tales,*
Quorum lingua baba, quorum sit lingua bababa.
R (s. o. Nr. 37) f. 158 rb. — Sollte wohl Österreicher von Verbindung mit Slaven abhalten (oder Südländer von der mit Negern?). —

42. *Devolvente rota fetet Polonia tota.*
J. Werner, Beiträge ... 79, Nr. 172 o. —

43. *Devotio in Italia / Veritas in Ungaria / Humilitas in Austria / Castitas in Bavaria / Paupertas in Venetia / Formose mulieres in Ethiopia / Religiositas in Bohemia / Felicitas in Polonia / Panis in Colonia / Ebrietas in Saxonia / Felicitas in Thoringia* (parodist. Schreibung?) / *Miliaria in Westfalia, / Simplicitas in Suevia / Glosa Judaica / Cerevisia in Erfordia / / nihil valent per omnia.*
Wattenbach in: Anz. 24, 1878, 340 (n. clm 18910, s. XV). — Priamel-Form! — Vgl. Nr. 77 u. 134. —

44. *Diversi generis homines Polonia nutrit.*
Nr. 166, 10 u. B 33. — Nr. 171, 24. — Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XIII) f. 23 r als 1. einer Reihe von Völkerversen: statt *Polonia) Moravia* eingesetzt! —

45. *Dives Agrippina, Treveris pia, nigra Papia.*
Nr. 166, 4. — Vgl. Nr. 56. —

46. *Dünne preye, grob brot, lange meile*
Sunt in Westfalia; si non vis credere, tempta!
Hist. Vjs. 26, 1931, 308 (Hs. s. XV). — Vgl. Nr. 88 a u. 90. —

47. *Dum fuerit linx ceca, leo timidus, lepus audax,*
Denigratus olor: Sueve, fidelis eris.
Anz. 21, 1874, 214 (cod. Berlin, lat. fol. 49). — Über diese Form der Präambel vgl.: Zs. f. dt. A. 65, 1928, 270 ff.

47a. *Dum sub umbra litere gens Judea tremuit,*
Quem Maria genuit, presumebat temere
Virginis occidere natum, unde gemuit
Et fit, ut pestifere morti detur misere.

O gens ceca nimium vagans per inania,
A divina gratia postula collirium,
Ut credas in filium Dei, quem negaveras,
Ne feras sine venia seva tandem premia.

Oxford, Rawl. C. 510 (s. XIII.) f. 258 v unter der Überschr.: *De nequitia Judeorum erga Christum.* Angriffe gegen die Juden häufig, besonders im Hinblick auf den Tod Christi, den sie verschuldeten; s. z. B. Nr. 68 u. 103. Wie oben mit der Aufforderung zur Bekehrung Nr. 121. — 2, 2 *collirium* = *collibium* (Du Cange: *parvum munusculum*)? —

Elsaticus s. *Alsaticus.* —

48. *Est cerevisium mumme / Prudentes facit dumme / Sapientes facit toren / Und lactisaccus, nymb recht war / Hats hinder langen oren / Faustdicke umbe und umme / Et tale facit mumme.*

    Mit diesen Versen wehren sich die Schöppenstädter gegen den Spott der Braunschweiger; vgl. Emil Henrici, Barbarolexis. Bln. 1913/14. 18. —

49. *Est quasi bos et mus de iure dictus Bohemus:*
    Bos ad potandum, mus ad furtum faciendum.

    Hist. Vjs. 26, 1931, 308 (hs. s. XV). — Zbl. f. Bw. 49, 335. — Basel, F. IV, 4 (s. XV) f. 35, in Vocab. s. v. Bohemus; V. 2 *Bos a potando, mus furtum continuando.* — Nr. 67, 5 f. u. Nr. 27. —

50. *Fastus Normannis crescit crescentibus annis.*

    Hist. Vjs. 1935, 45. — Vgl. Nr. 59. —

51. *Femina casta, securis acuta, cliensque fidelis:*
    Hec tria Parisius numquam vel raro videbis.

    K. Bartsch, Germanist. Stud. II, 281. — Flor. Gott. 343. — Haur., NE. VI, 120 (Paris, BN. 8247 f. 127). — Carm. prov. (s. o.) 67. — Zs. f. Deutschkde. 35, 533. — F (s. o. Nr. 27) f. 278. — Paris, Franç. 25405 f. 87 v. —

52. *Flandria deliciis, doctrinis Gallia floret;*
    Flandria designat Flandrenses, Gallia Gallos.

    Beispiel für „*continens pro contento*“ in rhetor. Lehrged. in S. Omer 115 (s. XIII); s. NE. 31, 1, 106. —

53. *Flandria garrula, Slavia perfida, Grecia prudens.*

    Nr. 166 B, 3. —

54. *Flandria se nimium commendans, garrula, dives.*

    Nr. 166, B, 23 (*commendat*) u. 171, 5 (*nimium* fehlt). — Basel, F. IV, 4 (s. XV) f. 106, in Vocab. s. v. Flandria. — Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XV) f. 23. —

55. *Florentie pulcre, sed Rome vix mediocre.*

    Nr. 166, 23 (*sunt pulc.; sed) attamen*). —

56. *Fortis Agrippina, Treveris pia, magna Papia.*

    Nr. 166, 5. — Vgl. Nr. 45. —

57. *Francia feminea, pharisea, vigoris idea,*
    Lynxea, viperea, vulpina, lupina, Medea,
    Callida, syrena, crudelis, acerba, superba,
    Es fellis plena, mel dans latet anguis in herba.

    So die 4 ersten Verse einer langen Invective gegen Frankreich a. d. Mitte d. 14. Jhds.: Wright, Pol. Poems and Songs, I, 26 ff. —

58. *Francia gens leta, tamen omni fraude repleta.*

    Nr. 84 Zusatz. —

59. *Francis scire, sitis Anglis, nescire Britannis,*
    Fastus Normannis crescit crescentibus annis.

    Haur., NE. VI, 124 (Paris 18522, s. XIII. f. 149). — s. Nr. 50. — Bern 211 (s. XV) f. 136, V. 2: *hec crescunt singulis a.* —

60. *Francones vivunt misere, Suevi male satis,*
Horum (eorum Hs) *bene vivere semper est in stratis,*
Audeo (audio Hs) *consulere nobis literatis,*
Ut ibi pro comedere satis (al. bene) dormiatis. (hinter *pro bene* Hs.).
Basel, F. IV, 3 (s. XV.) f. 326 vb, in Vocab. s. v. Suevus. Zu den beiden letzten Versen in d. Hs.: *Hec Bavarus ad Suevum*; es handelt sich also — zum mindesten nach Ansicht des Schreibers — um Dialog zw. Bavarus und Suevus; denn hinter dem Ganzen: *Item Suevus ad Bavarum.* — Ist Str. 3 von Nr. 143. —

61. *Franconia dura, attamen subtilia vina.*
Nr. 166, 18. —

62. *Francorum vinum nummus bibit atque murinum.*
W (= J. Werner, Lat. Sprichwörter u. Sinnsprüche d. MAs. Samml. mlat. Texte, hrg. v. A. Hilka. H. 3, Heidelberg. 1912) S. 33; vgl. Publ. Syr. 267; Bebel 222; — CB. 11, 31. — Amador de los Rios, Hist. crit. de la Lit. Espan. Madrid 1862. II, 356. — H1 (= BM. Harl. 3362, s. XV.) f. 5 v. — W bietet: *macrinum,* CB. *marinum,* A. de l. Rios *Martinum,* nur H1 *mur.* (= *vin gris*). — A. d. l. R. schließt zwei weitere VV. an: *Vile facit clarum, quod dulce est, reddit amarum / Et facit audire surdum claudumque salire.* —

62a. *Gallia nutrit equos, nutrit Burdegala mulos*
Et Normannigene satiantur potu avene.
Bern 48 (s. XII) f. 191 v u. 192 r. — Vgl. Nr. 101, 4 auf *Flandria* übertr.

63. *Gallica syllabica, logicalia construe dicta*
Et propriam partem pertinges raro per artem.
Bulletin of the John Rylands Library, vol. 14, Manchester, 1930, 98. —

64. *Gallorum levitas Germanos iustificabit . . .*
Diese außerordentlich verbreiteten prophet. Verse (ich habe ca. 30 Hss. notiert) sind öfter gedruckt worden; sie werden zur öfteren Verspottung der *Gallica levitas* beigetragen haben. — Die *credulitas Gallorum* als sprichwörtl. angeführt von Margalits S. 218; vgl. auch Martial 5, 1, 10: *Et tumidus Galla credulitate fruar.* —

65. *Gallus amat celerem pede non remorante puellam,*
Que levis est, certis ac magis apta modis.
Hispano magis illa placet, cui forma benigna est,
Cui Venus ex oculis semper amica videt.
Ast Italus timide letatur amore puelle,
Dulcia que Veneris prelia sepe fugit.
Virgo sed audaci, que provocat ore maritum,
Illa est Germano dulcis amica viro.
Medulla facetiarum. Stuttg. 1863. Nr. 109. — Wohl erst s. XVI. —

66. *Garrulus est Suevus, malus hereticusque Hispanus,*
Bavarus incestat, Francus per numina iurat,
Omnis hypocrisat Misnensis, Saxoque potat,
Britannus dominum prodit, rapit atque Polonus.

Carm. prov. (s. o.) 67. — Trotz Form u. spät. Überl. wohl ma. — Nr. 132: *Prutenus proditor domini.* —

67. *Gens in Silesia, Polonia sibi adiuncta,*
Laudibus est digna, venerabilis atque benigna.
Est ridens hilaris, larga atque Prussa fidelis.
Est bona Lusacia gens atque vere jocosa.
5 *Est quasi bos et mus de iure dictus Bohemus:*
Bos ad potandum, mus ad furtum faciendum.
Australis perfidus (!), fallax, mendaxque superbus.
Austria iactatrix, meretrix, turpissima rerum,
Candida leccatrix, ibi nulla fides neque verum.
10 *Decipitur leviter devota Moravia semper.*
Ungaricus vix catholicus, nullius amicus:
Quando dicit „Ave", sicut ab hoste cave!
Ebria, larga datrix, clamosa, citoque movetur.
Gaudium est miseris in terris vita alienis.

Prag, Metrop. Bibl., 1641 (s. XV) f. 171 v. — V. 1 Slesia. — V. 2 laudabilis. — V. 3 larga Prusia fid. — V. 4 E. vere L. g. bona atque joc. — V. 5 dictus) fehlt; zu 5/6 vgl. Nr. 49. — V. 6 Austra, korr. a. Austram; zu V. 8 f. vgl. Nr. 20 f. — zu V. 10 vgl. Nr. 32. — V. 11 Ungarus; vgl. Nr. 101, 3. — V. 12 Q. tibi d. — V. 12 s. Nr. 166, Fassg. B., stammt aus and. Zusammenhang (misogyn.). — V. 13 einzugliedern hinter V. 9! vgl. Nr. 20. — V. 14 vita) vivere. — Für Vermittlung von Microfilmaufnahmen aus Hss. der Prager, Metrop. Bibl. bin ich Herrn Prof. Horalek / Prag zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

68. *Gens Judea liquat culicem sorbetque camelum,*
Dum Christum damnat nequam mittendo Barabam.

Egberts v. Lüttich Fecunda ratis, ed. E. Voigt. Halle. 1889, I, 891 f. — Vgl. Matth. 23, 24. — Vgl. 47 a. —

69. *Gens Normannigena fragili nutritur avena,*
Subdola, ventosa, mendax, levis, invidiosa.

Nr. 101, 5. — vgl. Nr. 62 a, V. 2 u. 70. —

70. *Gens, tibi, Flandrigena, cibus est et potus avena.*

Nr. 101, 4 u. 136, 3. — Vgl. 62 a u. 69. — 101 hat *Flandrena.* —

71. *Gentibus Anglorum maledicat Boemorum ...*

Prag, Metrop. 1491 f. 47 v. Die erbetene Fotokopie bis zur Drucklegung nicht geliefert. —

72. 1 *Gentium quicumque mores, / vitam, cultumque labores / noscere vis (*statt *vis) me* Abdr.*), legito!*
2 *Sunt Germani cuncti fortes, / contemnentes minas mortis, / vite sue prodigi.*
3 *Itali ingeniosi / sunt, sed maxime dolosi / sub favoris specie.*
4 *Mundi domini Romani / erant olim curtisani, / nunc cum papa imperant.*

5 *Hinc exorti Romaniste / impii sacrorum myste / totum mundum spoliant.*
6 *Greci famam perdiderunt, / postquam Turcis servierunt, / olim factis celebres.*
7 *Celebris gens Noricorum / laude artificiorum / atque reipublice.*
8 *Sunt amantes boni vini / cum Alsatis Palatini / et Wirtembergensibus.*
9 *Si transibis ultra Rhenum, / cernes Belgium amenum / et gentes dissimiles.*
10 *Non procul sunt hinc Brabanti / vite cultu eleganti / et puelle lepide.*
11 *Piscatores et pastores, / naute sunt et mercatores / cum Seelandis Batavi.*
12 *Ultra mare sunt Britanni / in suos reges tyranni / animis instabiles.*
13 *His sunt continentes Scoti / equa laude nobis noti, / deceptores callidi.*
14 *Pugionibus irati / Dani pungunt et Holsati, / truces (sunt) et efferi.*
15 *Non procul hinc Lubicenses / cum Bremanis Hamburgenses / clari mercimoniis.*
16 *Sunt in primis animosi / Saxones, sed ebriosi, / validi corporibus.*
17 *Thuringi inhospitales, / sed Misnenses non sunt tales, / hypocrite maximi.*
18 *Hinc Lusati (sunt) et Sclavi / ferme fures et ignavi, / sordidi Marchiaci.*
19 *Silesite amatores, / his formose sunt uxores, / sermo vulgi rusticus.*
20 *Ad montes (ad) usque astra / habitantur septem castra / a colonis Saxonum.*
21 *Hos attingit Ungarorum / natio crassorum morum, / rudis atque barbara.*
22 *Infra illos sunt Poloni / ad furandum valde proni / (et) Lithuani pauperes.*
23 *Tartari (sunt) infideles, / sanguinarii crudeles, / feri et hippophagi.*
24 *Sunt Pruteni multi boni, / multi mali et coloni / variarum gentium.*
25 *Marcomanni et Bohemi / sunt heretici blasphemi, / madidi Austriaci.*
26 *Turce, Mauri (et) Schiite / alieque gentes mundi* (Reim fehlt) */ hostes sunt ecclesie.*
27 *Passim sparsi sunt Judei / et quod Christi mortis rei, / his incerta patria est.* (streiche: *est?*)
28 *Ergo finem faciamus / et regnum Dei queramus, / cetera non transeunt.*

Von Peiper abgedr. Anz. 21, 1874, 103 ff., nach einem Mskr. s. XVI., aber wohl ma. —

73. *Germani possunt cunctos tolerare labores:*
O utinam possent sic tolerare sitim!
Carm. prov. (s. o.) 68. — s. a. Aen. Silv., De pravis mulieribus. 1507, f. 29. — L. Bertalot, In: Collectanea Olschki, 1921, S. 27. — Medulla facet. (s. o.) Nr. 111: *G. cunctos p. perferre l.;* V. 2: *tam bene ferre*

74. *Germanis bibere est vivere.*
Margalits, Suppl. 31. — Reimprosa ähnl. d. Wipo-Sprüchen. —

75. *Germanos dicis stolide ebrietate teneri,*
Itale, tum sensus precipitare mero:
Itale, te dico puerum terebrare cloacas
Nature leges et tua iura negans.
Quis tolerabilior, queso dic, Itale, morbus:
Nos teneat Bacchus, te scelerata Venus.
Rom, Vat. Pal. lat. 785 (s. XVI) f. 63, m. d. Überschr.: *In quendam Italum.* Hs. 1529 datiert. Offenbar eine Erwiderung auf einen Angriff eines Italieners gegen die Trinkfreudigkeit der Deutschen. Man sieht, wie sich das literar. Genus bis in die Humanistenzeit erhalten hat. — Vgl. Huttens „Inspicientes". —

76. *Gignit prudentes in facto Gallia gentes,*
Flandria post factum, Lombardia previdet actum.
Pommersfelden 12 (s. XIV) f. 180 v. —

77. *Gloria Grecorum / Invidia Romanorum / Ingenium Lombardorum / Ferocitas Francorum / Stultitia Saxonum / Ebrietas Slavorum / Luxuria Sarracenorum / Duritia Judeorum / Ingluvies Teutonicorum.*
Avignon, 336 (s. XIV) f. 97 (gedr. Cat.). — Dieser Praeambel fehlt der Schlußsatz; daß es sich um eine solche handelt, geht daraus hervor, daß er in der Wiener Hs. 4117 (s. XVI) f. 28 steht, wie aus den Angaben der „Tabulae" ersichtlich; es folgen dort auch deutsche Präambeln. — s. Nr. 43 u. 99. —

78. *Hec mala sunt, quibus extat Ungaria plena:*
Musca, calor nimius, febris, horrentia vina,
Vermis, ventorum rabies cum pulvere multo,
Stabula porcorum habentur loco (!) domorum,
5 *Hospitium quarum (eorum* Hs.*) cum defectu camerarum,*
In solo (sole Hs.*) sopiunt, cum lectisternia desunt;*
Ligna deficiunt, escas cum stercore coquunt;
Viscosi fontes fetorem scaturientes;
Impatiens populus, dirus, durusque malignus;
10 *Pompa superborum, defectus iustitieque*
Et brevis est fides, equidem miliaria longa
Sunt in Ungaria; si non vis credere, tempta!
Eichstädt 535 (s. XV) f. 9 (s. Zbl. f. Bw. 49, 222). — zu V. 10 f. vgl. Nr. 90, auf *Suevia* übertr. u. Nr. 46 auf Westfalen.

Halec ... s. *Allec* ...

79. *Hamburgenses sunt velut enses: semper acuti,*
Prelia poscunt nec bene noscunt moribus uti.
Anz. 28, 240 n. Hs. s. XVII, aber sicher ma. (Form!). Überschrift: *In Hamburgenses.* — Vgl. Nr. 34, 115 u. 123. —

80. *Hassia de predis gaudet, mendax quoque dura.*
Nr. 166 B, 17 u. 171, 18. — Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XV) f. 23; *preda; mendax) mala gens.* —

81. *Hassia devitat verum, in corde reservat.*
Nr. 166, 22. — Inhaltl. ähnl. in folg. Dial. —

82. *Hassia gens virtute carens (est) fallere querens.*
Respondit Hasso:
Nequam in cute hic pronus sine virtute.
Basel F. IV, 9 (s. XV) f. 107 vb. —

83. *Heu, qui quondam claruit, / quomodo nunc aruit / vigor clericalis* . .
Prag, Metrop. 701 (s. XV) f. 79 v. Wie der durch die Prager UB übersandte Microfilm ausweist, gehört dieser Rhythmus nicht zu unserer Gattung.

84. *Hic Agrippino mos dicitur esse colono:*
Quanto plus senior, tanto pavor sibi maior.
Vos modo Clevenses volo producere testes,
Quo magis antiqui, tanto magis estis avari.
5 *Geldria quem genuit, tanto magis ille superbit,*
Quo magis etatem pertingit adusque senilem.
Iste Leodinis mos est et fabula cunctis:
Quo magis annosi, tanto plus sunt truculenti.
De Brabantinis vulgatur regula talis:
10 *Quod magis incipiunt stultescere, quando senescunt.*
Floret in Hannonia, sic narrat publica fama,
Quanto plus senior, tanto prudentia maior.
Flandria quem peperit, quanto magis ille senescit,
Tanto plus omnem tollit de fronte ruborem.
15 *In Zelandinis vix fallit regula talis:*
Crescit nequitia pariter crescente senecta.
Que magis Hollandos tardat grandeva senectus,
Tanto plus dapibus operam dant deliciosis;
Sed Traiectenses, dicunt communiter omnes,
20 *Quo magis antiquos tanto magis esse dolosos.*
Unter d. Titel „Licht- und Schattenriß der Niederländer" von Mone mitget. im Anz. 3, 1834, 52, a. Pap. Hs. s. XVI, aber sicher ma., wie auch a. d. ma. Zusatzversen hervorgeht. — Auch in Cambrai 261 (s. XV!) f. 186 v (*De natura hominum quorundam nationum*). —

85. *Hic (et) in Hispanis, ut dicitur a veteranis,*
Qui non lucratur, male vivit, inops reprobatur.

J. Zacher, Altfranzös. Sprichw. Prov. rust.: Zs. f. d. A. 11, 1859, 123. — Vgl. Sam. Singer, Sprichwörter d. MAs. Bern. 1944, II, 54. — Einzeilige Fassg.: *Hic et in Hispanis ve, cui deest copia panis:* S. Omer 107 (s. Z. f. d. A. 30, 272 f. u. Roman. Forsch. 6, 557—574) u. im Pictaleon, einer ungedr. Spruchsamml. s. XIII., wo in 2 Hss. statt *ve cui) pigro*; in d. 3. fehlt d. Vers. —

86. *Hippophagos veteres non mutat Sarmata mores . . .*

Diesen Spott a. d. Schlesier als Eselsfresser (4 Dist.) n. Hs. s. XV. s. Z. f. d. A. 6, 1848, 254. —

87. *Hispani consulti, bellicosi, graves; / Itali ingeniosi, vindicte cupidi...*

15 Prosa-Zeilen unter der Überschrift *Nationum proprietates et regionum,* bei Margalits, Suppl. 178; Z. 3 ff.: *Galli, Britanni, Belge, Germani, Francones, Bavari, Suevi, Misnenses, Saxones, Rheni accole, Bohemi, Pannones, Poloni;* schließt mit dem Spruch:

Quelibet usque suos observat natio mores,

der auch bei Bebel, ed. Suringar 16 zu lesen ist.

Bei Margalits S. 15 f. weitere ähnl. Reihungen in Prosa, beginnend sämtl. mit *Hispanus,* dem die Vertreter der übrigens Hauptvölker Europas folgen, meist: *Italus, Gallus, Anglus* u. *Germanus.*

88. *Hoc non est mirum, si mandit Brito butirum.*

Rev. Bénéd. 48, 35 (Hs. s. XII). — Nr. 158, 2. — F f. 50 (si Saxo comedit b.); auf Saxo übertr. auch Nr. 92 u. 187; auf Friso Nr. 96. —

88 a. *Hohe berge, tieffe thal, grobe speise überall, / Harte betten, saurer wein: wer wollt im lande Hessen sein!*

Anz. 28, 24, n. Hs. s. XVII. — Vgl. Nr. 90. —

89. *Hospitium (1. —ii) more precellit Misna lepore.*

Nr. 166, 15 in B. —

90. *Hospitium vile, schwarz brot, surmilch, lange mile:*
Hec sunt in Suevia; si non vis credere, tempta!

Hist. Vjs. 26, 1931, 308. — clm 671 (s. XV) f. 118. — Basel F. IV, 3 f. 326 vb, in Vocab. s. v. Suevia; V. 1 *sur win, lang quoque m.* V. 2 *tempta*) via, vel louff dar! — Vgl. Nr. 46 u. 88 a. — Auf *Westfalia* übertr. Anz. 7, 1838, 508 u. 28, 240, m. Varianten; auch Henrici (s. o.) S. 17. —

91. *Iber vaniloquus dictis, Alamannus acerbus,*
Anglicus viscosus, est Gallus mente superbus,
Lombardus gestu sublimis (est), Tuscus avarus,
Appulus apparet fidei munimine rarus.
En, juga conditio, Calabrus servitia plorat,
Invidie vitio Siculi natura laborat.
Impius Hispanus, Armeni sordida vita;
Tu Romanorum fraudes et scandala vita!
Fulget Agareni generis sapientia multa,
Estque Britannorum nimium collectio stulta.
Est cupidus clerus, Ebreorum gens devoratrix,
Callidus est Grecus, Eva mobilitatis amatrix.

Paris, BN. lat. 8427 (s. XIV) f. 103. —

92. *In brevi tunica saltat Saxo quasi pica:*
Ut pica pirum, comedit Saxo butirum.
Hist. Vjs. 26, 1931, 308. — Übertr. auf *Brito* u. *Friso*. Vgl. Nr. 88 u. 92 a u. b. —

92a. *In brevi tunica saltat Suevus quasi pica:*
Cantans, rixosus, prodigus, letusque lascivus.
Basel F. IV, 3 (s. XV) f. 326 vb. — s. vorig. —

92 b. *In curta tunica Saxo saltat quasi pica.*
Carm. prov. (s. o.) 68. — S. 92 f. —

93. *In lacticiniis Hollandria pauper abundat.*
Nr. 166 B, 28 u. 171, 6. — Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XV) f. 23. —

94. *In mensa modica Brabant agilisque tenax est.*
Nr. 166 B, 22 u. 171, 7. — Basel F. IV, 4 (s. XV) f. 35 v, in Vocab. s. v. Brabant. — Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XV) f. 23. —

95. *Incredulus magni, cupidus bibulusque Bohemus;*
Bos ad potandum, mus ad furtum faciendum.
Nr. 166, 12 f. *(bubulusque).* — Vgl. 27, 49 u. 98. —

96 *Infelix Friso gaudebat stercore viso:*
Et non est mirum, quia credidit esse butirum.
J. Werner, Sprichw. S. 42. — Vgl. Nr. 88 u. ö. —

96 a. *Iniustos homines nutrit Ungaria multos.*
Nr. 166 B, 7. —

97. *Instabiles Galli mihi sunt, predivite vena*
Freti, si studium perpetuare queant.
Oxford, Digby 53 (s. XIII) f. 17. —

98. *Insulsus, niger, timidus bibulusque Bohemus.*
Nr. 171, 14 u. 166 B, 14, wo *fuscus* statt *niger.* — Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XIII) f. 23 v, letzter V. einer Reihe; Hs. hat: *niger* (nicht *magis*, wie Catal.). — Vgl. 27, 49 u. 95. —

99. *Invidia Judeorum / Astutia Grecorum / Superbia Romanorum / Avaritia Francorum / Commercia Gallorum / Fortitudo Saxonum / Ira Britonum / Jactantia Pictonum / Libido Scotorum / Saxones comparantur equis / Britones comp. capris / Pictones comp. iumentis / Scoti comp. avibus / Judei duri cervice et gravi corde / Greci leves / Cretenses mendaces / Dalmate feroces / Mauri vani / Franci tumidi / Athenienses ingeniosi / Galate indociles, vecordes, tardiores ad sapientiam.*

Einsiedeln 321 (647) (s. XII) p. 136. Vgl. die spanische Liste *De proprietatibus gentium*, u. a. bei Migne, Patr. lat. 129, 1126; MGH AA 11, 389; G. Loewe — W. v. Hartel, Bibliotheca Patrum Latinorum Hispan. Wien 1887. I, 457. — Von dieser frühen Fassg. weicht ein Völkerkatalog (s. XIV) so stark ab, daß eine Gegenüberstellung erforderlich scheint, nach dem Abdruck bei Wright-Halliwell, Reliquiae antiquae I, 127 (n. Cambridge, Corp. Chr. 139); Halliwell gab ihm die Überschrift „Characteristics of Different Nations":

Invidia Judeorum / Ira Britonum / Perfidia Persarum / Spurcitia Sclavorum / Fallacia Grecorum / Rapacitas Romanorum / Astutia Egyptorum / Prudentia Hebreorum / Sevitia Saracenorum / Stabilitas Persarum / Solertia Egiptiorum / Levitas Caldeorum / Sapientia Grecorum / Varietas Affrorum / Gravitas Romanorum / Gula Gallorum / Largitas Langobardorum / Sobrietas Gottorum / Crudelitas Hunorum / Sagacitas Caldeorum / Immunditia Sabinorum / Ingenium Affricorum / Ferocitas Francorum / Hebetudo Bavariorum / Instantia Saxonum / Luxuria Vascanorum / Agilitas Walcarorum (?) / Vinolentia Hispanorum / Magnanimitas Pictorum / Duritia Pictorum (!) / Hospitalitas Britonum / Argutia Hispaniarum / Libido Suevorum / Duritia et superbia Pictavorum.

100. *Isti Picardi non sunt ad prelia tardi:*
Primo sunt hardi, sed sunt in fine coardi.
Crapelet, Proverbes et dictions populaires. Paris 1831, S. 56, a. d. 14. Jhd. — *hardi* = kühn, *coardi* = Feiglinge (*cowards*). — Vgl. de Méry, Hist. gén. des Proverbes ... Paris 1828. III, 134. —

101. *Italici, que non sacra sunt et que sacra, vendunt.*
Allobrogas (1. *—es) de perfidia cuncti reprehendunt.*
Theutonici vix catholici, nullius amici.
Gens, tibi, Flandrena, cibus est et potus avena.
Gens Normannigena fragili nutritur avena,
Subdola, ventosa, mendax, levis, insidiosa.
Vincere mos est Francigenis nec sponte nocere.
Prodere dos Normannigenis belloque pavere.
Alvernus cantat, Brito notat, Anglia potat.
Wright-Halliwell (s. o.) I, 5, nach London, BM. Vesp. B. XIII (s. XIII); einige Verse auch sonst begegnend. cod. Vesp. hat V. 6 invidiosa. — Nach meinen Notizen auch Oxford, Digby 53 (s. XIII) f. 19, m. d. Var.: *Romani que n.* — zu V. 3 vgl. Nr. 67, 11. —

102. *Jejunia vagorum / elemosina raptorum / fides Ungarorum / amicitia Bohemorum / superbia monachorum / chorea monialium / oratio Judeorum // raro penetrant regna celorum.*
Basel A. V, 33 (s. XV) f. 144 rb. — Zur Form (Präambel) vgl. z. B. Nr. 43. —

103. *Judei Dominum sic percussere maligni*
In gladio lingue, gladio non materiali.
Fec. rat. (s. o.) I, 941 f. — Vgl. Nr. 47, 68 u. 72 V. 27. —

104. *Judeus, meretrix, conversi, coniugus, heros:*
Raro manent stabiles, redeunt sed ad acta priora.
Leipzig 325 (s. XV) f. 237, mit dt. Üb.; zu V. 1 *coniug.)* Gl. *presbiter coniugatus; heros* = *herus.* —

105. *Laudat Martinum, qui nocte sua bene vinum*
Fundat Agrippinum cenantibus ante caminum.
Vademecum (ungedr. Spruchsamml.) f. 85. — vgl. Nr. 189 ff. —

106. *Ligures vani / Hispani iactabundi / Greci mendaces / Germani bellicosi / Galli leves / Latini elati aut superciliosi / Peni fedifragi.*
Aen. Silv. (s. o.) f. 28 v, m. d. Überschrift: *Epitheta diversa nationibus a Bapt. Mant. attributa. Lib. I, De patien. Ca. XI.* u. d. Zusatz: *Ex his omnibus septem epitetis non video honestius quam quod tribuitur Germanis.* —

107. *Lingua latina potens, ebreaque religiosa,*
Greca fuit sapiens: tribus his crux intitulatur.
Cambridge, Trin. B. 14. 39 (s. XIII) f. 36 v. — Vgl. 116 (Sprache). —

108. *Militat in pateris Vindocinense genus.*
Mattheus v. Vendôme, Ars versif. (Faral, Les arts poét. 164). —

109. *Misna bonos mores habet, hospitat atque fecunda (l. —at?).*
Nr. 171, 15. — Nr. 166, 11; Zingerle druckt *Myosita* u. conjiziert *Facundus;* Peiper (Anz. 21, 105) suchte zu bessern: *Misna b. m. h. hospita satque facunda.* — Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XV) f. 23 v: *Missnia; facundat.* —

Monachus Bohem. s. Pons Polon.

110. *More Palatino bibimus, ne gutta supersit,*
Unde suam possit musca levare sitim.
Flores poetarum... Pragae 1684. S. 47. — Wohl nlat. — Margalits Suppl. 31, V. 2 lenire. —

111. *Muhammed paganos in fide fecit profanos,*
Talmud Judeos, sic Huss decepit Bohemos.
Arch. 10, 499 (cod. Wien 900 f. 1). —

112. *Multum Franconia subtilis habet bona vina.*
Nr. 166 B, 10 u. 171, 19. — Auch Basel F. IV, 4 (s. XV) f. 108 v, in Vocab. s. v. Franconia. — Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XV) f. 23. —

113. *Nec pinguis pullus nec Brito providus ullus.*
Hilka 71 (Schles. Ges. f. vaterl. Cultur. 91. Jb., 1913, IV. Abt. c. S. 23 ff.). — Rev. Bénéd. 48, 1936, 32: *Brito nec sapiens erit u.* (n. Tours 890, s. XII, f. 43). —

113a. *Nobilibus Bruxella viris, Antverpia nummis,*
Gandarum laqueis, formosa Brugga puellis,
Lovanium doctis, gaudet Mechlinia stultis.
Zusatz zu Nr. 84. —

114. *Nobilis Francia, fertilis Anglia, Dacia nequam.*
Nr. 166, 3; B, 2 Var.: *N. India, fragilis A., Francia dulcis.* —

115. *Nobilis in primis dici solet ira leonis:*
Urbs Arelatensis est hostibus hostis ut ensis.
Aix 123 (s. XIV) f. 1. — Vgl. Nr. 34, 79, 123 u. 150 a. —

116. *Non didicit causas Galla tractare loquela,*
Preposuit Franco Danubiale solum,
Teutonicus miser et rudis est ut papa salignus,
Stridula Bavarico gutture verba liquans;
Ore mihi Franco causam committe tuendam,
Indiget ille sue compositore vicis...

Ysengrim. VI, 379—84, ed. E. Voigt, S. 355 f. — Sprache z. B. auch 107. —

117. *Non habet hic caudam, velut Anglicus alter habebat.*
Ysengrim. III, 659 (vgl. S. Singer I, 148). — s. Nr. 15. —

118. *Normannus cantat, Brito notat, Anglia potat.*
Nr. 136, 4. — al. *Alvernus (Avernus).* — Vgl. 28. —

119. *Nummus eos gestat lapides, quos India prestat.*
CB. 11,34. — Amad. de los Rios II, 355. — Basel, A. XI, 67 f. 266. — Indien meist das Attribut des Reichtums. —

120. *O gens Anglorum, morum flos, gesta tuorum ...*
In diesem Versstreit zw. *Angli* u. *Galli* gegenseitig Vorwürfe gehäuft; vgl. H. Walther, Streitged. 180 f. — PMLA. 38, 727. —

121. *O natio nefandi generis, cur gratie donis abuteris ...*
Angriffe auf Juden u. Aufforderung zur Bekehrung (2 Doppelstr.). — Chev. 13302. — Du Méril, Poés. pop. Paris 1847, 222. — Montpellier Medic. 196 (s. XIV) u. clm 14476 (s. XIV) f. 61 v, m. Neumen. — Das gleiche Thema s. Nr. 47 a. —

122. *O Türing, Türing, nil comedit nisi haering.*
Basel F. IV, 3 (s. XV) f. 346 ra. — Vgl. Nr. 3. —

123. *Parisienses sunt velut enses semper acuti ...*
Paris, BN. lat. 8247 f. 127. — Vgl. Nr. 79. —

124. *Parisius locus egregius, mala gens, bona villa:*
Nam duo pastilla pro nummo dantur in illa.
Carm. prov. 68. — Hist. litt. 30, 296. — NE. 35, 1, 210. — Haur., NE. IV, 39. — Zbl. f. Bw. 53, 1936, 238. — Hist. Vjs. 26, 308. — 10 Hss. notiert.

125. *Parisius nati non possunt esse beati ...*
Paris, BN. lat. 8247 f. 127. —

126. *Parisius nitet exterius quasi gemma locorum:*
Intus olet, quasi capra solet, fetore malorum.
Flor. Gott. 85. —

127. *Parisius, Roma prestant tibi fercula pauca,*
In se si pera tua raro continet era.
Wolfenbüttel, Helmst. 727 (s. XIV) f. 241. —

128. *Pictavis aurea, gloria terrea, terra quietis,*
Utilis aere, clarior ethere, plena poetis.
Rev. Bénéd. 48, 1936, 32 (Hs. s. XII). — Ausnahmsweise Lob! —

129. *Plangant Anglorum gentes crimen sodomorum ...*
Wright, PPS. II, 128; 6 VV. gegen Knabenliebe; ebda. *Gens Lollardorum gens est vilis sodomorum ...* gegen d. gleiche Laster weitere 6 VV. — Vgl. Nr. 19, 28 a, 142, 157, 165.

130. *Plebs Hebreorum non scandit ad alta polorum.*
Zs. f. dt. Philol. 9, 1878, Nr. 21 (S. 82 ff.). —

131. *Polonia dives lanis atque pannis, sed pauper panis / Copiam lini serit et externam telam querit / Opes inopes cum se ipsa condemnat / Regnum Polonorum, paradisus Judeorum / Cleri lenta*

pressura, Evangeliorum impostura / Consiliorum manifestatio, futuri parva ratio / Quod omnis videt natio / Omnia perperam Popolsku / Omnia elate po Vsarsku / Omnia insolenter po Ultaisku.

Rom. Angel. 1303 (s. XVII!) f. 178; Reimprosa oder korrupte VV.? —

132. *Polonus fur est, Prutenus proditor domini,*
Bohemus hereticus, Suevus loquax.

Bebel (s. o.) 585. — Ähnl. zit. v. Margalits, Suppl. 32. — Gruter, P. III, p. 791: *Schwab ein schwetzer, Boehem ein ketzer, Der Pol ein dieb, Preuß der sein herrn verrieth.* — Nr. 66 *Britannus* als *proditor domini* gescholten. —

133. *Poma, pira, nuces: miseri sunt Slesie duces:*
Attentant hurum, nolunt defendere murum;
Sunt socii furum, semper spoliantque geburen (l. *—um?).*

Anz. 19, 86 (n. Breslauer Hs. s. XV). —

134. *Pons Polonicus / monachus Bohemicus / Suevica monialis / miles Austrialis / Halorum* (Welche) *devotio / et Alemanorum ieiunia / fabam valent omnia.*

Margalits, Suppl. 9, ohne Quellenangabe. — Vgl. auch Än. Silv. (s. o.) 29. — clm 14574 (s. XV) f. 144. — Längere u. abweich. Fassg. im Anz. 24, 304:

Pons Polonicus / monachus Bohem. / monialis Suevica / fides Ungarica / castitas Australica / largitas Bavarica / abstinentia Saxonica / balnea Italica / hospitia Thuringica / humilitas Misnica / glosa Judaica // nihil valent omnia.

Weitere Variante im Anz. 17, 11; clm 61 (s. XV) f. 225 v; Wien 2942 (s. XV) f. 17 v:

Monacus Bohem. / pons Pol. / monialis Suevica / vestis Ruratica / largitas Bavarica / castitas Austriaca (al. Australica) / fides Judaica (al. Ungarica) / ieiunia Italica / glosa Jud. // merdam valent omnia.

Kürzere Fassg. bei Margalits, Suppl. 70:

Pons Lithuanicus / ieiunium Germanicum / et devotio Italica // nihil valent hec tria.

Präambel-Form s. auch Nr. 43. —

135. *Prodere dos Normannigenis belloque pavere.*

Nr. 101, 8. — Ähnl. öfter. —

136. *Prodere Romanis mos est belloque pavere;*
Vincere Francigenis mos est, non sponte nocere;
Gens tibi Flandrigena, cibus est et potus avena;
Avernus (al. Alvernus, Normannus) cantat, Brito notat, Anglia potat.

Arch. miss. scientif. 2. sér. V, 183 (n. Oxford, Digby 53, s. XIII). — Vgl. Nr. 101, V. 4, 7, 8 u. 9. —

137. *Prodiga, lasciva Bavaria letaque, fallax*

Est et subtilis, inconstans et socialis.
Zit. v. Wackernagel in: Zs. f. d. A. 6, 1848, 256, n. Anz. 7, 507. — Nr. 166, 14, V. 2 Attamen subt.; 166 B, 11; 171, 9. — Peiper (Anz. 21, 105) konjic.: lentaque. — Basel F. IV, 4 (s. XV) f. 32, in Vocab. s. v. Bavaria: V. 2 Non est subt.; et) sed. — Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XV) f. 23; V. 1 fallax] multum; V. 2 sed soc. —

139. *Quelibet usque suos observat natio mores.*
Bebel, ed. Suringar 16. — Margalits, Suppl. 172 u. 178. —

140. *Quando Suevus nascitur, / Tunc in cribro ponitur; / Dicit ei mater / Simul atque pater: / Foramina quot cribro / Hoc ordine sunt miro, / / Tot terras circuire / Debes, sic vitam finire.*
Als Federprobe in: Wien 2447 (s. XIII) f. 68 vb. —

141. *Quatuor ex causis Judeis parcere debes:*
Lex patrum, extrema dies, fides, memoria Christi.
F f. 201. — V. 2 in richt. Fassg. in Flor. Gott. 10 (u. einig. Hss.): Lex, patres, extrema fides, memoratio Christi. —

142. *Qui Rheni patriam ditare clientibus optas . . .*
15 Dist. „Invectiva in Australes" in: Anz. 21, 1874, 276; Vorwürfe: zu kurze Bekleidung, verbera, lites, landflüchtig, abest mens virilis, ut femina, Knabenliebe. —

143. *1. Quo miser exul venio turbine perfusus?*
Mundum rotundum transeo omnibus abusus.
Quacumque locum adeo, foribus exclusus,
In libertate pereo egens et confusus.

2. Propter butirum fugio Flandriam et mare;
Saxones pro prandio solent disputare,
Misnenses pro subsidio nolo supplicare;
Duringi breviloquio nichil volunt dare;

3. Francones vivunt misere, Suevi male satis.
Horum bene vivere solum est in stratis,
Audeo consulere vobis litteratis,
Ut ibi pro comedere bene dormiatis.

4. Prebent vagis auxilium Bavari frequenter,
Quorum tamen subsidium vellem pati semper,
Sed quod lacticinium dant indifferenter,
Carinthiani milium comedunt libenter.

5. Bohemi magni bibuli, fures et voraces,
Moravi viri prodigi, non tamen audaces,
Australes nequam invidi, versuti, fallaces,
Ungari tristes, perfidi, omnes sunt mendaces.

6. Omnes terras transeo, eis dico Vale,
In quibus numquam video eam habundans tale,
quantum in Polonia copia de sale;

Hic proba gens et ebria in hoc facit male.

St = Stuttgart X, Philos. 11 (s. XV) f. 55 v, nach d. Abdr. Paul Lehmanns in: MSB. 1929, 1. H. 28. Diese Fassg. ist obigem Abdr. zugrundegelegt. — M = clm 25072 (s. XV) p. 389—90; M. hat 7 Strophen; es fehlt die letzte Str. von St, dafür je eine Zusatzstr. hinter Str. 2 u. 5, so daß in M. 7 Str, gegen 6 in St. — K = Kraukauer Hs. (s. A. Brückner, Rozpravi... 2. Ser. VII, 1895, 60; nach den dort mitgeteilten zweieinhalb Str. stark abweichend). — P = Prag, Metrop. D 131 (s. XV) f. 80. — M1 = clm 26890 (s. XV) f. 170, Text mangelhaft. Wohl sicher spätes Erzeugnis der Vagantenpoesie, aus Deutschland, da außer einigen Germanismen öfter Silbenzusatz vorkommt.

Varianten Str. 1, 1 *debeo* M1 P; 1, 2 *omnia adusus;* M1, *perusus* P; 1, 3 *Quemcumque* M1 P; 1, 4 *Et ego fagus (= vagus) p. miser et c. M1; cyrofagus (= girovagus) et pereo m. etc.* —

Hinter Str. 2 Zusatz in M (Str. 3):

Veni, et Alsatie incola nam ero,
Tristi negant facie munus mane et (streichen?) *sero;*
Russie sive Dacie munera non quero:
Ibi vagis spem gratie prorsus nullam spero. —

Str. 2 = Str. 3 in M1; V. 1 *fugiam;* V. 3 *Meichsenses pro suffragio; (suffr..]* auch P); V. 4 *solent.* — Hinter Str. 2 als 4. Str. in M1 der obige Zusatz von M mit folgenden Lesarten: *Renum (*l. *—ni!) et Alsacia (*l. *—e); nam) non* (!); V. 2 *dabunt f. m. manus (!) sero;* V. 3 *Tam vilem ammodo non quero* (ohne Lücke); V. 4 *Ibi fagis (!) auxilium bursam (*l. *—e) nullum sp.* — Str. 3=5 in M1; V. 2 *Eorum tamen v.* — Str. 4=6 in M1; V. 1 *Babari;* V. 2 *Eorum tamen auxilium;* V. 3 *Quia in lacticineis comedunt i.* — *Str. 4* hinter *5* in P *(Vagis dant aux.).* —

Str. 3, 2 *Horum);* Illorum inde viv. P; solum] semper P; *Prout* St; 4, 1 vagis) *fagie* St; 4, 4 *Karintheam* St. —

Str. 5, 1 B. fures timidi bibuli v. P; 5, 2 M. v. perfidi nec t. P; *foraces* St. — Str. 5 in M1 hinter Str. 1: V. 2 vor V. 1: *M. v. pravi, sed t. a.;* V. 1 *prodigi mē furaces* (Schreiber wollte wohl *mendaces* einsetzen); V. 4 *Avari tristi (!) p.* — Avari t. tumidi, Ungari mend. P. —

Hinter Str. 5 Zusatz in M: (in M1 hinter Str. 4); diese Str. auch in P (als letzte):

Stirie clericulis volo commorari,
Ibi conditis ferculis spero satiari;
Non est modus in poculis, quis equari (l. *equiperari*)
Laudem queant in populis, nescia scrutari.

V. 1 Polonie c. volo commanere P; V. 3 Mensura et in P. quis eis equari P.; V. 3 *quin in eis equari* M1; V. 4 fehlt M1. Damit schließt M1; es folgen nur die korrupten Verse (dazu a. R. *repetitus*): *O quam mirabilis gens Poloni, salse comedunt, inebriantur valde, in hoc faciunt male* (vgl. o. Str. 6); V. 4 in P: Laude queat et epulis n. s. P. —

144. *Quondam Francorum dux Francus erat venerandus,*
Est a quo dicta totalis Francia terra.
Basel F. IV, 5 (s. XIV) f. 84, im Vocab. des Jacobus Argentinens., s. v. Francus. —

145. *Quotquot nostrum sunt Australes dicere possunt:*
Suevorum rostra confundunt omnia nostra,
Et nostra vina consumit gens Bavarina.
Zbl. f. Bw. 49, 331 (Hs. Melk, s. XV.). —

145 a. *Regnat: superbia in Francia / astutia in Britannia /*
iactantia in Picardia / luxuria in Alemannia /
avaritia in Lombardia / iuramenta in Burgundia /
potationes in Normannia / deceptiones in Anglia /
circa milites rapina et tirannia /
simonia in Romana curia /
inter populares fraudulentia /
inter claustrales murmur et rixe /
inter curiales zelus et invidia /.
Sed modo per totum orbem et in qualibet orbis partiuncula regnant simul omnia.
clm 14818 (s. XV) f. 133v (Reimprosa; m. d. Ü.: „Proverbium quoddam"). —

Roma (*Romani, Romana curia* usw.): Die Invectiven gegen R. sind so zahlreich, daß nur die Berücksichtigung finden, die in Völkerkatalogen vorkommen. —

146. *Roma potens, reverenda Ravenna, Britannia pauper.*
Nr. 166, 2. —

Romani, que non sacra sunt . . . s. Nr. 101. —

147. *Rusticus agrestis, monachus, Judeus inhonestus:*
Nil faciunt decoris, nisi fiant causa timoris.
cod. R (s. o.) f. 170. —

148. *Rusticus et Rostock parvo discrimine distant:*
Rostockiensis enim rusticus esse solet.
Anz. 28, 240, n. Hs. s. XVII, aber wohl älter. — Die Rostocker Studenten galten bis in jüngste Zeit als besonders rauflustig. —

149. *Sapientia Grecorum / Luxuria Sarracenorum / Infidelitas Ampulorum (?) / Avaritia Romanorum / Astutia Lumbardorum (!) / Parcitas Tuscorum / Ornatus Provincialium / Curialitas Gallicorum / Largitas incomparabilis Anglicorum.*
Karlsruhe, Reich. Perg. 56 (s. XIV) p. 147 rb. — Ähnl. Reihungen oben öfter, auch in Präambelform. —

150. *Saxo recolligit os, Bavarusque loquens boat ut bos,*
Exaltans vocem crassam nimis atque ferocem etc.
8 VV. über d. Sprache beider Völker, die öfter Gegenstand d. Spottes: Anz. 1, 1832, 292; vgl. Zs. f. d. A. 6, 1848, 255. —

151. *Sclavia discreta non est, sed perfida, stulta.*
Nr. 171, 16. — Vgl. 162. —

152. *Scotia gens mores nec habet nec curat honores.*
Anz. 7, 507 u. 21, 104. —

153. *Scotia virilis, super omnia Swecia mitis.*
Nr. 166,4. —
In London, Harl. 1587 (s. XV) f. 100 steht folg. Dialog: „*Scotice, cum kackas, nescis deponere braccas.*" „*Anglice caudate, cape caudam, ne cadat a te!*". vgl. Nr. 15 u. 176 „*cauda Angl.*". —

153a. *Sculptor, dum sculpes Anglos, facies quasi vulpes,*
Et Gallos agnos, Normannos fac bene magnos
Ursos, sed Britannos apros, Scotosque leones.
Scotichronicon (s. o.) II, 126; dazu die Bemerkung: *Unde quidam de Anglis ac aliis nationibus sic metrificare exorsus est.* —

154. *Se fingit medicum quivis idiota profanus:*
Judeus, monachus, histrio, rasor, anus.
Gymn. Progr. Oldenburg 1866, Nr. 449. — Gymn. Progr. Halberstadt Domg. 1878, 13. — Hss.: Zwiefalten 179 (s. XIV) Vors. bl. u. clm 4119 (s. XIV) f. 22 (m. Varr.). —

155. *Si latet in vino verum, ut proverbia dicunt,*
Invenit verum Teuto, vel inveniet.
De Méry (s. o.) III, 25. — Wohl nlat. — vgl.: In vino veritas. —

156. *Si quem barbatum faceret sua barba beatum,*
Numine iam plenus Grecus foret atque Ruthenus.
So ändert die Hs. J. Werners (s. o.) S. 91 den 2. V. des bekannten Sprichwortes, der in sonstiger Überlieferung lautet: *In toto mundo non esset sanctior hirco.* —

157. *Si quis in hac vita vult vivere non sodomita,*
Carnotem fugiat, ne de mare femina fiat.
NE. 32, 1, 68. — Knabenliebe z. B. Nr. 19, 28 a, 142, 157, 165. —

158. *Sic non est igitur mirum, quod quisque moritur (!),*
Ut non est mirum, quod mandit Bruno (l. Brito) butirum,
Quod Normannigene potu satiantur avene,
Quod nostros enses formidant Pictavienses.
H. Hagen, Carm. m. a., 168 (V. 28 — Schl. v.: *Ligna voluptatis . . .).* —

159. *Sicut Parisius est divitibus paradisus,*
Sic est pauperibus insatiata fames.
Laborintus III, 362. — Faral, 369, V. 945 f. — Basel A. XI, 67 f. 210. —

160. *Sicut Pictavis nomen trahit ex ave picta,*
Sic est Andegavis avium de stercore dicta.
Sicut avis picta verum non denotat esse,
Sic gens hinc dicta falsis vult semper inesse.
Haur., NE. IV, 284 (Hs. Paris, s. XIII). — Rev. Bénéd. 48, 1936, 28 nur V. 1/2; V. 2 *avium) volucris.* —

161. *Singula rimamus: tu plenus es, Anglice, rimis;*
Integra, Galle, tuo vernat in ore fides.
Numquam recta fuit, numquam meruit sibi causa
Anglica, vel potius Anglica cauda fidem.
Herrigs Arch. 104, 124 ff.; vgl. Studi . . . dedicati a Pio Rajna. 1911, 482. —

162. *Slavia districta* (al. *discreta) non est, et perfida, spreta* (al. *stulta).*
Nr. 166, 32 in B. — vgl. Nr. 151. —

163. *Somno Itali, cantu Galli vinoque Alemanni,*
Scena Angli, planctu mesti recreantur Iberi.
Anz. 28, 240, nach spät. Hs. als *Indoles Europeorum.* —

164. *Sorbendo brodia gaudet Aragonia tota.*
Amador de los Rios II, 354. —

165. *Sordent nunc usque Carnotum Parisiusque*
In sodome vitio, Senonis quoque fit Paris Jo.
NA. 13, 1888, 358 n. Hs. s. XII/XIII. — Knabenliebe s. z. B. 129. —

166. *Status terrarum quivis bene noscat earum:*
Roma potens, reverenda Ravenna, Britannia pauper,
Nobilis Francia, fertilis Anglia, Dacia nequam,
Scotia virilis, super omnia Svecia mitis,
5 *Fortis Agrippina, Treveris pia, magna Papia,*
Ungarus, Ungaria, vir pessimus, optima terra,
Austria lettatrix (l. *leccat.), viatrix (?) (et) turpissima rerum,*
Perfida, mendatrix, cui nulla fides neque verum.
Cito decipitur devota Moravia multum.
10 *Divisos* (l. *Diversos) generum homines Polonia nutrit.*
Myosita (l. *Misna) bonos mores habet, hospitat atque facundus* (Hs. *facundia;* l. *fecundat).*
Incredulus magni, cupidus bubulusque (l. *bib.*) *Bohemus,*
Bos ad potandum, mus ad furtum faciendum.
Prodiga, lasciva Bavaria letaque fallax,
15 *Attamen subtilis, inconstans et socialis.*
Superbit Svevia, consumpto munere fugit,
Vituperat turpem, quivis sit nobilis arte.
Franconia dura, attamen subtilia vina.
Sunt fures trini, Elepipie sunt asinini, (vgl. 173)
20 *Alletis* (l. *—cis) capite facit (!) sibi fercula quinque.*
Stultitiam vitat Saxonia, fide (l. *—a) pudica.*
Hassia devitat verum, in corde reservat.
Florentie sunt pulchre, attamen Rome mediocre (sunt).
Zingerle in: WSB. 54, 1866, 317 f. aus Sterzinger Hs. s. XIV. Überlieferg. offenbar schlecht; manches scheint auch verlesen. — J. Werner,

Beitr. S. 159 gibt nur die Überschrift u. V. 1 (v. 23 VV.) aus cod. Zürich C. 101/467 (s. XV), S. Galler Provenienz: *Virtutes morales regionum* (Hs. *regiarum*) *per universum orbem subsequentibus metris involute;* wie auch V. 1 bezeugt ebenfalls schlecht überl. — Wattenbach druckte (Arch. 8, 823) einen um 13 VV. längeren, stark abweichenden Text n. Berlin, lat. fol. 49, den ich daher nachstehend zum Vergleich wiederhole:

Fassg. B: *Roma potens, reverenda Venetia, bataneaque* (l. *Britannia*) *pauper.*
Nobilis India (al. *Francia*), *fragilis* (al. *fertilis*) *Anglia, Francia dulcis.*
Flandria garrula, Slavia perfida, Grecia prudens.
Dives Agrippina, Treveris pia, nigra (al. *magna*) *Papia.*
5 *Austria larga datrix* (al. *leccatrix*), *clamorosa citoque movetur.*
In mensa locuples, sibi nequam turpia fatur. (Pr. V. 11 f.: clamosa; sibi ve, quia t. f.).
Iniustos homines nutrit Ungaria multos.
Suevia promissa percepto munere frangit;
Vitat turpe loqui, quia nobilis atque superba. (Pr V. 1 f. percepta munera).
10 *Multum Franconia subtilis, habet bona vina. (Pr V. 19).*
Prodiga, lasciva Bavaria letaque fallax: (Pr V. 9: Bav. lascivia):
Est hec subtilis, constans (l. *inconstans*) *ac socialis. (Pr V. 10: E. et s., inc., sed s.).*
Decipitur leviter devota Moravia multum. (Pr V. 13).
Insulsus, fuscus, timidus, bibulusque Bohemus. (Pr. V. 14: J. niger et t.).
15 *Hospitium* (l. *—ii*) *more precellit Misna lepore*[1].
Sunt fures trini bini sociusque Thuringi. (Pr V. 17 socius binique).
Hassia de predis gaudet, mendax quoque dura. (Pr. V. 18).
Stultitiam vitat Saxonia fida pudica:
Non indiscrete tribuit, quia prodiga non est. (Pr V. 20 f.).
20 *Abscondit Westfalia res discreta quieta, (Pr V. 22: disc. pudica).*
Et satis ipsa tenax, ibi regnat femina pulcra. (Pr V. 22: Sed).
In mensa modica Brabant agilisque tenaxque. (Pr V. 7: Brab.] fehlt).
Flandria se nimium commendat, garrula, dives. (Pr V. 5 commendans).
Anglicus a tergo caudam gerit: est pecus, ergo
25 *Cum tibi dicit Ave, sicut ab hoste cave!*
Circa Spiram (al. *Spiream u. ä.*) *Rhenus vinosus abundat,*
Sed prope Traiectum caret omnibus excipe pisces. (Pr V. 3 f.).
In lacticineis (al. *—iis*) *Holandia pauper abundat* (al. *Hollandria*). *(Pr V. 6).*

Audax est Frisia, sapiens, non casta, rebellis; (Pr V. 8: A. insipiens e. F. casta, r.).

30 *Sunt potatores sub celo non meliores.*

*Holefantus (*al. *Holsaticus, Elsaticus) vix (*al. *vir) catholicus, nullius amicus.*

*Slavia districta (*al. *discreta) non est, et (*al. *sed) perfida, spreta (*al. *stulta)*[2].

Diversi generis homines Polonia nutrit. (Pr V. 24).

Psallentes homines Cretica tellus habet.

35 *Dacus ut hircus olet, Normannus nil aministrat.*

Sed scio, quod talis numerus completus in istis.

Dieser Berliner Fassg. ähnelt die v. P. Lehmann mitgeteilte aus einer Stockholmer Hs. s. XV. m. 31 VV. (Nordisk Tidskrift för Bok- och Bibl. väsen 22, 1935, 105); ich verzichte auf Anführung der Lesarten; z. T. ist der Text schlecht, z. B. die beiden letzten VV, der Ersatzverse für 3—6: *Dacia perfida, Flandria garrula, Grecia prudens / Svevia prodiga potat et Norwegia grossa / Prucia crudens, rudis quoque Marchia valde.* Hinter V. 6 Einschub: *Omnibus his peior Italicus esse probatur / In oculo mundi festucam cernere temptat.* — 36 Verse zählt auch die Fassung clm 9809 (s. XV) f. 375 v—76, deren Versfolge mit der obigen Wattenbachs (cod. Berlin) bis auf geringe Verschiebungen übereinstimmt: V. 10 ist hinter 21 geraten; statt 26 f. hat M einen Zusatzvers; hinter V. 22 ebenfalls Zus.-Vers; hinter V. 36 hat M den mir nicht ganz verständlichen V.: *Turpe saporatur, pomeo succoque potatur* (noch auf den *Normannus* zu beziehen?); dahinter bezeichnender Weise *etc.* Lesarten von M: V. 1 *Venet.) Ravenna; pauper) semper;* V. 2 *fertilis;* V. 3 *Salvia;* V. 4 *magna P.;* V. 5 *clamosa;* V. 6 *sibi ve quia;* V. 8 *Sevia;* V. 10 *Multa F. s. h. b. fide;* V. 11 *prodigia; ludaque (?);* V. 12 *inconstans et s.;* V. 13 *Marawia;* V. 14 *fiscus; niger, bib,;* V. 15 *Misna bonos mores habet hospita atque facunda* (vgl. V. 11 der Fassg. Zingerles); V. 16 *saccus binique Th.;* V. 18 *fida) casta;* V. 19 *prodigia;* V. 21 *ipse;* V. 22 *Brab.) bibit;* Einschub hinter V. 22: *Sunt potatores in mundo non meliores* (s. V. 30); V. 25 *tu velut ab hoste ergo,* letzteres v. jüng. Hd. zu *cave* korr.; der Ersatzvers für 26 f.: *Cantat Normannus, bibit Anglicus, est Alemannus* (s. Nr. 28); V. 29 *A. insipiens est Frisia;* V. 31 *Alsaticus;* V. 30 u. 31 umgestellt; V. 32 *discreta; sed perfida, stulta;* V. 34 *saltantes; Swetica terra h.;* V. 35 *Datus; nil) vela (!).* Am oberen Rande von f. 375 v in M: *Serviverunt tibi, Roma, primo domini dominorum / Servus servorum dominus nunc tergit que chorum,* richtig lautet der Spruch: *Servierant tibi, Roma, prius domini dominorum / Servorum servi sunt tibi nunc domini;* so öfter in gedr. Spruch-Sammlungen; schon von Giraldus Cambrensis zitiert; von mir auch dreimal in ma. Hss. gefunden. —

---

[1] In Pr (V. 15) entstellt: Michzna bonos mores habet, hospitat atque fecunda.

[2] In Pr. (V. 16): Salvia (!) discreta non est, sed provida, stulta.

167. *Stridula Bavarico gutture verba liquans.*
Ysengr. VI, 382 (ed. E. Voigt S. 355). — vgl. W. Wackernagel in: Zs. f. d. A. 6, 255. —

168. *Strodack, knapsacki sunt in der Marchia multi.*
Dieser Misch-Hexam. in Hs. German. Mus. s. XVII, aber wohl älter.

169. *Stulti Romani, sapientes sunt Baioari.*
Zs. f. d. A. 6, 255 (vor *Rom.) sunt).* —

170. *Stultitiam vitat Saxonia fida pudica;*
Non indiscrete tribuit, quia prodiga non est.
Nr. 166, 21 nur V. 1; Fassg. B, 18 auch V. 2, desgl. 171, 20 f. — Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XV) f. 23. —

171. *Suevia promissa percepto munere frangit,*
Vitat turpe loqui, quia nobilis atque superba.
Eine weitere Fassg. (24 VV.) von Nr. 166, n. Breslauer Hs. s. XV. gedr. v. W. Wattenbach, Monumenta Lubensia. Breslau 1886, S. 33 f. —Prag, Metrop. 130 (Cat. 1491) (s. XIV) f. 45 v (*perceptaque munera*). Die weiteren 22 Verse jeweils mit der Sigle Pr vermerkt in Nr. 166, Fassg. B. — Rom, Vat. Burgh. 200 (XV) f. 23. —

172. *Sunt castigati Normanni crine, faceti*
Verbis, natalis si patiatur humus.
Oxford, Digby 53 (s. XIII) f. 17. —

173. *Sunt fures trini saccus (*l. *socius) binique Thuringi:*
Hospitat invitus vagos, sed honeste chorizat.
R. Peiper in: Anz. 21, 104 nach Mones Münch. Hs. in Anz. 7; es folgen noch 2 VV. über Thüringer: *Allec assatum* ... (s. o.). — Nr. 166, 19 f. (korrupt). — Nr. 166 B, 16 nur V. 1: *bini sociusque T.* — Nr. 171, 17 nur V. 1: *S. fines (!) t. b. sacrique T.* — Rom, Vat. Burgh. 200 (s. XV) f. 23; V. 1 *saccus;* V. 2: *Sunt incompositi, multis quoque rebus abundant.* —

174. *Sunt mihi succincti Britones ad iurgia, quorum*
Arturus numquam perveniendo venit.
Oxford, Digby 53 (s. XIII) f. 17. — Andeutung einer Wortfehde? —

174a. *Sunt Suevi sevi nec in hac tellure coevi,*
Carinti gentes glires glutire solentes.
Admont 249 (s. XIII) f. 1, n. frdl. Abschr. v. Herrn P. Dr. Dr. Krause. —

175. *Superbit Suevia, consumpto munere fugit,*
Vituperat turpem, quivis sit nobilis arte.
Nr. 166, 16 f. —

176. *Te ridens Anglus mulo caudam amputat; anne*
Est Anglus serpens? nescio: cauda latet.
Giles, Anecdota 96. —

177. *Tempore vernali si vixeris aut hiemali,*
More Bohemali dicas super omnia: nali!
R. (s. o.) f. 157 va. — nali = böhm. „sauf!" —

178. *Theutonici vix catholici, nullius amici:*
Quando dicit Ave, sicut ab hoste cave!
Oxford, Digby 53 (s. XIII) f. 17. — Wörtl. a. Nr. 101, 3. — Mannigfach übertragen: *Elsaticus (Als.), Westphalicus, Holofantus* (?); V. 2 des öfteren in anderen Zusammenhängen. —

179. *Toxica Teutonica gens, perfida, pestis iniqua,*
Vergit in obliqua, nullius gentis amica.
Federprobe in: Prag, Metrop. Bibl. 1628 (s. XV) f. 1. —

180. *Treverici calices quos non fecere loquaces!*
Ecbasis capt. 738. — Dt. Nat. Lit. 59, 297. — Parodie von Horaz, Ep. 1, 5, 19: *Fecundi cal. q. n. f. disertum.* —

181. *Tu, Germane, bibis, comedis non; non bibis, Angle,*
Sed comedis; comedis, Galle, bibisque bene.
De Méry III, 25 (s. o.). — Wohl nlat. —

182. *Tullia Turonis,auctores Aurelianis,*
Artes Parisius, docuit Bononia leges.
R (s. o.) f. 154 ra; *De scientiis.* — Gewöhnlich wird neben Paris, Orléans u. Bologna an 4. Stelle Salerno (Medizin) genannt, z. B. in der Poetria des Godefridus de Vino Salvo, V. 1008—12; E. Faral, Les arts poét. 228. —

183. *Ungari sunt homines in culo stipite lesi;*
Sunt non famosi, nigri, pigri, (et) scabiosi;
Sunt non veraces, protervi, pediculosi.
Basel F. IV, 3 (s. XV) 355 vb in Vocab. s. v. Ungari. — Basel F. IV. 9 (s. XV) f. 222 va; nur 2 VV., der 2. korrupt: *Sunt nigri, pigri, scabiosi et non formosi.* —

184. *Ungarus, Ungaria: vir pessimus, optima terra.*
Nr. 166, 6. —

185. *Uno pro puncto caruit Picardus ocello.*
Festschr. z. XII. Neuphilol. Tag in München. Erlangen, S. 40 ff., Nr. 112. — Rylands (s. o.) 104. — Scheint auf einen bestimmten Fall zurückzugehen. —

186. *Ut comedant rapas, surgunt de nocte Sabaudi.*
vgl. Crapelet (s. o.) S. 86 im Abschnitt „Li meilleur mangeur de rabes en Auvergne“ (Savoyarden). —

187. *Ut pica pirum, comedit Saxo butirum.*
Hist. Vjs. 26, 308, a. cod. Frankf. s. XV. — Basel F. IV, 3 (s. XV) f. 302 ra, in Vocab. s. v. Saxo (korr.). — Nr. 88 auf *Brito* übertragen. —

188. *Vincere Francigenis mos est, non sponte nocere.*
Nr. 101, 7 u. 136, 2. —

189. *Vinum Moslanum fuit omni tempore sanum.*
Binder, Novus thesaurus Adag. 2, Aufl. Stuttg. 1866, Nr. 3550. — Medulla (s. o.) 331. — Margalits 455. —

190. *Vinum Normannis et in hoc et in omnibus annis*
Ferre solet culmus, non subdita vitibus ulmus.
MSB. 1922, 2, 16. —

191. *Vinum Rhenense decus est et gloria mense.*

Carm. prov. (s. o.) 58. — Sent. prov. de morib. Bas. Oporin. (1568) 168. Gartner 67. — Medulla 321. — Margalits 139. — cod. Berlin, lat. oct. 358 p. 384 hat als V. 2: *Vinum de Brewich, confortat pectora wenich.* — Vgl. Nr. 31. —

192. *Wessail et dringail necnon persona secunda:*
Hec tria sunt vitia, que comitantur eos.
His tribus exceptis nihil est, quod in his reprehendas;
Hec tria si tollas, cetera cuncta placent.

Dies im Specul. stult. des Nigellus (Wright, SP. I, 63) von den *Angli* gesagt, deren Trunksucht auch sonst oft gebrandmarkt wird.

193. *Westphalicus vir* (l. *vix*) *catholicus, nullius amicus;*
Dum tibi dicit Ave, sicut ab hoste cave!

Carm. prov. 69. — Vgl. z. B. Nr. 178 (*Teutonicus;* al. v. *Alsaticus*). — V. 2 in anderen Zusammenhängen öfter. —

194. *Westphalus est raptor, fur Friso Saxoque latro.*

Hist. Vjs. 26, 308 (Hs. s. XV). —

195. *Westphalus et Saxo levipendunt dona minuta,*
Sed nil Rhenenses cupiunt nisi culmen honorum.

Basel A. XI, 71 (s. XV) f. 182, mit Überschrift *Proprietates Renensium.* — V. 1 = Palpanista des Bernh. v. Geyst II, 117, wo V. 2 *Perdita maiora repetunt, sunt vilia tuta.* —

Schon bei flüchtiger Durchsicht wird dem Leser die starke Veränderlichkeit der Sprüche aufgefallen sein, nicht nur hinsichtlich der Wortstellung, Wortwahl usw., kurz des Textes im allgemeinen, sondern auch inhaltlich, indem die Namen der Völker, Stämme, Länder oft durch andere Namen ersetzt erscheinen, soweit diese einigermaßen sich dem Vers bequemten und zum Reim paßten. Sicher sind diese Sprüche und Versreihen oft aus dem Gedächtnis niedergeschrieben worden, nicht immer nach schriftlicher „Vorlage". Dabei kam es dann zu solchen Übertragungen auf (oft zwei bis drei) andere Stämme usw.; aber vermutlich lag eine solche auch oft in der Absicht der Schreiber. Sprüche liefen eben viel mehr mündlich um als schriftlich und waren dabei — absichtlich oder unbeabsichtigt — Abänderungen ausgesetzt. Um nur einige Fälle zu nennen: Nr. 178 wird den *Theutonici* nachgesagt, sie seien *vix catholici, nullius amici,* was fast wörtlich vom *Alsaticus* behauptet wird (7), aber auch vom *Westphalicus* (193); das unverständliche *Holefantus* in Wattenbachs Fassung (s. Nr. 7) läßt ein *Holsaticus* vermuten. Oder *Anglia dulce solum* . . . (9) wird zu *Francia dulce solum.* Oder *Prodere Romanis mos est* . . . ändert jemand zu *Prodere dos Normannigenis* . . . Das Attribut des Butteressers wird in den verschiedenen Handschriften den Bretonen, Sachsen, Friesen und Schwaben beigelegt (88) usw. [6].

[6] Ich verweise summarisch auf folgende Nummern: 166, 3 (*Nobilis Francia-India*), 44 (*Polonia-Moravia*), 90 (*Suevia-Westphalia*), 92 (*Saxo-Suevus*) usw.

Die lobenswerten Eigenschaften verschwinden unter der Masse der Laster, Fehler und Schwächen, die einander aufgetischt werden. Der Ton der Vorwürfe ist sehr verschieden: von harmloser Neckerei und leichtem Spott, wie wir sie etwa auch in den sog. Trutzsangerln der Alpenländer finden, bis zur bissigen, gelegentlich sogar haßerfüllten Satire begegnen wir allen Zwischenstufen. Aber schließlich ist, wie aus der weiten Verbreitung allein des erhaltenen Materials geschlossen werden kann, die ganze Versgattung zu einer Art Modeform geworden, ihr Inhalt vom Schreiber oder Dichter nicht sehr ernst gemeint gewesen. Namentlich in den ausgedehnten Völker- und Stämmekatalogen oder -listen und in den langen Präambeln scheint vieles an den Haaren herbeigezogen zu sein; dort war jeder Sammler oder Schreiber auch der Versuchung ausgesetzt, die Reihen nach Belieben zu mehren oder zu kürzen. Wirklich böswillige Gesinnung dürfte sich nur bei den westlichen Völkern usw. gegen die Slaven und ihre unmittelbaren Nachbarn regen, und umgekehrt. In der Regel wird das Verhältnis wohl so sein, daß feindliche Äußerungen von den benachbarten Völkern und Stämmen ausgegangen sind; die liebenswürdigen Attribute mögen von Angehörigen des eigenen Volkes usw. stammen.

Dies wird besonders bei den kleinen Dialogen der Fall gewesen sein, die Spott und Erwiderung bieten. Einfach zu erkennen ist dies dann, wenn der Dialog als solcher vom Schreiber gekennzeichnet ist: *Respondit Hasso,* nämlich auf den Angriff *Hassia gens virtute carens est, fallere querens* (Nr. 82). Oder Nr. 60, wo der Schreiber einer Handschrift zusetzt: *Hec Bavarus ad Suevum* und die folgenden Verse einleitet mit *Item Suevus ad Bavarum.* Oder dem einleitenden Verse *Quotquot nostrum sunt Australes dicere possunt* folgen die Gegenangriffe auf Schwaben und Bayern (Nr. 145). In anderen Fällen ist solche Schreiberhilfe nicht vorhanden: in Nr. 34 *(Clerus Blesensis hostes truncat velut ensis; Nos Carnotenses truncabimus ensibus enses)* handelt es sich doch wohl um Angriff und Erwiderung. Aber auch sonst, wo die Sache nicht so klar zu Tage tritt, wird mancher Spottvers Restbestand von einem Wortgefecht sein. Der Gegensatz zweier Nationen hat auch in umfänglicheren Dialogen Ausdruck gewonnen; z. B. hat die Feindschaft zwischen Engländern und Franzosen zu verschiedenen satirischen Streitgedichten Anlaß gegeben, in denen z. T. mit den gleichen Argumenten zu Felde gezogen wird wie in den oben mitgeteilten Völkerversen [7].

Neben der Form des Einzelspruches und des Dialogs ist in unserer Gattung die „Reihung" beliebt, öfter nur in rhythmischer Reimprosa [8],

[7] Vgl. H. Walther, Das Streitged. i. d. lat. Lit. d. MAs. München 1920 (= Quellen u. Untersuch. z. lat. Lit. d. MAs. V, 2) S. 180—84.

[8] Öfter von früheren Herausgebern als Verse bezeichnet.

z. B. in Nr. 72 in 28 rhythmischen Kurzstrophen, in Nr. 84 Stämme der Niederländer in 20 leoninischen Hexametern, Nr. 99 Völker Europas (in der 2. Fassung auch Asiens und Afrikas) in 21 bzw. 32 Kurzzeilen rhythmischer Reimprosa, Nr. 149 desgleichen in 8 Zeilen, Nr. 166 in 23 bzw. 36 — meist gereimten — Hexametern und Nr. 77 Europäische Völker und Stämme in 9 Zeilen. Aus solchen „Reihungen" wächst schließlich die Präambel hervor, etwa schließend *nihil valent omnia, fabam valent omnia, merdam valent omnia, nihil valent hec tria* (Nrn. 43, 134 Fassung 1, 134 Fassung 2 u. 3). Bei den kürzeren Sprüchen überwiegt natürlich — wie in der gesamten lat. Spruchpoesie des Mittelalters — bei weitem die metrische Form (Hexameter und Distichon). Wo rhythmische Formen auftreten, wird es sich meist um Entlehnungen aus strophischen Gedichten handeln, auch da, wo ein Nachweis bisher noch nicht gelungen ist. Sogen. „Spottlatein" begegnet nur einmal in obigem Material (Nr. 37). Hier und da finden sich Mischverse, die auch sonst in den mittelalterlichen Sentenzen beliebt sind: Nr. 100 lateinisch/französisch, meist aber lateinisch/deutsch: 2, 46, 48, 122, 168, 191 f.

Des öfteren heftet sich der Spott an den Namen der Gegner, z. T. mit echt mittelalterlichen Etymologien, wie sie sich seit Isidor in den Vocabularien und Glossaren immer wieder finden: Nr. 16 *Anglicus angelus est* (natürlich satirisch), 49 *Est quasi bos et mus de iure dictus Bohemus: Bos ad potandum, mus ad furtum faciendum*; 144 *Franci* und *Francia* von einem *dux Francus* abgeleitet; 148 *Rostockienses* von *rusticus*; 159 *Parisius* als *divitibus paradisus* gedeutet (die Grenze zwischen scherzhafter Etymologie und Parodie ist oft schwer zu ziehen); 160 *Pictavi nomen trahunt ab ave picta,* oder wenn *Suevus* auf *sevus* gereimt wird.

Auch die Sprache eines Volkes oder Stammes wird Zielscheibe des Spottes: Nr. 41 wird den *Australes* geraten, sich nicht mit denen zu verbinden, *quorum lingua baba, quorum sit lingua bababa*, was doch wohl auf die Slaven und ihre Sprache gemünzt sein dürfte; Nr. 63 ist gegen die „gallische" Sprache (Gälisch oder Französisch?) gerichtet; Nr. 72, 19, 3 wird den Schlesiern nachgesagt *sermo vulgi rusticus*; Nr. 116 wird in Versen des Ysengrimus die Sprache der Galler, der Deutschen, Franken, Bayern durchgehechelt. Auch auf Nr. 107 ist zu verweisen, wo die drei heiligen Sprachen (allerdings ohne Anflug von Spott) aufgezählt werden.

Vergleiche mit Tieren sahen wir in den schon erwähnten Nrn. 27 und 49, wo der Name der Böhmen mit *bos* und *mus* in Zusammenhang gebracht wird; in einem oben nicht aufgenommenen Prosa-Text (Margalits 16) werden zugeordnet: Elefant den Spaniern, Fuchs den Italienern,

Adler den Galliern, Löwe den Engländern und Bär den Deutschen. Nr. 92 vergleicht die Elster den Sachsen (auch Schwaben, Friesen und Bretonen); Nr. 99 (Hs. Einsiedeln s. XII): *Saxones comparantur equis, Britones comparantur capris, Pictones comparantur iumentis, Scoti comparantur avibus.*

Typisch ist, daß öfter zur Charakterisierung die Speisen und Getränke der betreffenden Völker usw. herangezogen werden: Nr. 70 (101, 4) *avena* zugleich *cibus* und *potus* in Flandern; 3 (122) wird von den Thüringern gesagt, daß der Häring (*assatum, vel salsatum*) ihre einzige Nahrung sei, zugleich ihr Geiz verspottet: *De solo capite faciunt sibi fercula quinque.* Hollands Hauptspeise seien die *pisces* (166 B, 27). Als Butteresser werden in verschiedenen Fassungen geschildert: *Brito, Saxo, Suevus* und *Friso* (88, 92, 158, 187) und als Käseland die Bretagne, was den nicht wundernimmt, der etwa heute einen Wochenmarkt in jenen Gegenden besucht, wo sich die Erzeugnisse der Milchwirtschaft zu Bergen türmen. Ein Vagant klagt, daß er in Kärnten ewig Hirsebrei, in Bayern Milchspeisen vorgesetzt bekomme (143, 4), die auch für Holland (171, 6) als charakteristisch genannt werden. Daß in Aragonien (wie ja im Süden überhaupt) die Brühe beliebt ist (164), mag wohl stimmen; daß die Savoyarden (186) nachts aufstehen, wenn es Rüben zu essen gibt, ist mir neu. Als *hippophagi* erscheinen Tartaren (72, 23) und Sarmaten (86).

Bei den Getränken handelt es sich natürlich vorzugsweise um Wein und Bier [9]. Unter den Weingegenden finden Erwähnung: Mosel (189, speziell Trier 180), Rhein (105; 187, 3; 191), Elsaß, Pfalz und Württemberg (76, 8), Österreich (goldene und bekömmliche Weine, 22); seine Einwohner klagen darüber, daß die Bayern ihre Weine versaufen (145); für Campaniens Wein erwärmt sich Walther v. Châtillon. Nr. 61 spricht von den *subtilia vina* Frankens, wie auch 112, 166, 18 u. 171, 19, ferner Nr. 62, wo neben *vinum* auch *murinum* erwähnt wird, doch wohl das, was in Frankreich und im Elsaß *vin gris* genannt wird und hier zu allerlei Entstellungen Anlaß gab: *marinum, macrinum,* sogar *Martinum*; der Schreiber des letzteren dachte wohl an Sprüche wie den echt vagantenhaften Wunsch, der mir aus vier Handschriften bekannt ist: *Qui vult prandere nobiscum sive sedere, Solvat Agrippini quartam sine murmure vini* (in Köln ist ja der heilige Martinus zu Hause, vgl. z. B. 105). Der Normanne (190) wird verspottet, weil er den Wein, der auf dem Halm wächst, also das Bier, vorzieht und den Rebensaft verschmäht; die Vor-

[9] Vgl. Walther, Streitged. S. 46—53.

liebe für den Gerstensaft in der Normandie und in Flandern erscheint auch in den Nrn. 69 f. u. 158, 3. *Cerevisia in Erfordia / nil valet per omnia* (43 Schl.). Hierher gehören auch die Mischverse, mit denen sich die Schöppenstädter gegen Angriffe der Braunschweiger wehren und die sich gegen deren Mumme richten (48). —

Würde nun der Versuch unternommen, die übrigen — körperlichen, geistigen und seelischen — Attribute der Völker, Stämme, Länder, Städte in der bisher befolgten Methode aufzuführen, so würde dies zu weit führen, auch Verwirrung wegen der Vielseitigkeit und Gegensätzlichkeit der einzelnen Laster und Schwächen hervorrufen, wenn auch vieles als typisch wiederkehrt. Ich wähle daher den Ausweg, zwei alphabetisch geordnete Übersichten (A und B) zu geben: A der Völker usw. mit ihren Attributen und Hinweis auf die Nr. der obigen Zusammenstellung, B der Eigenschaften usw., ebenfalls mit den erforderlichen Hinweisen. Dies Verfahren hat zugleich den Vorteil der leichteren Orientierung für den Benutzer, der nicht nur Leser ist, hat übrigens auch sein Vorbild im Mittelalter (vgl. die schematische Liste, abgedr. Anz. 21, 105 f.).

Übersicht A

Aegyptus, Egyptius: astutia 99, 7; solertia 99, 11 / Aethiopia: formose mulieres (satir.) 43 / Africa, Affri, Affrici: 99, 14 varietas; ingenium 99, 22 / Agrippina s. Colonia / Alemannus s. Germanus / Allobroges: perfidia 4 u. 101, 2; largi, venter 5 / Alsatia, Alsaticus, Elsaticus: modica terra, potatores 6; vix catholicus, nullius amicus 7; avari (Vagant) 143, (S. 283) / Alvernus (= Ungarus?): 8, 101, 9 u. 136, 4 cantat / Ampuli (= Appuli?): infidelitas 149, 3 / Anglicus, Anglus, Anglia: potator 8, 14, 59, 101, 118, 136 u. 192; fallax, rapax 10; Produkte 11; Klima 12; flavus 13; cauda (Wappen?) 15, 117, 176; angelus (satir.), mendax 16; pestis 29 a; virtus, excepta fide 35, 3, 2 f.; potat 101, 9; fertilis 114 (166, 3); largitas 149; scena (Schauspiele) 163; serpens 176; Angli contra Gallos 120; Knabenliebe 129 / Antverpia: nummis gaudet 113 a / Aragonia: brodia 164 / Arelatenses: bellicosi 115 / Athenienses (s. Greci): ingeniosi 99, 20 / Aurelianenses: Knabenliebe 19 / Austriacus, Australes, Austria: larga datrix (leccatrix), clamosa, locuples in mensa, turpia fatur, perfida, mendatrix 20 f.; non humilis 43, 3; madidi (Trunk?) 72, 25; nequam, versuti, fallaces 143, 5, 3; neckt Schwaben u. Bayern (vinum) 145; Wein 22; vestes, litigiosi, non mens virilis, ut femina, Knabenliebe 142 / Avari: tristes, perfidi 143, 5, 4 / Batavi: negotia: piscatores, pastores, naute, mercatores 72, 11 / Bavarus, Bavaricus, Baioarus, Bavaria: de culo Pilati 25; incestus 43, 66; hebetudo 99, 24; lingua 116,

150; prodiga, lasciva, fallax, inconstans, socialis 137 u. 166, 14; sapiens 169; trinkt Weine Österreichs 145; auxilium vagantibus 143 / Belgium: terra amena, gens dissimilis 72, 9 / Blesensis clerus truncat hostes 34, 1 / Bohemus, Bohemicus, Bohemia: fures, timidi, bibuli, voraces 26; bos et mus, fur, vorax 49; religiositas (satir.) 43, 7; heretici, blasphemi 72, 25; incredulus, bibulus, cupidus 95 u. 166, 12; insulsus, niger, timidus, bibulus, ebda.; amicitia (satir.) 102; ebrietas 177 / Brabantinus: cultu eleganti, puelle lepide 72, 10; in senio stulti 84, 9; in mensa agilis et tenax 94 u. 166 B, 22 / Brunsvigia: Mumme 48 / Bremani: clari mercimoniis 72, 15 / Britannus, Britannia: nescire 59; proditor domini 66, 4; tyranni in suos reges, instabiles 72, 12; pauper 146 u. 166, 2 / Brito: notat (?) 8; 101, 9; 118; 136, 4; butirum 88; ira 99, 2; hospitalitas 99, 31; comparantur capris 99, 11; non providus (non sapiens) 113; Arthurus 174, vgl. Walt. v. Chât. VI, 412 / Brixenses: avari erga vagos 143, 2, 4 / Brugga: formose puelle 113a / Bruxella: nobiles viri 113a / Burdegala: mulos nutrit 62a / Caldei: levitas 99, 12; sagacitas 99, 20 / Carinti, Carinthiani: milium 143, 4; glires glutientes 174a / Carnotenses: bellicosi (contra Blesenses) 34; Knabenliebe 157 u. 165 / Clevenses: in senio avari 84, 3 f. / Colonia (Agrippina): panis nil valet 43, 9; dives 45; fortis (166, 5); in senio pavor maior 84, 1 f.; vinum 105 / Cretenses, Creticus: mendaces 99, 16; psallentes 166 B 34 / Dacus, Dacia: ut hircus olet 38; nequam 166, 2; avari erga vagantes 143, 3, 3 / Dalmate: feroces 99, 17 / Danus: iratus pugionibus pungit 72, 14 / Elsaticus s. Alsaticus / Erfordia: cerevisia nil valet 43, 15 / Flandria, Flandrenses, Flandrigena, Flandrena: deliciis floret 52; se nimium commendans, garrula, dives 54; cibus et potus avena 70; post factum prudens 76; in senio impudicus 84, 13 f.; butirum, mare 143, 2, 1 f. / Florentia: pulchre puelle 55 / Francus, Francigena, Francones, Francia, Franconia: laus: armis, militia, rebus, probitate, sophia 17; cave ab albo Fr. 29; leta, fraus 58; scire crescit crescentibus annis 59; vivunt misere 60; 143, 4 dura, sed subtilia vina 61; vinum 62; iurat per numina 66, 2; ferocitas 77, 4; avaritia 99, 4; tumidi 99, 19; subtilis, habet bona vina 112; nobilis 166, 3; vincere, non sponte nocere 136, 2; nomen Fr. 144 / Frisus, Friso, Frisia: audax, insipiens, non casta, rebellis 18; vgl. 166, 29 f.; butirum 96; fur 194 / Galate: indociles, vecordes, tardiores ad sapientiam 99, 21 / Gallus, Gallia (s. a. Francus usw., Parisius): femina 23; levis pompa, sophistica, conatur phantastica 35, 3; floret doctrinis 52; equos nutrit 62 a; lingua 63; levitas, credulitas 64; celerem puellam amat 65; in facto prudentes 76; instabiles, studium 97; gula 99, 16; commercia 99, 5; fides integra 161; cantus 163; comedit et bibit bene 181; contra Anglos

120 / Geldria: superbit in senio 84, 5 / Germanus, Germanicus, Germania (s. a. Alemannus, Theutonicus): ebrietas 23; cave a nigro Alemanno 29; fidelis spes 35, 2, 1; virgo audax dulcis amica 65, 7 f.; fortis 72, 2; possunt tolerare labores, non sitim 73; bibere est vivere 74; luxus 36; bellicosus 106; ieiunia fabam valent 134; bibere 181 / Gotti (!): sobrietas 99, 18 / Grecia, Grecus (s. Athenienses): prudens 53; servientes Turcis famam perdiderunt 72, 6; gloria 77; fallacia 99, 5; sapientia 99, 13; astutia 99, 2; mendaces 106; sapientes 149, 1; numine plenus (satir.) 156 / Hamburgenses: mercimonia 72, 15; velut enses; non usi moribus 79 / Hannonia: in senio sapiens 84, 11 / Hassia: fallax 81; mendax, dura 80; vgl. a. 88a / Hebrei (s. Judei): prudentia 99, 8, 2. Fass.; non scandunt ad astra 130 / Hispanus, -icus, Hispania: firma laus 35, 1; benigna puella placet 65, 3 f.; malus, hereticus 66; miseria pauperum 85; vinolentus 99, 28; argutia 99, 32 / Hollandus, Hollandia, -dria: in senio deliciosi 84, 17; lacticinia, pauper 93 / Holsati: truces, efferi, irati 72, 14 / Huni: crudelitas 99, 19 / Iber: vaniloquus 91; mesti planctu recreantes 163 / Indus, India: nobilis 114; divitie 119 (wie bei Walter v. Chât.) / Italus, Italicus, Italia (s. a. Romanus, Latini): cave ab ruffo 29; constans fides 43; timida puella 65; ingeniosi, dolosi 72, 3; devotio nil valet 43; vendunt sacra 101, 1; balnea nil valent 134, 2. Fass.; somnus 163 / Judeus, Judaica, Judea (s. a. Hebrei): usura 33; glosa nil valet 43, 14; rei mortis Christi 72, 27; duritia 77; oratio raro ad celum penetrat 102; invidia 99, 1; duri cervice et gravi corde 94, 14; nequitia 47a; Dominum lingua percussi 103; raro stabiles 104; Polonia paradisus Jud. 131; inhonestus 147; medicum se fingit 154 / Langobardi s. Lombardi / Latini (s. a. Itali, Romani): elati, superciliosi 106 / Leodini: in senio truculentiores 84, 7 / Ligures: vani 106 / Lithuani: pauperes 72, 22; pons nil valet 134, 3. Fass. / Lombardus, Lombardia, Langobardi: previdet actum 76; ingenium nil valet 77; largitas 99, 17, 2. Fass.; astutia 149 / Lovanium: docti 113a / Lubicenses: clari mercimoniis 72, 15 / Lusati: fures, ignavi (cum Slavis) 72, 18 / Marchiaci, Marchia: sordidi 72, 18; valde rudis 166 (Zusatz in S) / Marcomanni: heretici blasphemi (cum Bohemis) 72, 25 / Mauri: hostes ecclesie 72, 26; vani 125, 18, 1. Fass. / Mechlinia: viri stulti 113a / Misna, Misnenses: hypocrisat 66, 3; hospitales, sed hypocrite 72, 17; hospitalitas 89; hospitalis, boni mores, fecunda 109 / Moravia: devota, decipitur 32; homines diversi generis 44; provida, non audax 143, 5, 2 / Norimberga: celebris gens, artifices 72, 7 / Normannus, Normannicus, Normannigena, Normannia: 28 (118) cantat; nil aministrat 138; fastus 50 u. 59 (auch b. Walter v. Chât.); nutritur avena 158; subdola, ventosa, mendax, levis, invidiosa 101; pro-

dere, pavere bello 135; castigati crine, faceti 172; cerevisia 190 / Norwegia: grossa 166, Zusatz in S / Palatini: bonum vinum amantes 72, 8; bibere 110 / Papia: nigra 45; magna 56 / Parisius, Parisienses: raro femina casta, securis acuta, cliensque fidelis 51; mala gens, bona villa 123; velut enses 123; non beati 125; exterius nitet, interius olet 126; fercula pauca prestat 127; divitibus paradisus 159; Knabenliebe 165 / Perse: perfidia u. stabilitas 99, 2. Fass. 3 u. 10 / Picardi: primo hardi, in fine coardi 100; caruit ocello pro uno puncto 185 / Pictavus, Pictavienses: duritia et superbia 99, 34, 2. Fass.; laus terre 128; formidant enses 158 / Picti: magnanimitas, duritia 99, 29 f. / Pictones: iactantia; comparantur iumentis 99, 8 u. 12 / Peni: fedifragi 106 / Polonia, Polonus: fetet 42; felicitas nil valet 43, 8; homines diversi generis 44; fures 72, 22; vgl. a. 132; allgem. vituperium 131 / Provinciales: ornatus 149 / Pruteni: multi mali, multi boni 72, 24; proditor domini 132 / Ravenna: reverenda 146 / Rhenus, Rhenenses: vinosus circa Spiram, Traiectum nil nisi pisces 31; vinum 191; honores cupiunt 195 / Roma, Romani (s. Italici, Latini): mundi domini, olim curtisani, imperant cum papa 72, 4; invidia 77; rapacitas 99, 6, 2. Fass.; gravitas 99, 15, 2. F.; superbia 136; potens 146; avaritia 149, 4; stulti 169; pauca fercula 127 / Romaniste(?): impii myste, spoliant 72, 5 / Rostockienses: rustici 148 / Russi: geben d. Vaganten nichts 143, 3, 3 f. / Rutheni: barba 24 u. 156 / Sabaudi: rapas comedunt 186 / Sabini: immunditia 199, 21, 2. F. / Saraceni: luxuria 77 u. 149; sevitia 99, 9, 2. F. / Sarmate: hippophagi 86 / Saxo, Saxonia: ebrietas nil valet 43, 10; potat 66, 3; animosi, sed ebriosi, validi corporibus 72, 16; stultitia 77, 5; butirum 88 u. 92; saltat quasi pica in brevi tunica 92; instantia 99, 25, 2. F.; fortitudo 99, 6; comparantur equis 99, 10; stultitiam vitat, fida, pudica 166, 20; non prodiga 170; butirum 187; latro 194; dona minuta levipendunt 195 / Schiite: hostes ecclesie 72, 26 / Schöppenstädt: gegen Braunschweig (Mumme) 48 / Scotus, Scotia: deceptores callidi 72, 13; libido 99, 9; comparantur avibus 99, 13; nec mores nec honores 152; virilis 153 / Senones: Knabenliebe 165 / Silesia, Silesite: amatores, uxores formose, sermo rusticus 72, 19; hippophagi 86; miseri, scortum, ignavi, fures 133 / Slavi, Sclavia: perfida 53; fures, ignavi 72, 18; spurcitia 99, 4, 2. F.; ebrietas 77; non discreta, perfida, stulta 169 / Stiria: laus vagantis: condita fercula, pocula 143, 7 / Suecia: mitis 153 / Suevus, Suevia: de corpore Christi 25; simplicitas nil valet 43, 13; non fidelis 47; male viventes 60; garrulus 66, 1; bonum vinum 72, 8; hospitium vile 90; saltat in brevi tunica 92a; libido 99, 33; loquax 132; voraces 145; superbia 166, 16; sevi 174a / Tartari: infideles, crudeles,

Übersicht B

stabilitas: 99, 10, 2. F.; 104 / studium: 97 / stultitia: 77; 151; 162; 169; 170 / subdolus: 69; 128, 5 / subtilis: 112 / superbire: 84, 5 f.; 175 / superbus: 99, 3; 99, 34, 2. F. / superstitiosus: 106 / tenax: 1; 94 / timidus: 26; 84 f.; 98; 143, 5, 1; / tolerare: 73 / tristis: 143, 5, 4 / truces: 72, 14 / truculenti: 84, 7 f. / tumidi: 99, 19 / turpis: 20 f. / tyranni: 72, 12 / usura: 33 / uxores: 72, 19 / validi: 72, 16 / vaniloqui: 91 / vani: 99, 18; 106 / varietas: 99, 14, 2. F. / vecordes: 99, 21 / ventosi: 69: 101, 6 / vincere: 136, 2 / versuti: 143, 5, 3 / vinolentia: 99, 28, 2. F. / vinum: 22; 61 f.; 72, 8; 145; 155; 199 ff. / virgo: 65, 5 / voraces: 26; 143, 5, 1.

Fragen wir zum Schluß, welche Völker und Länder in der untersuchten Literaturgattung erfaßt worden sind: sie betrifft alle Völker und Stämme des westlichen Abendlandes, einschließlich der slavischen Stämme; nur selten greift sie darüber hinaus auf andere Erdteile und dann mit unscharfen und typischen Bemerkungen, die ja auch sonst nicht fehlen. In erster Linie sind es natürlich die großen Völker: Deutsche, Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer, Österreicher; die nordischen Länder erscheinen nur ganz selten; sie liegen außerhalb des Kreises. Zeitlich fallen diese merkwürdigen Erzeugnisse fast ausschließlich in das Spätmittelalter; aber die Manier hat sich noch bis ins 16. und 17. Jahrhundert fortgepflanzt.

Die „Santa Hermandad"

Ein Kapitel spanischer Rechtsgeschichte

von Wolf Brandis

Im ersten Buche des „Don Quijote" greift die Santa Hermandad („Heilige" oder „Segensreiche Verbrüderung", „Heiliger Gerichtsbund") in das abenteuerliche Leben des genialen Ritters und seines Knappen ein. Nach dem Abenteuer mit dem Biskayer glaubt Sancho beide durch das Schreckgespenst der rächenden Justiz bedroht. Für diesmal redet der Herr seinem Diener die Furcht aus. Aber Sancho muß seine Warnung wiederholen, als Don Quijote die Galeerensklaven befreit hat, und tatsächlich melden sich später in der Schenke die Landreiter der Hermandad mit dem Haftbefehl.

Was hier erzählt wird, verlockt zu einem Studium der zeitgeschichtlichen Hintergründe. Schon die erste Orientierung führt zu der Entdeckung, daß es zu Beginn der Neuzeit zwei Einrichtungen mit dem Namen „Santa Hermandad" gegeben hat: die „Neue Santa Hermandad", einen Bund von Gemeinden und Herrschaften für Polizei- und Justizaufgaben, und die „Alte Santa Hermandad von Toledo, Talavera und Ciudad Real", einen Verband von drei eigenartigen „Justizgenossenschaften".

Die Abhandlung soll mit der „Neuen" beginnen, denn sie hat einen großen Teil der spanischen Halbinsel umfaßt, während die „Alte" eine lokale Macht geblieben ist. Im übrigen bilden das 14. und 15. Jahrhundert den Schwerpunkt der Darstellung. Aus dieser Epoche sind schriftliche Rechtsquellen überliefert, die unzweifelhaft zunächst für die „Neue Hermandad" gegolten und von dort aus die „Alte Hermandad" beeinflußt haben [1].

---

[1] Das Material für diese Studie verdanke ich der Biblioteca Nacional und dem Archivo Histórico Nacional in Madrid sowie den Archiven der Städte Toledo, Burgos und Talavera de la Reina. Zitate in spanischer Sprache sind in der Schreibweise der jeweiligen Quellen angeführt, wodurch sich die gelegentliche altertümliche Orthographie und das Fehlen der heute gebräuchlichen Akzente erklären.

I. Die „Neue Santa Hermandad“ der Katholischen Könige

1. Vorläufer

In der spanischen Geschichte tauchen „hermandades“ als Städtebündnisse zur Sicherung von Ruhe und Ordnung und zur Bekämpfung der Kriminalität schon recht früh auf. Sie bilden sich immer dann, wenn die Krone nicht imstande ist, die Justizhoheit auszuüben, sind also ein Indiz für die Schwäche der Zentralgewalt. Gleichzeitig bezeugen sie aber auch das Unabhängigkeitsstreben der bürgerlichen Gemeinwesen gegenüber der Vorherrschaft des Adels. So schließen sich im 13. Jahrhundert die leonesisch-kastilischen Städte zusammen, und 1226 wird ein ähnliches Städtebündnis in Aragón begründet. Auf den Cortes von Medina im Jahre 1370 offenbart sich die heillose Anarchie des Reiches, das durch die Machtkämpfe zwischen Pedro dem Grausamen von Kastilien und seinem Stiefbruder Heinrich von Trastamara zerrissen wird. Wieder vereinigen sich die städtischen Gemeinwesen aus dem Bedürfnis nach Sicherheit. 1451 sieht sich Kastilien unter Juan II. und der Herrschaft seines Günstlings D. Alvaro de Luna durch die Zwistigkeiten zwischen Herrscher und Adel bedroht, weswegen die Gemeinden um Burgos die Bildung einer „hermandad“ gegen Raubzüge und Überfälle von einzelnen Strauchrittern und Banden planen, und dasselbe wiederholt sich einige Jahre später, als der König gegen das Maurenreich Granada zu Felde zieht.

Die Regierungszeit Enriques IV. verband alle drei Stände Kastiliens zu einer „Santa Hermandad“. Auf der Junta von Medina del Campo (1465) kamen die Abgeordneten überein, die Landstraßen und das offene Land von kriminellen Elementen zu säubern. Über den Ortsrichtern fungierte als Berufungsinstanz ein Provinzialkollegium von acht Deputierten, das schon in der Besetzung von zwei Richtern entscheiden konnte, und dessen Erkenntnisse im letzten Rechtszuge von der „Junta“ zu überprüfen waren[2].

„Die „Junta von Castronuño“ festigte die Organisation derart, daß man die Hermandad mit Recht als einen Verwaltungs-, Gerichts- und Militärverband (letzteres wegen ihrer bewaffneten Polizei!) bezeichnen konnte, der einen Staat im Staate darstellte. Puyol y Alonso will in ihr sogar den einzigen Organismus finden, der zu jener Zeit den Namen

---

[2] Konrad Häbler, Die kastilischen Hermandades zur Zeit Heinrichs IV., Histor. Zeitschr. 56 (1886) S. 41.

„Staat“ verdiente[3]. Dessen waren sich die an der Generalversammlung beteiligten Richter, Deputierten und Bevollmächtigten bewußt.

Im Kapitel IX der „Gesetze von Castronuño“ wurde der Zusammenschluß damit gerechtfertigt, daß man die Justiz im Königreiche zum Besten des Gemeinwohls ausüben wollte. In allen Ortschaften wurden Prozessionen angeordnet, „weil es Gott dem Herrn wohlgefällig sein solle, diese Santa Hermandad zu erhalten und zu fördern“[4]. Bald wurde aber offenbar, daß der Bund schon den Keim des Verfalls in sich trug. Der Parteihader zwischen den loyalen Anhängern König Enriques IV. und den unzufriedenen Förderern seines Gegenspielers, des Marqués de Villena, drang auch in die ursprünglich neutrale Hermandad ein. Andere Mängel betrafen die Ämterverteilung. Zu Provinzialdeputierten hatte man vielfach Anwälte gewählt, und es mußte gerügt werden, daß Advokaten, die in erster Instanz als Verteidiger aufgetreten waren, in zweiter Instanz die Richterbank besetzten[5]. Auf den „Cortes von Ocaña“ baten die Abgesandten den König, die Kasse der Hermandad überprüfen zu lassen, weil der Verdacht aufgetaucht war, daß einflußreiche Beamte die eingehenden Beiträge bestimmungswidrig verausgabt hätten. Das geschah; damit war aber gleichzeitig das Schicksal des Bundes besiegelt, der sich stillschweigend auflöste; wahrscheinlich verloren die Mitglieder das Interesse an der gemeinsamen Sache infolge der undurchsichtigen Finanzverwaltung.

Ein Jahr vor der Thronbesteigung Isabellas, im Jahre 1473, plante man die kastilische Hermandad neu aufzubauen und entwarf eine Reihe organisatorischer Anordnungen, die zwar nicht mehr in die Tat umgesetzt wurden, wohl aber als Muster für die Katholischen Könige gelten konnten[6]. In jeder Ortschaft mit mindestens 100 Feuerstellen sollten zwei Richter gewählt werden. Ihnen waren berittene Milizen (cuadrilleros) zu unterstellen. Außerdem konnte aber im Rahmen einer allgemeinen Hilfspflicht jeder Einwohner von der Hermandad herangezogen werden, wenn die regulären Polizeikräfte nicht ausreichten. Die Verordnungen sahen eine stehende Reserve von Bürgern vor, die jeweils vier Monate Bereitschaftsdienst verrichten und sogar bei der Feldarbeit Lanzen mitführen mußten, um jederzeit zur Verfolgung von Verbrechern verfügbar zu sein[7].

---

[3] Julio Puyol y Alonso, Las Hermandades de Castilla y León (Madrid 1913) S. 85.
[4] ebd. (Anhang), Leyes de Castronuño Kap. XII.
[5] Häbler S. 42.
[6] Luciano Serrano OSB, Los Reyes Católicos y la Ciudad de Burgos (Madrid 1943) S. 168.
[7] Häbler S. 46.

Ihre Zuständigkeit umschrieb die Hermandad in dem üblichen Katalog der „casos de hermandad“. Die Teilnehmer, — Gemeinden, adlige Herrschaften und geistliche Territorien — waren in erster Linie bestrebt, die Kapitalverbrecher unschädlich zu machen, die das flache Land heimsuchten und schwer greifbar waren. Raub, Brandstiftung, Schändung, Mord und widerrechtliche Gefangennahme gehörten infolgedessen zu den von der Hermandad abzuurteilenden Delikten. Das gewaltsame Eintreiben von Schulden sollte den Verlust der Forderung zur Folge haben, im Wiederholungsfalle sogar mit dem Tode bestraft werden. Dieselbe Strafe wurde demjenigen angedroht, der zwangsweise königliche Steueranweisungen geltend machte. Enrique IV. hatte nämlich aus Geldnot oder um Günstlinge zu belohnen, Steuern für dauernd oder auf Zeit verpfändet (sog. „juros de heredad“ oder „maravedís de heredad“ und „maravedís situados“). Da es häufig vorkam, daß sich verschiedene angebliche Pfandgläubiger solcher Rechte berühmten, wußten die Verpflichteten nicht mehr ein noch aus und liefen Gefahr, an Betrüger zu leisten. Daneben führte die Krone anstelle der durch Verpfändung verlorenen Steuern neue Abgaben ein, die dann ebenfalls anderen Personen zur Einziehung überwiesen wurden. Schon oft hatten sich die Cortes dagegen verwahrt; die Hermandad erkannte nun kurzerhand nur diejenigen „juros“ an, die mit Zustimmung des Verpflichteten vergeben worden waren.

2. Geschichtliche Entwicklung

a) Die kriminalpolitische Lage in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts

In den Ehepakten von Cervera, abgeschlossen am 7. Januar 1469, versprach Ferdinand von Aragón, nicht nur den Kampf gegen die Mauren fortzusetzen, sondern auch „gute Justiz in allen Reichen, am Hofe, in Städten, Flecken und Dörfern auszuüben“ [8]. Das war nicht etwa bloß eine formelle Verpflichtung im Rahmen eines fürstlichen Heiratskontraktes; vielmehr stand dahinter die dringende Notwendigkeit, mit der inneren Unordnung gründlich aufzuräumen. Schon drohten kriegerische Konflikte mit dem König von Portugal, der als Gemahl der „Beltraneja“ (Tochter Enriques IV.) den kastilischen Thron für sich beanspruchte. An den Grenzen im Süden mußte man auf neuen Krieg mit den Ungläubigen gefaßt sein.

---

[8] abgedruckt bei D. Clemencín, Elogio de la Reina Católica Doña Isabel (Madrid 1821) S. 577.

Welches Erbe der Bruder und Vorgänger Isabellas, Enrique IV., hinterlassen hatte, deutet der oben skizzierte Gründungsversuch einer Hermandad von 1473 an. Schon zu Lebzeiten des alten Königs hatten einsichtige Männer — manchmal mit erstaunlicher Offenheit — die Mißstände im Lande angeprangert. Mosén Diego de Valera, Verfasser der „Crónica de los Reyes Católicos", schrieb als Corregidor (königlicher Amts- und Gerichtskommissar) 1462 von Palencia aus einen denkwürdigen Brief an seinen Herrn. „Alle Völker, die Euch untertan sind, flehen zu Gott um Gerechtigkeit, da sie in Eurem Lande kein Recht finden", — so kennzeichnet der hohe Beamte die Stimmung des Volkes. Die königlichen Gerichtsbeamten klagt er als untüchtig, anstößig und bestechlich an[9].

Durch ständige Kriege waren die Sitten verwildert, und als Folge davon häuften sich wie immer und überall die Verbrechen gegen Leib, Leben und Eigentum. Privatfehden waren Ursache von Überfällen und Freiheitsberaubungen. Auch die Geistlichkeit bot keinen Rückhalt. Nicht umsonst wiederholten sich die Strafdrohungen gegen Kleriker, die zur Nachtzeit in weltlicher Kleidung angetroffen wurden, und gegen deren Konkubinen. Kultobjekte fielen in Diebeshand. Die Aufrufe, sich tatkräftig am Maurenkrieg zu beteiligen, ließen den Glauben aufkommen, man brauche nur diesem Ruf zu folgen, um ohne Rücksicht auf andere Verfehlungen oder Verdienste und ungeachtet der eigenen Motive das Seelenheil zu erwerben und daneben auch vor dem weltlichen Richter Gnade zu finden.

Auf den Landstraßen mußte der Reisende die Straßenräuber (salteadores de camino) fürchten[10]. Den Bauern nahmen sie Maultier und Vieh ab; bessergestellte Leute fing man als Geiseln ein und gab sie erst gegen ein Lösegeld frei, das nicht niedriger berechnet war als das der Maurensklaven. Die Abwehr gefährlicher Räuber hinderte gelegentlich der Aberglaube, denn die Bevölkerung meinte wohl, dieser oder jener Täter sei durch Gelübde an die Jungfrau Maria oder einen Heiligen besonders vor Verfolgung geschützt. Man erzählte sich Legenden über Räuber, die durch Himmelsgnade ohne vorherige Reue gerettet waren[11].

---

[9] Epístolas y otros varios tratados de Mosén Diego de Valera. Publ. por la Sociedad de Bibliófilos Españoles (Madrid 1878) S. 17—20; auszugsweise zitiert in Mosén Diego de Valera, Crónica de los Reyes Católicos, hrsg. v. Juan de Carriazo (Rev. de filología española, Anejo VIII, Madrid 1927), Einleitung S. XLVI.

[10] Literarische Beispiele bei: Soteras, Delincuencia en Castilla (Zaragoza 1928) S. 127; Luis de Montalvo y Jardín, Las Hermandades de Castilla (Madrid 1862) S. 16.

[11] Soteras S. 134.

Fruchtbaren Nährboden fand die Kriminalität aller Art in der weitverbreiteten Prostitution mit ihrem Heer von Kupplern und Zuhältern [12]. Auch die vagabundierenden Zigeuner veranlaßten manche Beschwer. Große Einbuße erlitt schließlich das Ansehen der spanischen Obrigkeit durch die vielfachen Unbilden, denen sich die ausländischen und einheimischen Wallfahrer auf den Pilgerstraßen ausgesetzt sahen [13].

b) Die Katholischen Könige und die Cortes von Madrigal

Zu Beginn ihrer Regierung proklamierten die Könige, „Diesen Unseren Königreichen Recht und Frieden zu verschaffen, sie im Stande der Gerechtigkeit und inneren Ruhe zu erhalten und sie von allen Mord-, Raub- und Gewalttaten und den grenzenlosen Übeln zu befreien, die sie bis dahin zu Zeiten König Enriques zu erdulden gehabt hatten“ [14]. Zielsicher ging die kastilische Thronerbin Isabella neben ihrem Gemahl ans Werk und erntete dafür das uneingeschränkte Lob der zeitgenössischen Chronisten und späteren Geschichtsschreiber. Man beurteilte die Königin als ausgesprochen energisch und fand sie mehr der Strenge als der Milde und Gnade geneigt [15].

Ein erstes Beispiel für ihre Entschlossenheit lieferte sie den Untertanen, als sie im Sommer 1476 nach Andalusien reiste, wo sich seit mehreren Jahren der Herzog von Medinasidonia, der Marqués von Cádiz und der Graf von Cabra gegenseitig bekämpften und dadurch das Land einer verwilderten Soldateska ausgeliefert hatten. Nachdem sie am 24. Juli 1476 feierlich in Sevilla eingezogen war, hielt sie selbst im Alcázar Gericht, umgeben von den Prälaten, Caballeros und Doktoren ihres

---

[12] Die „Ordenanzas de Montalvo“ von 1485, abgedruckt in dem Sammelwerk von Marcelo Martínez-Alcubilla, Códigos antiguos de España, Bd. 1 (Madrid 1885) machen in Buch VIII, Titel XIV, Gesetz 11 die Zuhälter verantwortlich für das „Anwachsen von Unruhen, Aufrührereien, Mordtaten und Verwundungen an Unserem Hofe und in den Städten und Ortschaften Unserer Königreiche“. Über den Zusammenhang zwischen Prostitution und Verbrechen im 16. und 17. Jahrhundert vgl. Ludwig Pfandl, Spanische Kultur und Sitte (München 1924) S. 60 f.

[13] Die Pilgerfahrten nach Santiago de Compostela, denen sich viele Gläubige aus Deutschland anschlossen, schildert neuerdings Hermann J. Hüffer, Sant'iago (München 1957); über die damit verbundenen Gefahren insbesondere S. 65 ff. Schon das sog. „Ordenamiento de Alcalá“ von 1348 (Martínez-Alcubilla a. a. O.) wollte die Pilgerstraßen, unter denen diejenige nach Santiago de Compostela besonders erwähnt war, sowie die Volksfeste und Märkte durch besondere Strafbestimmungen schützen (Titel XXXI, Gesetze 48 und 49 ebd.).

[14] Serrano S. 169.

[15] Menéndez y Pelayo, nach einem Zitat von Pérez Bustamante in: Homenaje a Isabel la Católica en Madrigal de las Altas Torres, hrsg. vom Instituto de Estudios Africanos (Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Madrid 1953) S. 18.

Rates. Ohne jede Verschleppung wurden die Prozesse entschieden, in der Regel binnen drei Tagen[16].

Auch in der Personalpolitik schaffte das neue Regiment Wandel. Die Könige beriefen neun Rechtsgelehrte in den Staatsrat neben einem Prälaten und drei Adligen. So begann das bürgerlich-akademische, juristisch gebildete Element die Hofgerichtsbarkeit zu bestimmen. Königliche Justizkommissare bereisten die Provinzen, um in allen Städten und Flecken die Gerichte zu visitieren. Neben diesen offiziellen Prüfungsbeamten gab es „königliche Vertrauensleute", die inkognito blieben und dem Hof regelmäßig über die Justiz, deren Arbeit und Ansehen im Volke berichteten[17].

Das Ansehen der Königin gründete sich im wesentlichen auf diese ihre innenpolitische Reformarbeit. Daran erinnerten auch die Trauerpredigten nach ihrem Tode. In einer Predigtsammlung des damaligen Bischofs von Barcelona läßt der Kirchenfürst vor seinen Zuhörern das Bild des Jüngsten Gerichts erstehen. Dort tritt der Teufel als Ankläger auf und belastet die Königin unter anderem mit der Schuld für die Folgen der von ihr erlassenen harten Gesetze, die mindestens eintausend Menschen die (abgeschlagene) Hand gekostet hätten. Damit waren die Verstümmelungsstrafen wegen Diebstahls und Raubes gemeint. Doch der Schutzengel erweist sich als tüchtiger Verteidiger, indem er die Bedeutung der Gesetze erläutert und auf die Staatslehre des Aristoteles hindeutet[18].

Im Rahmen der Kämpfe gegen König Alfons von Portugal, der unter dem unzufriedenen Hochadel Kastiliens Bundesgenossen fand, mußte Ferdinand von Aragón im Jahre 1475 das feste Schloß von Burgos belagern, wo sich der Herzog von Arévalo verschanzt hatte. Zwei erprobte Ratgeber des Königs, der Hofkaplan Juan de Ortega und der Kämmerer Alonso de Quintanilla schlugen unter den Wällen der Festung eine Neugründung der Hermandad vor. Sie sollte ein Gegengewicht bilden gegen die Willkür des Adels, indem sie den Bürgerstand, vertreten durch die Stadtgemeinden, daneben aber auch den Klerus mit seinen Besitzungen zusammenfaßte, um sie durch gemeinsam zu lösende Aufgaben an die Reformideen der Krone zu binden. Eine Polizei-Miliz von 3000 Reitern sollte die Organisation stützen und im Bedarfsfalle den Königen dienst-

---

[16] Pulgar, Claros Varones, cap. 70: „é saber la verdad de tal manera que dentro de tercero dia alcanzase el agraviado justicia"; vgl. Friedrich Wilhelm Schirrmacher, Geschichte von Spanien, 6. Bd. (Gotha 1893) S. 581.

[17] Homenaje a Isabel la Católica S. 18; Antonio Ballesteros y Beretta, Geschichte Spaniens, 3. Aufl., übers. v. Gerda v. Uslar (München u. Berlin 1943) S. 230; Schirrmacher S. 595.

[18] Clemencín S. 137. Übrigens hatte sich der Bischof versehen, da nicht die Hand, sondern der Fuß verstümmelt wurde.

bar sein. Alle Einrichtungen waren von der Hermandad durch gemeinschaftliche Beiträge zu finanzieren, so daß der königliche Haushalt keine Belastungen zu besorgen brauchte.

Wie zu erwarten war, stieß das Projekt auf den Widerstand der Granden. Sie fürchteten bei einer Eingliederung der von ihnen beherrschten Ortschaften in die Hermandad zu den anteiligen Lasten veranlagt zu werden; überhaupt war ihnen das demokratische Element eines solchen Bundes, das sie mit Bürgern, niederem Adel und Geistlichkeit auf eine Stufe stellte, verdächtig. Der Herzog von Medinasidonia drückte den Widerwillen seines Standes durch die bezeichnenden Worte aus, daß „jedwede Verbindung des gemeinen Volkes zu seinem Schaden ausschlagen würde".

Dadurch beeindruckt, wollte Ferdinand schon das Vorhaben wieder aufgeben, wahrscheinlich in der Befürchtung, weitere mächtige Vasallen zu verlieren, auf deren Hilfe er um seiner Selbstbehauptung willen dringend angewiesen war. Dem rührigen Juan de Ortega gelang es jedoch, durch Unterhandlungen mit Klerus und Ritterschaft für seine Idee zu werben, wobei er an die Einsicht der Stände appellierte, denen er vor Augen führte, daß „das Wohlergehen der Guten schließlich von der Ausrottung der Bösen abhängig sei". Dadurch stärkte er gleichzeitig die Entschlußkraft des Regentenpaares. Nun schickte der Hof sogar Agenten ins Land, die für die neue Hermandad Stimmung machen sollten. Einer dieser Agenten war der Chronist Alonso de Palencia, dessen Feder wir die wechselvollen Einzelheiten des Gründungsstadiums verdanken[19].

Im Frühjahr 1476 wurden die Cortes nach Madrigal de las Altas Torres in der Nähe von Avila einberufen. Durch die Wahl dieses Tagungsortes sollte Isabella geehrt werden, die dort geboren war. Nach vorheriger Vereinbarung zielten die Petitionen der Abgeordneten (procuradores) auf die Reform von Justiz und Verwaltung und eine neue Hermandad für das Gesamtreich hin. Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit wickelten sich die Verhandlungen ab; sie wurden am 27. April 1476 durch ein umfangreiches Ordenamiento von 42 Paragraphen auf 109 Folioseiten geschlossen[20]. Die Einleitungsformel beginnt mit dem Anruf der Dreifaltigkeit. Im weiteren Vorspruch wird auf die Verantwortung der Könige hingewiesen, die ebenso groß sei wie ihre Macht und sie ver-

---

[19] Crónica de Alonso de Palencia (1475—1477) im Anhang von Puyol y Alonso S. 142.

[20] Die Cortes hatten nur Antrags- und Beratungsrecht, keine gesetzgebende Funktion. Gesetze mußten vom König erlassen werden; vgl. Heinrich v. Brauchitsch, Geschichte des spanischen Rechts (Berlin 1852) S. 114.

pflichte, gute Justiz auszuüben. Dazu habe sie Gott zu Herrschern berufen[21].

Zunächst wiederholt das Ordenamiento die Petition der Abgeordneten in ihrem Wortlaut. Als Motiv für die späteren Anträge werden die Unsicherheit im Lande und die wachsende Zahl gemeingefährlicher Delikte genannt. Zurückgeführt werden diese bedauernswerten Verhältnisse auf den kriegerischen Einbruch des Königs von Portugal und den Verrat einiger Vasallen, deren Hilfsvölker Tag für Tag solche Verbrechen üben.

Hinter dem Text der Petition folgt das Gesetz selbst in Form einer Antwort oder Bestätigung: „Nachdem Wir die (von den Abgeordneten entworfenen) Satzungen der besagten Hermandad geprüft haben, billigen Wir sie und verordnen, daß sie in folgender Fassung Gesetzeskraft haben sollen...“ [22].

Im gesamten Reich sind Hermandades zu bilden[23], „damit, während Wir mit der Kriegführung beschäftigt sind oder unaufschiebbare Geschäfte (anderer Art) wahrzunehmen haben, das friedliche Volk auf den Straßen sicher seines Weges ziehen kann“ [24]. Alle Provinzen, Landgerichtsbezirke (merindades), Städte, Flecken und Dörfer sollen binnen 30 Tagen Hermandades formieren und ihre Abgesandten an den Sitz des zuständigen Erzbistums senden, damit sie dort den Eid auf die Hermandad leisten[25]. Jeder Ort, der bis zu 30 Hausvätern zählt, hat einen Alkalden (Richter) zu bestellen; größere Ortschaften haben deren zwei — je einen aus dem Ritter- und Bürgerstande — zu wählen. Die Kosten werden durch eine Getreidesteuer (sisa) aufgebracht.

Die Alkalden der Hermandad sind für folgende Straftaten zuständig, soweit sie in „unbewohnten Gebieten“ (yermo o despoblado) begangen worden sind, oder der Täter sich nach der in „bewohnten Gebieten“ begangenen Tat auf das flache Land geflüchtet hat: 1. Amtsmißbrauch von Steuereinnehmern, — 2. Festhalten einer Person ohne Verfügung des zuständigen Richters, — 3. Bestechung von Amtspersonen der Hermandad, — 4. Tötung oder Körperverletzung in „unbewohnten Gebie-

[21] Cortes de los antiguos reinos de León y Castilla (Madrid 1861—1903) Bd. 4 (1882) S. 1. Den Beinamen „Santa“ führte die Hermandad wegen ihrer allgemein anerkannten wirksamen und damit segensreichen Tätigkeit.

[22] ebd. S. 3.

[23] Einzahl und Mehrzahl wechseln gelegentlich ab. Als „Hermandad“ wird nicht nur der Bund als solcher bezeichnet, sondern auch die Einrichtung in jedem einzelnen Bezirk.

[24] Cortes..., Bd. 4, S. 4.

[25] Da ein großer Teil der Dörfer von den Grundherren beherrscht wurde, richtete sich die gesetzliche Auflage im wesentlichen an die Inhaber der Majorate, an die Abteien, Klöster usf. Die kleineren Orte im Umkreis einer Stadt waren vielfach von deren Magistrat abhängig.

ten", mittels offenen oder hinterhältigen Angriffes, oder in räuberischer Absicht[26], — 5. Notzucht, — 6. Raub und Diebstahl von Früchten, Geräten und anderen beweglichen Sachen in „bewohnten Gebieten", — 7. Tötung, Verletzung, Beraubung, Beleidigung und Ungehorsam gegenüber den Richtern und Bediensteten der Hermandad, insbesondere Racheakte für vollzogene Urteile.

Als Exekutivorgan sind Landreiter (cuadrilleros) zu bestimmen. Diese haben den Auftrag, die Täter in einem Umkreis von 5 Meilen zu verfolgen. An ihrem Standort und überall sonst, wo sie flüchtigen Verbrechern auf der Spur sind, sollen die Glocken geläutet werden. Greift die Verfolgung auf das Gebiet des benachbarten Gerichtssprengels der Hermandad über, dann soll die angrenzende Gemeinde ihre eigenen Landreiter zur Ablösung einsetzen und den öffentlichen Alarm übernehmen.

Unter den „unbewohnten Gebieten" oder „Einöden", von denen der Text spricht, ist das Land außerhalb der Städte und größeren Siedlungen zu verstehen, wobei Dörfer von weniger als 50 Einwohnern gleichfalls der Jurisdiktion der Hermandad unterworfen waren. Außerdem faßte die königliche Verordnung aber auch die Fürsorge für den Lebensunterhalt der Wanderer ins Auge. Die Hermandad wurde angewiesen, dafür zu sorgen, daß den Reisenden in den Ortschaften längs der Straße Unterkunft und Verpflegung gewährt würden. Wem die notwendigen Nahrungsmittel nur unter überhöhten Preisen angeboten wurden, der sollte das Recht haben, sich das Erforderliche zu nehmen und den landesüblichen Preis bei der örtlichen Kasse der Hermandad zu hinterlegen[27].

c) Von Dueñas bis Toledo (1476—1498)

Für die Santa Hermandad wurde der Inhalt des Ordenamiento in den „Cuadernos de Ordenanzas" (Gesetzbüchern) niedergelegt. Damit hatten die Stände eine Richtschnur für den Aufbau und die Befugnisse der Verbrüderung erhalten; nun blieb es ihnen überlassen, die theoretischen Ergebnisse der Cortes in die Tat umzusetzen.

Unmittelbar nach Abschluß der Beratungen von Madrigal veranlaßten die Initiatoren Juan de Ortega und Alonso de Quintanilla die Vertreter der wichtigstens Kommunen Kastiliens, sich in Dueñas (zwischen Valla-

---

[26] Man muß in diesem Zusammenhang einmal an partisanenhafte Kämpfe von Adligen gegen ihre Gegner, zum andern aber auch an das eigentliche Strauchrittertum der Landstraße denken.

[27] Cortes... Bd. 4 S. 8/9, übernommen aus den Satzungen der Hermandad von 1473; vgl. Häbler S. 48.

dolid und Palencia) zu einer Generaljunta zu versammeln. Unter den Abgeordneten von Salamanca, Segovia, Toledo, Avila, Burgos, Palencia, Medina del Campo, Simancas und Dueñas meldeten sich wieder die alten Besorgnisse um die Verwaltung der Beiträge und drohten den Zusammenschluß zu erschweren, obwohl die Könige jede Gemeinde im Falle der Säumnis mit einer Strafe von 20 000 Maravedís bedroht hatten. Dem klugen und redegewandten Quintanilla glückte es aber, durch einen Appell an das gemeinsame Interesse solche Widerstände zu überwinden und die Beteiligten zu bestimmen, zunächst für eine Frist von drei Jahren den Bund abzuschließen [28].

In der Absicht, die Gesetze von Madrigal zu ergänzen und zu erweitern, trafen sich die Deputierten noch im Juni desselben Jahres in Cigales, wozu sie von den Katholischen Königen durch Erlaß vom 15. Juni 1476, ausgefertigt in Valladolid, ausdrücklich ermächtigt waren [29].

Was dort in einem zweiten „Cuaderno de Ordenanzas" verordnet wurde, überschritt denn auch den Rahmen des bisher Beschlossenen erheblich. Neu war vor allem der Gedanke, eine Polizeitruppe aufzustellen, die man geschlossen gegen aufrührerische Adlige, insbesondere gegen den Anhang des Königs von Portugal, einsetzen konnte.

Das erste Kapitel der Verordnungen zu Cigales bestimmt demzufolge, daß die Gemeinden auf je 100 Einwohner einen Reiter und auf je 150 Einwohner einen Fußsoldaten ausrüsten sollen. Alle Ortschaften, die ihren Beitritt erklärt haben, müssen sich verpflichten, binnen zwanzig Tagen nach dem der Hermandad geleisteten Treueid dieser Rekrutierungsauflage nachzukommen. Kapitel V weist den Alkalden der Hermandad über den Zuständigkeitskatalog von Madrigal hinaus auch noch die Aburteilung der Hehler zu [30].

Die gemeinsame Streitmacht konnte erst allmählich die vorgeschriebene Stärke erreichen. Immerhin trat sie schon kurze Zeit später auf den Plan, als es galt, das feste Schloß von Las Navas bei Avila zu belagern; den Königen war dieser Adelssitz ein Dorn im Auge, weil sich der Burgherr D. Fernando de Pareja den Portugiesen angeschlossen hatte und die Umgebung durch Raubzüge beunruhigte [31].

Im Laufe der folgenden Jahre befaßten sich die Generalversammlungen damit, das Recht der Hermandad fortzubilden und die Grundlagen für Aufbau und Rechtsprechung weiter zu entwickeln. Gleichzeitig wurde

---

[28] R. Fuertes Arias, Alonso de Quintanilla (Oviedo 1909) Bd. 1 S. 133.
[29] Celestino López-Martínez, La Santa Hermandad de los Reyes Católicos (Sevilla 1921) S. 8.
[30] Fuertes Arias Bd. 1 S. 143.
[31] Valera, Crónica ... S. 90.

die Dreijahresfrist jeweils verlängert[32]. Das Interesse der Könige blieb auch fürderhin der Organisation zugewandt. Durch königliche Verordnung von Tordelaguna (1486) sorgte das Herrscherpaar dafür, daß die seither erlassenen Bestimmungen der besseren Übersicht halber zusammengefaßt und neu veröffentlicht wurden[33]. Nach jahrelangen Streitigkeiten hatten es freilich die Majoratsherren (hidalgos) und die Inhaber kirchlicher Pfründen (beneficiados) erreicht, daß sie ebenso wie die Ausländer (forasteros) von der Steuer der Hermandad befreit wurden. Offenbar waren alle Versuche gescheitert, diese Klasse von Grundbesitzern durch Verhandlungen oder — später — „Boykott" ihrer Märkte und Ablehnung von Anleihen der gemeinsamen Sache dienstbar zu machen.

Ihren ursprünglichen Charakter verlor die Santa Hermandad im Sommer des Jahres 1498. Je mehr sich die Verhältnisse im Innern des Landes gebessert hatten, und je fester die Autorität der Könige begründet war, desto stärker wuchs der Widerstand gegen die Abgaben der Hermandad. Dieser allgemeinen Abneigung fügte sich die Krone. Die Order vom 29. Juli 1498 schaffte die Steuern ab und entband alle Untertanen von ihren Pflichten gegenüber der Hermandad[34]. Alle bezahlten Stellen wurden suspendiert; nur die örtlichen Richter und die Cuadrilleros hatten auf königliche Kosten ihre Ämter im bisherigen Umfange fortzuführen. Damit löste sich die Santa Hermandad als Bund auf. Ihre Gerichtsbarkeit gliederte sich in die königliche Justiz und letzten Endes in die Niedergerichte (juzgados) ein[35]. Nach außen hin lebte aber der geachtete und gefürchtete Name der Santa Hermandad als Bezeichnung für die bekannte Kriminaljustiz mit besonderer Zuständigkeit fort; da auch die Gesetze weitergalten, schien dem Volke alles beim alten geblieben zu sein. Später sollte sich indessen zeigen, daß mit der historischen Notwendigkeit auch die innere Legitimation für eine solche Sondergerichtsbarkeit entfallen war. Die häufigen Beschwerden auf den Cortes zeugen sogar von Haß und Unbeliebtheit[36].

---

[32] López-Martínez S. 16, 17.
[33] Leyes de la hermandad... Quaderno de las leyes nuevas de la Hermandad... hechas en Tordelaguna (Burgos 1527).
[34] Die „Pragmática" v. 29. Juli 1498 wird unter Gesetz 44, Titel XIII, Buch VIII der „Nueva Recopilación" von 1567 angeführt; Martínez-Alcubilla Bd. 2.
[35] Montalvo y Jardín S. 23.
[36] Clemencín S. 141; Cortes... Bd. 4, insbes. Cortes von Toledo 1525, petición 54; Cortes von Segovia 1532, pet. 74, 75, 76; Cortes von Madrid 1534, pet. 74; Cortes von Valladolid 1537, pet. 91; ebendort von 1548, pet. 23, 24; Cortes von Madrid 1552, pet. 43, 44, 45, 46; Cortes von Valladolid 1555, pet. 95; Cortes von Madrid, pet. 14.

3. Das Recht der „Neuen Santa Hermandad"

a) Den besten Überblick über das Sonderrecht der Santa Hermandad bieten die oben erwähnten Gesetze von Tordelaguna. Sie haben zum großen Teil bis zum Jahre 1835 gegolten, was sich daraus ergibt, daß sie in die Gesetzessammlung von 1567, die sog. „Nueva Recopilación" und von dieser in die „Novísima Recopilación" von 1805 übernommen worden sind. An einschneidenden Veränderungen in späteren Zeiten sind vor allem die Bestimmungen von 1498 und die Verordnungen Karls V. über die Rechtsmittel zu verzeichnen.

Für die sachliche Zuständigkeit blieb es im großen und ganzen bei dem Katalog des Ordenamiento von Madrigal, das durch Kapitel V der „Ordenanzas de Cigales" auf Hehlereitaten erweitert wurde. Auch Anstifter, Gehilfen und Begünstiger sollten inbegriffen sein, wie Artikel II der „Leyes de Tordelaguna" ausdrücklich anordnete. Wahrscheinlich hatten Angeklagte in solchen Fällen die Zuständigkeit der Santa Hermandad bestritten [37]. Ein besonderer Strafbann schützte den Tagungsort der Generaljunta: alle während der Sitzungsdauer dort verübten Verbrechen durfte die Santa Hermandad selbst aburteilen. Man mag dabei in erster Linie an Racheakte Unzufriedener oder Verurteilter gedacht haben, an denen es nicht gefehlt haben kann, wenn man die besonderen Strafdrohungen gegen alle möglichen Angriffe auf die Justiz berücksichtigt. Ein weiteres, von den Alkalden der Santa Hermandad abzuurteilendes Delikt definierte Artikel XXI von Tordelaguna. Es verbot, beim zwangsweisen Eintreiben von Schulden Tiere zu beschlagnahmen, die für die Feldarbeit benötigt wurden, oder Bauern zu verhaften, solange sie mit Hilfe solcher Tiere das Land bestellten. Die Strafbestimmung wandte sich auch gegen Richter, Geschworene und Exekutionsbeamte der ordentlichen Justiz. Ausgenommen von diesem „Pfändungsprivileg" blieben die der Krone geschuldeten Renten und die Beiträge zur Santa Hermandad.

Bei Raub und Diebstahl kannte man Strafrahmen, die sich nach dem Wert des entwendeten Objekts richteten. Schäden unter 150 maravedís wurden mit Verbannung (destierro) und Stäupung (pena de azotes) geahndet [38]. Darüber hinaus war eine Geldbuße zu verhängen; der Ver-

---

[37] Über „Rabulistik und Unwissenheit" der Advokaten klagten u. a. die Cortes von Toledo 1480, weswegen den Advokaten auferlegt wurde, sich zu Beginn ihrer Berufslaufbahn einer Prüfung vor einem königlichen Richter zu unterziehen: Cortes ... Bd. 4 S. 109—194, insbes. §§ 2—39; Schirrmacher S. 601.

[38] Die „maravedís" (auch „maravedises" oder „maravedíes") sind kleine Kupfermünzen, die in Spanien von 1474 bis 1848 im Umlauf waren und etwa mit unseren Pfennigen verglichen werden können. In leichten Fällen ließ man es wohl gelegentlich bei den Stockschlägen bewenden; so etwa in dem Verfahren gegen den Neger Fernando Herrero, das López-Martínez S. 31 erwähnt.

urteilte hatte den doppelten Wert des gestohlenen oder geraubten Gutes an den Geschädigten und den vierfachen Betrag an die Santa Hermandad als Verfahrenskosten zu entrichten[39].

Bewegte sich der Schaden zwischen 150 und 500 maravedís, so büßte der Täter mit dem Verlust eines Ohres (Verstümmelungsstrafe) und 100 Stockschlägen. Durch Abschneiden eines Fußes wurde derjenige bestraft, der sich an Gegenständen von 500 bis 5000 maravedís vergriff. In diesem Falle sprach man eine merkwürdige Nebenstrafe aus: dem Verurteilten wurde bei Todesstrafe untersagt, jemals wieder auf einem Pferde oder Maultier zu reiten.

Noch schwerere Eigentumsdelikte waren mit dem Tode bedroht. Einem schon in den älteren Hermandades geübten Brauche entsprechend wurden die Verurteilten auf freiem Felde mit Pfeilen erschossen. Die Alkalden und Quadrilleros sollten den Verbrecher an einen Pfahl binden, wobei aber darauf zu achten war, daß dieser Pfahl nicht die Form eines Kreuzes aufwies. Unter der Herrschaft Karls V. milderten die Beschlüsse der Cortes von Segovia (1532) die grausame Vollstreckung, indem sie anordneten, daß der Delinquent vorher zu erdrosseln sei[40]. Königin Isabella sorgte dafür, daß den Verurteilten die Gnadenmittel der Kirche dargeboten wurden; sie wies die Alkalden an, für den Beistand eines Geistlichen und den Empfang der Sakramente Vorsorge zu treffen[41].

b) Für die übrigen Delikte konnten die Alkalden das Strafmaß nach freiem Ermessen bestimmen. Soweit möglich suchten sie sich dabei an das geltende allgemeine Strafrecht anzulehnen, was ihnen die Gesetze von Tordelaguna im übrigen auch anempfahlen. Hier stellten sich dem zeitgenössischen Richter jedoch vielfach ernste Hindernisse entgegen. An einem kodifizierten Strafrecht fehlte es, denn die mittelalterliche Gesetzgebung Spaniens baute sich auf verschiedenen Sammlungen auf. Es gab gotisches Recht, den sog. „Codex Eurici“, der im Jahre 694 zum „Fuero Juzgo“ erhoben wurde. Alfons X. (1252—1284) versuchte, das zeitgenössische Recht im „Fuero Real“ zu kodifizieren, um dann in den „Siete Partidas“ römisches Recht justinianischer Herkunft einzuführen, das zwar als Grundlage der gelehrten Jurisprudenz anerkannt, in der Praxis aber nur als subsidiäre Rechtsquelle betrachtet wurde. Um die nach Privilegien drängenden Städte und die Ritterschaft zu befriedigen und dadurch an die königliche Gewalt zu fesseln, verliehen die Herrscher durch „Fueros“ die Befugnis zu lokalen Sondergesetzen, bis schließlich rundweg alle be-

---

[39] Leyes de la hermandad... S. II R.
[40] López-Martínez S. 35; Cortes... Bd. 4 S. 561.
[41] Albert du Boys, Historia del Derecho Penal en España (Madrid 1878) S. 333; Clemencín S. 137.

deutenderen Gemeinwesen eigenes Stadtrecht besaßen. Für den kastilischen Adel galt der „Fuero Viejo“ [42].

So konnte es nicht ausbleiben, daß der Richter bei der Suche nach dem anzuwendenden Rechtssatze auf Widersprüche stieß, zumal man sich mit Rücksicht auf den Privilegiencharakter der Rechtsquellen davor scheute. älteres Recht ausdrücklich aufzuheben. Das Prinzip „lex posterior derogat priori“ war nicht anwendbar. Für eine und dieselbe Materie gab es unter Umständen verschiedene Gesetze, und es blieb dem Richter überlassen, diejenige Bestimmung auszuwählen, die ihm das gerechteste Ergebnis herbeizuführen schien.

Schon die verschiedenen Texte zu kennen und zu beschaffen, war nicht leicht. Über diese Nöte hatten bereits die Cortes von Valladolid (1447) und Toledo (1462) geklagt, ohne Gehör zu finden [43]. Auch dieses Problem griffen die Katholischen Könige an. Sie betrauten einen Juristen, den Doktor Alfonso Díaz de Montalvo, damit, die vorhandenen Gesetze zu prüfen und in einer Sammlung zusammenzufassen. Unter dem offiziellen Titel „Ordenanzas Reales de Castilla“ oder „Ordenamiento Real“, populär nach seinem Verfasser als „Ordenamiento de Montalvo“ bezeichnet, erfüllte das Werk wohl nicht alle Erwartungen, die man an den königlichen Auftrag geknüpft hatte. Immerhin wurde der Mangel an Übersichtlichkeit durch eine systematische Ordnung der bisher verstreuten Rechtsquellen behoben [44]. Montalvo nahm alles Recht auf, das seit dem Fuero Real und den Siete Partidas erlassen worden war. Offensichtlich überflüssige, aufgehobene und nicht mehr gebräuchliche Gesetze ließ er fort, ging dabei allerdings so vorsichtig zu Werke, daß noch genügend Zweifelsfragen für den Benutzer offenblieben.

Von den acht Büchern der Ausgabe des Montalvo war das letzte Buch dem Strafrecht gewidmet. Als unter Philipp II. eine neue Kompilation bearbeitet werden mußte, ging sein Inhalt in das achte Buch der „Nueva Recopilación“ von 1567 über, ergänzt durch die „Leyes de Toro“ von 1505, um noch später im 12. Buche der „Novísima Recopilación“ von 1805 Platz zu finden.

Soweit die Richter der Santa Hermandad Verbrechen gegen das Leben abzuurteilen hatten, fanden sie im „Ordenamiento de Montalvo“ unter Titel XIII, Gesetz 1—4 die Todesstrafe gegen Mörder angeordnet. Eine Reihe von Rechtfertigungs- und Entschuldigungsgründen entlastete den

[42] Friedr. Wilh. v. Rauchhaupt, Geschichte der spanischen Gesetzesquellen von den Anfängen bis zur Gegenwart (Heidelberg 1923) S. 1 ff., 64.
[43] Schirrmacher S. 602.
[44] Text in: Los Códigos españoles anotados y concordados (Madrid 1847) Bd. VI S. 247 ff., sowie bei Martínez-Alcubilla Bd. 2.

Täter. Aufgezählt waren: Notwehr, Ehebruch des Ermordeten mit der Ehefrau des Täters oder Beischlaf mit dessen Schwester oder Tochter, Notzucht oder Notzuchtsversuch des Getöteten, Diebstahl, wenn der Dieb zur Nachtzeit gestohlen hatte, flüchtig war, auf frischer Tat betroffen wurde oder die Beute nicht wieder herausgeben wollte. Nach Gesetz 5 des Titels XII, der sich mit den Angriffen auf die Organe der Justiz befaßt („de los que van contra la justicia“), soll derjenige mit dem Tode bestraft werden, der einen Alkalden des Lebens oder der Freiheit beraubt. Wer einen Alkalden verwundet, muß mit zehnjähriger Verbannung und Verlust des halben Vermögens rechnen.

Bei Diebstahl im Rückfall und vollendeter Notzucht sieht schon das Fuero Real die Todesstrafe vor, während der Notzuchtsversuch nur mit einer Geldstrafe von 100 Maravedís geahndet wird. Hier findet sich auch der Hinweis, daß ein Delinquent, der diese Summe nicht aufbringen könne, nach seinem Vermögen zahlen oder im Gefängnis bleiben solle, bis der Betrag erlegt sei. Jeweils die Hälfte des eingezogenen Geldes fließt alsdann der königlichen Kasse und der gekränkten Frau zu. Als Nebenstrafe konnte die Konfiszierung der Güter angeordnet werden. Die Santa Hermandad beschlagnahmte das Vermögen auch dann, wenn der Täter flüchtig war [45].

Eine weitere entehrende Strafe, die meist neben einer anderen Leibesstrafe oder Buße angeordnet wurde, bestand in einem öffentlichen Umzug durch die Stadt oder Ortschaft („pena pública“), an den Häusern der Beamten der Hermandad vorbei.

Fehlten Richtlinien in den Gesetzen der Hermandad oder in den allgemeinen Rechtssammlungen, so bestimmten die Alkalden eine der oben beschriebenen Strafarten nach ihrem Ermessen [46].

Freiheitsstrafen in Form der Kerkerhaft kannte man im XV. und XVI. Jahrhundert noch nicht. Zwar besaß die Santa Hermandad eigene Gefängnisse; sie dienten aber nur dazu, die Angeklagten während der Dauer des Prozesses oder nach dem Urteil bis zur Vollstreckung festzuhalten. Daneben mußten auch die zu einer Buße Verurteilten solange im Gefängnis verbleiben, bis die ihnen auferlegte Summe beglichen war. Im End-

---

[45] Beispiele bei López-Martínez S. 31: 1492 werden zwei Männer bei Morón de la Frontera im Streit durch Messerstiche verwundet. Die Täter entfliehen. Ihr Eigentum wird in Gegenwart des Schreibers der Santa Hermandad gegen einen Erlös von 450 Maravedís zwangsweise verkauft. — In Villalba del Alcor wollen Cuadrilleros einen Mann festnehmen, der einen Mord begangen haben soll. Sie können ihn nicht ergreifen, weil er sich in die Kirche geflüchtet hat. Dafür beschlagnahmen sie seine Habe. — Weiteres Beispiel im Archiv der Stadt Talavera, leg. 3, núm. 8 (1621) nach einem Diebstahl.

[46] du Boys S. 332.

ergebnis kam diese Sicherungshaft freilich einer Strafe gleich, wenn die Delinquenten vermögenslos waren und keine Verwandten oder Gönner zu ihrer Auslösung veranlassen konnten. Man mag auch die schlechten Verhältnisse in den damaligen Kerkern, Ungezieferplage, Dunkelheit, Feuchtigkeit und fehlende hygienische Einrichtungen bedenken, um die bedrückende Wirkung eines solchen unfreiwilligen Aufenthalts zu ermessen, der mit unserer modernen „Einschließung" noch wenig gemein hatte.

Durch Urteil befohlene Verstümmelungen wurden in einem Hospital ausgeheilt, wenn der Verurteilte nicht selbst die Heilungskosten aufwenden konnte. So berichtet das Protokoll eines Verfahrens vor dem Alkalden von Sevilla, daß der im Jahre 1493 wegen Diebstahl eines Fohlens angeklagte Bartolomé Alcántara zur Verstümmelung des linken Fußes verurteilt und anschließend an die barmherzigen Brüder des „Hospital de la Misericordia" überwiesen worden sei [47].

Unter Kaiser Karl V. wurden die Leibesstrafen grundsätzlich in Galeerenstrafen verwandelt, mit Ausnahme der schweren Fälle, die mit Rücksicht auf die Allgemeinheit oder den Schaden der Betroffenen strengere Sühne verdienten [48]. Diebe, die bisher nach den Gesetzen der Königreiche gestäupt worden waren, sollten nach der Pragmática desselben Herrschers vom 25. November 1552, an den Pranger gestellt („... que los traigan a la verguenza") und für vier Jahre auf die Galeeren geschickt werden, sofern sie das 20. Lebensjahr vollendet und zum ersten Male straffällig geworden waren. Im Wiederholungsfalle drohten 100 Stockschläge (azotes) und lebenslange Galeere [49].

c) Ansätze zu einem „allgemeinen Teil" des Strafrechts sind zu erkennen [50].

Die Strafdrohungen gegen Anstifter und Hehler hat der Leser bereits bei der Schilderung der Junta von Cigales und der Gesetze von Tordelaguna kennengelernt. Insofern knüpfte der Gesetzgeber gleichfalls an die Partidas an, die in Gesetz 12, Titel VII, Partida VII und Gesetz 3, Titel XXVII desselben Buches den „inductor" und den „encubridor" wie

---

[47] López-Martínez S. 31.

[48] Pragmática Carlos I° vom 31. Januar 1530, Nueva Recopilación, Buch VIII, Titel XXIV, Gesetz 4.

[49] Nueva Recopilación, Gesetz 7, Titel XI, Buch VIII — Novísima Recopilación, Gesetz 1, Titel XIV („De los hurtos y ladrones"), Buch XII.

[50] Beispiele für Vorsatz und Fahrlässigkeit, Versuch und Vollendung: Juan Beneyto Pérez, Instituciones de Derecho Histórico Español (Barcelona 1931) Bd. III S. 203 u. S. 205 Anm. 61.

den Haupttäter behandelt wissen wollten. Dasselbe verlangte auch der Fuero Real in Gesetz 1, Titel XXII, Buch IV bei Diebstahl[51].

Handeln auf Befehl eines Dienstherrn entband dagegen den Täter von der eigenen Verantwortlichkeit, entsprechend Gesetz 10, Titel IV, Buch IV des Fuero Real: „Wer auf Weisung seines Herrn, sei dieser ein Edelmann (fijodalgo) oder nicht, Schaden anrichtet, Gewalttat übt oder eine sonstige unrechte Handlung begeht, soll keinerlei Strafe leiden, sondern die Strafe soll den Herrn treffen, der sie angeordnet hat; denn jener, der auf Befehl seines Herrn gehandelt hat, ist nicht schuldig geworden, weil er nur gehorcht hat, wo er zu Gehorsam verpflichtet war, — es sei denn, daß die Tat sich gegen den König oder seine Herrschaft gerichtet hätte.“

Irre, Rasende und Gedächtnisschwache blieben straffrei (Gesetz 11, Titel I, Partida VII). Doch konnten unter Umständen die Verwandten wegen „Verletzung der Aufsichtspflicht“ haftbar gemacht werden.

Minderjährige unter zehn Jahren waren strafunfähig. Gegenüber Jugendlichen zwischen zehn und siebzehn (später zwanzig) Jahren pflegte man die Strafe zu mildern[52]. Trunkenheit setzte die Strafe herab oder ließ sie vollständig entfallen.

Endlich boten die mehrfach zitierten Partidas dem Richter einen brauchbaren Anhalt für die Strafzumessung, indem sie eine Reihe von Gesichtspunkten anführten, die für die Höhe der Strafe maßgebend sein sollten: Person des Verletzten (Delikte gegen den Dienstherrn, Vater oder Freund wogen schwerer!), Gedanke der Generalprävention bei Häufigkeit des betreffenden Delikts, Tatort (Kirchen, Königshof, Gerichtsort, Haus von Freunden stärker geschützt!), Tatzeit (Schutz der Nacht!), Tatausführung, Höhe des Schadens[53].

Bei Geldbußen war darauf zu achten, daß die Armen zu niedrigeren Leistungen verpflichtet wurden als die Reichen.

4. Organe und Verfahren

a) Die Alkalden

Wo so viele Richterstellen innerhalb kurzer Zeit zu besetzen waren, konnte es kaum ausbleiben, daß sich Mängel offenbarten, die in erster Linie die Persönlichkeit der Alkalden betrafen. Für viele von ihnen mag gelten, was Sebastián de Covarrubias in seinem „Tesoro de la Lengua

---

[51] „Mandamos que aquellos que fueren consejeros en algún punto o lo tomaran a sabiendas o lo encubrieren, hagan tal para como aquellos que facen el furto.“

[52] Beneyto Pérez S. 208 Anm. 75.

[53] ebd. S. 209.

Castellana o Española" unter dem Stichwort „Alcalde" schreibt[54]: „Es gibt viele Unterschiede unter den Alkalden... Die rangniedrigsten sind die Dorfrichter, die angesichts ihrer bäuerlichen Herkunft einfältige Entscheidungen zu treffen pflegen, woher die ‚alcaldadas' (d. s. unüberlegte Streiche eines Alkalden) ihren Namen herleiten."

Als Zeichen ihrer Würde und der königlichen Autorität führten die Alkalden grüne Amtsstäbe („varas"). Sie waren verpflichtet, der Vollstreckung des Urteils beizuwohnen. In den Gründungsjahren der Santa Hermandad wurden sie nur auf ein „semestre" (1/2 Jahr) gewählt; später erweiterten die Gesetze von Tordelaguna die Amtszeit allgemein auf ein ganzes Jahr. Längere Amtsperioden wollte man wohl deswegen nicht zulassen, weil die Gefahr der Bestechung drohte. Wer zum Alkalden berufen worden war, durfte nicht ablehnen, ohne eine Strafe zu gewärtigen.

Rechtsbeugung oder sonstige Pflichtverletzung zog Schadensersatz gegenüber dem geschädigten Prozeßbeteiligten und unter Umständen — bei Bestechung stets — Amtsverlust nach sich. Außerdem konnte der betreffende Richter Leibesstrafe oder Geldbuße verwirken. Nach Artikel XIV der Gesetze von Tordelaguna war für solche Verfahren ein besonderes Straf- und Disziplinargericht zuständig. Mit dem Vorsitz war der vom König ernannte oberste Provinzrichter (Juez ejecutor, seit 1478 „Provincial") betraut; als Beisitzer fungierten zwei Alkalden der Santa Hermandad aus derselben Gemarkung.

Der Alkalde durfte auch keinerlei Geschenk annehmen, ohne sich den wegen Bestechung drohenden Strafen auszusetzen. Vielmehr sollten alle Beamten der Santa Hermandad mit ihren Einkünften zufrieden sein, wie Artikel XV von Tordelaguna ausdrücklich betont.

Die „Dienstaufsicht" lag gleichfalls dem Provinzrichter ob. Auf regelmäßigen Reisen hatte er darauf zu achten, ob Alkalden und Cuadrilleros ihre Aufgaben erfüllten, welche Urteile gefällt, und ob diese Urteile auch vollstreckt waren.

Um sich gegenüber ihren Untergebenen, den Cuadrilleros, durchzusetzen, konnten die Alkalden Strafen wegen Ungehorsams verhängen. Dieselbe Strafgewalt stand ihnen gegen jeden Einwohner zu, der sich weigerte, einer richterlichen Anordnung zu gehorchen. In erster Linie wird an die allgemeine Hilfspflicht zur Verfolgung von Verbrechern nach entspechendem Alarm zu denken sein[55]. Wenn die Alkalden versagten, griff die Junta ein.

---

[54] Ed. prep. por Martin de Riquer (Barcelona 1943) S. 72

[55] Ordenamiento de Madrigal, Cortes... Bd. 4 S. 9.

Bei Ablauf der Amtszeit mußten die Alkalden Rechnung legen. Diese Pflicht wurde ihnen mehrmals durch königliche Erlasse eingeschärft, nachdem sich die Abgeordneten der Cortes über mangelhafte Amtsführung und undurchsichtige Abrechnung beschwert hatten[56].

Gerichtsschreiber unterstützten die Alkalden. Da die Vorschriften über die kurze Dauer der Amtszeit für sie nicht galten, werden sie den häufig wechselnden Richtern gelegentlich — über ihre eigentliche Funktion hinaus — Berater während des Prozesses gewesen sein. López-Martínez[57] berichtet von einem Verfahren aus dem Jahre 1493. Ein Schreiber der Santa Hermandad war der Bestechung angeklagt, weil er sich von dem Vater eines verhafteten Delinquenten nicht nur zwei Rebhühner und zwei Hühner versprechen lassen, sondern auch noch obendrein für den glücklichen Ausgang der Sache sechs Fuhren Grünfutter gefordert hatte. Tatsächlich war der Erfolg nicht ausgeblieben. Der habgierige Sekretär gab sich aber noch nicht zufrieden; er verlangte weitere fünf Silberrealen, an deren Stelle der Vater des Häftlings ihm einen goldenen Ring aushändigte. „Schmiergelder brechen Felsen" (dádivas quebrantan peñas) hieß es in einem anderen Prozeß gegen untere Beamte der Hermandad.

b) Die Landreiter

Die berittenen Ermittlungs- und Vollziehungsbeamten („cuadrilleros", altertümlicher „quadrilleros")[58] durchstreiften in einzelnen Kommandos das Land, kenntlich an der grünen Kleidung, dem Amtsstab und der Armbrust oder Flinte[59]. Ihre Aufträge erhielten sie vom Alkalden, dem sie zugeteilt waren. Mindestens seit der 2. Hälfte des XVI. Jahrhunderts

---

[56] ebd. S. 561 (petición 75 der Cortes von Segovia).

[57] S. 32.

[58] Über die Herkunft des Wortes sind die Meinungen geteilt. Nach Covarrubias (Tesoro ... S. 890) stammt die Bezeichnung von „quadrilla" (jetzige Schreibung „cuadrilla"), d. h. Rotte von vier Mann. Andere suchen den Ursprung in „cuadrillo", dem vierkantigen Wurfpfeil: Francisco Rodríguez Marín, Don Quijote (Madrid 1947—48) Bd. I S. 438 Anm. 3. López-Martínez S. 97 verweist auf eine besondere Bedeutung des Wortes „cuadrilla" gegen Ende des XV. Jahrhunderts, als man eine Gemarkung mit wenigen Häusern und beschränkter Einwohnerzahl mit diesem Ausdruck bezeichnete, so daß der „cuadrillero" ein „Wächter über einen bestimmt umgrenzten ländlichen Bezirk" wäre. Wenn Cervantes seinen Don Quijote im 45. Kapitel des 1. Buches die Landreiter beschimpfen läßt als „ladrones en cuadrilla que no cuadrilleros", so gibt dieses Wortspiel für die Etymologie nichts her.

[59] Die Landreiter trugen den kurzen Amtsstab (media vara, varilla). Daß ihnen die Armbrust als Waffe diente, ist Cervantes' „Persiles y Sigismundo", Buch III, Kap. V. zu entnehmen. Das alte Tor der „Posada de la Hermandad" in Toledo zeigt in den Reliefplastiken der Häscher diese Ausrüstung ebenfalls an. Im „Don Quijote" tragen die Landreiter Flinten oder Büchsen.

fertigten die Alkalden schriftliche Haftbefehle aus, die den Beschuldigten namentlich bezeichneten, einen bestimmten Schuldvorwurf anführten und mit richterlichem Namenszug versehen wurden. Der Kommentator des „Don Quijote", Francisco Rodríguez Marín, besitzt einen solchen Haftbefehl aus dem Jahre 1553 unter seinen Manuskripten[60].

Wie Cervantes im 45. Kapitel des 1. Buches plastisch beschreibt, pflegten die Landreiter, nachdem sie die Identität des zu Verhaftenden geprüft hatten, den Haftbefehl vorzulesen und den Häftling als Zeichen der Festnahme am Kragen zu packen.

In der zeitgenössischen Literatur dient der plötzlich auftauchende Landreiter gelegentlich als Symbol des tödlichen Schreckens, wie etwa in dem „Zwölffachen Triumph der zwölf Apostel" („Los doze triumphos de los doze apostoles") des D. Juan de Padilla el Cartujano. Der Autor vergleicht die Reaktion auf ein heftiges Angstgefühl mit den Empfindungen eines Diebes, der flüchtend ein dorniges Gebüsch zu durchbrechen sucht, weil er den grünen Amtsstab und damit den grausamen Tod auftauchen sieht[61].

Bittere Kritik an den Dienern dieser Justiz übt Mateo Alemán in seinem Schelmenroman „Guzmán de Alfarache": „... die heiligen Landreiter — das heißt, diejenigen der Santa Hermandad — sind frevelhaftes und gewissenloses Volk. Sie würden leichthin etwas beschwören, was du niemals getan hast und was sie niemals gesehen haben... Überhaupt muß man sie zur Klasse der Schweinehirten, Schergen und Halsabschneider zählen und sie folglich als Diebeshelfer oder wenig höher einstufen, die vor aller Augen im Staate ihr Schäfchen ins Trockene bringen"[62].

c) Der Prozeß

Das Verfahren wurde entweder auf Klage des Geschädigten (recibida la querella de la parte) oder „von Amts wegen" (procediendo de su oficio con qualquier información) durch Strafanzeige der Landreiter oder auf Anordnung eines Alkalden eingeleitet[63]. Nach dem Ordenamiento de

---

[60] Rodríguez Marín Bd. III S. 307 Anm. 1. Beispiele für einen Haftbefehl jener Zeit, der zwar von der „Santa Hermandad Vieja de Toledo" erlassen wurde, in Form und Wortlaut aber wohl das damals allgemein Übliche widerspiegelt, im Archivo Histórico Nacional, Madrid, Sección „Diversos", Toledo, leg. 51 Nr. 10 und 11, 1586.

[61] Rodríguez-Marín Bd. I S. 439 Anm. 1.

[62] Aventuras y vida de Guzmán de Alfarache, 1ª parte, 1ª edición (Lisboa 1599) Buch I, Kap. VII. (Biblioteca de autores españoles, Bd. III, Madrid 1848).

[63] Artikel V der Gesetze von Tordelaguna.

Madrigal war ohne weitere Förmlichkeiten das Urteil zu fällen[64]. Sofern der Angeklagte ein Geständnis ablegte, erübrigte sich jeder andere Beweis[65]. Anderenfalls mußten Zeugen gehört werden[66]. Jedermann war verpflichtet, als Zeuge auszusagen. Wer sich weigerte, konnte einhundert Stockschläge gewärtigen. Adlige unterlagen solcher entehrenden Züchtigung nicht; dafür war es aber zulässig, ihnen die Zeugnisfähigkeit abzuerkennen[67]. Minderjährige und Verwandte des Beschuldigten durften nur gehört werden, wenn keine anderen Zeugen bereitstanden. Vor seiner Vernehmung hatte der Zeuge zu beschwören, daß seine Aussage der Wahrheit entspräche. Für falsches Zeugnis und falsche Anschuldigung sah das damalige Recht Stäupung, Schadenersatz und Haarausreißen vor. Hochstehenden und reichen Personen traute man größere Wahrheitsliebe und damit auch gewissenhaftere Bekundungen zu als niedrigen und armen[68]. Nachdem Spanien den italienischen Inquisitionsprozeß übernommen hatte, galt das Geständnis (confesión) als „regina probationum" und mußte notfalls durch Tortur erzwungen werden. Ehe die Folter angeordnet wurde, war freilich die Schuld durch Zeugen oder andere Beweismittel mit hinreichender Gewißheit festzustellen. Auf Geständnis und Folter brauchte man nicht zurückzugreifen, wenn der Täter auf frischer Tat (en flagrante) ertappt worden war. Als Don Quijote (Buch I, Kap. XXII) den Galeerensklaven begegnet und den ersten in der Kette der gebundenen Gefangenen nach seinem Schicksal fragt, erwidert ihm dieser, die Justiz habe ihn beim Diebstahl eines Wäschekorbes getroffen, so daß kein Grund zur Folter vorgelegen habe, und der Prozeß bald zu Ende geführt worden sei. Aus dem Gespräch mit dem nächsten Sträfling lernen wir den inquisitorischen Strafprozeß aus der Sicht des „unheiligen Volkes" kennen. Der Verurteilte hat „in der Not gesungen", d. h. auf der Folter den Viehdiebstahl eingestanden, weswegen er von seinen hartgesottenen Kumpanen verhöhnt wird.

---

[64] Cortes ... Bd. 4 S. 9: „... sabida la verdad simpliciter e de plano sin estrepitu e figura de juyzio lo condenen."

[65] Fuero Juzgo, Gesetz 23, Titel I, Buch II; noch im „Ordenamiento de Alcalá" von 1348 als geltendes Recht anerkannt, in den „Leyes de Toro" von 1505, der „Nueva Recopilación" und der „Novísima Recopilación" enthalten.

[66] Über Zeugenbeweis: Fuero Juzgo, Titel IV, Buch II; Partidas Alfons X., Titel XVI, Partida III (Los códigos antiguos de España Band II S. 412—418); vgl. auch Nueva Recopilación Gesetz 2, Titel X, Buch XI; Gesetz 9, Titel XI, Buch XI.

[67] Eine derartige Entscheidung blieb aber wohl dem Sondergericht für Adlige vorbehalten, das beim königlichen Landgericht (Audiencia) errichtet und mit „alcaldes de hijosdalgo" besetzt war.

[68] v. Rauchhaupt S. 40; Beneyto Pérez Bd. III S. 293, 294.

Bei geringerem Tatverdacht ließ man dem Angeschuldigten eine Reihe formulierter Fragen vorlegen, auf die er den „Reinigungseid" ableisten konnte („juramento de purgación"). Ähnlich wie im deutschen Strafprozeß derselben Zeit mag aber der Angehörige höherer Stände leichter zum Eid zugelassen worden sein als der Mann aus den unteren Schichten. Auch für diesen Prozeßabschnitt liefert der „Don Quijote" ein hübsches Beispiel; diesmal im 45. Kapitel des 2. Buches, wo der Pseudo-Statthalter Sancho Panza auf der „Insul" eine Probe seiner richterlichen Fähigkeiten liefern soll. Gegenüber der Klage, die eine Dirne gegen einen reichen Viehzüchter wegen Vergewaltigung erhebt, beruft sich dieser auf seinen Eid („...para el juramento que hago o pienso hacer..."), den er dann freilich nicht mehr zu schwören braucht, weil die Frau offenbar unglaubwürdig erscheint. Die Notzucht blieb überhaupt straflos, wenn sie an einer öffentlichen Dirne (mundaria pública) verübt wurde [69], weil die Prostituierte von vornherein verdächtig war, eine Gewalttat vorzutäuschen, um die Geldbuße einzuheimsen. Vor dem Richter der Santa Hermandad von Sevilla wurde im Jahre 1492 gegen einen Einwohner von Zahara wegen Nötigung zur Unzucht verhandelt. Die angegriffene Frau war verheiratet; sechs Zeugen bestätigten jedoch, daß die angeblich Entehrte „die Weideplätze durchstreifte, um Geld zu verdienen", worauf der angeklagte Dorfbewohner freigesprochen wurde [70].

Wenn der Alkalde bei Zwischenentscheidungen (Anordnung von Folter oder Reinigungseid) oder beim Urteil sich über Rechts- oder Verfahrensfragen nicht schlüssig werden konnte, erlaubten ihm die Gesetze von Tordelaguna (Artikel V), den sachverständigen Rat eines in der Provinz bekannten gelehrten Juristen oder das Gutachten des Provinzrichters (juez ejecutor) einzuholen. Die Wissenschaftler hatten für ihre Arbeit eine Entschädigung zu beanspruchen.

Alle Angeklagten waren zu Beginn des Verfahrens festzunehmen, aber sogleich zu entlassen, wenn sich ihre Unschuld herausstellte, oder keine Schuld nachzuweisen war [71].

Gegen Abwesende durfte die Santa Hermandad verhandeln, sofern der unauffindbare Angeklagte durch dreimaligen öffentlichen Aufruf (pregón) innerhalb einer Frist von neun Tagen geladen worden war. Dem in Abwesenheit Verurteilten blieb aber der Weg einer „restitutio in integrum" offen. Das Urteil konnte wieder aufgehoben werden, wenn der Verurteilte sich freiwillig im Gefängnis der Hermandad meldete, die

---

[69] López-Martínez S. 30.
[70] ebd. S. 31.
[71] Leyes de la hermandad... S. IV Art. V: „...a los que hallaren sin culpa e innocentes... o contra quien no fuere provada culpa alguna..."

Kosten für den neuaufzurollenden Prozeß beglich und seine Unschuld nachwies[72].

Für eine Art „Haftprüfung“ setzten sich die Cortes von Toledo im Jahre 1525 ein. Die Abgeordneten hatten wohl begründeten Anlaß, ungerechtfertigte Verhaftungen und Verzögerungen der laufenden Prozesse zu beanstanden. Nun sollten in Zukunft je zwei Mitglieder des Magistrats (regidores) an jedem Sonnabend der Woche das Gefängnis aufsuchen, jeden Gefangenen nach der Ursache seiner Haft befragen und am kommenden Montag dem Rat der Stadt Bericht erstatten[73].

Das Verhältnis zwischen Santa Hermandad und ordentlichen Gerichten behandelten Artikel VII, VIII und IX der Gesetze von Tordelaguna. Danach durften die ordentlichen Gerichte auf Antrag des Geschädigten oder von Amts wegen in „casos de hermandad“ tätig werden, wenn sie den Täter verhaftet hatten. Die Santa Hermandad konnte ein anhängiges Verfahren an das ordentliche Gericht verweisen, falls sich im Laufe des Prozesses herausstellte, daß kein „caso de hermandad“ vorlag.

Besonders am Rande der Städte scheint die Kompetenzfrage öfter aufgetaucht zu sein. Über zwei Fälle in den letzten beiden Dezennien des XV. Jahrhunderts berichten die Akten des städtischen Archivs von Sevilla. Der schwarze Diener des Alonso de Alanís pflückte Trauben auf dem Felde seines Herrn nahe der Stadt; manchmal füllte er seinen Korb aber auch mit Beeren aus dem benachbarten Weinberge des Alfonso de Costa. Dessen Frau überraschte den Neger und zeigte ihn bei der Santa Hermandad an, die ihn ins Gefängnis steckte. In einem Gesuch an das „cabildo municipal“ vom 18. Januar 1488 forderte Alonso de Alanís, daß die ordentliche Justiz die Sache behandeln solle. Dieser Antrag wurde indessen abgelehnt mit der Begründung, daß die Tat auf freiem Felde begangen worden sei. Später verurteilten die Alkalden den Diener zu 96 Realen Geldstrafe trotz der Vorhaltungen des Alanís, daß sein Neger aus Unwissenheit und ohne böse Absicht gehandelt habe.

Ein andermal wurden Kleidungsstücke in Häusern außerhalb der Stadt Sevilla gestohlen. Der „alguacil mayor“ (Polizeikommissar) verhaftete den Dieb in unmittelbarer Nähe der „Puerta de Carmona“ und führte ihn der Santa Hermandad vor. Die Richter der „Real Audiencia“ (könig-

[72] Ordenamiento de Madrigal, Cortes ... Bd. 4 S. 9; Beispiel eines Verfahrens der „Santa Hermandad Vieja“ gegen einen Abwesenden im Archivo Histórico Nacional (Arch. H. N.), Sección Diversos, Ciudad Real, leg. 3, Nr. 9: „Nos, los Alcaldes de la santa Hermandad Vieja de la ciudad Real, por el Rey nuestro señor en todos sus Reynos y señorios citamos a vos ... para que Dentro de nuebe días primeros siguientes venga y se presente en la casa y Carcel Real que la dicha santa Hermd tiene En esta ciudad ...“

[73] § 96 des Ordenamiento de Toledo, Cortes ... Bd. 4 S. 178.

licher Gerichtshof) verlangten aber, daß der Täter von ihnen abgeurteilt würde, weil das Delikt innerhalb ihres Gerichtsbezirkes verübt wäre. Damit erklärte sich der Alkalde der Santa Hermandad, Alonso de Salinas, einverstanden; Tatort sei ein Vorstadtviertel (arrabal) von Sevilla, dessen Einwohner städtische Abgaben zahlen und den königlichen Verordnungen (reales cédulas) für Sevilla nachkommen müßten, so daß man nicht von einer „Tat auf freiem Felde" (despoblado) sprechen könne. Daß der Beschuldigte an einem Stadttor festgenommen worden sei, beweise überdies seine Absicht, sich in die Mauern der Stadt zu flüchten[74].

Prozesse und Urteile verzögerten sich häufig durch Verschleppungsmanöver der Angeklagten. Man schickte Rechtsbeistände (procuradores) und andere Personen vor, die ihre Mandanten als unabkömmlich entschuldigen oder die Zuständigkeit der Santa Hermandad bestreiten sollten. Gelegentlich wandte man sich auch an den königlichen Hof oder die königlichen Obergerichte in der Hoffnung, diese Instanzen zur Intervention bewegen zu können, um die gefürchtete Gerichtsbarkeit auszuschalten. Deswegen wurden die Alkalden durch Artikel VI der Gesetze von Tordelaguna nachdrücklich angewiesen, ihre Kompetenzen nicht auf solche Weise beschneiden und damit die Wirksamkeit ihrer Justiz gefährden zu lassen. Die Alkalden sollten keine Beistände oder sonstige Vertreter anstelle des Angeklagten anhören, es sei denn, daß dieser verhaftet war oder gleichzeitig in eigener Person erschien.

Von den geistlichen Gerichten ist in diesem Zusammenhang nicht ausdrücklich die Rede. Man möchte aber annehmen, daß solche Bestimmungen den Alkalden auch den Rücken gegenüber der kirchlichen Gerichtsbarkeit gestärkt haben, — sofern nicht ohne weiteres ersichtlich war, daß dieser der Vorrang gebührte. Unbestritten galt für alle Kleriker das „privilegium fori", Alfons X. hatte schon in den Partidas (Gesetz II, Titel VIII, Partida I) von allen Statthaltern und Richtern den schuldigen Respekt vor diesem Privileg gefordert. Bei entgegenstehenden Urteilen konnten die erkennenden Richter exkommuniziert werden[75]. Nun berief sich damals mancher auf seine Zugehörigkeit zum geistlichen Stande, ohne sich durch Amt und Tracht unzweideutig auszuweisen. Wiederholt hatten die Könige schon gerügt, daß geistliche Personen — besonders in der Dunkelheit — in weltlicher Kleidung einhergingen, und ihre Ermahnung und Bestrafung angeordnet. Eltern ließen ihren Söhnen die Tonsur schneiden, ohne daß der Heranwachsende wirklich in den Dienst der Kirche eintrat. Aus dem Leben des Ignatius von Loyola wird be-

---

[74] López-Martínez S. 31.
[75] v. Brauchitsch S. 91.

richtet, daß es dem lebenslustigen Junker — lange Zeit vor seiner Bekehrung — unter denselben Umständen gelang, an das bischöfliche Gericht abgeschoben zu werden, das ihn wegen eines Jugendstreiches nur mit einer milden Buße bedachte.

d) Rechtsmittel

Solange die Santa Hermandad selbständig war — also bis zum Jahre 1498 — umfaßte ihre Gerichtsbarkeit auch die zweite Instanz für die ihr zugewiesenen Strafsachen. Gegen Entscheidungen vor und während des Prozesses konnte der Beschuldigte sich beschweren (reclamar, querellarse); in erster Linie wird an Verhaftung, Ablehnung von Zuständigkeitsrügen, Zwischenentscheidungen über Zeugenvernehmung, peinliche Befragung, Tortur u. a. zu denken sein.

Urteile waren mit der Berufung (apelación) anzufechten. Im zweiten Rechtszuge entschied — je nach Wahl — der „Consejo de la Hermandad" oder die „Junta general". Die letztere Institution, eine Generalversammlung der Abgeordneten sämtlicher beteiligter Gemeinden und Herrschaften, tagte in der Regel nur einmal im Jahre, war also nicht immer erreichbar[76]. Demgegenüber bildete der „Consejo" eine Art Exekutivausschuß, dem die laufende Verwaltung oblag, und der auch dank seiner Besetzung einen Gerichtshof höherer Ordnung formieren konnte. Ihm gehörten die vertrautesten Ratgeber der Katholischen Könige an: der Großkaplan D. Alonso de Burgos, Bischof von Palencia, der Generalvikar von Villafranca und Hofkaplan D. Juan de Ortega, der Kämmerer D. Alonso de Quintanilla und der Lizentiat D. Gonzalo Sánchez de Illescas[77]. Dazu traten zwei weitere gelehrte Mitglieder (letrados); sie hatten die Aufgabe, die Prozesse „in die rechte Form zu bringen" und Relationen anzufertigen, sind also dem „Berichterstatter" eines modernen Kollegialgerichts zu vergleichen. Welcher von beiden Beisitzern eine anfallende Sache zu bearbeiten hatte, richtete sich nach der geographischen Lage des erstinstanzlichen Gerichtes.

---

[76] Art. XXXIII der Gesetze von Tordelaguna.

[77] Über Ortega vgl. Valera, Crónica Kap. XXIV S. 100: „Er war der Allererste, der mit größter Mühe und Sorgfalt die allgemeine Hermandad in diesen Reichen gefördert hat, wodurch Gott dem Herrn, unserem Königspaar und dem Gemeinwohl ein bedeutender Dienst erwiesen wurde, der vor aller Augen offenbar ist" (Übers. d. Verfassers). Das schöne Renaissancegrabmal des späteren Bischofs von Almería kann der Besucher vor Burgos heute noch in der kleinen Konventkirche Sta. Dorotea betrachten. — Dem Alonso de Burgos wurde später der Titel eines „Obersten Richters" (Juez Mayor de las Hermandades del Reino) verliehen. Das Archivo Municipal Toledo (Arch. Toledo) enthält unter caj. 2, leg. 1, núm. 7 ein von ihm verfaßtes Requisitionsschreiben, in dem die Stadt Toledo aufgefordert wird, die schuldigen Beiträge zur Hermandad zu leisten.

Die Berufung war nur zulässig, wenn der Verurteilte sich binnen zehn Tagen nach Verkündung des anzufechtenden Urteils in das Gefängnis des „judex a quo“ oder den Kerker der Rechtsmittelinstanz aufnehmen ließ, falls er nicht ohnehin in Haft geblieben war[78].

Stimmten die Urteile beider Instanzen überein, so war kein weiteres Rechtsmittel möglich. Sonst konnte das Verfahren durch Revision (suplicación) dem König unterbreitet werden, der durch besonders bestellte Richter oder eine Kommission entschied.

Seit 1498 urteilten nicht mehr die bisherigen — durch die Reform suspendierten — Instanzen, sondern die „alcaldes de casa y corte“ („Haus- und Hofrichter“) bei den königlichen „Chancillerías“ (Kammergerichten, Obertribunalen) in Valladolid und Granada über die Appellationen. Unter den Katholischen Königen sollte es nach den Ordenanzas von Medina del Campo an jedem dieser beiden Gerichtshöfe drei rechtsgelehrte Alkalden für Strafsachen geben; sie blieben jeweils ein Jahr im Amt[79].

Auf den Cortes, die im Jahre 1525 zu Toledo abgehalten wurden, führte man Klage darüber, daß Viele und insbesondere die Armen auf eine Berufung verzichteten, weil sie die Kosten für das Verfahren vor den „Alcaldes de casa y corte“ scheuten. Der König bestimmte deshalb, daß Sachen mit einem Werte bis zu 6000 maravedís in zweiter Instanz an den Corregidor (königlichen Amts- und Gerichtsvogt einer Stadt) oder an den Oberrichter der Provinz (adelantado mayor, merino mayor) gehen sollten[80].

---

[78] Artikel VI der Gesetze von Tordelaguna handelt nur von den Formalien, die der beschwerdeführende Angeklagte zu beachten hat, läßt dagegen nicht erkennen, ob auch dem Geschädigten das Rechtsmittel zustand. Ich möchte das vermuten. Die Archive von Simancas und Valladolid, von denen möglicherweise Aufschluß zu erwarten ist, habe ich leider noch nicht auswerten können. Im Arch. H. N. (Sección „Diversos“, Toledo, leg. 51, Nr. 11) fand ich eine Prozeßakte der „Santa Hermandad Vieja“ von Toledo aus dem Jahre 1586 mit der Berufung des Anwalts einer vergewaltigten Frau, der die Chancillería zu Valladolid entsprach. — In vielen Punkten stimmen die Prozeßordnungen und Gepflogenheiten der „Neuen Santa Hermandad“ mit denen der „Alten Santa Hermandad von Toledo, Talavera und Ciudad Real“ überein. Einen Staatsanwalt (fiscal) als „Vertreter des öffentlichen Interesses“ kannte man schon damals, aber nur an den königlichen Obergerichten, den Chancillerías und Audiencias.

[79] Font, Diccionario de Historia de España (Madrid 1952), Bd. II S. 154; Román Riaza, Manual de Historia del Derecho Español (Madrid 1934) S. 582; Salvador Minguijón Adrián, Historia del Derecho Español (3. Aufl., Barcelona 1943) S. 213.

[80] Cortes ... Bd. 4 S. 435.

c) Gnadenrecht

Dem König blieb es vorbehalten, einen Täter straffrei zu lassen. Daß große Herren „Gnadenbriefe“ (cartas de perdón) ausstellten, um durch die Macht ihres Ansehens Vasallen oder Günstlinge zu schützen und die Justiz am Eingreifen zu hindern, hatte schon Enrique IV. in einem Erlaß vom Jahre 1462 als Mißbrauch bezeichnet [81].

Seinen Willen gab der König durch „perdones generales“ oder „perdones speciales“ kund. Der „Generalpardon“ bedeutete einmal so viel wie unsere heutige Amnestie, konnte aber auch eine einzelne Person von Strafverfolgung wegen verschiedener (vielleicht im einzelnen noch nicht bekannter) Delikte befreien. Hochverrat und Tötungshandlungen waren im allgemeinen ausgeschlossen und bedurften eines zusätzlichen Gnadenaktes [82].

Alle Gnadenerweise mußten urkundlich — mit königlichem Brief und Siegel ausgefertigt sein [83].

Bis zur Eroberung des Königreichs Granada, des letzten Stützpunktes maurischer Herrschaft in Spanien, der im Jahre 1492 fiel, bemühten sich viele Verbrecher, in den andalusischen Grenzorten und Grenzfestungen Dienst zu tun. Ihnen winkten dann nämlich die von den Königen für solche besonderen Dienste versprochenen Gnadenbriefe mit „Generalpardon“. Wie Artikel XI der Gesetze von Tordelaguna vorsah, sollten solche Privilegien indessen vor der Santa Hermandad nicht gelten, es sei denn, daß der König ausdrücklich eine der Santa Hermandad unterliegende Straftat begnadigt hatte. Augenscheinlich wollte man verhindern, daß die neugeschaffene Justiz durch solche „Flucht an die Front“ beeinträchtigt würde.

II. Die „Alte Santa Hermandad von Toledo, Talavera und Ciudad Real“

a) Vorbemerkungen

Unsere Mitteilungen über die von den Katholischen Königen gegründete „Neue Santa Hermandad“ wären unvollständig, wenn ein Hinweis

---

[81] Nueva Recopilación, Gesetz 3, Titel XXV, Buch VIII.
[82] Gesetz 1, Titel XXVII des Ordenamiento von Alcalá (1348), Gesetz 1, Titel XXV, Buch VIII der Nueva Recopilación.
[83] Nueva Recopilación, Gesetz 2, Titel XXV, Buch VIII.

auf die „Alte Santa Hermandad" der drei kastilischen Städte fehlen würde. Bei der Lektüre historischer Abhandlungen oder literarischer Werke bleibt manche Einzelheit dem Leser unklar, der nicht weiß, daß beide Institutionen im Zeitalter Ferdinands und Isabellas nebeneinander gewirkt haben, und beide erst durch Dekret Isabellas II. vom 7. Mai 1835 aufgelöst worden sind, wobei allerdings die „Alte" Hermandad im Gegensatz zur „Neuen" ihre Autonomie bis zuletzt bewahrt hat.

Ihre Wurzeln reichen in das frühe XIII. Jahrhundert zurück. Damals hatte in der Sierra de Guadalupe und den Bergen zwischen Toledo und Villareal viel lichtscheues Gesindel Unterschlupf gefunden. Zeitweilig sogar unter dem Kommando eines „Königs", machten diese Räuber und Wegelagerer, die man „golfines" nannte[84], die Straßen unsicher, vergewaltigten Frauen, Mädchen und Nonnen und besetzten sogar Liegenschaften von Grundherren und feste Orte der Krone.

Am ärgsten betroffen fühlten sich die Grundbesitzer. Während des Mittelalters blühte in jener Berglandschaft die Bienenzucht. Die Imker — zum großen Teil selbst Bürger von Toledo, Talavera und Villareal (Ciudad Real)[85] — waren darauf angewiesen, ihren Honig in diesen am Rande der Berge liegenden Städten abzusetzen, wofür die Sicherheit auf den Straßen unerläßlich war. Sie konnten auch nicht immer selbst auf ihren Grundstücken leben, sondern mußten sich mit gelegentlichen Besuchen begnügen und in der Zwischenzeit ihr Eigentum mangelhaft bewacht zurücklassen. Die Verbindungsstraße von Toledo nach Villareal, die durch die „Montes de Toledo" hindurchführt, mag gleichfalls bedroht gewesen sein. Auf königlichen Schutz durfte man sich nicht verlassen, denn die Herrscher waren durch die Kämpfe gegen die Mauren gebunden und außerstande, eigene Truppen für polizeiliche Aufgaben einzusetzen. Bürgerliche Entschlußkraft und der Wille zur Selbsthilfe ließen deswegen in allen drei Orten „hermandades" entstehen, mit der Aufgabe, Polizeigewalt und Justiz in der „Gemarkung" der betreffenden Stadt auszuüben. Diese „hermandades" waren also keine Zusammenschlüsse von Gemeinden, adligen und geistlichen Grundherrschaften, sondern Genossenschaften von Bürgern oder stadtangesessenen Rittern.

---

[84] golfín = delfín, der Delphin; wohl weil der gierige Straßenräuber ebenso plötzlich auftaucht wie der bekannte fleischfressende Fisch des Mittelmeeres: Juan Corominas, Diccionario crítico-etimológico de la lengua castellana (Bern 1954) Bd. II S. 739/740. Der Wortstamm lebt heute noch weiter in „golfo madrileño" = Madrider Straßenjunge.

[85] Das heutige Ciudad Real hieß im Mittelalter „Villareal" und führt seinen jetzigen Namen seit Verleihung der Stadtrechte durch Juan II. im Jahre 1428.

b) Die Brüder und Beamten[86]

Als Genossen oder Brüder (hermanos) wurden nur privilegierte Einwohner aufgenommen. Sie mußten das 20. Lebensjahr erreicht haben, verheiratet und in der Stadt ansässig sein. Außerdem waren Pferd und Bewaffnung erforderlich, denn an den gemeinsamen Ausmärschen anläßlich von Festen oder feierlichen Amtshandlungen hatten die Honoratioren und Mitglieder beritten teilzunehmen. Anfangs galt als eine der wichtigsten Aufnahmebedingungen, daß der Bewerber Eigentümer einer Imkerei mit mindestens sechzig Bienenstöcken war. Diese Bestimmung wurde aber schon um 1500 nicht mehr beachtet, da die Bienenzucht verfallen, und die der Imkerei dienenden Besitzungen in Ackerland verwandelt waren.

Ein numerus clausus beschränkte den Kreis der hermanos; in Talavera setzte man die Höchstzahl auf sechzig fest.

Als oberstes Organ der hermandad fungierte das „Cabildo“ (Kapitel, Generalversammlung), das zweimal im Jahre, am 1. Mai und am 15. August, tagte. Bei dieser Gelegenheit wurden die wichtigsten Ämter durch Wahl besetzt. In Talavera gab es jeweils gleichzeitig folgende leitende Beamte: Zwei Richter (Alcaldes), zwei Vorsteher oder Räte (Regidores), Polizeikommissar (Cuadrillero Mayor), Amtsanwalt (Fiscal), Armenanwalt (Procurador de los Pobres), Schatzmeister (Mayordomo), Kerkermeister (Alcaide). Entsprechende Posten kannte man auch in Toledo und Ciudad Real mit dem Unterschiede, daß in der erstgenannten Stadt die Zuständigkeiten auf eine größere Zahl von Personen verteilt waren. So amtierten dort noch außerdem zwei Archivare (Archiveros) mit dem Auftrage, die Akten und Urkunden zu verwahren, was in Talavera vom Fiscal besorgt wurde, der gleichzeitig als Rechnungsführer (Contador) und Siegelbewahrer (Tenedor del Sello) wirkte.

---

[86] Der folgende Abschnitt beruht zum großen Teil auf den Satzungen der Santa Hermandad von Talavera, veröffentlicht unter dem Titel „Ordenanzas del ilustre Cabildo de la Santa Hermandad... de Talavera“ (1749). Obwohl erst in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts erschienen, bringt diese Sammlung weniger neue Anordnungen, als daß sie die traditionellen Bräuche fixiert, um die alte Gerichtsbarkeit unter Berufung auf ehrwürdige Herkunft vor aller neuzeitlichen Kritik zu schützen. Auszug aus den Ordenanzas bei Jaime Pereira García, La Santa Hermandad Real y Vieja de Talavera de la Reina (Revista de Administración Local. 1954 S. 412 ff). Die Verhältnisse in Talavera treffen mit geringen Abweichungen auch für Toledo und Ciudad Real zu; für Toledo ergibt sich das vornehmlich aus den „Cartas y privilegios de la Santa Hermandad Vieja de la Ciudad de Toledo, confirmadas por el Rey D. Felipe Quarto...“ (ohne Ort, ohne Jahr), die im Archivo Histórico Nacional einzusehen sind. Vermutlich sind sie im Jahre 1667 gedruckt. — Das Attribut „Santa“ soll der Alten Hermandad vom Papst verliehen worden sein (?).

Das Wahlverfahren wechselte im Laufe der Jahrhunderte. Mit einer allgemeinen Auslosung durch die Stimmen aller dem Cabildo angehörenden Brüder hatte man keine guten Erfahrungen gemacht. Schließlich bildete sich die Übung heraus, daß jeder der beiden Alkalden vier geeignete Kandidaten als mögliche Nachfolger im Amte bezeichnete und deren Namen auf Stimmzettel schrieb; dann wurden zwei Scheine ausgelost. Ähnlich gestaltete sich der Wahlmodus bei den Regidores, dem Cuadrillero Mayor und dem Fiscal. Nur diese vier Ämter waren mit einem festen Jahresgehalt dotiert; die übrigen wurden ehrenhalber versehen. Nach alter Sitte empfingen aber die meisten Honoratioren zu Weihnachten und Ostern je nach ihrem Rang eine genau bestimmte Zahl von Rebhühnern, Hammeln oder Lämmern als Gratifikation. Im Anschluß an die Generalversammlung im Spätsommer servierte man allen Anwesenden einen Imbiß mit Getränken und Kuchen.

Als Tagungsort benutzte die Hermandad von Talavera ihre Kapelle, die „Kirche Unserer Lieben Frau“ (Iglesia de Nuestra Señora Santa María), ein Gottenshaus, das ihr der große spanische Kardinal D. Francisco Ximénez de Cisneros geschenkt und unter dem Beinamen des Marienverehrers Sankt Rochus (San Roque Amador) geweiht hatte. Gleichzeitig sollte die Kapelle der Fürbitte für die Insassen des Gefängnisses dienen. Der Kardinal schuf eine Kaplanpfründe, zu der die Hermandad aus ihren Einkünften alle vier Monate einen Beitrag von 650 Kupferrealen beisteuerte. Dafür übernahm der Kaplan die Verpflichtung, an allen Sonn- und Festtagen nach vorherigem Glockengeläut eine stille Messe zu lesen „gegen eine Meßgebühr von vier Kupferrealen für jede einzelne Amtshandlung“; anläßlich des Feiertages von Maria Himmelfahrt waren Vesper und Hochamt unentgeltlich zu halten; dasselbe galt für eine jährliche Totenmesse zugunsten der verstorbenen Brüder.

Die Tagesordnung einer Sitzung des Cabildo umfaßte auch die feierliche Aufnahme neuer Brüder. Nachdem der Aspirant eine Bittschrift eingereicht und seine Zulassung erwirkt hatte, mußte er sich dem gesamten Cabildo vorstellen. Mit einem Schwur auf das Kreuz verpflichtete er sich, die Obliegenheiten eines Bruders getreu zu erfüllen und unter keinen Umständen zu dulden, daß Rechtsprechung und Privilegien der Santa Hermandad geschmälert würden. Außerdem leistete er — wahrscheinlich seit dem XVII. Jahrhundert — einen weiteren Eid auf das Glaubensgeheimnis der Unbefleckten Empfängnis Mariä und seine Bereitschaft zu dessen Verteidigung. So offenbart sich ein typischer Zug spanischen Glaubenslebens in einem Bereich weltlicher Ordnung. Für den Zeitgenossen war das nichts Ungewöhnliches. Waren es doch nicht nur religiöse Vereinigungen wie die geistlichen Bruderschaften (hermandades,

cofradías), sondern auch weltliche Körperschaften und Institutionen, die der Heiligen Jungfrau auf solche Art ihre Verehrung bezeugten. Übrigens ist auch das Datum des 15. August als Festtag von Mariä Himmelfahrt ähnlich beziehungsreich[87].

Der neue Bruder erhielt eine Bestallungsurkunde, in der seine Befugnisse aufgezählt waren; insbesondere durfte er in allen Kriminalsachen der Santa Hermandad die ersten Untersuchungen vorbereiten und durchführen sowie verhaften und beschlagnahmen.

In Toledo scheint im XVII. Jahrhundert gelegentlich Personalunion zwischen städtischen Ämtern und leitenden Stellungen in der Santa Hermandad vorgekommen zu sein. Ein D. Pedro de Susunaga läßt die Privilegien der Hermandad neu drucken und bezeichnet sich auf der Titelseite als Fiscal der Santa Hermandad und Regidor von Toledo.

Zu den Eigenarten der Alten Santa Hermandad gehörte es, daß die meisten Schankwirte an den Straßen „nebenberuflich" Häscher waren, also eine Art von polizeilichen Hilfsbeamten darstellten[88]. Im „Don Quijote" (I. Buch, 45. Kap.) läßt Cervantes den Gastwirt zu Amtsstab und Schwert greifen, als der Ritter auf die Landreiter mit Waffengewalt eindringt[89].

c) Nachbarlicher Zusammenschluß

Schon bald nach ihrer Gründung traten die Bruderschaften der drei Orte miteinander in Verbindung. Die geographische Lage der Gemeinden — Talavera im Nordwesten, Toledo im Nordosten, Ciudad Real im Süden des gefährdeten Gebietes — legte gemeinschaftliches Vorgehen gegen die Kriminalität nahe; das Netz um die Unterwelt wurde fester gezogen. Darüber hinaus mußte man darauf bedacht sein, gegenüber König und Ständen mit Nachdruck auftreten zu können.

Ein Abkommen vom 13. November 1338 vereinigte vorerst Toledo und Talavera „zum Wohle Gottes und des Königs" und in der Absicht, „das

---

[87] Pfandl S. 88.

[88] Rodríguez Marín S. 302 Anm. 9 vermerkt hierzu: „selbstverständlich nicht mit ‚heiligen' Absichten".

[89] In dem mir leider nicht zugänglichen Werke des Súarez de Figueroa „El Passagero" soll ein diebischer Wirt vorkommen, der zur Quadrilla gehört, wie der o. a. Anmerkung von Rodríguez Marín entnommen werden kann. — Vgl. auch ebd. S. 309 Anm. 5 eine ausführliche Bestallung der Sta. Hermandad Vieja von Toledo vom 30. Januar 1585 für den Landreiter Gabriel de Valladolid. — Über „Exzesse" der Landreiter von Talavera in dem Orte Navalucillos beschwerte sich Toledo im Jahre 1541 beim Consejo Real de Castilla, der eine Untersuchung durch die königliche Justiz von Avila verfügte (Arch. Toledo caj. 2, leg. 1 núm 14).

schlechte Volk, das man Golfines nennt, samt seinen Helfershelfern zu verfolgen und aus dem Berglande hinauszuwerfen“ [90].

Das königliche Privileg vom 3. August 1342 spricht bereits von „allen drei Bruderschaften (hermandades), die gegenwärtig eins sind“, und befiehlt allen Gerichtshöfen der Königreiche ihnen jede erforderliche Hilfe zu gewähren, um den Übeltätern nachzusetzen [91]. Gleichzeitig verleiht es ihnen das Recht, einen Weidezoll (asadura) für jede Schaf- und Viehherde zu erheben, die in dem von den Bruderschaften beherrschten Gebiet weidet. König Alfons XI. bestätigt später diese Gerechtsame und verordnet ergänzend, daß auch die Schweinehirten (porquerizos) von der Abgabe betroffen seien. Diese hatten nämlich geltend gemacht, daß sie nicht unter die „Hirten“ im üblichen Sinne zu rechnen wären [92].

Das wachsende Ansehen der „Santa Real Hermandad Vieja de Toledo. Talavera y Villareal“ erregte Eifersucht und Opposition beim grundbesitzenden Adel und dem Ritterorden von Calatrava, dessen Ländereien südlich Villareal in der Mancha belegen waren. Ohne Rücksicht auf die jeweilige örtliche Autorität durften die Beauftragten der Hermandad im ganzen Reiche nach flüchtigen Verbrechern fahnden, sofern die „Berge und Ländereien“ im Gebiet der drei Gemeinden als Tatort in Betracht kamen; praktisch erstreckte sich die Gerichtsbarkeit der Hermandad bis weit in die Mancha und an den Rand der Sierra Morena. Man kann sich denken, daß die Unklarheiten in der Frage der örtlichen Zuständigkeit und die schwierige Identifizierung der Delinquenten manche Mißhelligkeit heraufbeschworen. Doch ließen die Könige nicht in ihrem Wohlwollen nach. Sie glaubten in dem erstarkenden Bürgertum einen Bundesgenossen gegenüber dem Adel zu finden und fühlten sich durch die Hermandad entlastet, die ihnen einen Teil der eigenen Aufgaben abnahm. Unter dem 26. Februar 1418 wies Juan II. von Kastilien die ordentlichen Gerichte nochmals an, die Rechtsprechung der Hermandad zu respektieren [93]. Ein Vergleich mit dem Calatrava-Orden vom Jahre 1423 führte im Ergebnis den Anschluß des Großmeisters an die Bruderschaften herbei [94].

---

[90] Archivo Municipal, Talavera de la Reina (Arch. Tal.) leg. 1; Protokolle der Juntas vgl. Arch. Tal. leg. 24 núm 5.

[91] ebd. leg. 20 núm. 5.

[92] ebd. leg. 23 núm. 9; leg. 20 núm. 8.

[93] Arch. H. N., Sección Ciudad Real, leg. 1 núm. 8 enthält die notarielle Kopie der Bestätigung dieser Privilegien Juan II. durch die Katholischen Könige am 14. Dezember 1485; vgl. auch Antonio Paz y Meliá, Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos, 1897, S. 98.

[94] Arch. Toledo, caj. 2 leg. 1 núm. 1. Desgl. das Urteil gegen einen Einwohner von Aldea del Rey (in den „Campos de Calatrava“), zit. unter Anm. 96.

d) Strafprozesse

Betrachtet man zunächst die sachliche Zuständigkeit der Alten Sta. Hermandad, so ergibt sich ein sehr viel weiterer Rahmen als derjenige, den der Leser bei der Schilderung der Neuen Sta. Hermandad kennengelernt hat. Während hier feste Grenzen durch königliche Order abgesteckt waren, hatte die alte Bruderschaft eben ursprünglich die Gerichtsbarkeit in den „Montes“ usurpiert und auf alle Arten von Delikten ausgedehnt.

Eine besondere Rolle spielt eine Gruppe von Straftaten, die man nach heutigem Sprachgebrauch als „Feld- und Forstfrevel“ bezeichnen könnte, wie Grenzverletzung und Aneignung von fremdem Grund und Boden, um ihn als Weinberg zu benutzen, Viehschaden, Zerstörung von Bienenstöcken, unbefugtes Abschneiden von Baumrinde (zum Gerben), Geflügeldiebstähle, Entwendung von Weintrauben. Häufig sind Verfahren wegen Brandstiftung; vor allem bei der Gewinnung von Holzkohle durch Köhlerei wurden fahrlässig Brände verursacht[95].

Mit besonderer Schärfe wird — entsprechend den ursprünglichen Zielen der Hermandad — das Verbrechen des Straßenraubes verfolgt. Der Alkalde von Ciudad Real verhängt im Jahre 1508 ein Todesurteil gegen mehrere Personen, die sich an einigen Fuhren Getreide vergriffen hatten[96]. In der Nähe von Cebolla raubt ein Reisegefährte dem andern eine Goldmünze nebst weiteren Geldstücken und wird dafür in Talavera zu 200 Stockschlägen und lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt[97]. Zigeunerbanden machen der Landbevölkerung zu schaffen, berauben die Reisenden[98] oder schleichen sich in Häuser ein und entwenden Wertsachen[99]. Vieh- und Geflügeldiebstähle, sowie Hausdiebstähle von Gesinde zum Nachteil der Herrschaft sind die typischen Kriminalfälle länd-

---

[95] Arch. H. N., Sección Toledo, leg. 50 núm. 73 (1532); leg. 50 núm. 40, gegen einen „Mayoral“, d. h. Oberhirten, von Yébenes, etwa 30 km südlich Toledo (1526); leg. 50 núm. 116 (1539); leg. 50 núm. 23 (1522); leg. 50 núm. 5 (1507) und núm. 8 (1507), „quema ... por descuido a hacer carbón“. Weitere Fälle von Brandstiftung unter núm. 11 (1512), núm. 25 (1522), sowie Sección Ciudad Real, leg. 3 núm. 1 (1575), leg. 1, núm. 3 (1505). Die Sta. Hermandad von Toledo verwandte sich 1583 beim Magistrat dafür, daß die Stadt keine Lizenzen mehr für Köhlerei erteilen sollte: Arch. Toledo, caj. 2 leg. 1 núm. 18.

[96] ebd., Ciudad Real, leg. 1 Nr. 5: „... que sean puestos publicamente encada uno en un palo e asy puestos sean azaeteados hasta que el alma sea aztada de las carnes.“

[97] Arch. Tal. leg. 3 Nr. 4.

[98] ebd., leg. 3 núm. 24 (1666): Vergleichsweise mildes Urteil von 10 Jahren Galeere und 200 Stockschlägen.

[99] Arch. H. N., Sección Toledo, leg. 50 núm. 16 gegen einen Zigeunerhauptmann namens Jakob (Jacobe conde de Egipto) und andere Zigeuner wegen eines Mantels aus Valencianer Tuch.

licher Gegenden[100]. Neben den Eigentumsdelikten kommen Notzuchthandlungen verhältnismäßig häufig vor[101]. Körperverletzungen[102] und Beleidigungen[103] werden gleichfalls von der Hermandad geahndet. Gefangenenbefreiung[104] ist die Ursache für das Eingreifen der Bruderschaft im „Don Quijote“ [105]. Auch Amtsvergehen der eigenen Bediensteten straft die Hermandad nach entsprechendem Prozeß. So wird ein außerhalb stationierter Landreiter im Jahre 1529 von dem Alkalden der Sta. Hermandad in Toledo des Bestechungsversuches beschuldigt; er wollte den Gerichtsschreiber überreden, ihm und seinen Kameraden einen Anteil an der Geldbuße abzugeben, die er von einigen festgenommenen Forstfrevlern eingezogen hatte. Einen andern Landreiter zeigt man an, weil er einem Bauern Schläge verabreicht haben soll[106].

Sorgfältig geführte Prozeßakten sind seit dem Ende des XV. Jahrhunderts erhalten[107].

Aus den Dokumenten läßt sich entnehmen, daß die Hermandad die zeitgenössischen Regeln des Strafprozesses, wie sie bereits in der Abhandlung über die „Neue Sta. Hermandad“ im einzelnen geschildert worden sind, für ihren Bereich übernommen hat. Man findet ausführliche Strafklagen der Geschädigten und Strafanzeigen von Landreitern, Haftbefehle, Aufgebote, Beweis- und Folterinterlokute, Schriftsätze von Anwälten, Urteilsformeln.

Die „artikulierten Protokolle“ legen die an die Zeugen zu richtenden Fragen vorher fest. Als Beispiel diene eine Anordnung aus dem Jahre 1575, abgefaßt von dem Alkalden der Santa Hermandad Vieja in Ciudad Real anläßlich eines Verfahrens gegen die wegen Brandstiftung der Imkerei des Gonzalo de Funes angeklagten Antón Domínguez und Antón Sánchez[108]:

„Durch die folgenden Fragen sind die Zeugen zu prüfen, die vonseiten des Antón Domínguez vorgestellt werden:

---

[100] ebd. leg. 50 núm. 4 (1522), núm. 18 (1521), núm. 63 (1530); leg. 50, núm. 183 gegen einen Jugendlichen unter 20 Jahren, der in S. Pablo Dienst tat, mit Verteidigungsschrift seines Vormunds.

[101] ebd. leg. 51 (procesos por fuerza y estupro, 1529—1589); leg. 50, núm. 12 (1513).

[102] ebd. leg. 50 núm. 53 (1528), núm. 163 (1539), sowie Sección Ciudad Real, leg. 2 núm. 3 (1574).

[103] ebd., Sección Toledo, leg. 50 núm. 44 (1526), 103 (1539), 130 (1537), 155.

[104] ebd. Sección, Ciudad Real, leg. 3 núm. 9.

[105] I. Buch, 23. Kapitel, sowie 43.—46. Kapitel.

[106] Arch. H. N. Sección Toledo, leg. 50 núm. 58 u. núm. 69 (1531).

[107] ebd. Sección, Ciudad Real, leg. 1 bis 18, Toledo, leg. 50 und 51. Arch Tal., leg. 3, 21, 25 (Weitere Prozeßakten von Talavera sind im Arch. H. N. vorhanden, aber von mir wegen Zeitmangels noch nicht durchgesehen).

[108] ebd. Sección Ciudad Real, leg. 3 núm. 1.

1) Zunächst soll man sie fragen, ob sie die Beteiligten kennen, ob sie etwas von einem Feuer wissen, das an dem betreffenden Tage im August auf dem Gebiet des Fleckens Celezna ausgebrochen und wieder gelöscht worden ist, und ob sie die Imkerei kennen, die der besagte Gonzalo de Funes dort besitzt,
2) ob sie ferner wissen, daß an dem betreffenden Tage im August, an dem das Feuer angezündet und wieder gelöscht wurde — was kurz vor Mittag geschehen sein soll —, der besagte Antón Domínguez sich in dem Flecken Celezna aufgehalten und dort während des Vormittags geblieben ist bis um 3 Uhr nachmittags, als er den Ort verließ, um nach dem Vieh zu sehen, weswegen die Zeugen dessen sicher sind, daß der Genannte das Feuer nicht gelöscht hat ...[109],
3) ob sie ferner wissen, daß nach der Verhaftung des Antón Domíguez in dem genannten Orte öffentlich davon gesprochen wurde, daß er das Feuer weder angezündet noch gelöscht hätte, weil das angesichts seines Aufenthalts in dem Orte unmöglich wäre;
4) ob sie wissen, daß die Brände in den Bergen und bei Rosal de Catierra auch dem Vieh ... Schaden bringen,
5) ob sie wissen, daß der erwähnte Antón Domíguez ein rechtschaffener, rechtgläubiger (católico) und gottesfürchtiger Mensch ist, dessen Gewissen es nicht erlaubt, Brandstiftungen oder andere Delikte zu verüben, und ob er guten Ruf, auch in der Öffentlichkeit, genießt ..."

In einem Verfahren gegen einen Dorfbewohner wird der Beweiswert eines früheren, im Prozeß widerrufenen Geständnisses untersucht, indem die Zeugen gefragt werden, ob sie den Angeklagten zum Geständnis bewogen hätten durch die Zusicherung, er werde dann straflos ausgehen[110].

Als Strafe wurde — von den schweren Fällen abgesehen — bemerkenswert häufig die Verbannung in Form der Stadtverweisung (relegación) ausgesprochen, deren Dauer mindestens ein Jahr betrug. Auch nachdem die Galeerenstrafe eingeführt worden war, stand diese Strafart noch im Vordergrund; sie pflegte mit einer mehr oder minder schweren Stäupung gekoppelt zu werden[111]. Es gibt Urteile, die eine Galeeren-

---

[109] Der Angeklagte D. wollte das Feuer nicht gelöscht haben, weil man ihn durch Indizien der Brandstiftung zu überführen suchte, indem man behauptete, ihn beim Löschen beobachtet zu haben, was den Verdacht begründete, daß er auch den Brand verschuldet hätte.

[110] Arch. H. N. Sección Toledo, leg. 51 núm. 11 (1586).

[111] Die Verbannung (destierro) war dem „Fuero Juzgo" bei Verbrechen gegen die Ehrbarkeit bekannt. In den Partidas (Titel XXXI, Part. VII) kommt sie

strafe von doppelter Länge androhen für den Fall, daß der Verurteilte dem Bannspruch zuwiderhandelt [112]. Drei Tage nach Verkündung des Urteils hatte der Verbannte die Stadt zu verlassen. Die Urteilsformel in ihrem allgemein vorgeschriebenen Wortlaut weist auf die Bindung des Richters an das Gesetz hin, wenn sie dem Alkalden die Worte in den Mund legt: „wir müssen den N. N. verurteilen und verurteilen ihn somit...[113]“.

Die Todesstrafe wurde in älterer Zeit unverzüglich vollstreckt, nachdem man den Übeltäter gefangen und abgeurteilt hatte. Die zur Bruderschaft gehörenden Imker (colmeneros) eilten aus der Nachbarschaft herbei, sprachen „vertraulich“ (familiarmente) mit dem Verurteilten und begleiteten ihn auf die Höhen, die als Exekutionsplatz ausersehen waren. Dort feierten sie ein Bankett mit Wein und gutem Essen und veranstalteten dann eine Art „Preisschießen“ auf den armen Sünder. Wer das Herz traf, dem wurde eine Belohnung zuteil, während derjenige, der den Körper überhaupt verfehlte, das Mahl bezahlen mußte. Die Gründe des Urteils wurden erst anschließend verkündet [114].

Seit der Regierungszeit der Katholischen Könige mußte abgewartet werden, bis das Königliche Kammergericht (Chancillería) zu Valladolid das Urteil bestätigt hatte. Der Alkalde gab dem Gefangenen drei Tage vor der Vollstreckung die Entscheidung bekannt. Vor der Hinrichtung wurde der Delinquent in feierlichem Aufzuge durch die Stadt geführt, eskortiert von den Brüdern zu Pferde und vier Bogenschützen in einheitlicher grüner Tracht. Auf allen Straßen rief man die Strafe und ihre Begründung öffentlich aus.

Zulässiges Rechtsmittel gegen das Urteil des Alkalden war in allen Fällen die Berufung an das „Cabildo“, also eine Instanz innerhalb der Hermandad selbst. Ein königlicher Erlaß an den Corregidor von Talavera von 1494 bekräftigte das nochmals. Erst gegen die Entscheidung des „Cabildo“ sollte das königliche Gericht angerufen werden dürfen [115].

---

vor als Deportation (deportación) auf eine Insel oder an einen anderen Ort mit Konfiszierung des Vermögens oder als dauernde bzw. zeitweise Landesverweisung (relegación).

[112] Arch. H. N. Sección, Ciudad Real leg. 3 núm. 2 (1575): Die Urteilsformel beginnt mit einer Warnung vor weiteren Delikten.

[113] z. B. „Visto el presente proceso Fallamos contra el dicho Juan Martín que le debemos condenar y condenamos que dentro de tercero dia quedare suelto dela prision en questa salga desterrado...“ (ebd., Seccion Toledo, leg. 51 núm. 10).

[114] Paz y Meliá S. 98.

[115] Arch. Tal., leg. 20 núm. 27; leg. 3 núm. 22 (1666) enthält Urteil gegen einen Schuhmacher wegen eines Diebstahls im Hause eines Nachbarn von 100 Stockschlägen und 10 Jahren Verbannung mit Berufung an das Cabildo.

Gefängnisse der Alten Santa Hermandad bestanden in jeder der drei Städte. In Toledo ist noch heute das Gebäude unter dem Namen „Posada de la Hermandad" nahe der Kathedrale zu entdecken. Es stammt aus dem letzten Viertel des XIV. Jahrhunderts und zeigt über dem Türsturz das Wappen der Katholischen Könige, die Embleme des Joches und der Pfeile sowie Relieffiguren, die Armbrustschützen und Häscher der Hermandad darstellen.

Der jeweilige Kerkermeister war damit betraut, die vom Gericht befohlene Folter anzuwenden. Eine Rechnung, die man der Witwe des verstorbenen Kerkermeisters der Hermandad von Toledo im Jahre 1604 bezahlte, führt das übernommene Inventar im einzelnen an und erwähnt darunter eine „Folterbank mit Folter-Ausrüstung" (un potro de tormento con su aderezo de dar tormento) und einen Fußstock (zepo = cepo); diese Gegenstände hatte der Gefängnisaufseher also offensichtlich auf eigene Kosten beschafft[116]. Das Inventarbuch des Gefängnisses in Talavera verzeichnet gleichfalls laufend eine Reihe von Folterinstrumenten[117].

Magistrat und Santa Hermandad von Toledo legten am 30. April 1512 in einem Abkommen fest, daß die Alkalden in derselben Weise das Gefängnis visitieren sollten, wie das für die ordentliche Gerichtsbarkeit und die Neue Sta. Hermandad bestimmt war[118].

e) Privilegien und ihre Verteidigung

Gestützt durch das Wohlwollen der Könige, erstritt sich die Alte Santa Hermandad nicht nur eigene Justiz, sondern auch wesentliche Vorrechte für ihre Beamten, die damit in den Rang allgemein anerkannter Respektspersonen aufrückten.

Ein Erlaß König Juan II. von Kastilien entband alle „ministros" der Hermandad von Kriegsdiensten[119]. Sein Nachfolger Enrique IV. befreite die als Brüder verpflichteten Imker und Grundbesitzer nebst den Landreitern von öffentlichen Abgaben[120]. Unter der Regierung Karl V. wollte der königliche Steuerpächter D. Mosé Bitón dieses Ausnahmegesetz nicht mehr anerkennen. In einem jahrelangen Prozeß vertrat er die Auffassung, daß sich der betreffende königliche Befehl durch die veränderten

---

[116] Arch. H. N. Sección Toledo, leg. 48.
[117] Arch. Tal. leg. 24: Libro ymbentario de Prisiones y Peltrechos de la Carcel y dela Hermita de Sn Roque Amador todo Propio de la Sta. Hermand Real y Vieja de esta Cd de Talavera. Fecho en el ano 1747.
[118] s. o. Anm. 73.
[119] Arch. Tal., leg. 25 núm. 9 (1443).
[120] ebd. núm. 10 (1468), bestätigt von den Katholischen Königen am 12. Februar 1478 (núm. 13).

Verhältnisse überholt habe, ohne indessen beim Gericht Gehör zu finden, das dem als Prozeßgegner auftretenden Cabildo von Talavera die Rechtsbeständigkeit des Privilegs bescheinigte [121].

Während nach allgemeinem Recht niemand ein Ehrenamt ohne triftigen Grund ablehnen durfte, war das dem Inhaber eines Amtes der Hermandad erlaubt. So entschied im Jahre 1620 auch der Corregidor von Talavera in einem Prozeß, den ein Einwohner der Gemeinde Santa Cruz (an der Landstraße Madrid—Talavera) gegen den Magistrat seines Heimatortes angestrengt hatte, weil man ihn gegen seinen Widerspruch zum Schatzmeister berief, obwohl er zum Landreiter bestellt war [122].

Angriffe auf Alkalden, die sich in Ausübung ihres Verfolgungs- und Auslieferungsrechtes gelegentlich weit von ihrem Amtssitz entfernen mußten, ahndeten die königlichen Kammergerichte. Im Jahre 1528 hatte der Bürgermeister von Puebla de Alcocer (in der heutigen Provinz Badajoz) einen Alkalden der Hermandad von Talavera und dessen Begleiter daran gehindert, einen Delinquenten festzunehmen. Die Chancillería zu Granada enthob ihn daraufhin seines Amtes und bestrafte ihn mit einem Jahr Verbannung [123].

Wegen des Weidezolls (asadura), der der Santa Hermandad verliehen worden war, kam es zum Streit mit der „Mesta“, dem organisierten Verband der Herdenbesitzer, die sich das freie Weiderecht in allen Feldern längs des Weges nicht verkürzen lassen wollten [124].

Talaveras Hermandad mußte sich häufig gegen Übergriffe des dort residierenden Corregidors wehren, der dem Erzbischof von Toledo unterstand. Obwohl die Katholischen Könige im Jahre 1494 den Corregidor ermahnt hatten, sich nicht in die seit alters verbriefte Zuständigkeit der Hermandad einzumischen [125], sah sich das Cabildo schon acht Jahre später gezwungen, nochmals beim Erzbischof Ximénez selbst vorstellig zu werden. Nicht umsonst hatte man auf das Verständnis des Kirchenfürsten gehofft, der sich schon früher durch die Stiftung der Kapelle als Freund

---

[121] ebd., leg. 25 núm. 11.

[122] ebd., núm. 26.

[123] ebd., leg. 3 núm. 1; leg. 3 núm. 19 gehört ebenfalls in diesen Zusammenhang: Verfahren gegen den Amtsvorsteher und den Amtsschreiber von Alía (Sierra de Guadalupe) wegen Verweigerung der Amtshilfe gegenüber Alkalden und Brüdern der Sta. Hermandad von Talavera (1665). Der Schreiber soll geplant haben, die Standarte (aus grünem Damast mit Eisenpfeil) wegzunehmen. Ein königliches Handschreiben von 1549 hatte ausdrücklich das Recht der Hermandad bestätigt, auf dem Gebiete des Konvents von Guadalupe Verbrecher zu verfolgen (leg. 25 núm. 20).

[124] ebd. leg. 21 núm. 22—9: Der königliche Richter und Licenciat D. Alonso Codínez beraumt am 26. Mai 1501 einen Termin in einem Prozeß des Cabildo gegen den Concejo de la Mesta an. Das Ergebnis habe ich nicht ermitteln können.

[125] ebd. leg. 20 núm. 27.

der Hermandad erwiesen hatte. Bald darauf erließ der Kardinal einen entsprechenden Befehl an seinen Beamten[126].

Man kann sich nicht darüber wundern, daß eine neue, an einheitliche staatliche Verwaltung und Justiz gewöhnte Gesellschaft dergleichen Sonderdasein als antiquiert empfinden mußte. Als die Hermandad von Talavera im Jahre 1746 ihre neugefaßten Satzungen dem Souverän vorlegte, meinte der Erzbischof von Toledo, alle solchen Vorrechte seien „der Allgemeinheit unerwünscht und wirkten sich außerdem für die ordentliche Gerichtsbarkeit nachteilig aus[127]."

Demgegenüber liest sich die Präambel dieser Satzungen wie eine stolze Selbstverteidigung; beruft sie sich doch auf allerhöchste Autoritäten, die auch der angesehene Kirchenfürst respektieren muß:

„Die zweckmäßigste und nützlichste Maßnahme (gegen Verbrecher) ist der Zusammenschluß von wachsamen und gewissenhaften Dienern der Justiz, die der Monarch als seine Augen, Hände und Füße betrachten kann, und mit deren Hilfe er allen entfernten Provinzen seine Gegenwart bezeugt. Der Sinn einer solchen Ordnung läßt sich durch unendlich viele Beispiele bestätigen, durch politische und weltliche Ereignisse, aber auch durch die Überlieferung der Heiligen Schrift; wie denn von dem berühmten Anführer des auserwählten Volkes, Mose, berichtet wird, daß er nicht nur von seinem Schwiegervater Jethro, sondern von Gott selbst zweimal den Auftrag empfangen habe, Richter auszuwählen, die ihm die Bürde seines Amtes erleichtern ... sollten. Und was noch mehr bedeutet: Gott der Herr selbst, dessen Weisheit alles umfaßt und dessen Macht und Gewalt alles erfüllt und umfängt, hat die Engel als seine Diener auf die Erde entboten und unter ihnen mit besonderem Bedacht den Chor der starken Engel[128] erwählt, um Neid und Bosheit der bösen Geister einzudämmen ... Vor das Paradiesestor aber hat er den Cherub mit dem Flammenschwert gestellt, damit ... er jene heilige Stätte reinige und von allen Sündern und Unreinen befreie. Dies alles ist ein unwiderleglicher Beweis für den Nutzen, den unser Staatswesen aus der Existenz dieser unserer Santa Hermandad zieht[129]."

---

[126] ebd., leg. 25 núm. 14 (1502); núm. 18 enthält kgl. Order an die Notare vom 8. Mai 1503, die sich wohl auf Anweisung des Corregidor weigerten, Urkundsgeschäfte für die Hermandad zu erledigen.

[127] Pereira García S. 420.

[128] Nach patristischer Lehre der „sechste Chor der Engel".

[129] s. o. Anm. 86.

Die Anfänge der deutschen Anglistik und die Entwicklung des Faches an der Universität Jena

*von Dietrich Germann**

III

Die Jahre nach 1870 bezeichnen einen Einschnitt in der Geschichte der Sprachwissenschaft. In dieser Zeit hatte der Positivismus seinen Höhepunkt erreicht und das positivistische Denken wurde auch für die Sprachwissenschaft fruchtbar. Besonders die Junggrammatische Schule wandte dieses Denken auf die Sprachgeschichte an und änderte auf Grund vielfältiger neuer Erkenntnisse das von Jacob Grimm der germanischen Philologie gegebene Fundament bis in die Terminologie und die Klassifikation hinein.

Die Junggrammatische Schule ist ausgegangen von Leipzig. In der Lehrergeneration ist sie durch die Namen der Indogermanisten Brugmann, Leskien, Osthoff gekennzeichnet. Erfüllt vom gleichen Geist wirkte in Leipzig auch der Germanist Zarncke. Aus dem Seminar dieses bedeutenden Lehrers ist eine große Zahl tüchtiger Gelehrter hervorgegangen. Zwei von ihnen wirkten in den 70er und 80er Jahren als Lehrer in Jena: Eduard Sievers und Friedrich Kluge.

Der bedeutendste Schüler aus Zarnckes Seminar ist Eduard Sievers (1850—1932). 21jährig wurde Sievers kurz nach seiner Promotion als etatmäßiger ao. Professor nach Jena berufen. Zwar war er in erster Linie für (alt-)deutsche Philologie zuständig und hatte daneben noch einen Lehrauftrag für romanische Philologie, aber sein Forschungsgebiet

---

* Teil I und II s. o. im 2. Heft S. 183—200.

war weitaus größer. Neben dem Altnordischen verdankt die Erforschung des Altenglischen seinen Jenaer Arbeiten entscheidende Erkenntnisse.

Sievers hatte bei Zarncke, dem das Altenglische keineswegs fremd war, studiert. Dennoch war er von seinem Lehrer nach abgeschlossenem Studium zu Müllenhoff nach Berlin geschickt worden, um sich von jenem in die Beowulf-Interpretation einführen zu lassen. So war er mit den Problemen der Geschichte der englischen Sprache und der historischen Grammatik wohl vertraut, als er die ehrenvolle Berufung nach Jena erhielt, die die Universität dem Weitblick des Kurators Max Seebeck zu verdanken hatte[21]. Überdies hatte Sievers im Winter 1870/71 mit Hilfe eines sächsischen Reisestipendiums Forschungsarbeiten in England selbst durchgeführt und dabei manche Beziehung zu englischen Gelehrten, so zu Sweet, angeknüpft. Seine Kollationsarbeiten im Britischen Museum und in der Bodleiana, die in erster Linie altdeutschen Handschriften galten, erstreckten sich aber auch auf einzelne zum Teil noch unveröffentlichte angelsächsische Manuskripte, aus denen er in der Folgezeit manches kritisch Gesichtete mitteilte[22], wie z. B. die sorgfältigen Kollationen angelsächsischer Gedichte (ZfdA 15, 1872, 456—61).

Sievers begann seine Jenaer Lehrtätigkeit in einer Zeit des Umbruchs der germanistisch-indogermanistischen Studien, die durch die Junggrammatische Schule herbeigeführt wurde. Sievers selbst darf als der bedeutendste Junggrammatiker bezeichnet werden. Er steht am Beginn dieses Abschnitts der germanistischen Forschung, wie Jacob Grimm am Anfang der Geschichte der germanischen Philologie überhaupt und kann wohl als Einziger im Bereich dieser heute stark zersplitterten Wissenschaft mit jenem verglichen werden. Theodor Frings charakterisiert Sievers wie folgt:

„Er ist Indogermanist, Germanist im weiten und unverfälschten Sinne des Wortes und dazu Lautphysiologe aus begnadeter Natur, Sprachforscher und Phonetiker zugleich ... Er meistert das weite Blickfeld nicht allein im Ausbau und im Verfolg von Methoden, die nun einmal am Schreibtisch wachsen müssen, sondern vor allem auch mit jener inneren Hellhörigkeit und jener Gabe des Durchlebens der Gegenstände, die alle Sprachforscher vor und nach ihm in den Schatten stellt. In dieser Hinsicht ist er eine einmalige Erscheinung, und die gelehrte Welt hat sein absolutes Königtum gern und willig anerkannt. Weil er aber von hoher Warte bis auf den Grund der Dinge schaute, so sind seine

---

[21] Vgl. D. Germann, Die Berufung von Eduard Sievers als ao. Prof. für deutsche Philologie an die Univ. Jena 1871; Wiss. Ztschr. der Univ. Jena. Jg. 5 (1955/56) Gesellschafts- u. Sprachwiss. R. H. 6 S. 699 ff. Ders., E. Sievers und die Gründung des Ordinariats für deutsche Philologie an der Universität Jena, Wiss. Annalen Jg. VI (1957), H. 7 S. 485 ff.

[22] Ders., Eduard Sievers Bericht von seinen Handschriftenfunden in der Bodleiana und dem Britischen Museum im Frühjahr 1871 (m. Bild): PBB 79 (Halle 1957), S. 321 ff.

Feststellungen und Ergebnisse auch so verblüffend einfach. Sie gehören heute zum Gemeingut des germanistischen Lehrbetriebes [23]."

In dieser Weise hat Sievers Probleme verschiedener germanischer Sprachen in größeren oder kleineren Einzeluntersuchungen behandelt oder aber ungelöste Fragen einzelner Sprachen im Rahmen umfangreicher, zuweilen vergleichender Untersuchungen mitberücksichtigt. So konnte er auf manche Einzelprobleme vom gesamtgermanischen Blickpunkt aus Licht fallen lassen. — Was hier allgemein gesagt ist, gilt auch vom Englischen, genauer gesagt: vom Altenglischen, denn das Neuenglische — die Sprache seiner Lebensgefährtin, die er in Jena kennenlernte — hat ihn, den Altgermanisten, nicht in dem Maße angezogen, obwohl er es wie andere lebende germanische Sprachen vollkommen beherrschte, so daß man in den 80er Jahren wiederholt versuchte, ihn als Ordinarius an die bedeutendste amerikanische Universität Cambridge/Mass. zu ziehen [22a].

Bei der Fülle der von Sievers während seiner Jenaer Zeit (1871—83) gelösten oder einer Lösung nahegebrachten Probleme ist hier eine Beschränkung notwendig. Einen Überblick über seine Arbeiten gibt das Schriftenverzeichnis von E. Karg-Gasterstädt [23].

In den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 1 (1874) 486 ff. brachte Sievers einen grundlegenden Aufsatz zur angelsächsischen Deklination. Er lieferte den Nachweis reiner a- und i-Stämme in der altangelsächsischen Femina-Deklination (Akk.-Sing.). Damit wurden die Ansichten J. Grimms und M. Heynes korrigiert. Die Untersuchung Beiträge 8 (1882) 324—33 vermittelt die Erkenntnis, daß der sogen. angelsächsische Instrumentalis als alter Lokativ anzusehen ist. Verschiedenartige Probleme erörtern die Beiträge zur Akzent- und Lautlehre der germanischen Sprache (PBB 4 u. 5) und die Miszellen zur angelsächsischen Grammatik (PBB 9, 1884, 197—300). Weit bekannt ist die Schrift „Heliand und angelsächsische Genesis" (1875). Hier sind die mit intuitivem Blick erfaßten Zusammenhänge zwischen den beiden bedeutenden Denkmälern aufgezeigt und damit gleichzeitig zahlreiche Fragen des Verhältnisses von altsächsischem und angelsächsischem Wortschatz angeschnitten worden.

Sievers bedeutendste Leistung für die Erforschung des Altenglischen, ja das bedeutendste Buch für die Erkenntnis der altenglischen Sprache

---

[22a] D. Germann, Aus Eduard Sievers' Jenaer Zeit. Aktenstücke u. Briefe aus dem UA Cambridge/Mass. Erscheint in der Wiss. Ztschr. d. Univ. Jena Jg. 9 Gesellschafts-Sprachwiss. R.

[23] Th. Frings, Eduard Sievers (und E. Karg-Gasterstädt, Schriftenverzeichnis); Berichte über die Verhandlungen der Sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig. Phil.-hist. Kl. Bd. 85 (1933) 1—56, Zitat S. 9.

überhaupt, ist zweifellos die „Angelsächsische Grammatik“, die 1882 erschien. Sie ist zu Lebzeiten von Sievers wiederholt erweitert und neu aufgelegt worden und hat, nach seinem Tode von Karl Brunner betreut, ihre große Brauchbarkeit immer wieder unter Beweis gestellt. Im Gegensatz zu der Grammatik von Greim ist sie, dem Dialektforscher H. Sweet folgend, auf eine Laut- und Formenlehre der Prosa beschränkt, die aber allein die Grundlage für ein sicheres grammatisches Gebäude gibt. Sie ist eine Dialektgrammatik, die erste altenglische, enthaltend vornehmlich eine Darstellung der westsächsischen Mundart, die auf das Aelfredische und Aelfrikische gegründet ist und aus der sich die altenglische Schriftsprache entwickelt hat. Dabei sind die dialektischen Abweichungen von diesem Normaltypus besprochen. Das Buch ist auch ins Englische übersetzt worden. Es brachte so grundlegend Neues, daß bald alle vorhergehenden Arbeiten der Vergessenheit anheimfielen. In der Methode ist es die junggrammatische Grammatik par excellence und hat die Anregung zur Darstellung der Grammatik anderer germanischer Sprachen gegeben. Kluge durfte von ihr bei der Besprechung der stark bereicherten 2. Aufl. 1886 sagen: „Sie hat bei uns wie in England und Amerika ebenso warme Aufnahme gefunden, wie sie bei uns und auch in Amerika einen eifrigen Betrieb der altenglischen Studien erzielt hat“ [24].

Sievers nahm seine Vorlesungstätigkeit in Jena im WS 1871/72 auf. Nachdem er sich in der ersten Hälfte der 70er Jahre in den Lehrbetrieb eingearbeitet hatte, widmete er von 1874 an neben der deutschen und romanischen Philologie auch akademische Veranstaltungen der Anglistik, für die er ja zeitlebens eine große Vorliebe hatte. Im SS 1874 kündigte er eine Vorlesung über englische Grammatik an und wiederholte sie fünf Jahre später vor 18 Hörern. Im SS 1875 las er vor zehn Studenten über „Angelsächsisch nebst Erklärung des Beowulf“. Dies ist das erste altenglische Kolleg in Jena. Aus ihm und seinen zwei Wiederholungen ist die Angelsächsische Grammatik herausgewachsen. Allerdings muß einschränkend betont werden, daß bei den Wiederholungen der Beowulf in viel stärkerem Maße im Mittelpunkt stand. Das zeigt sich schon in den Ankündigungen, die Beowulf-Interpretationen verhießen, denen allerdings eine sprachwissenschaftlich-grammatische Einführung vorausging. Sievers las außerdem über altgermanische Literatur, ein Kolleg, in dem er auch der altenglischen Poesie Raum gab.

1876 erschien Sievers' Buch „Grundzüge der Lautphysiologie“, das von der zweiten stark umgearbeiteten Auflage an „Grundzüge der Phonetik“ betitelt wurde, — ein epochemachendes Werk, durch das die Phonetik

---

[24] Literarisches Zentralblatt, 38 (1887), Sp. 112.

nach Raumers vergessenen Ansätzen, Scherers und Brücks Versuchen endgültig für die Sprachwissenschaft gewonnen wurde. Frei von Systemen und Theorien, aber gestützt auf ein bewunderungswürdiges Gehör, hatte er hier ein Werk für die Praxis geschaffen, das als erster Band der Sammlung indogermanischer Grammatiken erschien und zu einer vom Schriftbild unabhängigen „Orientierung über die zum Verständnis der Lautlehre der indogermanischen Sprachen notwendigen allgemeinen Fragen dienen sollte“ (Vorwort). Mit diesen Worten ist der Wert des Buches für die Anglistik bezeichnet. Überdies nahm Sievers in der 2. Aufl. die von Ellis, Sweet und Storm verbesserte Vokaltheorie Bells auf. — Im akademischen Leben behandelte er wiederholt die Phonetik in gut besetzten, besonders auch von Anglistik-Studenten gehörten Kollegs. „Über englische Aussprache“ hat er im SS 1883 sogar eine besondere Vorlesung gehalten, für die sich 29 Hörer einschrieben, eine für die damaligen Jenaer Verhältnisse recht beachtliche Zahl.

Im akademischen Verwaltungsbetrieb war Sievers unausgesprochen der Vertreter der Anglistik, denn er war für alle entsprechenden Fragen wie Prüfungen, Dissertationen etc. zuständig. Vom Fachlichen her gesehen hat deshalb Frings recht, wenn er in seinem Nachruf 1932 Sievers als Vertreter nicht nur der deutschen und romanischen, sondern auch der englischen Philologie in Jena bezeichnet[25]. Bei der Wegberufung 1883 wurde diese Tatsache auch der Fakultät und dem Kurator voll bewußt. Allerdings war das Problem der Vertretung der neueren Sprachen bereits zwei Jahre vorher angeschnitten worden. Am 18. II. 1881 hatte die Philosophische Fakultät einen Antrag auf Gründung einer „außerordentlichen Professur für neuere Sprachen“ gestellt und zur Begründung folgendes angeführt[26]: „Die von Diez begründete Wissenschaft der neueren Philologie hat einen solchen Umfang gewonnen, daß sie nicht wohl mehr als Nebenfach behandelt werden kann... Größe und Bedeutung des Faches entspricht denn auch die Besetzung desselben an den deutschen Universitäten. An 22 von 28 deutschen Universitäten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz bestehen Ordinariate für neuere Sprachen (an 7 derselben sind Romanisch und Englisch sogar durch gesonderte Ordinariate vertreten), von den übrigen 6 besitzen 4 Extraordinariate, eine wenigstens ein Lektorat. Gar keine Vertretung dieser Fächer hat nur Jena aufzuweisen.“ Weiterhin bediente sich die Universität eines für die

---

[25] Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß hier allerdings gesagt werden, daß Sievers niemals in irgendeiner Form offiziell Vertreter der Anglistik in Jena war. Das Fach ist offiziell zur Zeit von Sievers weder durch einen Lektor speziell für Englisch noch durch einen Dozenten vertreten gewesen.
[26] Univ.-Archiv Jena BA 439 Bl. 47 ff.

Ministerien meist sehr zwingend erscheinenden und dementsprechend auch oft ins Feld geführten Argumentes: das der Oberlehrerausbildung. Eine solche Professur, so heißt es, sei auch bereits bei der Errichtung eines Oberlehrerexamens berücksichtigt worden — „wenn auch bislang Aushilfe von anderer Seite gewährt worden ist", so sei dies doch nicht immer zu erwarten.

Trotzdem glaubten die Erhalterstaaten der Universität, die kleinen thüringischen Herzogtümer Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Altenburg und Sachsen-Meiningen, auf später vertrösten zu müssen, zumal gleichzeitig noch ein weiterer Antrag der Fakultät lief: die Vertretung der neueren deutschen Literaturgeschichte, die Sievers mit zu lehren abgelehnt hatte. Als er zum WS 1883/4 Jena verließ, war also Vorsorge zu treffen für Altgermanistik, Anglistik, Romanistik und außerdem erheischte das Problem der Vertretung der neueren deutschen Literaturgeschichte eine Lösung. Nach langem Hin und Her kam man zu folgender Lösung: Die Romanistik wird dem 1881 habilitierten Privatdozenten Rudolf Thurneysen überlassen, der später einen dotierten Lehrauftrag erhalten soll. Für neuere deutsche Literaturgeschichte wird ein Extraordinariat ins Auge gefaßt und hierfür Berthold Litzmann berufen (s. o. S. 200). Altgermanistik und Anglistik aber werden zu einem Lehrstuhl für „deutsche und englische Philologie" vereinigt, den der Straßburger Privatdozent Friedrich Kluge (1856—1926) übertragen bekommt (1884 ao. Prof., 1885 o. Prof.). Diese Lösung, für die Berthold Delbrück, der große Indogermanist, eintrat, war mitbestimmt durch den Interessenkreis Kluges, der sich nach einem Studium in Leipzig (Zarncke), Straßburg (Hübschmann, ten Brink) und Freiburg (H. Paul) 1880 in Straßburg für deutsche und englische Philologie habilitiert hatte. Die Jenaer Fakultät, die anfangs eine getrennte Vertretung der vier genannten Disziplinen wünschte, hatte ihn als Nachfolger von Sievers nominiert, nachdem Hermann Paul und Friedrich Braune aus finanziellen Erwägungen von den Erhaltern abgelehnt worden waren. Ab 1884 ist also in Jena die englische Philologie offiziell vertreten, wenn auch nur in einer Fachkombination. Zu dieser Zeit bestanden selbständige Ordinariate für Anglistik bereits an folgenden Universitäten: Bonn, Straßburg, Wien, Halle, Berlin, Leipzig, und etatmäßige Extraordinariate in Heidelberg, Marburg, Breslau, Erlangen, Greifswald, Göttingen und Prag [27].

---

[27] Personell gesehen wurden die Probleme der englischen Sprache und Literatur an den deutschsprachigen Universitäten in der zweiten Hälfte der 80er Jahre von folgenden Universitäts-Professoren und -Dozenten hauptamtlich, nebenamtlich oder aus freien Stücken in Vorlesungen oder Seminaren behandelt: Basel: Prof. Soldan, Prof. Born. — Berlin: Prof. Zupitza, Prof. Hoffory,

Kluges Absicht war es zu Beginn seines Studiums gewesen, sich der germanischen Philologie und der vergleichenden Sprachwissenschaft zu widmen. Der Anglist Bernhard ten Brink gewann ihn aber für immer für die neue Wissenschaft. Kluge hat sich ten Brink gegenüber deshalb stets zu größtem Dank verpflichtet gefühlt und ist lebenslang mit ihm im Gedankenaustausch geblieben. Als der Lehrer 1892 starb, schrieb Kluge an seinen Weimarer Freund Reinhold Köhler am 15. Februar: „Durch seinen Tod habe ich einen wahren Freund und Berater verloren[28].“ Er hat ten Brink im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft (27, S. 306—10) 1892 einen warmherzigen Nachruf gewidmet und dann auch dessen Buch über „Chaucer's Sprache und Verskunst“ betreut.

Kluge, von 1884 bis 1893 in Jena tätig, war zweifellos einer der fähigsten der damaligen jüngeren Generation der Sprachwissenschaftler und wohl der einzige, der den Verlust von Sievers weniger stark fühlbar werden ließ. Sein Name hatte bereits einen guten Klang. Er war mit zahlreichen Untersuchungen auf dem Gebiet der deutschen und englischen Philologie hervorgetreten; auch war sein „Etymologisches Wörterbuch“ schon erschienen, das seinen Verfasser weithin bekannt machte. Ähnlich wie Sievers, jedoch anders gerichtet, hatte er nicht nur eine Vorliebe für das Englische, sondern auch einen unmittelbaren Kontakt mit England und der englischen Wissenschaft: Er ist häufig in England gewesen, um vornehmlich in London und Oxford seinen Forschungen in Bibliotheken und Archiven nachzugehen. Nachweisbar war er 1883, 1884, 1885, 1888 und 1889 in Großbritannien. Diese Reisen kamen — neben der perfekten Beherrschung des Englischen und einiger Slangs — besonders den altenglischen Studien zugute. Mancherlei Material vermochte er

---

Dr. Horstmann. — Bern: Dr. Künzler. — Bonn: Prof. Trautmann, Prof. Birlinger, Prof. Bischoff, Dr. Morsbach. — Breslau: Prof Kölbing. — Czernowitz: Prof. Srobl. — Erlangen: Prof Varnhagen. — Freiburg/Br.: Prof. Schroer. — Gießen: Prof. Birch-Hirschfeld, Prof. Wilh. Braune, Prof. Pichler. — Göttingen: Prof. Brandl, Prof. Bechtel, Prof. Wagner, Dr. Holthausen (vorher Heidelberg). — Graz: Prof. Schönbach. — Greifswald: Prof. Konrath. — Halle: Prof. Elze, Prof. Gering, Prof. Sievers, Prof. Wagner (vorher Göttingen). — Heidelberg: Prof. Ihne, Dr. Holthausen. — Innsbruck: nicht vertreten; erst ab 1893 Dr. Fischer m. Lehrauftrag. — Kiel: Prof. Krohn, Dr. Sarrazin. — Königsberg: Prof Kissner, Dr. Kaluza. — Leipzig: Prof. Wülker, Dr. Techmer. — Lemberg: Nur ein Lektor vorhanden. — Marburg: Prof. Viëtor, Dr. Kaufmann. — München: Prof. Breymann, Prof. Carriere, Prof. Bernays, Dr. Köppel. — Münster: Prof. Körting, Dr. Einenkel. — Prag: Prof. Brandl (später Göttingen). — Rostock: Dr. Lindner. — Straßburg: Prof. ten Brink. — Tübingen: Prof. v. Köstlin. — Wien: Prof. Schipper. — Würzburg: Prof. Mall. — Zürich: Prof. Breitinger, Prof. Tobler, Dr. Kinkel. — (vgl. auch S. Schopf, a. a. O.). — Stichjahre für die Übersicht sind dabei 1887 und 1888. Lektoren habe ich nicht mit aufgenommen.

[28] Landesbibl. Weimar, Handschriftenabteilung. Nachlaß R. Köhler.

ans Licht zu ziehen[29]. Er legte es in größeren kritisch gesichteten Materialmitteilungen vor[30]. Kleinere Beiträge beschäftigen sich mit altenglischen Glossen, die er in den Handschriften eingesehen hatte, andere Untersuchungen mit angelsächsischen Dichtungen, darunter natürlich auch dem Beowulf. — Der Rezensent Kluge berichtete, wie es auch Sievers in Jena getan hatte, fortlaufend über Neuerscheinungen der englischen Fachliteratur. Mancher Besprechung steuerte er wertvolles eigenes Material bei. In dieser Hinsicht ist besonders bemerkenswert die schon zitierte Rezension von Sievers' angelsächsischer Grammatik. Darüber hinaus ergänzte er diese Grammatik in gewisser Weise durch ein selbständiges (Übungs-) Buch „Angelsächsisches Lesebuch" (1886), dem er später als ein ebenso bekanntes und brauchbares Hilfsmittel für den akademischen Unterricht ein „Mittelenglisches Lesebuch" (1904) folgen ließ. Für Pauls „Grundriß der germanischen Philologie" schrieb er 1891 die Geschichte der englischen Sprache. Mit einer Einleitung über die Herkunft der Angelsachsen beginnend, verfolgte er hier die Entwicklung der englischen Sprache von den Anfängen bis Shakespeare. Er behandelte damit den Bereich des Englischen, der ihm als Altgermanisten besonders nahe lag. Michels gibt in seinem Nachruf eine knappe Charakteristik des Werkes, der wir nichts hinzuzusetzen brauchen:

„Am wertvollsten und selbständigsten ist hier ohne Zweifel die Musterung des englischen Sprachschatzes nach seinen durch die Geschichte der Besiedlung Britanniens und die wachsenden Kultureinflüsse bedingten Bestandteilen, mit glücklichen Übersichten über die keltischen, lateinischen, nordischen, spanischen und italienischen Lehnworte, zum Teil in Tabellenform. Bülbring konnte die mit seltener Sachkenntnis verbundene Berücksichtigung der alt- und mittelenglischen Mundarten rühmen und hervorheben, daß fast jede Seite der Arbeit Belehrung bringe[31]."

Bücher und Untersuchungen, die ähnlich wie entsprechende Arbeiten von Sievers sprachvergleichenden Charakter tragen oder gemein-germanische Probleme behandeln, also auch ihre Bedeutung für die Erforschung des Englischen haben, müssen hier unberücksichtigt bleiben. Nur zwei Werke sollen besonders genannt werden, die „Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte" (1891), eine Arbeit für H. Pauls ‚Grundriß', die ebenso wie die Geschichte der englischen Sprache in Kluges Freiburger Zeit wiederholt aufgelegt wurde, ferner die kleine, aber sehr inhaltreiche

---

[29] Vgl. O. Dammann, Friedrich Kluge. Schriftenverzeichnis, in der Festschrift für Friedrich Kluge (Tübingen 1926).

[30] Angelsächsische Exzerpte aus Byrhtferth's Handboc oder Echiridion.: Anglia 8 (1885), 298—337. — Zum altenglischen Sprachschatz. Exzerpte aus der Interlinearversion von Bedas Liber Scintillarum (Cod. Reg. 7 CIV). Engl. Studien 9 (1886), 35—42.

[31] Berichte über die Verhandlungen der Sächs. Akad. d. Wiss., Phil-hist. Kl., 79. Bd 2. H. (1927).

Schrift: „Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte" (1886). — Unter den Aufsätzen wäre in diesem Zusammenhang der Beitrag „Zur Geschichte des Reims im Altgermanischen" (PBB 9, 422—50) hervorzuheben, der eine singuläre Stellung im Schaffen Kluges einnimmt. Anhand zahlreicher Beispiele erläutert er die enge Verbindung der angelsächsischen poetischen Technik mit derjenigen der altnordischen Stabreimdichtungen. —

Als Kluge im SS 1884 das Jenaer Katheder bestieg, — im WS 1883/84 waren Anglistik und Germanistik nicht vertreten — war es nicht das erste Mal, daß er vor Studenten sprach, auch nicht über Probleme der englischen Philologie; denn bereits in Straßburg hatte er über anglistische Themen gelesen, so über den Beowulf, über Burns, über alt- und mittelenglische Grammatik. Aus demselben Gebiet nahm er den Stoff für seine Übungen. Seine Arbeit erfreute sich dabei allgemeiner Zustimmung und sie wurde äußerlich dadurch anerkannt, daß er, der Privatdozent, einzelne Veranstaltungen des Englischen Seminars übertragen bekam.

In Jena hat Kluge 18 Semester gelesen. Von generell 8—9 Wochenstunden galten aber nur 3 der englischen Philologie, die übrigen der Altgermanistik, eine Aufgliederung, die sicher mit Kurator und Fakultät abgesprochen worden war. Diese 3 Wochenstunden teilte Kluge meist auf in eine zweistündige Vorlesung und in eine einstündige Übung bzw. Seminarveranstaltung. Natürlich bedeutete das einen Fortschritt gegenüber Sievers' freiwilliger Mitvertretung. Jedoch konnte das relativ geringe Angebot an Vorlesungen, ihre thematische Beschränkung, die noch durch ihren philologischen Charakter unterstrichen wurde, auch wenn sie bei Kluge ein sehr hohes Niveau hatten, nicht den Anforderungen genügen, welche die allerdings kleine Zahl der Studenten mit dem Hauptfach Englisch in den 80er und 90er Jahren stellen durfte und mußte. Darüber ist sich wohl auch die Fakultät im klaren gewesen, meinte aber wahrscheinlich, das Angebot reiche für Studierende mit dem Nebenfach Englisch aus, die auf diese Weise, wenn sie wegen der günstigen Vertretung ihres Hauptfaches sich in Jena inskribiert hatten, durch eine so geartete Vertretung des Englischen hier zu halten seien. Allein die Entwicklung der Frequenz redete eine deutliche Sprache. In den ersten Semestern weisen die Hörerlisten noch 10—15 eingeschriebene Studenten auf, dann sinkt die Zahl unter 10, bald unter 5, und manches Kolleg kam nicht zustande. „Schuld" an dieser Abwanderung war, wie betont, nicht das Niveau der Vorlesungen Kluges, wie er auch für das geringe Kollegangebot nicht verantwortlich ist; denn er hatte ja zwei Fächer zu vertreten und war damit arbeitsmäßig mehr als ausgelastet, hielt sich fast völlig vom geselligen Leben fern und mußte bereits Ende der 80er Jahre auf

seine durch Überforderung geminderte Gesundheit Rücksicht nehmen. Der Grund ist vielmehr darin zu sehen, daß es nicht zu verantworten war, einem Mann zwei selbständige Fächer aufzubürden — und die Anglistik war ja, wie die Vertretung an anderen Universitäten zeigt, eine selbständige Disziplin geworden. Allein auch hierbei waren die Verantwortlichen nicht frei in ihrer Entscheidung. Denn die Finanzlage der Universität war, wie schon mehrmals gesagt werden mußte, recht schlecht und machte manchen verzweifelten Notbehelf erforderlich, mußte doch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, bevor die Carl-Zeiß-Stiftung, das Werk Ernst Abbes, für die Universität wirksam wurde, zeitweise dem Gedanken an eine Aufhebung oder doch Einschränkung des Lehrbetriebes Raum gegeben werden. Die wirtschaftliche Lage der Universität ist aber, wie ihre Geschichte überhaupt, noch nicht genügend erforscht, so daß im Einzelfall nicht immer mit Sicherheit entschieden werden kann, ob Geldmangel, Voreingenommenheit der Professoren (etwa gegenüber der Anerkennung eines neuen Faches als gleichberechtigter Disziplin), Gleichgültigkeit des Kurators oder geringe Anziehungskraft eines Lehrers den Ausschlag beim Zurückbleiben des einen oder des anderen Faches gegeben hat [32].

Thematische Abgrenzung und Charakter von Kluges Vorlesungen waren bei der Anglistik noch stärker als bei den germanistischen Veranstaltungen von den Interessen des Gelehrten bestimmt. Kluge war, wie betont, Altgermanist; dementsprechend beschäftigte er sich auch im Bereich der Anglistik auf dem Gebiet der Sprachgeschichte vornehmlich mit den älteren Partien des Englischen. Die Behandlung neuerer Abschnitte von Sprache und Grammatik geschah offensichtlich mehr, um einer Vermittlung von Kenntnissen für den praktischen Gebrauch zu dienen, als um sprachwissenschaftliche Probleme des Neuenglischen allseitig zu erörtern. Auf dem Gebiet der Literatur ging Kluge nur bis Shakespeare. Doch hat er die Dichtungen auch mehr unter philologischem als unter literaturwissenschaftlichem Gesichtspunkt betrachtet; denn Kluge ist nach allem, was wir wissen, stets Philologe im engeren Sinn des Wortes gewesen [33].

---

[32] Vgl. dazu jetzt: Geschichte der Universität Jena. Bearbeitet von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Max Steinmetz (2 Bde. Jena 1958/60).
[33] Im einzelnen hat er über folgende Themen gelesen: Englische Literaturgeschichte bis Chaucer (3x), Beowulf (4x), Shakespeares Leben und Werk (1x), Shakespeares Hamlet (1x), Shakespeares Tragödien (1x); Geschichte der englischen Sprache (3x), neuenglische Grammatik (1x), mittel- und neuenglische Grammatik (1x), ferner Interpretationskollegs über verschiedene alt- und mittelenglische Dichtungen. Die Stoffe, die er in dem Seminar behandelte, bewegten sich im gleichen Themenkreis. —

Im ersten Jahr von Kluges Jenaer Tätigkeit liegen die Anfänge des Englischen Seminars. Deshalb sei hier ein kurzer Überblick über die Geschichte dieses Seminars eingeschoben.

Sehr offen zeigten sich Kurator und Nutritoren gegenüber einem Antrag von Friedrich Kluge und Rudolf Thurneysen auf „Gründung eines neusprachlichen Seminars" vom 13. IV. 1885[34]. — Kluge, der offizielle Vertreter der englischen Philologie, und Thurneysen (1857, Habilitation 1881, Lehrauftrag 1885), der offizielle Vertreter der Romanistik, wiesen in ihrem Antrag darauf hin, daß alle philologischen Disziplinen der Fakultät außer den neusprachlichen über ein Seminar verfügten. Da aber auch die neuere Philologie an der Universität offiziell vertreten sei, so sei es wünschenswert, auch für sie eine Ausbildungsstätte zu schaffen. Kluge und Thurneysen unterstrichen sodann die Bedeutung eines Seminars mit den Worten:

„Der Vorzug des Seminars gegenüber den gewöhnlichen Übungen besteht darin, daß es Lehrer und Lernende in ein näheres Verhältnis zueinander führt, daß der Dozent direkten Einfluß auf die allgemeine Arbeitsweise der Studierenden gewinnt und daß er ihnen zu speziellen wissenschaftlichen Untersuchungen Anleitung und Förderung geben kann."

Das Seminar, so schlugen die Antragsteller vor, sollte eine romanistische und eine anglistische Abteilung besitzen, zu deren Direktor der jeweilige Fachvertreter ernannt werden müßte. — Der Kurator unterstützte den Antrag, und so gaben auch die Nutritoren ihre Zustimmung.

Nach der Genehmigung der von Kluge entworfenen Statuten konnte das Seminar daher noch im Sommer 1885 eröffnet werden. Untergebracht war es in einem kleinen Zimmer im Kollegiengebäude am Fürstengraben (heute Goethe-Allee). Es war das Auditorium XV. Wahrscheinlich nach der Verselbständigung der beiden Abteilungen zu gesonderten Seminaren vom WS 1894/95 an[35] erhielt das Romanische Seminar einen eigenen Raum im Dachgeschoß zugewiesen[36]. Die Anglisten bekamen erst bei der Neuverteilung der Seminarunterkünfte im Jahre 1904 einen größeren Raum im gleichen Geschoß, der heute zur Hausmeisterwohnung gehört.

Bei der Gründung erhielt das Neusprachliche Seminar eine einmalige Zuwendung. Aus dieser und aus den laufenden Zuschüssen erwuchs die Bibliothek. Sie wurde in einem Schrank untergebracht, der wegen der Enge des Raumes auf dem Flur stehen mußte. Er konnte nach einer Reihe von Jahren die ständig, wenn auch langsam wachsende Zahl der Bücher nicht mehr fassen. So mußten bald einige mehrbändige Werke

---

[34] Die Seminarakten befinden sich im Univ. Archiv Jena, Kuratelarchiv. Nr. 858 (bis 1904) und Nr. 867 (bis 1959).

[35] Nach dem Institutsverzeichnis. Getrennte Akten beginnen erst im neuen Jahrhundert.

[36] Vgl. m. Diss. (s. o. S. 190 Anm. 6) Teil III. Grundrißzeichnungen.

an die Universitätsbibliothek abgegeben werden — ein bemerkenswerter Parallelfall zu einer aus gleichen Motiven erwachsenen Handlung des Direktors des Deutschen Seminars vom Jahre 1905.

Das Seminarlokal war „schlecht", wie Kluge am 24. III. 1886 ausdrücklich gegenüber dem Kurator betonte. „Es wiederholen sich", so schreibt er, „die Klagen der Studierenden über die schlechte Heizbarkeit des Raumes stets und dauernd". Der Anglist Keller sprach 1903 in zwei Gesuchen[37] davon, daß „die Unzulänglichkeit des Raumes evident sei", ja er sei „direkt gesundheitsschädlich". „Und für den Lehrer ist es deprimierend, wenn er nicht unterrichten kann, ohne sich heftige Kopfschmerzen zuzuziehen". — Der Gesamtetat, der dem Seminar bei der Gründung zugebilligt wurde, betrug 300 Mark jährlich, von dem jedem der beiden Direktoren die Hälfte für seine Abteilung zur Verfügung stand. 1893 wurde der Zuschuß für die romanistische Abteilung, 1901 derjenige für das Englische Seminar um 100 Mark erhöht — freilich erst nach wiederholten Klagen über die schlechte Ausstattung der Bibliothek. Und noch 1907 mußte Keller sagen: „Ich selbst stelle meine Privatbibliothek den Studierenden jederzeit zur Verfügung[38]."

Die Geschichte des englischen Seminars soll hier nicht weiter verfolgt werden. Sieht man die nicht sehr umfangreichen Akten durch, so kann man fast wörtlich dasselbe, was als Charakteristikum der Geschichte des Deutschen Seminars an anderer Stelle festgestellt werden mußte, wiederholen: Die Seminargeschichte ist, soweit sie sich in den Akten niedergeschlagen hat, beherrscht von den Bemühungen um Sonderzuschüsse, bessere Unterkunft und höheren Etat. —

Nach dem ersten Weltkrieg waren die Sorgen der Direktoren allerdings nicht mehr so drückend, weil nunmehr das ganze Land Thüringen die Universität erhielt und so z. B. Anträge auf Etaterhöhungen und Sonderzuschüsse leichter verwirklicht werden konnten, auch sprang wiederholt die „Gesellschaft der Freunde der Thüringischen Landesuniversität" mit beachtlichen Beiträgen ein. Trotzdem blieb noch genügend Grund zum Klagen, auch über die Unterkunft. So wünschte in den 30er Jahren Hermann M. Flasdieck einen Tausch mit den Romanisten, was aber von jenen strikt abgelehnt wurde.

---

[37] Univ. Archiv Jena C 601.
[38] Univ. Archiv Jena C 858 Antrag vom 16. V. 1907.

IV

1893 erhielt Kluge den lange befürchteten Ruf an eine andere Universität (Freiburg i. Br.) und war auch bei ihm angebotener materieller Besserstellung nicht bereit zu bleiben. Da kurz vorher der Literaturhistoriker Litzmann ebenfalls wegberufen worden war, befand sich Jena in einer ähnlichen Lage wie vor Kluges Berufung. Anglistik, Altgermanistik und neuere deutsche Literaturgeschichte mußten versorgt werden. Für die nächstliegende Lösung einer personell getrennten Fachvertretung fehlte es nach Meinung des Kurators Eggeling an den nötigen Mitteln, ein Argument, das nur als bedingt richtig angesehen werden kann. Es scheint so gewesen zu sein, daß Eggeling den vielfältigen Problemen, welche die Betreuung einer schwach dotierten Hochschule aufwarf, nicht voll gewachsen war. Gegenüber der nicht von einem einheitlichen Willen beseelten Fakultät setzte er es durch, daß Altgermanistik und neuere deutsche Literaturgeschichte zu einem Ordinariat für deutsche Philologie zusammengelegt wurden und daß daneben, was zweifellos für die Entwicklung der Anglistik in Jena von Vorteil war, ein Extraordinariat für englische Philologie geschaffen wurde. Anlaß zu dieser Lösung des Problemkomplexes gab u. a. die Tatsache, daß (wie der Kurator auf Grund des Gutachtens der Fakultät an die Regierungen schrieb) „jüngere Gelehrte, welche die deutsche und englische Sprache vertreten können, wie allseits behauptet wird, nicht vorhanden sind...", und er meinte: „Der Unterricht in der englischen Sprache darf in dem Lehrplan unserer Universität nicht mehr fehlen, da diejenigen, welche sich dem Studium der neueren Sprachen widmen, Jena fernbleiben würden, wenn hier keine Gelegenheit zum Studium der englischen Sprache geboten wäre[39]".

Die Fakultät reichte daraufhin ihre Vorschläge für die Besetzung des nunmehr selbständigen Extraordinariates ein[40]. Sie nannte die Privatdozenten:

1. Wilhelm Franz, Greifswald,
2. Max Kaluza, Königsberg.

Von diesen beiden „für besonders geeignet erachteten... jungen Gelehrten" erhielt Franz die außerordentliche Professur. Er war u. a. auch von Kluge warm empfohlen worden.

Wilhelm Franz (gest. 1943) wurde am 24. März 1859 in Merzhausen im Nassauischen geboren[41]. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Darmstadt studierte er deutsche und neuere Philologie in Straßburg.

---

[39] Landesarchiv Meiningen R 1011 Bl. 159 f. Kuratelbericht vom 16. II. 1893.
[40] Univ. Archiv Jena M 622 Bl. 110 Protokoll der Fakultätssitzung vom 2. Februar 1893.
[41] Vgl. Joseph Biel, Wilhelm Franz zum 70. Geburtstag, Engl. Studien 63 (1928/9), 461—468.

Hier promovierte er auch 1883 mit einer Arbeit über die lateinischen Lehnwörter im Althochdeutschen. Anschließend widmete sich Franz ganz der englischen Philologie. $4^1/_2$ Jahre hielt er sich in England auf und erwarb sich dabei eine beachtliche Kenntnis der Sprache (einschließlich ihrer Mundarten), der Sitte und des Brauchtums. 1888 wurde er Lektor in Greifswald. 1892 erwarb er an dieser Universität die Venia legendi. Zur Habilitation legte er neben seiner Dissertation die in den Engl. Studien Bd 12 und 14 erschienenen Aufsätze: „Die Dialektsprache bei Charles Dickens" und „Zur Syntax des ältesten Neuenglisch" vor. In der Probevorlesung vom 6. August sprach er „Über die englischen Universitäten". — Diese Veröffentlichungen, verbunden mit seinem bisherigen Bildungsgang, ließen den Greifswalder Privatdozenten der Jenaer Fakultät in günstigem Licht erscheinen, zumal auch seine akademische Tätigkeit gerühmt wurde.

In Jena nahm Franz seine kurze Lehrtätigkeit im SS 1893 auf. Wie bei den meisten Anglisten, die von der Altgermanistik herkamen oder doch von deren Schule stark beeinflußt worden waren, lag auch bei Franz, zumindest bis zum Ende seiner Jenaer Zeit (1897), der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeiten im Bereich der Sprachwissenschaft und den älteren Epochen der englischen Literatur. Neben mehrmals angezeigten „Neuenglischen Übungen", die (wie später Keller) der Extraordinarius mit abhalten mußte, weil noch kein Lektorat für Englisch vorhanden war, bewegen sich seine Ankündigungen vornehmlich auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft[42] und umkreisen die zentrale Gestalt der englischen Literatur: William Shakespeare[43]. Weiterhin ist einmal ein Kolleg über Lord Byron und eins über den Beowulf angezeigt. Aus den verschiedenen Shakespeare-Veranstaltungen erwuchsen — kurz nach der Wegberufung von Franz — noch in Jena vorbereitete Bücher, die dem Namen des Anglisten eine bedeutende Stellung in der Geschichte seiner Wissenschaft sichern. 1898 erschien die „Shakespeare-Grammatik" (^{2}1909, ^{3}1924) und 1902 die „Grundzüge der Sprache Shakespeares". Auch späterhin blieb Franz dem großen Werk treu: 1939 legte er die 4. überarbeitete Auflage der Shakespeare-Grammatik mit dem Titel „Die Sprache Shakespeares in Vers und Prosa" vor.

Im Herbst 1896 erhielt Franz einen Ruf nach Tübingen. Der Kurator Eggeling war nicht bereit, den Gelehrten durch eine Gehaltszulage in Jena zu halten, trotz der nachteiligen Folgen, die daraus erwachsen

[42] Englische Syntax seit Shakespeare (3stdg.), 2 x gelesen, Geschichte der englischen Sprache (3stdg.), alt- und mittelenglische Übungen.
[43] Die Sprache Shakespeares, Shakespeare-Interpretationen, Heinrich IV., Shakespeare-Seminar.

konnten. Offenbar aber schätzte er das Fach jetzt geringer ein als vor Franzens Berufung (s. o. S. 354). So wurde in Jena nach wenigen Jahren schon wieder eine Neubesetzung notwendig. Diese stieß jedoch auf erhebliche Schwierigkeiten, da, wie die Fakultät in ihrem Bericht vom 18. XI. 1896 feststellen mußte, „Privatdozenten in Deutschland nicht vorhanden sind[44]". Einen beamteten Extraordinarius zu berufen war jedoch ausgeschlossen, weil Jena nur 15—1800 Mark jährlich bieten konnte, in Preußen aber ein ao. Professor schon 3000 Mark erhielt. Die Fakultät konnte deshalb nur einen Namen nennen: Max Förster, Lektor in Bonn.

Max Förster (geb. 1869) hatte nach dem Besuch des Gymnasiums in Münster sich dem Studium der neueren Philologie in Münster und Berlin gewidmet und mit einer Arbeit über die Quellen von Aelfrics 80 homilia catholica 1892 promoviert. 1894 war er Lektor in Bonn geworden und stand jetzt, im WS 1896/97, unmittelbar vor der Habilitation. Sein Name war bereits bekannt geworden durch eine Reihe von Aufsätzen aus verschiedenen Gebieten der englischen Philologie.

Nachdem die Fakultät diesen Vorschlag unterbreitet hatte, setzte sich der Jenaer Kurator persönlich mit Förster in Verbindung. Dieser jedoch teilte ihm mit, „daß moralische Verpflichtungen der Bonner Fakultät gegenüber es ihm unmöglich machten, dem ehrenvollen Ruf nach Jena Folge zu leisten". Bonn vermochte Förster dadurch zu halten, daß man ihm an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität selbst ein Extraordinariat in Aussicht stellte[45].

Nunmehr entstand freilich eine schwierige Lage, und es rächte sich, daß man Franz bedenkenlos hatte ziehen lassen. Die Fakultät kam in ihrem Gutachten zu dem deprimierenden Ergebnis, „daß es ihr nicht möglich ist, eine tüchtige Kraft vorzuschlagen, welche für die hier etwa zur Verfügung stehende Besoldung zu haben wäre, und glaubt deshalb, daß nichts übrig bleibt, als im Augenblick von einer Neubesetzung der Professur absehen zu müssen. Die Fakultät wird sich bemühen, das vorhandene Bedürfnis, soweit es angeht, vorläufig auf anderem Wege zu decken[46]."

Einen Monat später (11. III. 1897) glaubte die Fakultät diesen anderen Weg gefunden zu haben. Es war ihr bei vertraulich-persönlichen Umfragen, die wahrscheinlich V. Michels und B. Delbrück übernommen hatten, von Alois Brandl und Eduard Sievers ein 24jähriger befähigter

---

[44] Univ. Archiv Jena B 443 Bl. 131 ff.

[45] Univ. Archiv Jena M 622 aus einem Brief Eggelings an die Fakultät vom 21. III. 1897.

[46] Univ. Archiv Jena B 443 Bl. 131/39 Bericht vom 8. II. 1897.

Anglist empfohlen worden. Deshalb konnte die Fakultät an Kurator und Nutritoren schreiben: „Sie [die Fakultät] schlägt vor, den Dr. phil. Wolfgang Keller als Lektor hierher zu ziehen und zwar schon für das SS 1897. Dabei wird nicht die dauernde Einrichtung eines Lektorates neben der Professur geplant, sondern angenommen, daß Dr. Keller... sich bei der Fakultät habilitieren wird... Daß eine Remuneration gezahlt werde, hält die Fakultät in diesem Falle für unumgänglich, und aus dem Grunde für billig, weil der Betreffende die Arbeit eines Professors zu leisten haben wird." Mit dieser Lösung war der Kurator sehr einverstanden, und Keller wurde zum SS 1897 berufen. Es trat also, und das war wichtig, keine Unterbrechung des akademischen Unterrichts ein.

Wolfgang Keller stammt aus einer alten akademischen Familie. Sein Großvater ist der bekannte Tübinger Germanist und Romanist Adalbert von Keller, sein Vater der Prager klassische Philologe.

Keller wurde am 14. Februar 1873 in Freiburg/Br. geboren. Seine Kinderzeit verlebte er in Graz. Nach der Berufung des Vaters nach Prag besuchte er in der böhmischen Metropole das Gymnasium und legte 1890 sein Abitur ab. Die Prager Jahre vermittelten ihm nicht nur entscheidende Bildungseindrücke, sondern bestimmten auch seine späteren politischen Anschauungen. Hier, wo Deutsche und Tschechen sich mit betont nationaler, um nicht zu sagen nationalistischer Einstellung gegenüberstanden, stellte sich Keller bewußt auf den Boden der Gedankenwelt der Deutsch-Nationalen Partei. Diese politische Grundanschauung hat ihn sein ganzes Leben begleitet und wurde in Jena zu einer der Brücken, die ihn mit Michels und mit Leitzmann verbanden.

1890 immatrikulierte sich Keller an der — ehemaligen — deutschen Universität Prag für Medizin und Naturwissenschaft. Jedoch wechselte er schon bald zur neueren Philologie über. Diese Interessenverbindung — die er übrigens mit seinem Vater teilt — ist aufschlußreich, denn sie erläutert seine unphilosophische Grundhaltung und seine ausgesprochen philologische Begabung im engeren Sinne, die sich in sauberer, äußerst korrekter Kleinarbeit und ausschließlicher Verwendung der historisch-genetischen Methode (im Sinn der Junggrammatiker und der Scherer-schule) äußert. Deshalb wurde er auch bei seinem Studium (Prag, Straßburg, Berlin, London) besonders von Pogatscher (Prag) und von Gröber (Straßburg), weniger von Brandl angezogen. In London lernte er W. W. Skeat, H. Sweet und F. J. Furnivall kennen[47].

[47] Vgl. Rudolf Kapp, Wolfgang Keller, Engl. Studien 75 (1943), S. 145—158. — Max Deutschbein: Wolfgang Keller zum Gedächtnis, Shakespeare-Jb. 78/79 (1943), S. 1—5 m. Bild.

1895 erwarb Keller in Straßburg den Doktorhut mit einer Dissertation über „Literatur und Sprache in Worcester im 10. und 11. Jahrhundert". Die Arbeit wurde in der Schriftenreihe „Quellen und Forschungen" 1895 veröffentlicht. In den folgenden Jahren legte er Studien zur frühen und Vor-Shakespeare-Zeit vor. Diese Arbeiten und seine Englisch-Kenntnis ließen eine Berufung gerechtfertigt erscheinen. Die Fakultät wurde für das Vertrauen, das sie ihm schenkte, voll belohnt; denn der junge Anglist entwickelte sich in den folgenden Jahren zu einem in Lehre und Forschung angesehenen Gelehrten. 1898 veröffentlichte er (zus. m. G. R. Churchill) die Arbeit: Die lateinischen Universitätsdramen in der Zeit der Königin Elisabeth (Jb. d. Shakespeare-Ges. 34, 220—323). Im gleichen Jahr erschien seine Habilitationsschrift. Diese ist eine Fortsetzung der Dissertation und hat neben dem gemeinsamen Obertitel den Untertitel: „Die literarischen Bestrebungen in Worcester im 11. Jahrhundert." Der Romanist Cloetta gutachtete: „Sie gibt, soweit das Material es gestattet, ein erschöpfendes Bild des geistigen Lebens in Worcester im 11. Jahrhundert und den im ganzen ernst gemeinten Versuch, die einzelnen Persönlichkeiten zu charakterisieren." Delbrück rühmte an Keller „tüchtige philologische Schulung und gute Einzelkenntnisse". Das Kolloquium wurde u. a. auch von dem Germanisten Victor Michels geführt, dessen Interessen auch das Angelsächsische mit einschlossen. Die Antrittsvorlesung lautete: „Die Besiedlung Britanniens durch die Angelsachsen und die englischen Dialekte."

In dem Jahr der Habilitation veröffentlichte er eine größere Studie: „Richard II., ein Drama der Shakespeare-Zeit (I. Teil)", die auf die Aktualität des Stoffes in jener Zeit hinweist. Die Untersuchung ist im Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft Bd. 24 veröffentlicht. Die Mitherausgeberschaft dieses deutschen Organs der Shakespeare-Forschung hat Keller in den Jenaer Jahren übernommen und dem Jahrbuch mit Umsicht und Geschick bis 1909 gedient. Als man nach dem ersten Weltkrieg erneut mit der Bitte an ihn herantrat, seine redaktionelle Erfahrung wieder zur Verfügung zu stellen, war er gern dazu bereit. Er hat für die von ihm betreuten Bände selbst manche Studie beigesteuert. Nach der Jahrhundertwende, die ihm die Ernennung zum ao. Professor brachte, wandte sich Keller den Problemen zu, welche die Entzifferung altenglischer Handschriften aufwarfen. 1901 erschien allerdings erst noch die schon früher geschriebene Studie: „The Wars of Cyrus". 1906 legte er dann seine „Angelsächsische Paläographie mit besonderer Rücksicht auf die Denkmäler der Volkssprache" vor. Eine Arbeit über die Akzente in den angelsächsischen Handschriften schloß sich an (1908). Er hat mit diesen Büchern Entscheidendes zur Kenntnis der altenglischen Paläogra-

phie beigetragen. Später — nach seiner Berufung 1910 nach Münster/Westf. — beschäftigte er sich besonders mit Shakespeare. Während des ersten Weltkrieges behandelte Keller ein aktuelles Thema in dem Buch: „Das moderne England" (1915).

Im geselligen Leben Jenas schloß Keller sich besonders den Germanisten Albert Leitzmann und Victor Michels an. Beide Gelehrte waren mit den Fragen der altenglischen Sprachwissenschaft voll vertraut. Gemeinsame politische und wissenschaftliche Interessen bildeten darüber hinaus ein weiteres Band. Wolfgang Keller hat in Jena vom SS 1897 bis zum Ende des WS 1909/10 die englische Philologie vertreten, also 25 Semester in Jena gelesen in einer Zeit, in der allgemein das Interesse am Englischen und die Bedeutung dieser Sprache in Deutschland stark zunahm. Da wir für Jena mit Beginn des neuen Jahrhunderts keine ausreichenden Unterlagen für die Frequenz der Vorlesungen (Hörerverzeichnisse) mehr besitzen, läßt sich von den Kollegs her gesehen diese Entwicklung nicht verfolgen.

Keller hat während seiner Jenaer Zeit 27 Vorlesungsthemen behandelt, von denen eine Anzahl mehrfach angekündigt wurde, so daß von ihm 45 Kollegs angezeigt worden sind. Hinzu kamen einige Veranstaltungen mit mittelenglischen Übungen und ebenfalls zweistündig abgehaltenen neuenglischen Übungen. Diese neuenglischen (Sprach-) Übungen sind von Keller während der ersten 10 Jahre regelmäßig abgehalten worden. Neben den Veranstaltungen lief in jedem Semester ein zweistündiges Seminar. Ein statistischer Überblick zeigt weiterhin, daß der Dozent je Halbjahr 7 Wochenstunden, gelegentlich auch etwas mehr, dem Gesamtbereich der englischen Philologie gewidmet hat. Die Themen sind recht abwechslungsreich gehalten, wenn auch einige Kollegs über grundlegende Probleme wiederholt, jedoch ohne schematischen Turnus stattfanden. Neben phonetisch-sprachwissenschaftlichen Veranstaltungen [48] galten eine ganze Reihe Vorlesungen Shakespeare [49]. Ferner wurden Chaucer, Byron und Spencer gesondert behandelt. Größere literaturgeschichtliche Vorlesungen sind allerdings kaum angezeigt [50]. Gänzlich vermißt man das Thema: Geschichte der englischen Sprache.

Kellers Ankündigungen weisen eine gewisse Entwicklung auf: anfangs überwiegen sprachwissenschaftliche Veranstaltungen und solche aus dem

---

[48] Allgemeine Phonetik (1 stdg.) 4 x gelesen, Historische Grammatik I und II (je 3 stdg.) zusammen 5 x vorgetragen, Einführung in das Altenglische (2 stdg.) 4 x und über den Beowulf (2 stdg.) ebenfalls 4 x.

[49] Shakespeares Leben und Werke (3 stdg.) 2 x, fünf 1 stdge. Veranstaltungen über einzelne Dramen, ein 1stdges. Kolleg über die Sonette.

[50] Geschichte der englischen Literatur im 18. Jhdt. (3 stdg.) 1 x, Geschichte der englischen Literatur ab 1800 1 x.

Bereich der altenglischen Philologie, während der zweiten Hälfte der Jenaer Wirksamkeit wird dagegen in zunehmendem Maße ein Ausgleich mit den bisher weniger berücksichtigten literaturgeschichtlichen Themenkreisen angestrebt. Auch in der Wahl der Stoffe zu den Seminarübungen, deren Themen bei der gegebenen Übersicht nicht berücksichtigt sind, kann man von einer derartigen Entwicklung sprechen, obwohl hier das Philologisch-Sprachwissenschaftliche vorherrschend blieb. Ob diese Entwicklung sich mehr aus Kellers Neigungen oder aus den Interessen der Studentenschaft erklärt, vermag ich nicht zu entscheiden. Sie entspricht aber dem langsam einsetzenden Bewußtseinswandel, der sich am Ende des 19. Jahrhunderts bereits angekündigt hatte. Er führte das allgemeine, wissenschaftlich gerichtete Interesse, besonders in den philologischen Disziplinen vom unhistorisch gesehenen Stoff (‚Positivismus') und der Betrachtung des Details zur Einordnung dieses Materials in große geschichtliche Zusammenhänge, mithin von der Wortbetrachtung zur Sinndeutung. So begann man jetzt in der Anglistik wie in der Germanistik und Romanistik zu erkennen, daß die Dichtung nicht in erster Linie — oder sogar nur — ein textphilologisch wertvolles Wortkunstwerk, sondern eine ganzheitliche künstlerische Aussage, eine Seinsdeutung ist. Es setzte damit eine Entwicklung ein, die in jüngster Zeit dahin zu gehen scheint, auch die Sprache historisch wie systematisch als einen Ausdruck der Bewußtseinsentwicklung zu erfassen.

Von Kellers im Seminar behandelten Stoffen fallen nur zwei aus dem Themenkreis seiner Vorlesungen heraus: „Altenglisch mit Paläographie" und „Neuenglische Grammatik auf Grund der Dialekte". — Im ganzen darf Kellers Jenaer Tätigkeit als eine intensive und fruchtbare bezeichnet werden. Der feingliedrige Gelehrte mit seiner wenig stabilen Gesundheit hatte sich schnell das Vertrauen und Ansehen der Fakultät errungen. So konnte ohne Bedenken und früher als allgemein üblich der Antrag gestellt werden, Keller das Extraordinariat zu übergeben. Die Fakultät betonte dabei in ihrem Bericht vom 15. VI. 1899: „Die ganze Zeit hat er mit gutem Erfolg gelehrt und ist auch unausgesetzt literarisch tätig gewesen." Um dem Antrag noch mehr Gewicht zu geben, heißt es zum Schluß, daß man „weder gegenwärtig noch in absehbarer Zeit in der Lage wäre, eine andere geeignete Persönlichkeit in Vorschlag zu bringen" [51]. — Und dennoch ließ die Ernennung fast ein Jahr auf sich warten! Sie erfolgte erst für das SS 1900.

9 Jahre später folgte dann der Antrag auf Umwandlung des Extraordinariats in ein Ordinariat [52]. Es heißt hier: „Das Fach der englischen

[51] Univ. Archiv Jena M. 623.
[52] Univ. Archiv Jena M 624 Antrag vom 11. VI. 1909.

Philologie hat sich als völlig selbständige Disziplin ... entfaltet. ... Es ist im Laufe der Zeit zu einem der wichtigsten Fächer im Oberlehrerexamen geworden ... und ist auch ein beliebtes Fach der Doktoranden[53]. Diesem Umstand haben seit längerer Zeit sämtliche Universitäten des Deutschen Reiches mit Ausnahme Rostocks Rechnung getragen und die früheren Extraordinarien in Ordinarien verwandelt". Das Fehlen eines Ordinariats hat sich in Jena „als ein Übelstand" herausgestellt, „so daß die Aufnahme des Anglisten in die engere Fakultät von uns als unbedingt notwendig empfunden wird". Für das Ordinariat wurde Keller vorgeschlagen, „der auf erfreuliche Lehrerfolge zurückblicken kann" und im Jahre 1909 für das Würzburger Ordinariat vorgeschlagen war. Aus diesen Gründen und unter Hinweis auf die schädlichen Folgen für das Wachstum und die Weiterentwicklung der Universität, die eine Ablehnung nach sich ziehen würde, empfahl die Fakultät dringend die Ernennung.

Aus Geldmangel jedoch lehnte der Kurator den Antrag ab, und die Erhalter folgten, wie immer, seinem Vorschlag. Der Kurator glaubte die Ablehnung noch mit seiner Meinung theoretisch sanktionieren zu müssen und schrieb: „Die Universität Jena ist mehr darauf angewiesen, verheißungsvolle junge Kräfte zu gewinnen, als anerkannte zu berufen oder festzuhalten." Dieser hier mit aller Deutlichkeit ausgesprochene Grundsatz, der zweifellos im 19. Jahrhundert oft und keineswegs zum Nachteil der Universität die Maxime des Handelns der Kuratoren war und wohl auch sein mußte, schnitt aber Wolfgang Keller in Jena jede weitere Aufstiegsmöglichkeit radikal ab. Ohne moralische Bedenken konnte er deshalb 1910 einem Ruf als Ordinarius nach Münster folgen. Während des 2. Weltkrieges übernahm Keller in Köln und Bonn die Vertretung der englischen Philologie, deren Lehrstühle unbesetzt waren. In diesem neuen Wirkungskreis ereilte ihn 1943 der Tod. —

Nur zur flüchtigen Orientierung sei an dieser Stelle einiges über die Lektoren gesagt[54]. Ein französisches Lektorat[55] hat schon lange, wenn auch mit Unterbrechungen in der personellen Besetzung in Jena bestanden. So nahm Wolff, als er 1830 berufen wurde, die dotierte Stelle des verstorbenen Lektors ein. Jedoch wurde 1833 wieder ein Sprachmeister für neuere Sprachen (vornehmlich für Französisch), später Lektor ge-

---

[53] Eine Übersicht über die an deutschen Universitäten angenommenen Dissertationen und Habilitationsschriften aus dem Gebiet der englischen Philologie seit 1885 wird von versch. Verfn. in der Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik Jg. 1—6 (1953/58) gegeben.

[54] Vgl. die Dissertation von Eichhorn-Eugen (s. o. S. 187 Anm. 4).

[55] Vgl. Herbert Koch, Die Geschichte der Romanistik an der Universität Jena, Festschrift für Eduard von Jahn (Jena 1956), Maschinenschrift.

nannt, berufen. Diese Stelle ist bis 1868 besetzt gewesen, verwaiste dann aber und wurde 1871 aus dem Etat der Universität gestrichen. Die Besoldung (100 Taler) erhielt Sievers, damit er neben der germanischen auch die romanische Philologie vertrete. 1901 gründeten dann die Erhalterstaaten ein französisches Lektorat, 1905 schließlich auch ein englisches. —

Über den Englisch-Unterricht an der Universität Jena um die Mitte des 18. Jahrhunderts orientiert ein Zeugnis aus der Feder eines Kenners. In dem anonymen, von dem Jenaer Professor Basilius Wiedeburg geschriebenen Buch: „Ausführliche Nachricht von dem gegenwärtigen Zustand der jenaischen Akademie" (Jena 1751) heißt es in § 92: „Es ist an dem, daß die Erlernung der englischen Sprache unter allen übrigen bey uns am wenigsten getrieben wird: das macht aber, weil dieselbe hier die wenigsten Liebhaber findet. Inmittest sind doch diejenigen, welche in derselben richtigen Grund legen und sich feste setzen wollen, nicht ohne allen und hinreichenden Unterricht." —

Am 5. X. 1904 hatte Keller mit dem Hinweis, daß alle deutschen Universitäten ein Lektorat für Englisch besäßen — dessen Inhaber mit dem praktischen Sprachunterricht betraut sei —, den Antrag gestellt, auch in Jena einen Lektor anzustellen. Der Antrag wurde genehmigt und ab 1. IV. 1905 Dr. phil. Andres ernannt. Er wurde 1907 nach Greifswald berufen. Seine Stelle nahmen dann, einander abwechselnd, Engländer ein. Sie beschränkten sich keineswegs nur auf den Sprachunterricht, sondern hielten in steigendem Maße auch literaturgeschichtliche Vorlesungen (in englischer Sprache) und Seminare ab. Ihr Unterricht bildete damit eine wertvolle Ergänzung der Lehrtätigkeit des Fachvertreters.

Zur Wiederbesetzung der durch Kellers Wegberufung frei gewordenen ao. Professur legte die Philosophische Fakultät im April 1910 wie üblich einen Denominationsbericht vor. Sie nannte darin folgende Namen:

1. Privatdozent Heinrich Spies, Berlin[56].
2. Privatdozent Levin Ludwig Schücking, Göttingen.
3. Privatdozent Friedrich Brie, Marburg.

Im Fakultätsgutachten wurde besonders L. L. Schücking hervorgehoben. Und so entschlossen sich Kurator und Nutritoren, die nach Anhören der Meinung der Fakultäten das entscheidende Wort bei Berufungen zu

[56] Nach frdl. Mitteilung von Herrn Prof. Schücking lehnte Spies es ab, seine Berliner Privatdozentur und Lehrerstelle an einer Handelsschule mit dem Extraordinariat in Jena zu vertauschen! Zu diesem Ergebnis führte eine persönliche Anfrage über die mögliche Reaktion von Spies bei der offiziellen Berufung. Aus den Akten ist nichts darüber ersichtlich.

sprechen hatten, wenn dies auch fast immer in Übereinstimmung mit der Fakultät geschah, den Göttinger Anglisten Schücking zu berufen.

Levin Ludwig Schücking wurde 1878 in Burgsteinfurt/Westf. geboren. Er ist ein Enkel von Levin Schücking und Luise von Gall[57].

Schücking widmete sich auf den Universitäten Freiburg, Berlin, München und Göttingen vornehmlich dem Studium der neueren Philologie. Er promovierte in Göttingen mit einer Arbeit über die stofflichen Beziehungen der englischen zur italienischen Komödie (1901). Nach der Promotion konzentrierte er sich vornehmlich auf englische Philologie, ohne sich freilich ganz auf dieses Fach zu beschränken und auf eine Mitsprache in der Problemstellung und Forschung anderer neuphilologischer Disziplinen zu verzichten[58]. Darüber hinaus ist Schücking aber auch mit poetischen Arbeiten hervorgetreten, und zwar schon in seiner Studentenzeit in Göttingen. Seine frühen Gedichte veröffentlichte er im Göttinger Musenalmanach (1898 ff.), der die literarisch bedeutsamste Erscheinung dieser um die Jahrhundertwende in den Universitätsstädten vielfach gepflegten Gattung gewesen ist. Der Göttinger Almanach wurde anfangs von Schückings Jugendfreund Börries Freiherr von Münchhausen herausgegeben, der uns auch über die gemeinsam verbrachten Jahre einen lebendigen Bericht gegeben hat[59].

Zum besseren Kennenlernen von Land und Leuten und der Sprache schloß sich dem Studium ein längerer Englandaufenthalt an (1901/02). Dann bereitete sich Schücking auf die Hochschullaufbahn vor und erwarb in Göttingen 1904 die Venia legendi für englische Philologie. Als Habilitationsschrift diente eine syntaktische Untersuchung über die Satzverknüpfung im Beowulf. Im Zusammenhang mit diesem Werk entstand kurz darauf eine in Buchform erschienene Arbeit mit dem Titel: „Beowulfs Rückkehr, eine kritische Studie“ (1905). Sie behandelt Kompositionsfragen des Epos. In den folgenden Jahren übernahm er auch die Betreuung von Moritz Heynes bekannter, mit Glossar versehener Beowulf-Ausgabe (1. Aufl. 1863), die von der 5. Aufl. (1888) an Adolf Socin herausgegeben hatte. Die Ausgabe hat Schücking von der 8. Aufl. (1908) an mehrere Jahrzehnte begleitet. Er brachte dieses wichtigste altenglische Gedicht in mehreren immer wieder kritisch durchgesehenen Neuauflagen

---

[57] Ich darf hier besonders auf Schückings „Memorabilien“ Anglia Bd 76 (1958), S. 1—26 verweisen, die ich durch das freundliche Entgegenkommen des Autors bereits in den Korrekturbogen einsehen konnte.

[58] Einen Eindruck von dem thematisch weitgespannten Kreis von Schückings Schaffen vermittelt die vollständige Bibliographie seiner wissenschaftlichen Werke, die 1938 Walter Ebisch zusammenstellte.

[59] Börries von Münchhausen: Mein Jugend- und Altersfreund Levin Ludwig Schücking, Anglia 62 (1938) S. 1—6.

heraus ([14]1931). Schließlich gab er sie an Else von Schaubert ab. 1908 erschien aus seiner Feder ein thematisch wie methodisch bemerkenswertes Buch: „Shakespeare im literarischen Urteil seiner Zeit“, ein bedeutsamer Anfang von bleibendem Wert für die Erforschung der Wirkungsgeschichte des großen Briten in seinem Heimatland aus der Feder eines deutschen Gelehrten! Bereits hier werden Fragen der Geschmacksbildung und Literatursoziologie angeschnitten, deren vielschichtige Probleme Schücking dann von seiner Jenaer Zeit an gründlich bearbeitet hat.

In allen diesen Werken erwies sich Schücking, wie die Jenaer Fakultät es formulierte, „als ein selbständiger und origineller Denker, der auch im Gegensatz zu hergebrachten Ansichten seinen Standpunkt gut zu stützen weiß“. Daneben lobte sie ihn als einen „trefflichen Kenner der älteren englischen Literatur“ und charakterisierte ihn als eine „reichbegabte, namentlich auch künstlerisch ungewöhnlich veranlagte Persönlichkeit“. Weiterhin konnte in dem Gutachten zu Recht seine bedeutende Lehrbefähigung hervorgehoben werden.

Mit diesen wenigen Worten hatte die Fakultät Wesen und Können der Persönlichkeit Schückings richtig erfaßt. Es muß als ein Verdienst der Fakultät angesehen werden, den Privatdozenten Schücking ‚entdeckt‘ und ihm durch die Berufung nach Jena die Möglichkeit unbeschränkter akademischer Wirksamkeit eröffnet zu haben. Seine Berufung reiht sich damit würdig an manchen genialen Griff im 19. Jahrhundert an, der junge sehr befähigte Gelehrte mit neuen, zukunftweisenden Anschauungen nach Jena geholt hatte.

In den „Memorabilien“ hat Schücking seine Eindrücke von Jena in wenigen Sätzen zusammengefaßt, die das akademische Leben des Saalestädtchens so treffend charakterisieren, daß ich sie hier ungekürzt wiedergeben möchte:

„Die Anglistik in Jena war nur Extraordinariat und als solches mit dem nicht eben fürstlichen Jahresgehalt von sage und schreibe 2400 Mark verbunden. Den Anregungen, beim Ministerium für eine finanzielle Besserstellung einzutreten, pflegte der im Namen der vier ‚Sächsischen Erhalterstaaten‘ amtierende Kurator einen ehernen Widerstand entgegenzusetzen. Sein ständiges Argument in diesem und ähnlichen Fällen war: ‚Die armen Reisigsammler auf der Rhön würden es nicht verstehen, wenn die Steuern der Steigerung der Jenaer Professorengehälter halber erhöht werden müßten.‘ Die ‚Reisigsammler auf der Rhön‘ waren aus diesem Grunde, obgleich sie nie jemand zu Gesicht bekommen hatte, und nicht wenige zweifelten, ob sie überhaupt Steuern bezahlten, sehr unbeliebt im Saale-Athen, und die Sparpolitik ihres beamteten Fürsprechers nicht minder; aber wie erquickend wirkte nicht trotzdem die schöne Menschlichkeit dieses Spitzenfunktionärs auf denjenigen ein, der aus dem steifen, verjunkerten Preußen kam, wo ein Universitätskurator stets auf dem hohen Roß saß und sich in eine Wolke von Unnahbarkeit hüllte. In der Tat, hier wehte eine ganz andere Luft, als ich sie in Göttingen gewohnt gewesen war; hatten auch die mittlerweile ver-

flossenen hundert Jahre das Antlitz der Stadt, in der Goethe, Schiller, Humboldt und Schlegel residiert, nicht unverändert gelassen, so waren eben doch noch Spuren genug von dem alten humanen, idealistischen Deutschland ihrer Zeit übriggeblieben, und der große Philanthrop Ernst Abbe hatte sie gewissermaßen als sein Erbe um eine neue soziale Tradition bereichert, die sich auf die ganze geistige Atmosphäre des Gemeinwesens auswirkte.

Unter den verschiedenen Rangklassen der Universitätslehrer, den ordentlichen, außerordentlichen Professoren und Privatdozenten herrschte denn auch eine wundervolle Harmonie. Die Dauer-Verdrossenheit der Letztgenannten, die in Göttingen nicht aussterbende ‚Privatdozentenkrankheit', war hier unbekannt. An dem Professorentisch im ‚Bären' z. B., wo die Unverheirateten zusammen speisten, gab es keine Überlegenheit des Ranges, sondern nur eine des Humors" [60].

In dieser Atmosphäre lebte und wirkte Schücking sechs Jahre. Mit seiner Vielseitigkeit und seinen neuen, anregenden Ideen paßte er wie kaum ein anderer Anglist seiner Generation hierher. Er wurde denn auch mit großen Hoffnungen empfangen — und Schücking stellte die von der Fakultät so sehr gerühmten Fähigkeiten auch sofort unter Beweis. Seine warme Menschlichkeit, sein großes Wissen und die anregenden Vorlesungen ließen ihn in Kürze die Zuneigung der Studenten gewinnen. Dies zeigte sich u. a. nach 3 Semestern in einer Petition. Im WS 1911/12 stand Schücking auf der Vorschlagsliste für das Grazer Ordinariat. Um den verehrten Lehrer nicht zu verlieren, richteten die Anglistikstudenten eine Bittschrift an den Kurator Vollert. Sie baten ihn, zu verhindern, „daß die tüchtige und allseitig beliebte Lehrkraft der Universität verloren geht. Sie [die unterzeichneten Studenten] weisen darauf hin, daß die in den letztgenannten Semestern um das doppelte gestiegene Zahl der Studierenden der Anglistik [61] fast ausschließlich der Wirksamkeit des Herrn Dr. Schücking zu verdanken ist. Ferner sind sie der festen Überzeugung, daß sich immer wiederholender Dozentenwechsel ... von größtem Nachteil für die Studierenden ist." 127 Studenten unterzeichneten diese Petition! [62] Der Dekan der Philosophischen Fakultät sandte daraufhin ein halboffizielles Schreiben an den Kurator, um durch Vollert die Regierungen zu veranlassen, etwas gegen die drohende Wegberufung zu tun. Allein die Nutritoren unternahmen nichts. Schücking blieb jedoch in Jena. Er steigerte noch seine fruchtbare, intensive akade-

---

[60] Über die „Bärenrunde" vgl. auch das Jena-Kapitel in Berthold Litzmanns Lebenserinnerungen „Im alten Deutschland" (1926).

[61] Die Teilnehmerzahl an den Vorlesungen stieg auf 100—120, die an den Seminaren lag zwischen 20 und 25 (nach frdl. Mitteilung von Herrn Prof. Schücking).

[62] Univ. Archiv Jena M 626 Bl. 88 ff.

mische Arbeit und war auch literarisch sehr tätig. Allerdings kann hier nur auf das Wichtigste hingedeutet werden. Schücking schreibt:

„Der Versuch, die positivistischen Arbeitsmethoden und die öde, im luftleeren Raum geübte philologische Problematik abzuschütteln und bei der Interpretation der Literatur die Phänomene aus einem kulturhistorisch-soziologischen Untergrund hervorwachsen zu lassen, stellte sich in solcher Umgebung [d. i. in der geschilderten geistigen Atmosphäre Jenas] so zu sagen von selbst ein."

Die Probleme der neuen Fragestellung legte Schücking in einem Aufsatz mit dem Titel „Literaturgeschichte und Geschmacksgeschichte" in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift 5, 2 (1913) dar. Aus dieser Keimzelle heraus entstand später das bedeutende Buch „Soziologie der literarischen Geschmacksbildung" (1923, [2]1931), das bis heute ohne gewichtige Nachfolge geblieben ist, dessen zahlreiche Übersetzungen (darunter auch ins Russische und Slowakische) aber den bleibenden Wert dieses Werkes unterstreichen. Abgesehen von Einzeluntersuchungen erschienen weiter aus Schückings Feder während seiner Jenaer Zeit 1915 noch zwei Bücher: „Zur Bedeutungslehre der angelsächsischen Dichtersprache" und „Der englische Volkscharakter". Auch war er in diesen Jahren als Herausgeber der „Anglistischen Arbeiten" (1912 ff.) und ab 1916 zusammen mit dem Marburger Gelehrten M. Deutschbein der „Neuen anglistischen Arbeiten" tätig. —

Schücking hat vom SS 1910 bis SS 1916, also während 13 Semestern, in Jena gelesen. Er unterrichtete meist 7 Wochenstunden. Diese verteilten sich auf ein 3- und ein 2-stündiges Kolleg (letzteres oftmals mit einer Übung verbunden) und ein Seminar. Die akademischen Veranstaltungen des Gelehrten waren sehr beliebt. Eine bedeutende rhetorische Begabung und ein reicher Wortschatz gestalteten seinen Vortrag lebhaft und anziehend. Daneben wirkte sich Schückings künstlerische Begabung mit ihrem größeren sprachlichen Gestaltungsvermögen sehr zum Vorteil der Vorlesungen aus, besonders auch der sprachwissenschaftlichen, die im allgemeinen eine geringere Anziehungskraft zu haben pflegen. Es war ihm aber möglich, den nüchternen Stoff so zu verarbeiten, daß er auch auf diesem Gebiet lebendige und ansprechende, mit Witz und Humor gewürzte Kollegs zu lesen vermochte. Geistvoll, phantasiereich und scharfsinnig müssen die literaturwissenschaftlichen Vorlesungen gewesen sein. Schückings Fähigkeit, das Wesentliche eines Problemkreises intuitiv zu erkennen, fand überdies hier bei der geistes- und ideengeschichtlichen Interpretation ein fruchtbares Wirkungsfeld (worüber aber nicht vergessen sei, daß er den soziologischen Fragen stets seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat). Sie sind es wohl auch in erster Linie gewesen, die in die Ferne wirkten und manchen Anglistik-Studenten nach

Jena zogen[63]. Schücking war es ja auch, der als erster in Jena konsequent mit dem Positivismus gebrochen hat, jener zwar notwendigen, aber bei ausschließlicher Anwendung widersinnig werdenden Forschungsweise, deren beherrschender Einfluß in der Philologie einen geistreichen Ungarn veranlaßt hatte, diese Disziplin die „Wissenschaft des Nichtwissenswerten“ zu nennen. In der englischen Philologie steht Schücking überhaupt in der ersten Reihe derer, die ihrer Wissenschaft neue Wege gewiesen haben. Sein Bestreben war es, wie jenes Zitat aus den „Memorabilien“ zeigt, vom Wort zum Sinn, von der Textphilologie zur Interpretation, vom Stoff zur Geschichte, von der Betrachtung des Einzelnen zur Erfassung des Ganzen durchzustoßen. Daß auch die sprachwissenschaftlichen Kollegs inhaltlich nicht in der althergebrachten Weise verliefen, zeigt schon die Einleitung zu Schückings Habilitationsschrift, in der er bereits die sprachpsychologischen Thesen Wundts berücksichtigt hatte.

Schücking übernahm in seinem ersten Jenaer Semester, dem Vorlesungsverzeichnis zufolge, die Ankündigungen seines Vorgängers Keller: Einführung in die historische Grammatik der englischen Sprache (I. Teil) als Hauptvorlesung, Robert Browning: The Ring and the Book (2-stdg.) als zweites Kolleg, im Seminar behandelte er Chaucers Canterbury-Tales. Ein Blick auf die bemerkenswert abwechslungsreichen Ankündigungen der folgenden sechs Jahre — 22 Themen bei 27 Vorlesungen! — zeigt, daß Schücking literaturhistorischen Themen den Vorzug gab, ohne dabei sprachwissenschaftliche Fragen, die er ja auch voll beherrschte, zu vernachlässigen[64]. — Zehn Ankündigungen meist einmal gelesener, fast nur ein- oder zweistündiger Veranstaltungen auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft stehen ebenfalls zehn Themen aus dem Bereich der Literaturwissenschaft gegenüber, jedoch waren dies vornehmlich 3-stdge Hauptvorlesungen. Die Geschichte der englischen Literatur behandelte Schükking etwas abweichend von dem üblichen Schema und nicht lückenlos in vier Kollegs[65]. — Je zweimal las er über Shakespeares Leben und Werk

---

[63] In diesen Jahren kamen besonders aus den Hansestädten Anglistik-Studenten nach Jena.

[64] So setzte er 3stdg. das Kolleg „Historische Grammatik der englischen Sprache“ fort, las jeweils 2stdg. über die Geschichte der englischen Sprache und Geschichte der englischen Sprache mit Einführung in das Altenglische; 1stdg. las er über Mittelenglisch und hielt 2stdge. Übungen jeweils an einem mittelenglischen (Chaucer) und einem neuenglischen Text ab. Weiterhin ist hier eine als Sprachhistorische Übung ohne nähere Bezeichnung angesetzte Veranstaltung zu nennen. Die Interpretationsübung über den Beowulf dürfte dagegen in gleicher Weise sprach- und literaturwissenschaftlichen Problemen, wohl im Anschluß an seine eigenen Arbeiten, gegolten haben.

[65] Das erste galt den Dichtungen bis Chaucer, das zweite denjenigen bis Shakespeare, dann folgt ein Sprung zu dem Thema: Das literarische Zeitalter Richardsons, Fieldings und Sternes, und schließlich das Thema: Poetische Literatur der

bis zum Hamlet, und die Fortsetzung von Hamlet bis zum Tode des Dichters. Bemerkenswert und für Schücking vielleicht charakteristisch ist die Ankündigung: Die ästhetische Bewegung in England von Rosetti bis Oscar Wilde. — Beide Gebiete, Literatur- und Sprachwissenschaft, umfaßt das Thema: Enzyklopädie der englischen Philologie (3-stdg.). Es ist das einzige Mal, daß ein derartiges, durch allseitig-orientierende Erörterung der Probleme des Faches besonders für den Anfänger sehr förderliches Kolleg in Jena gelesen wurde.

Die Tendenz der Vorlesungsstatistik wird entschieden verdeutlicht, wenn man die in den Seminaren behandelten Themen mitberücksichtigt. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, werden hier literaturwissenschaftliche Probleme behandelt. Häufig fällt dabei der Name Robert Brownings, seltener derjenige Shakespeares. Einmal wurden „kritische Untersuchungen über Shakespeares Einfluß auf die zeitgenössischen Dichter" angekündigt, ein Thema, das sich an Schückings Buch anschließt. Wiederholt ist „Anleitung zu selbständigen Arbeiten" oder „Besprechung von Arbeiten der Mitglieder" besonders vermerkt. Es wurden hier vor allem Doktorarbeiten (und Schücking hatte eine große Zahl von Doktoranden) und deren vorbereitende Studien diskutiert. Es waren also sehr fördernde, ganz auf die Wünsche, Probleme und Sorgen der Studierenden zugeschnittene Seminarsitzungen, die sicher das ihrige zur Beliebtheit Schükkings beigetragen haben. —

Im Frühjahr 1916 erhielt Schücking einen Ruf als Ordinarius nach Breslau. Sehr zum Schaden der Jenaer Universität unternahm der Kurator nichts, um den Gelehrten zu halten. So ging Schücking nach Schlesien. 1925 wurde er nach Leipzig berufen. Hier wirkte er bis zu seiner Emeritierung 1944. In diesen Jahren stieg er zu einem der angesehensten deutschen Anglisten auf, dessen Ruf weit über Deutschlands Grenzen hinausging. Schücking wurde Mitglied mehrerer deutscher und ausländischer Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften. Nach dem Zusammenbruch 1945 war er von 1946 an noch fünf Jahre an der Universität Erlangen tätig. Seit 1952 lehrt Schücking in München als emeritierter ordentlicher Professor.

Als Schückings Weggang von Jena feststand, reichte die Fakultät im März eine Berufungsliste ein[66]. Sie nannte an erster Stelle pari loco: Professor Richard Jordan, Posen, und Privatdozent Fritz Röder, Göttingen. An zweiter Stelle stand Emil Wolff, München, gefolgt von Heinrich

---

Engländer von Byron bis Browning. Einzelstehende Vorlesungen, die, in der historischen Abfolge gesehen, nicht an vorhergehende anknüpfen, waren: Beowulf und: Poetische Erzählungen von Chaucer bis Keats (je 1 x).

[66] Univ. Archiv Jena M 627.

Mutschmann. Wie es scheint, hat der Kurator zunächst an den 1955 in Marburg verstorbenen Heinrich Mutschmann gedacht. Jedoch war Mutschmann schon gebunden. So erhielt Richard Jordan den Ruf.

Richard Jordan wurde am 22. VIII. 1877 in Karlsruhe als zweiter Sohn des Professors an der Technischen Hochschule Hannover Wilhelm Jordan und seiner Ehefrau Berta geb. Ossiander geboren. Richard Jordan besuchte das Gymnasium und widmete sich dann an den Universitäten Straßburg, Gießen, Bonn und Heidelberg dem Studium der neueren Philologie. In Heidelberg schloß er sich besonders Johannes Hoops an, der die Heidelberger Anglistenschule begründet hat. Sprachwissenschaftliche Detailforschung unter Einbeziehung der Dialektforschung vornehmlich im Bereich des Alt- und Mittelenglischen ist das Charakteristikum der Schule. Jordans Interessen und Arbeiten sind sein Leben lang von hierher bestimmt gewesen. — Die Dissertation v. J. 1903 ist eine kulturhistorisch und sprachwissenschaftlich nicht unwichtige Untersuchung über die altenglischen Säugetiernamen (Anglist. Forsch. 12) und somit „ein Beitrag zur systematischen Durcharbeitung des altwestgermanischen Wortschatzes“ (Vorwort), die von Hoops besonders gefördert, am Ende des 19. Jahrhunderts einsetzte. — 1905 erwarb Jordan die Venia legendi für englische Philologie mit einer Habilitationsschrift über: „Eigentümlichkeiten des englischen Wortschatzes.“ Es ist eine wortgeographische Untersuchung mit etymologischen Anmerkungen[67]. „Systematische und möglichst erschöpfende Behandlung des Gegenstandes“ (Vorwort) zeichnen auch diese Arbeit aus, wie sie überhaupt Jordans sammelnde, sichtende, registrierende und ordnende Forschungsweise kennzeichnet. Die Habilitationsschrift, so urteilte die Jenaer Fakultät, stellt den „interessanten und wohlgelungenen Versuch dar, der bisher geübten Unterscheidung der angelsächsischen Dialekte nach lautlichen Kriterien eine Aufstellung des Wortschatzes nach Dialekten an die Seite zu stellen und ist eine für die Erkenntnis der Herkunft und Verwandtschaft der Dialekte wie für die Entstehung wichtiger Literaturdenkmale gleich bedeutungsvolle Aufgabe, die mit Selbständigkeit des Urteils und Gediegenheit der Kenntnisse durchgeführt ist“[68].

Jordan lehrte zunächst als Privatdozent in Heidelberg. 1911 wurde er als Professor an die Akademie in Posen berufen. Er bewährte sich hier „als ein vorzüglicher Dozent“. Zu Beginn des 1. Weltkrieges wurde er für kurze Zeit mit der Wahrnehmung der anglistischen Professur in Breslau beauftragt. Er hat in diesen wie in späteren Jahren einzelne Beiträge aus seinem Spezialgebiet der englischen Sprachgeschichte zu

[67] Vollständig abgedruckt Anglist. Forsch. Bd 17 (131 S.).
[68] Univ. Archiv Jena M. 627 Denominationsbericht.

Hoops' Englischen Studien und dem Reallexikon der germanischen Altertumskunde beigesteuert. Auf einen Aufsatz in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift 2 (1910) über mittelenglische Mundarten werden wir noch zu sprechen kommen.

Jordan nahm im WS 1916/17 seine Vorlesungstätigkeit in Jena auf. Er wurde jedoch kurze Zeit darauf zum Heeresdienst einberufen. Da auch bereits der nationalenglische Lektor für Englisch infolge der Kriegsereignisse entlassen worden war, drohte eine gänzliche Verwaisung des Faches. In dieser Lage erhielt der Lektor für Sprechtechnik, Studienrat Friedrich Buch, den Auftrag, das Lektorat vertretungsweise zu übernehmen. Der langjährige nichtbeamtete ao. Professor für deutsche Philologie Albert Leitzmann (1867—1950) erklärte sich freiwillig bereit, über Altenglisch zu lesen und das Seminar zu verwalten. So schlief die Arbeit wenigstens nicht völlig ein[69].

1917 wurde Jordan infolge eines Magenleidens aus dem Heeresdienst entlassen und nahm seine akademische Tätigkeit in Jena wieder auf. Jedoch kränkelte er seit seiner Entlassung stark. Die schwierigen Ernährungsverhältnisse am Ende des Krieges und während der ersten Nachkriegsjahre und der Mangel an entsprechender Pflege — Jordan war Junggeselle — verstärkten sein Magenleiden, so daß in den folgenden Jahren seine Arbeitskraft und -freude nicht unerheblich gemindert wurden, worunter er wohl selbst am meisten gelitten hat. Von Natur aus nicht gesellig, zog er sich jetzt noch mehr zurück und widmete seine Kraft dem Werk, das ihm für lange Zeit einen Platz in der englischen Philologie sichern wird. Nur bei musikalischen Veranstaltungen war er immer zugegen, denn seine Liebe galt der Musik, er hat auch selbst sehr gut und gern Geige gespielt.

Jordan hat der Universität Jena vom WS 1916/17 bis einschließlich des SS 1925, also 16 Semester lang, angehört. Von diesen hat er 14 gelesen. Er hatte als Dozent nicht die Anziehungskraft Schückings. Seinen sachlich-nüchternen Vorlesungen fehlte die animierende Kraft seines Vorgängers. Doch zeichneten sie sich durch große Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit aus. Den Anglistik-Studenten, deren Zahl nicht groß war (woran aber auch die Tatsache mitschuldig war, daß Jena noch immer kein Ordinariat besaß), stand er immer mit Rat und Tat zur Seite. Jordans geringe Breitenwirkung mag mitbedingt gewesen sein durch die Tatsache, daß er in erster Linie Sprachwissenschaftler war. Dies geht nicht nur aus seinen eigenen Worten und Arbeiten hervor, sondern wird auch durch die Vorlesungsankündigungen belegt. Es überwiegen nach Zahl und Stunden philologisch-sprachwissenschaftliche Kollegs, Übungen

[69] Vgl. Univ. Archiv Jena C 858.

und Interpretationen. So behandelt er in Hauptvorlesungen häufig in thematisch variierter Weise die historische Grammatik der englischen Sprache[70]. Ähnlichen Charakter tragen eine Reihe wiederholt angezeigter kleinerer Kollegs[71]. In diese Gruppe gehört auch ein Thema, das unmittelbaren Bedürfnissen entsprach: Praktische Phonetik des Englischen (1stdg.). Dagegen galten nur 6 Vorlesungen speziell der Literatur[72]. Bezeichnenderweise ist die Zeit nach Shakespeare von Jordan im Zusammenhang nicht behandelt worden. Über die Zeit Elisabeths I. greifen nur 2 Vorlesungen hinaus: Geschichte des englischen Romans (2x), und: Byron, Shelley, Keats (1× gelesen)[73]. Nicht auf das Englische beschränkt, sondern für Hörer aller Fakultäten bestimmt waren zwei Kollegs mit kulturgeschichtlicher Problemstellung: Die englische Sprache in ihren geschichtlichen und kulturellen Beziehungen (2x) und Deutsche Einwirkungen auf die englische Literatur und Weltanschauung mit besonderer Berücksichtigung von Thomas Carlyle (1x). — Bei den Seminarveranstaltungen sind sprachwissenschaftliche und literaturwissenschaftliche Themen zahlenmäßig ungefähr ausgeglichen. Wiederholt ist dabei die Geschichte des englischen Romans behandelt worden. Einige Male Shakespeare. Auf philologischem Gebiet dominieren sprachgeschichtliche Übungen. —

Am 8. Februar 1922 stellte die Fakultät erneut den Antrag auf Errichtung eines Ordinariates. Zur Begründung wurde auf die wiederholten Anträge verwiesen. Weiterhin betonte sie, daß es nunmehr „unwürdig für eine Universität sei, kein Ordinariat zu besitzen, da auch die kleinste preußische Universität eines aufweise". Bei eventuell jetzt eintretender Vakanz werde die Fakultät in Anbetracht des Mangels an jüngeren Kräften „in die peinlichste Verlegenheit geraten". Die Berufung von Jordan sei bereits „ein großer Glücksumstand gewesen"[74]. — Die Ministerien jedoch entsprachen dem Antrag nicht. Sie ernannten Jordan lediglich zum persönlichen ordentlichen Professor. Dies bedeutete keine Gleichstellung des F a c h e s mit anderen, auch war die nach 1918 vielfach

---

[70] Historische Grammatik der englischen Sprache, meist 3stdg. gelesen, einmal mit besonderer Berücksichtigung des Mittelenglischen (= Teil II), ein anderes Mal beschränkt auf die historische Formenlehre, die historische Syntax oder die Lautlehre, dann wieder in der Form der Interpretation alt- oder mittelenglischer Texte.

[71] Einführung in die englische Philologie (1x), Einführung in das Neuenglische (1x), Einführung in das Altenglische (1x), Erklärung altenglischer (3x) bzw. mittelenglischer Texte (1x).

[72] Geschichte der engl. Literatur des Mittelalters (2x 2stdg.), Geschichte d. engl. Literatur von Chaucer bis Shakespeare (2x 3stdg.).

[73] Ferner interpretiert er: Shakespeares Meisterdramen (1x 2stdg.) und Chaucers Canterbury Tales (1 x 3stdg.).

[74] Univ. Archiv Jena M 629 Bl. 160 f.

gehandhabte Form der Beförderung nicht mit einer gehaltlichen Verbesserung verbunden.

In Jordans Todesjahr 1925 erschien aus seiner Feder das „Handbuch der mittelenglischen Grammatik I. Teil: Lautlehre“ (Germanische Bibliothek I, 1. Reihe: Grammatiken Band 13). Das Buch ist von der Fachwelt, wie ein Rezensent zu Recht sagt, „mit aufrichtigster Freude“ begrüßt worden, „da es einem lang gefühlten, dringenden Bedürfnis entgegenkommt“ [75]; denn es fehlte ein Werk, das dem Forscher wie den Lernenden ein sicherer Führer sein konnte. Morsbach (Göttingen) hatte zwar viele Jahre früher (1896) bereits einen gleichen Versuch unternommen, aber sein Werk war ein Torso geblieben, allerdings ein monumentaler Torso, in dem viel Arbeit steckte. Er hat lange Zeit die Fachleute abgeschreckt, einen neuen Versuch zu unternehmen.

Jordans Buch basiert auf einer vieljährigen selbständigen Durcharbeitung aller ihm irgendwie zugänglichen mittelenglischen Texte. Bei der Verarbeitung der großen Stoffmenge hatte er das Ziel im Auge, ein Werk zu schaffen, im Aufbau ähnlich demjenigen von Morsbach, das „vom altenglischen Lautstand in Längsschnitten ausgeht und neben der Beobachtung von Neuentwicklung auch das altenglische Mundartenbild im Mittelenglischen widerspiegelt und ergänzt“ (Vorwort). So behandelt das 1. Hauptstück die Entwicklung bis zum 14. Jahrhundert. Das 2. Hauptstück gibt einen Überblick über die Neuentwicklungen im 15. Jahrhundert. Ein Werk wie dieses mußte auch die schwierigen Probleme der Dialektgeographie mitbehandeln. Hier allerdings sah sich Jordan veranlaßt, frühere (GRM 2 (1910) S. 124/39) von ihm dargelegte Ansichten über mittelenglische Mundarten und die Lokalisierung einzelner Texte zu korrigieren.

Im Vorwort hatte Jordan geschrieben, er wolle „möglichst bald“ als II. Teil die Formenlehre folgen lassen. Dies jedoch ward ihm versagt. Zwar arbeitete er in den Wintermonaten sehr intensiv an dem II. Teil, aber seine geschwächte Gesundheit war den Anforderungen nicht mehr gewachsen. Infolge Überarbeitung mußte er sich im Frühjahr in klinische Behandlung begeben. Im SS 1925 konnte er seine Lehrtätigkeit nicht ausüben, und auch für das Wintersemester mußte die Fakultät bereits im Sommer an eine Vertretung denken. Doch erlebte Jordan überhaupt nicht mehr den Beginn des Wintersemesters. Im 49. Lebensjahr ist er am 15. September 1925 gestorben. Nach seinem testamentarischen Wunsch

---

[75] Engl. Stud. 60 (1925/6), 317 ff. (Kloeber). Weitere Rez.: Anglia-Beibl. 37 (1926), 193/98 (K. Luick); Journal of English and Germanic Philology 25 (1926), 414/18 (R. J. Mennes); The modern language review 21 (1926), (C. Brett).

wurde der wissenschaftliche Nachlaß seinem Lehrer Geheimrat Johannes Hoops (Heidelberg) übergeben.

Mit Jordans Tod schließt unser Überblick. Die neuere und neueste Zeit soll unberücksichtigt bleiben. Lediglich einige Daten mögen die folgende Entwicklung andeuten.

Hermann Martin Flasdieck (geb. 1900), später Herausgeber der „Forschungen zur englischen Philologie“ und Mitherausgeber der „Anglia“, wurde zum Nachfolger Jordans berufen, nachdem er bereits im SS 1925 den erkrankten Jenaer Gelehrten vertreten hatte. 1926 erhielt die Universität einen Ministerialerlaß, durch den das Extraordinariat in eine ordentliche Professur umgewandelt wurde. Flasdieck wurde daraufhin auf Vorschlag der Fakultät zum ersten ordentlichen Professor der englischen Philologie in Jena ernannt. Zum WS 1942/43 folgte er einem Ruf nach Köln. Nach dem zweiten Weltkrieg war Flasdieck noch 1946/47 als Lehrbeauftragter in Jena tätig. Dann ging er nach Heidelberg und bekam dort das Ordinariat übertragen.

Im Anschluß an Flasdieck hat vom WS 1943/44 an der Kieler Dozent Hellmut Bock (geb. 1897) die Anglistik in Jena vertreten. Er rückte im SS 1944 zum Ordinarius auf. Am Ende des WS 1945/46 wurde Bock entlassen. Es folgte ihm in Jena der langjährige verdienstvolle Lektor für Englisch, Gustav Kirchner (geb. 1890), ein Mitbegründer und -herausgeber der „Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik“. Von 1949 bis zu seiner Emeritierung 1956 lehrte er als Professor mit Lehrstuhl für englische Philologie an der Jenaer Universität. Neben ihm wirkte, zuerst als Lektor, dann (1951) bis zu seiner Berufung nach Berlin (1953) mit der Wahrnehmung einer Professur mit vollem Lehrauftrag beauftragt, Anselm Schlösser. Mit Beginn des Studienjahres 1956/57 übernahm Karl-Heinz Schönfelder als Professor mit Lehrauftrag die Vertretung der Anglistik in Jena.

V

Mit der Darstellung von Jordans Tätigkeit und dem Überblick über die Vertretung der Anglistik seit 1926 stehen wir am Ende unserer Skizze über die Geschichte der englischen Philologie an der Universität Jena.

Einige Sätze sollen nunmehr noch das Ergebnis unserer Betrachtung unter historischem und systematischem Gesichtspunkt zusammenfassen.

Die Anfänge des akademischen Unterrichts in neuerer englischer Literatur (von Shakespeare bis zur Gegenwart) an der Universität Jena beginnen, wenn man von dem Vorspiel von J. Lungershausen und den ersten Ansätzen während der klassischen Zeit Jenas absieht, in den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit der Berufung von O. L. B. Wolff als Professor für die Literatur der lebenden Sprachen. Diese 1830 einsetzende, vom damaligen Gesichtspunkt aus beachtenswerte Entwicklung fand aber, noch bevor die Anglistik als Wissenschaft überhaupt anerkannt war, nach dem Tode Wolffs (1851) aus Mangel an Einsicht und aus Geldknappheit keine weitere Förderung. Damit wurde in Jena nicht nur diese zukunftsreiche Entwicklung abgeschnitten, sondern die Universität fiel auch aus der vordersten Reihe der deutschsprachigen Hochschulen, die in der ersten Jahrhunderthälfte ähnliche Lehrstühle errichtet hatten, zurück. In den 80er Jahren, als wissenschaftsgeschichtlich gesehen ein neuer, diesmal sprachgeschichtlich gerichteter Impuls im Bereich der neueren Philologie wirksam war, erhielt Jena, das stets neuen Gedanken aufgeschlossen gegenübergestanden hat, wieder den Anschluß durch Errichtung einer Lehrstelle für deutsche und englische Philologie (1884), eines neusprachlichen Seminars (1885) und einige Zeit darauf durch Schaffung einer selbständigen ao. Professur für Anglistik (1893) und eines selbständigen englischen Seminars (1894). Allein Jena stand damit, zeitlich gesehen, doch schon in der mittleren Gruppe der deutschen Universitäten. Und als sich gar Kurator und Nutritoren den wiederholten Anträgen der Fakultät auf Errichtung eines Ordinariats beharrlich verschlossen, ging die Entwicklung dahin, daß die Salana, wie die Jenaer Alma mater seit altersher auch genannt wurde, erst als letzte der deutschsprachigen Universitäten einen ordentlichen Lehrstuhl — und dies sei ebenfalls vermerkt, ein englisches Lektorat (1905) errichten konnte.

Fachlich gesehen ist in Jena auf altenglischem Gebiet in Lehre und Forschung meist Bedeutendes geleistet worden, man denke an Kluge, Keller und Schücking. Bedingt durch die Persönlichkeit des Dozenten oder äußere Umstände (freiwillige Mitvertretung) überwog zu anderen Zeiten die Forschung den Unterricht (Sievers, Jordan). Größeres Gewicht als die Forschung hat die Lehre nur zur Zeit Wolffs und, wenn man es so will, während Kuno Fischers Tätigkeit gehabt. Anziehende, markante Erscheinungen auf dem Katheder sind als Vertreter oder Mitvertreter der Anglistik besonders Wolff, Hettner, K. Fischer, Sievers und Schücking gewesen. Vom Fachlichen her gesehen liegt der Schwerpunkt fruchtbarer und weiterwirkender anglistischer Forschung eindeutig auf dem Gebiet der altenglischen Philologie und englischen Sprachgeschichte. Entschei-

dende Impulse sind von Jena ausgegangen besonders durch die Arbeiten von Sievers (n. a. Angelsächsische Grammatik, Phonetik), Kluge (n. a. Geschichte der englischen Sprache) und Jordan (Mittelenglische Lautlehre). Aber auch Keller hat die englische Sprachwissenschaft vielfältig gefördert, ebenso neuerdings Hermann M. Flasdieck und Gustav Kirchner (deren Tätigkeit hier noch nicht gewürdigt werden konnte). Keller und Flasdieck sind auch während ihrer Jenaer Zeit Herausgeber von traditionsreichen Zeitschriften mit internationalem Ansehen gewesen (Shakespeare-Jahrbuch und Anglia), und Kirchner gehört zu den Mitbegründern und Herausgebern der Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik.

Als ein Charakteristikum der Jenaer Anglistik darf man die Tatsache ansehen, daß es der Fakultät oft unter schwierigsten materiellen Voraussetzungen bei jedem personellen Wechsel gelang, jüngere tüchtige, sehr begabte und verheißungsvolle Dozenten zu gewinnen, ihnen in Jena die Möglichkeit selbständiger akademischer Arbeit zu geben und damit auch die Möglichkeit, sich in Lehre und Forschung weiterzubilden und zu bewähren — und dies ist kein geringes Verdienst um die deutsche Anglistik! Freilich war es dann nicht möglich, diese Persönlichkeiten, wenn sie zu Gelehrten von Rang und Namen aufgestiegen waren, in Jena zu halten. Und damit ist der wunde Punkt der Universität berührt: ihre schwierige ökonomische Lage. Sie warf auch auf die ganze Geschichte der englischen Philologie in Jena ihre dunklen Schatten, bewirkte, daß Jena bei der Errichtung von Lektorat und Ordinariat an letzter Stelle rangierte, und verhinderte die Ausbildung einer Jenaer Anglistenschule, wie auch von Jena nur während Schückings Tätigkeit 1910/16 — und dann erst wieder unter Flasdieck von 1930 bis 1939[76] — eine Schriftenreihe ausgegangen ist. Es erfolgte ebenfalls an der Friedrich Schiller-Universität (wie die Jenaer Hochschule seit 1935 heißt), wenn man von Kellers besonders gelagertem Fall absieht, keine Habilitation. So war es möglich, daß Jena trotz mehrerer bedeutender Lehrer nicht wenigstens zu einer Art Mittelpunkt anglistischer Lehre und Forschung geworden ist. Doch mir scheint, um mit den Worten Eduard Sievers' zu sprechen, „wir haben gesehen, wie auch mit bescheidenen Mitteln Großes zu leisten ist, wenn nur der richtige Sinn hinter der Arbeit steht"[77].

---

[76] Forschungen zur englischen Philologie, hrsg. v. Herm. Flasdieck Bd 1—11.
[77] Aus Eduard Sievers' Rede anläßlich der 350-Jahrfeier der Universität Jena 1908.

Medizinhistorische Neuerscheinungen

von Heinrich Schipperges

In Reils „Archiv für die Physiologie" 3 (1799) 349—385 bringt Johann Christoph Greiling, Prediger zu Schochwitz in der Grafschaft Mansfeld, „Einige allgemeine Grundsätze zu einer Theorie der Recensionen". Sie sind zumal für die Medizin gedacht, die nun einmal der Philosophie nicht entraten könne, wobei man der Ansicht des Autors nach noch mehr darüber klagen müsse, „daß die Philosophen den Ärzten noch wenig in die Hände gearbeitet haben". Der Prediger ist der grundsätzlichen Meinung, man habe freimütig zu sprechen, ohne aus dem „ehrwürdig wissenschaftlichen Geschäft des Recensionismus" nun gleich „ein vermummtes Fehmgericht zu machen". Rezensieren heißt ihm: öffentlich in Anzeige und Kritik den Wert eines Buches referierend zu prüfen. Es ist für ihn selbstverständlich, daß ein Rezensent, der nicht bloß anzeigen, sondern auch urteilen will, „über seine Wissenschaft selbst reflektiert und philosophiert haben" muß. Bei dieser „Hauptangelegenheit", in Freiheit des Geistes überall das Wahre herauszusuchen, könnten Autor und Rezensent nur auf dem Fuße formaler Gleichheit bestehen. Wo jener den Widerspruch ruhig ertragen müsse, was nicht durch Phlegma gegeben sei, sondern durch philosophische Energie erworben werde, müsse dieser auf der Tonleiter der Rezensionen — die meistens in dur spielten — Adel und Bestimmtheit, Würde und Bescheidenheit zusammenklingen lassen.

Unter diesem modischen Habitus einer aufgeklärten Zeit, die ganze Zeitschriften für das Geschäft des Rezensionismus begründet hatte, ist auch das drei Jahre vor diesem Prediger erschienene Werk Hufelands[1] wohlwollend aufgenommen und „edel und würdig" betrachtet worden. Es erlebte rasche Auflagen und wurde in alle Kultursprachen, sogar ins Chinesische, übersetzt. Schon bei seiner 5. Auflage (1823) empfand es Hufeland als „Freude und großen Lohn in meinem Alter, daß dieses vor 30 Jahren geschriebene Buch noch immer gelesen wird und Nutzen stiftet". Der Text der 8. Auflage (1860) wird nun heute abermals in einer ansprechenden Form und mit geschickt einleitender Empfehlung vorgelegt. Makrobiotik, als Modell zur Geschichte der Diätetik, wird zu allen Zeiten ansprechen. Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, zu vertiefen, zu steigern, ist die älteste und beste

---

[1] Christoph Wilhelm Hufeland, Makrobiotik oder Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Hrsg. F. Lejeune. (Hippokrates-Verlag, Stuttgart 1958). DM 14,80.

Methode möglicher Medizin, bei der menschlichen Unzulänglichkeit zugleich auch ein Prüfstein und immer neuer Vorwurf für eine Heilkunde. Während die Medizin als Arzneikunde nämlich auf die pathologischen Zustände im einzelnen ausgeht, will die Makrobiotik das Ganze des menschlichen Lebens berechnen und Regeln für die physische und die moralische Verfassung des Menschen aufstellen, also Lebensstil-Kunde sein, ja sogar zeigen — wie Hufeland in seiner ersten Vorrede betont hat — „daß manche Krankheiten Verlängerungsmittel des Lebens werden können".

Unsere neue Auflage will nun charakteristischerweise nicht nur ein kulturhistorisches Dokument sein, vielmehr eine heute noch gültige Diätetik empfehlen. Damit wird sie zu einer Stimme in der aktuellen Auseinandersetzung um die Krise und den Weg einer neuen Medizin. Gerade dies aber wird der Leser von heute nicht mehr annehmen können. Zu deutlich spürt man den pragmatischen Geist der Aufklärung und jenes Pathos, das von Rousseaus Empfindelei infiltriert ist. Es ist kein Zufall, daß die praktischen Anleitungen, also die konkreten Verkürzungs- und Verlängerungsmittel des Lebens wie unreine Luft, die raffinierte Kochkunst, Ausschweifungen in der Liebe, Land- und Gartenleben, Ruhe der Seele usf. vollständig vorgelegt worden sind, während der theoretische Teil stark gekürzt wurde; gerade dieser aber war für Hufeland doch jenes „Archiv, in welchem ich mehrere meiner Lieblingsideen niederlegte, bei welchem ich mich auch wohl zuweilen mancher kosmopolitischen Digression überließ und mich freute, diese Idee an einem so schönen und alles verbindenden Faden, als der Lebensfaden ist, anreihen zu können".

Wäre es nicht reizvoll, an Hand dieses Lebensfadens und unter dem angeschlagenen Leitmotiv der „Makrobiotik" (1796 geschrieben für die „unglückliche Vielgeschäftigkeit" jener „menschenverschlingenden Zeiten") ein knappes Dutzend von Büchern zur Medizingeschichte durchzugehen, wie sie sich fast zufällig auf dem Schreibtisch einer Redaktion häufen mögen? Wäre ein solches Dutzend zufällig gehäufter Arbeiten der letzten Jahre, von der Heilkunde der alten Ägypter bis auf die medizinische Problematik unserer Tage auf einen Faden gebunden, nicht symptomatisch für die Situation der Medizingeschichte überhaupt, eines so jungen Fachgebietes, das — noch ohne verbindliche Methoden oder einen geschlossenen Rahmen — seinen recht mühseligen Forschungsweg eingeschlagen hat?

Die ägyptische Medizin, eines der hellsten und faszinierendsten Kapitel aus der dunklen, der archaischen Heilkunst, ist in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten aus angegangen worden. Die Papyruskunde gab die große Anregung. Die Papyri Ebers und Smith brachten uns detaillierte pharmakologische und chirurgische Kenntnisse, die durch sorgfältige Einzelstudien wie die von Hermann Grapow (1935—1958) die ägyptische Medizin bereits zu einem eigenen Fachgebiet haben werden lassen. Einen neuen Zugang suchte Frans Jonckheere, ein belgischer

Chirurg, der sich in die Ägyptologie mit Erfolg eingearbeitet hatte. Aus dem Nachlaß des Frühverstorbenen ist die vorliegende Studie[2] bearbeitet worden, von philologischer Seite durch Badouin van de Walle, während H. de Meulenaere medizinische Nachträge und Ergänzungen gegeben hat. Ein philologisches wie sachliches Interesse, das die Persönlichkeit Jonckheeres in sich vereinte und ausstrahlte, haben auch diese Arbeit geprägt. Sie sollte als Arbeitsinstrument dienen, und das tut sie auch mit ihrer klaren Gliederung und ihren sorgfältigen Literaturangaben. Man spürt schmerzlich überall das Fragmentarische; so konnte ein Kapitel über „Thot als Heilgott" nur durch eine Überschrift angedeutet werden. In seiner Prosopographie stellt Jonckheere die Protagonisten der pharaonischen „Ars medendi" vor. Ein Titelverzeichnis von Ärzten aus fast 30 Dynastien läßt uns eine vielschichtige Hierarchie samt ihren komplexen soziologischen Verhältnissen überschauen. Literaturhinweise gehen bis auf Lepsius und Breasted zurück und zeigen die starke Abhängigkeit von Forschern wie H. Junker und L. Borchardt. Die sauberen Texte und das vortreffliche ikonographische Material machen das Buch zu einem Nachschlagewerk auch für den Ägyptologen.

Zwischen dem Ausgang der alten Zivilisationen und ersten Blüten des Abendlandes steht die arabische Hochkultur, in keiner Weise eine Außenseiterkultur oder gar Fremdkörper, vielmehr ein zentrales Glied in der humanistischen Kette, der Garant der Kontinuität einer akademischen Tradition. An nichts könnte diese Mittlerrolle mehr verdeutlicht werden als an der Gestalt Avicennas und dem Geist seiner Zeit. Soheil Afnan, ein persischer Gelehrter mit philosophischem Grad aus Cambridge, scheint alle Voraussetzungen mitzubringen, uns in seiner jüngsten Studie[3] diesen Avicenna vor dem Hintergrunde der persischen Renaissance des 10. Jahrhunderts vorzustellen. Leben und Werk rollen nach den üblichen, nicht immer kritisch abgesteckten Überlieferungen ab. Als Quellengebiete zeigt Afnan die Wurzeln der eigenen Vorzeit mit ihren indischen und hellenistischen Verzweigungen, für die Medizin vor allem Gundishapur und das große Rezeptionszentrum Bagdad. Deutlich resultiert die überragende Bedeutung Avicennas für die Medizin und die Naturwissenschaften, zumal man hier die Gestalt im Ganzen des kulturellen Hintergrundes belassen hat und nicht aus ihr — wie so häufig — einen modernen Fachmann konstruiert. Avicennas Medizin rangiert hier selbstverständlich innerhalb der Collectiones der aristotelischen Enzyklopädie. Von Anfang an ist Medizin mit Philosophie im Bunde: aus uralter Tradition entsteht dieser repräsentative arabische Arztphilosoph,

[2] Frans Jonckheere, Les médecins de l'Égypte pharaonique. Essai de Prosopographie. La Médecine Égyptienne No. 3 (Édition de la fondation égyptologique Reine Elisabeth, Bruxelles 1958). Ffs 300.—

[3] Soheil M. Afnan, Avicenna. His Life and Works. (George Allen & Unwin Ltd, London 1958). s. 30.

dessen Prototyp Avicenna ist, und der noch die universalen Vertreter unserer scholastischen Medizin geprägt hat.

Wir dürfen die Kapitel über die avicennische Logik und Metaphysik übergehen. Seine Psychologie hat als eine aristotelische das Abendland befruchten können, obgleich angesichts dieser vielschichtigen Verschmelzungsvorgänge mit neuplatonischem Gedankengut klar werden muß, daß auf diesem Wege ein reiner Aristotelismus nicht ins Abendland gelangen konnte. Zwei zusammenfassende Kapitel runden Werk, Leben und Wirkung des Avicenna ab. Seine Einflüsse auf das Morgenland können bis in jüngste Epochen verfolgt werden. Die europäische Linie, die sich im 12. und 13. Jahrhundert stabilisiert, wird nur gestreift. Hierbei wird lediglich das ältere Klischee mit einigen neueren Forschungsergebnissen — nach Alonso, Bédoret, d'Alverny, Gilson — zusammengesetzt; einige Inkorrektheiten sind dabei stehen geblieben. Afnans Versuch, die rassischen Elemente der komplexen arabischen Medizin zu klären, muß als gescheitert angesehen werden. Man wird sich damit abfinden müssen, diese Medizin, für die Avicenna als Exponent des hippokratischen Galenismus auftritt, als eine homogen assimilierte Kultur anzusehen, und auf eine Analyse der griechisch-syrisch-persisch-indischen Elemente verzichten. Recht brauchbar ist eine kurze Chronologie von Avicennas Nachfolgern und Kommentatoren (1088—1878). Bei der Schwierigkeit der mehrsprachigen Texte und Synonyme und bei der uneinheitlichen Transkription sind die Setzfehler gering. Der Sachindex ist zu knapp, das Personenregister unvollständig. Die Sprache ist klar und schlicht, die Darstellung übersichtlich geordnet.

Bei der Fülle des noch brachliegenden Handschriftenmaterials wird jede Neuerscheinung über arabische Medizin auf lange Zeit noch ein Torso bleiben müssen. Unwillkürlich erinnert man sich des alten Spruches, der sich häufig bei arabischen Schriftstellern über die Heilkunde findet: „Geneigter Leser, findest du Lücken, so fülle sie aus, mit Wohlwollen"! Denn die Bedeutung Avicennas — und das ist ein wesentliches Resultat dieser Studie von Afnan — tritt nicht zutage, wenn man ihn als Vertreter einer kanonisierten Medizin aburteilt; sie tritt nur dann ins Licht, wenn man die Lücken füllt und wenn man seine Probleme neu zu stellen versteht. Wir dürfen nicht vergessen, daß das klassische Zeitalter unserer positivistischen Medizingeschichtsschreibung, dem wir doch wirklich vortreffliche Einzelstudien verdanken, zwischen Antike und Renaissance eine verhängnisvolle Kluft gesetzt hat, jenes tausendjährige Reich der Finsternis! In dieser Perspektive ist auch heute noch die arabische Medizin nichts als ein mildes Mondlicht, das mit geliehenem Glanz der griechischen Heilkunde durch die Nacht des Mittelalters gespenstert. Schon eine Erscheinung wie Avicenna hätte ein solches Klischee vom Mittelalter korrigieren können; der mediävistisch orientierte Medizinhistoriker wird es einmal völlig umstürzen müssen.

Daß an dieser historiographischen Neuorientierung über das Mittelalter künftig auch Paracelsus, der Antiarabist, der Revolutionär,

der neue Mann mitwirken kann, verdanken wir einem bedeutenden Kenner des Mittelalters und seiner Übergänge in die neuere Zeit, dem aus Berlin stammenden und jetzt in London wirkenden Walter Pagel und seinem Paracelsus-Buch[4]. Sein Thema ist die Naturphilosophie der Renaissance. Für sie, vor allem auch für ihre Quellen, gibt Paracelsus den adäquaten Spiegel ab. Dem Quellenproblem bei Paracelsus, zu dem Vorarbeiten von Gundolf und Sudhoff, von Sartorius von Waltershausen u. a. vorliegen, ist ein unverhältnismäßig großer Raum gewährt worden, und diese Methode hat sich als fruchtbar erwiesen. Auch Pagel sieht in Paracelsus einen Sohn des Mittelalters, der nun mit seinem „peregrinischen Leben" direkte Wege zur Natur sucht und die modische Literatur beider Provenienzen, der Araber wie auch der Griechen, verachten lernt. In seiner „neuen" kosmologischen Anthropologie finden wir gleichwohl und trotz der verwirrenden Terminologie und den widerspruchsvollen Tendenzen, die diesen Reformator der mittelalterlichen Lebensstimmung beseelt haben, den Neuplatonismus der Linie Plotin — Dionysius — Cusanus — Marsilius — Pico della Mirandola wieder. Hier kreuzt sich der Gnostizismus und Mystizismus zwischen Raimundus Lullus und Agrippa von Nettesheim mit jener Naturkunde, die in neuem Stil von den arabischen Wissenschaften bis zu Giordano Bruno reicht — Kreuzungen und Begegnungen, die wiederum auf ältere, einheitlichere Quellengebiete und einen nicht auseinanderzunehmenden Traduktionsmodus hinweisen.

Die „Quellen des Paracelsus" sind das letzte, das umfangreichste Kapitel (203—343) dieses großartigen Pagelschen Werkes. Ihm gehen eine gedrängte, gediegene Biographie voraus sowie detaillierte Studien über die „Naturphilosophie" und die „Medizin" des Paracelsus. Pagel gibt gute und geschickte Übersetzungen sowohl aus dem Lateinischen als auch aus dem schwierigeren „Paracelsischen" ins Englische. Man muß sich vor Augen halten, daß hier ein englischer Text vorliegt, eine Tatsache, die Anhalt und Anreiz gewesen sein mögen, die Sachverhalte besonders genau zu pointieren. Schon die Interpretation der Paracelsischen Grundbegriffe zeigt, daß Pagel nie den Schwierigkeiten aus dem Wege gegangen ist, daß er nichts ausgelassen hat, wie dies zumeist in den gefälligen, aber überflüssigen Paracelsus-Anthologien der Fall ist. Eine reich differenzierte Inhaltsübersicht und ein umfassendes Sach- und Personenregister machen das Werk zu einem vorzüglichen Arbeitsinstrument. 36 erlesene Bildtafeln geben dem Buch einen kulturgeschichtlich interessanten Hintergrund und dienen wirklich der Illustration. Hier ist in der Tat der repräsentative Naturphilosoph der Renaissance zu finden, der bei allem revolutionären Impetus und barockem Pathos noch so weitgehend ein Kind seiner Zeit und Erbe einer uralten Heilkunde ist, der aber auch die ersten kühnen Schritte in eine Medizin moderner Auffassung hat vorbereiten helfen.

---

[4] Walter Pagel, Paracelsus. An Introduction to Philosophical Medicine in the Era of the Renaissance. (S. Karger, Basel - New York, 1958). sFr. 70.—

Diese neue Heilkunde zeigt uns Werner Leibbrand als „auf dem Wege zur Verweltlichung". So lautet eins der leitenden Motive seiner problem-geschichtlichen Studien, die im „Orbis Academicus" erschienen sind [5]. Eine Problemgeschichte der Medizin ist eine wichtige Sache. Ist sie nicht die medizinhistorische Existenzfrage par excellence? Sie ist noch nicht geschrieben, sie ist kaum gesehen worden. Auch Leibbrand will lediglich die Materialien andeuten, den Versuch einer Synthese skizzieren. Insofern hat sich der Klappentext zu diesem schweren — und auch gewiß nicht leichten Herzens zu besprechenden — Bande gründlich geirrt, wenn er behauptet, daß dieses Werk „der Heilkunde endlich ihre zentrale Position im Gesamtbereich der Wissenschaften zuweist". Das ist ganz und gar nicht der Fall, und man kann die angesprochenen „Soziologen, Juristen, Theologen, Philosophen, Historiker und Kunsthistoriker" sowie „alle gebildeten Laien, in denen das Ideal einer Universitas literarum noch lebendig ist" nur gründlich warnen, es so aufzufassen. Medizingeschichte dergestalt ins Zentrum zu rücken ist auch vom Autor selbst, etwa in seiner „Romantischen Medizin" (2. Aufl. 1956 S. 278) als „emphatisch naiv" abgetan und der Lächerlichkeit preisgegeben worden. Leibbrand ist sich der Lückenhaftigkeit des vorgelegten Materials und der Offenheit seiner Horizonte wohl bewußt. Er weiß sich im Vorfeld und kämpft um eine Methodik, er tastet sich vor nach dem zentralen Organismus einer Medizinhistorik. All das muß man vor Augen haben, wenn man dieses Buch durcharbeitet.

Ordnung oder Klärung stehen nicht auf seinem Programm. Leibbrand liegt nichts an einer Fixierung oder Datierung medizingeschichtlicher Fakten. Er führt einen Mann wie „Isaac Judaeus" mit vier Varianten an und trifft kein Mal einen richtigen Namen. Wer auf Kritik dieser Art aus ist, wird genügend Stoff finden. Diller im „Gnomon" (1954) 427—429 hat das am Kapitel der antiken Heilkunde exemplifiziert, und Leibbrand (1956) ist mit der für sein Alibi zitierten Gesellschaft von Binswanger, Dempf, Söhngen, v. Gebsattel, Guardini, Laín Entralgo die Rechtfertigung nicht recht gelungen. Man gerät schon in Verlegenheit, wenn man eine kurze Inhaltsangabe geben wollte. Die Überschriften verwirren eher als daß sie leiten. Wie etwa die mittelalterliche Medizin „innerhalb des Ordo und Auges" gestellt sein soll, klärt auch das Kapitel selbst wenig auf. Allein nur mit solcher Kritik wird man dem Autor nicht gerecht. Die Ideengeschichte ist und bleibt das Problem, auch für uns Ärzte, die wir eine Geschichte unseres Faches betreiben wollen. Es ist schade, daß Leibbrand mit dieser „Heilkunde" seinem Thema ausgewichen ist, daß er mit einem so groß angelegten Entwurf nur „anvisieren" will. Was hier aufgelegt wurde, ist wirklich nur ein erster Versuch, dem man einmal eine „gesteigerte" und zunächst verbesserte Auflage wünscht.

---

[5] Werner Leibbrand, Heilkunde. Eine Problemgeschichte der Medizin Orbis Academicus. (Karl Alber, Freiburg - München 1953). DM 25,—.

Eine solche gesteigerte Auflage im romantischen Sinne liegt mit Leibbrands neuem Wurf über die Romantische Medizin vor[6]. Daß es, nach Sudhoff und Castiglioni, eine solche Darstellung in unserem Fachgebiete gibt, ist so neuartig, so aufregend und faszinierend, daß man dafür allein schon dem Verfasser Dank sagen muß. Warum Dank? Weil hier ein „heimlicher Romantiker" seine Bekenntnisse zur Romantik abgelegt hat, weil hier die Probleme geschichtlich gepackt wurden! Weil hier ein neuer Klang angeschlagen wird, den wir im lahmen Pathos naturalistischer Datenhäufung und Fortschrittsgläubigkeit zu lange vermissen mußten! Allerdings — und darüber ist wohl nicht zu diskutieren — besagt Problemgeschichte nicht, daß man ohne konsequente Methoden vorgehe oder partout unexakt zu arbeiten habe. Auch mit Problemen ringend darf man seine Materialien genau, sauber, adäquat vorlegen. Im „Gnomon" wurde ja nicht die Problemgeschichte angegriffen, sondern das vorgefundene Fundament moniert, nach dessen Anblick einen der ideologische Überbau nicht mehr interessiert.

Leibbrand stimmt uns einführend in eine Romantik ein, die „bewußt verunklart". Der vorromantischen Vielgliedrigkeit stellt er die „Einungssüchtigkeit" gegenüber, die in ihrem „Chiasmus" von Natur und Geist verhängnisvoll und ungelöst blieb. Romantik denkt, auch in der Medizin, immer synthetisch, zielt auf „theoria", ist selbstverständlich spekulativ, wie es das ganze Zeitalter, auch die naturalistischen Repräsentanten, gewesen ist. Leibbrand holt die Teilprobleme ans Licht, Fragen um Leib und Seele, um den Traum und das Unbewußte, um die pathische Existenz, die zu einer Philosophie der Störung verleitet hat. Zu jedem Thema findet er eine führende Gestalt: Gall oder Carus, Mesmer oder Hahnemann, Schelling und Novalis. Aus sich verflechtenden Leitmotiven wie Ganzheit, Polarität, Dynamik, Konstitution, Ähnlichkeit erwachsen ihm die „Radikale" der Romantik, für die Medizin insbesondere eine Morphologie, eine Phrenologie, der Mesmerismus. Auch in der Heilkunde will Leibbrand jene „Vorgegebenheit" (Husserl) sehen, die eine Problemgeschichte sich erst vollziehen läßt. Leibbrand macht auf die notwendige „Feldausweitung der Medizingeschichte" aufmerksam, so wenn er die Psychiatrie als Favoritin der neuen Medizingeschichtsschreibung beschwört. Man wünscht auch dieser „Romantischen Medizin" eine abermalige Steigerung: dann würde es — das spürt man — endlich sitzen! Zu vieles ist bloßer Versuch, blasse Andeutung, oft auch reines Spiel; dadurch ist alles sehr anspruchsvoll, mitunter auch zu monologisch geworden, ein Monolog, bei dem der Autor sich oftmals verspricht, ohne sich zu korrigieren. Weder Namen noch Daten können auch hier ungeprüft übernommen werden. Auch in dieser durchgefeilten Neuauflage ist vieles ganz locker aneinandergereiht oder bloß mechanisch eingefügt, manches mitten in einer Assoziation abgebrochen. Es kommen Namen vor, die in einer Medizin-

---

[6] Werner Leibbrand, Die spekulative Medizin der Romantik. (Claassen, Hamburg 1956). DM 15,80.

geschichte der Romantik profilierter dargestellt werden sollten, so Windischmann und Nasse, Heinroth, auch Alexander von Humboldt. Es fehlt zu sehr — wenn man schon eine integrierende Dimension methodisch zur Interpretation ansetzt — das einheitliche, ausgearbeitete Ganze. Sicherlich aber wird man nach diesem Entwurf die Romantische Medizin nicht mehr als ein groteskes Raritätenkabinett betrachten können oder als die bunt verzerrte Folie, auf der sich dann glanzvoll unsere moderne Medizin erhoben hätte.

Die Romantische Medizin wird lange noch als ein bevorzugter Stoff für die Problemgeschichte zu dienen haben. Als eins ihrer Sondergebiete sah auch Leibbrand die Homöopathie an, die er auf älteste Quellen reduzieren möchte. Sie hat heute noch ihre Domäne und ihre Aktualität. Insofern ist die Neuauflage von Samuel Hahnemanns „Organon der Heilkunst" kein Wagnis[7]. Ein Wagnis aber ist die Lektüre selbst, bei der man voll Überraschung merkt, wie wenig doch von der alten Homöopathie und ihrer revolutionären Gesinnung übriggeblieben ist. Das „Organon", das Leibbrand aus seiner ideengeschichtlichen Haltung heraus in die Romantik integriert hat, während andere Forscher, so Tischner mit seiner rationalistischen Deutung, es eher ausklammern möchten, ist eines der originellsten und interessantesten Dokumente der Medizin des frühen 19. Jahrhunderts. Es führte schärfste Polemik gegen seine Zeit, aus der es doch stammt und in der es auch nachverstehend gesucht werden muß. Es erhob höchsten Anspruch, nämlich endgültig ein System therapeutischer Lösungen bieten zu können, um so die bisherige Medizin, eine „ars conjecturalis", zur Gewißheit und Wahrheit zu führen. Dieses System fühlte sich — wie es in der Vorrede zur 6. Auflage (Paris 1842) heißt — „in sich völlig abgeschlossen" und konnte nur deshalb so entschieden der alten Medizin als einer „Unheilkunst" Fehde ansagen. Hier wurde gekämpft im Namen einer „echten, wahren und gewissen Heilkunst", hier ward angepriesen „der geradeste Heilweg, so gewiß zwischen zwei gegebenen Punkten nur eine einzige gerade Linie möglich ist". Schon der Titel greift auf die Tradition zurück, das „Novum Organum" des Francis Bacon, das dem Aristotelischen Organon entgegengestellt war. Wir wissen heute, daß Hahnemann nur als der Prophet eines neuen Säkulum sich in Szene setzen konnte, nur mit seiner eigentümlichen Mission, die auf seinem Wege „schnelle, sanfte und dauerhafte Wiederherstellung der Gesundheit" versprach. Durch Potenzieren und Dynamisieren wollte er die Substanzen „zu geistartiger Arznei-Kraft subtilisiert und umgewandelt" sehen und damit das „wahre, innere, arzneiliche Wesen" der Materie entwickelt haben.

Es ist nicht zu leugnen, daß Hahnemanns Werk für den Medizinhistoriker eine Fundgrube ist. Außer den alten Ärzten, seit Hippokrates und Dioskurides, begegnen uns der verehrte Albrecht von Haller, Heister,

---

[7] Samuel Hahnemann, Organon der Heilkunst. Hrsg. W. Schwarzhaupt. (Hippokrates-Verlag, Stuttgart 1955). DM 18,—.

Stahl und Sydenham, ferner Hunter, Bell, Larrey, Reil und Zimmermann, der bekämpfte Hufeland und der geförderte Mesmer. Es stehen Probleme auf wie der Magnetismus, „ein wunderbares Geschenk Gottes", die Elektrotherapie, Bäderkuren und eine Diätetik, nicht zuletzt die Geisteskrankheiten samt einer neuen Auffassung vom Wesen des irren Menschen und vieles andere. Die vorliegende Neuauflage zum 200. Geburtstag allerdings hat kein historisches Interesse, sie will ein aktuelles Fachbuch vermitteln und in den Handel bringen. Sie gibt damit ein Kampfbuch an die Hand, das auch für heutige Begriffe noch unerbittlich dreinschlägt, so unerbittlich, wie es die modernen Anhänger der Homöopathie nicht mehr leiden mögen. Die heutigen Kompromisse mit der Schulmedizin jedenfalls sind in den Augen Hahnemanns nichts anderes als „verbrecherischer Verrat an der göttlichen Homöopathie"; beide Verfahren müßten sich ewig entgegenstehen und es sei lächerlich, bald so, bald so zu kurieren! Uns steht nicht zu, hier Partei zu ergreifen. Der Medizinhistoriker bewundert Hahnemanns Beobachtungsgabe, seine Aufmerksamkeit dem „homo patiens" gegenüber, seinen Mut zur Auseinandersetzung. Er begrüßt die neue Auflage, zumal sie sich an die handschriftliche Bearbeitung Hahnemanns hält und unverändert in Form wie Sache erscheint. Das Werk führt ein gutes Register sowie eine Hahnemann-Bibliographie. Es stellt ein beachtliches Kapitel Zeitgeschichte dar. Es ist auch sicherlich ein Kuriosum insofern, als es das einzige Lehrbuch einer Medizin des 19. Jahrhunderts sein dürfte, das nach der Mitte des 20. Jahrhunderts noch in pragmatischer Absicht neu aufgelegt wurde.

Solche Lebensdauer ist den klassischen Werken der Schulmedizin nicht beschieden gewesen. Selbst Virchows „Zellularpathologie" (1858) hat sich an Geist und Sujet manche Modifikation gefallen lassen müssen. Es hat zudem ein ganzes Jahrhundert dauern müssen, bis die deutsche Medizingeschichtsschreibung über eine ihrer größten und umstrittensten Gestalten das grundlegende Werk vorlegen konnte. Mit Ackerknechts Virchow-Biographie[8] liegt es nun vor. Dem Autor selbst erschien es als Paradox, daß sein Werk bislang nur im Englischen existierte; er begrüßt eine Übersetzung um so mehr, als sie mit seiner Rückkehr in das deutsche Sprachgebiet zusammenfällt. Virchow soll ganz aus seinem Werk begriffen werden; er wird uns folglich vorgestellt als Arzt, als Politiker, als Anthropologe. Auf allen drei Gebieten hat er Großartiges und Originelles, nicht Auswechselbares, geleistet. Uns interessiert hier die Medizin, das umfangreichste und gründlichste Kapitel Ackerknechts. Hier ist wirklich alles fundiert, genau, knapp im Stil, leicht cum ira et studio, von einem Kenner der diffizilen Materien wie auch der komplexen historischen Hintergründe seiner Zeit souverän gemeistert. Die Pathologische Physiologie des letzten Jahrhunderts ist sachlich und fachkundig durchgesprochen; die Entwicklung der Zellularpathologie wird sorgfältig aufge-

---

[8] Erwin H. Ackerknecht, Rudolf Virchow. Arzt, Politiker, Anthropologe. (Ferdinand Enke, Stuttgart 1957). DM 27,60.

fächert; neue Wissenschaften, wie die Epidemiologie und die Bakteriologie, werden in extenso und von Grund auf verfolgt. Man versteht, daß Fragen des öffentlichen Gesundheitswesens, daß die ganze, noch heute so leidenschaftlich durchgefochtene Medizinalreform ohne die Leistungen eines Virchow nicht denkbar wären. In allem wird uns Virchow als der ganze Mann gezeigt, der schon 1848 bekennt, daß sein medizinisches Glaubensbekenntnis in sein politisches und soziales aufgeht. Was Virchow für das öffentliche Leben gefordert hatte und realisiert glaubte, war genau das, was Leibbrand in seiner „Heilkunde" als Entwicklung schon gedeutet hat: die „totale Säkularisierung". Wir begreifen nach diesem Buch, warum die Medizin als eine soziale Wissenschaft aufgefaßt werden mußte und Politik nichts anderes sein konnte als eine Medizin im Großen. Wir sehen die Naturwissenschaft als die Basis des Humanismus und verstehen, daß einem Manne, der aller Wissenschaft ein humanitäres Interesse abgewinnen konnte, diese Wissenschaft zur Religion geworden ist. „Der Übergang vom philosophischen zum wissenschaftlichen Zeitalter", wie Virchow dies im Titel seiner Rektoratsrede von 1893 formulierte, hat sich soeben und hauptsächlich durch sein Lebenswerk vollzogen.

Das Werk Ackerknechts reicht damit über den Rahmen der Medizingeschichte hinaus und unterliegt auch der kritischen Kompetenz eines Historikers. Edwin Rosner hat in einer Besprechung in „Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin" 42 (1958) 393 f. auf diesen Sachverhalt hingewiesen, während die kritische Rezension von Walter Pagel im „Bulletin of the History of Medicine" 28 (1954) 194—198 sich auf die spezialistischen Auseinandersetzungen beschränkt. Recht kritisch sollte auch Ackerknechts Kapitel über Virchows Medizingeschichte gelesen werden. Virchows Kenntnisse in der Geschichte waren nicht umfassend, sondern lückenhaft, seine Tendenzen nicht fair, sondern einseitig und verblendet, er hat eben nicht „in echt historischer Weise" geforscht. Seine Konzeptionen waren nicht grundlegend, sondern zumeist das Resultat einer antizipierten politischen oder weltanschaulichen Vorstellung. Ackerknecht beschränkt sich auf eine Auswahl. Erst eine grundsätzliche Studie über den Medizinhistoriker Virchow würde das Groteske seines Weltbildes enthüllen, das sich um so verhängnisvoller auswirken mußte, als gerade hier seine Autorität als Apostel eines neuen Glaubens, als Hoherpriester seiner Wissenschaft, in die Waagschale geworfen wurde. Knappe, kritische Anmerkungen Ackerknechts zu allen Kapiteln führen in eine weitverzweigte Fachliteratur ein. Ein Biographisches Verzeichnis macht auch dem Nichtmediziner manche führende Persönlichkeit des 19. Jahrhunderts vertrauter. Die Bibliographie ist sorgfältig und umfassend. Im Ganzen gesehen ist ein Werk geschaffen, das man nicht mehr übersehen kann, wenn man sich mit den repräsentativen Gestalten des 19. Jahrhunderts auseinandersetzen und wenn man diesem schwierigsten aller Jahrhunderte historisch-kritisch beikommen will.

Ackerknechts Buch ist dem verstorbenen Henry E. Sigerist, „dem Lehrer und Freund", gewidmet. Wer Sigerist gekannt hat, seine uni-

versale Bildung und immense Belesenheit, sein verantwortungsvolles Eingehen auf die soziale Frage, die er aus eigner Anschauung in Amerika und Rußland, in Indien und Südafrika studiert hat, wer seinen methodischen Scharfsinn, seine organisatorischen Fähigkeiten, den Schwung seines Arbeitsprogrammes erleben durfte, der wird es bedauern, daß von diesem Programm einer grundlegenden Geschichte der Medizin nur der erste Band, die primitive und archaische Medizin, hat erscheinen können. Jahr für Jahr gab Sigerist befreundeten Medizinhistorikern aus diesem Programm und seinen Erfahrungen einen Tour d'horizon, versuchte er aus historisch-soziologischen Analysen die Situation der Heilkunde zu erhellen, gab er seine methodischen Hinweise, die gerade diesem Fach so not taten. Aus Geist und Niveau dieser Diskussionen ist auch die hier vorliegende knappe Abhandlung über „Die Heilkunde im Dienste der Menschheit" geschrieben[9]. In souveräner Manier wird ein Überblick über die Medizin aller Zeiten skizziert. Obwohl nur Vorträge vor Studenten aller Fakultäten oder einem allgemein interessierten breiteren Publikum, lassen sie doch überall den direkten Kontakt mit den Quellen spüren, eine Überlegenheit über den Stoff, die großzügige Ideologie eines Meisters auf seinem Fachgebiete. In den pathogenetischen und diätetischen Kapiteln, in den Aspekten seiner Deontologie, überall ist eine Fülle an konkretem Material eingebaut, dessen Novitäten sauber belegt werden. Scharfe Kritik am konventionellen Geschichtsbild der Ärzteschaft bleibt nicht aus, besonders an der „legendereichen, gefühlvollen, romantischen Geschichte unseres Standes". Kräftige Hinweise auf die aktuelle Situation unserer Gesellschaft überraschen uns, weil sie zeigen, welche latente Stoßkraft einer jeden historischen Betrachtung einwohnen kann. Die Geschichte lehrt — auch ohne einen krampfhaften Pragmatismus — den Verfasser, in welcher Richtung die Heilkunde vorwärtsschreitet; sie zeigt ihm etwa, daß die Technik der Medizin einer medizinischen Soziologie weit voraus ist. Sie bringt aus neuen Motiven die alte Forderung nach einer völligen sozialen Sicherheit des Arztes. Sie sieht die Medizin in einem Übergang auf den öffentlichen Gesundheitsdienst zu, auf eine Gruppenpraxis, auf die in einer hochzivilisierten Gesellschaft erforderliche zentrale Gesundheitspflege, auf Entbindung vom Existenzkampf, auf den sozialen Arzt also in dieser oder jener Form. Die aktuelle Problematik, die allen Studien Sigerists einwohnt, ist viel diskutiert worden und bleibt weiter fragwürdig. Ohne Frage kann die Geschichte selbst keinerlei Tendenzen vortragen, sie verdeutlicht nur immer das gleiche, alte, das eigentliche Motiv alles Arzttums, das seit dem Eid des Hippokrates darauf abzielt: die Heilkunst rein und heilig zu halten.

Was bei Sigerist ein einbändiger, monumentaler Torso geblieben ist, der Entwurf einer Universalgeschichte der Medizin, das versucht Gu-

---

[9] Henry E. Sigerist, Die Heilkunde im Dienste der Menschheit. (Hippokrates-Verlag, Stuttgart 1954). DM 9,80.

thrie in einem gedrängten Handbuch zu geben[10]. Die raschen Auflagen beweisen das Bedürfnis nach einer handlichen Geschichte der Medizin. Sie sind eine Übergangserscheinung und dienen dem praktischen Bedürfnis, einer Information für den Studenten, den Liebhaber, auch wohl für den spezialisierten Fachmann. Als solches bietet Guthrie seine „Geschichte der Medizin" an. Es ist alles andere als ein Quellenwerk oder eine originale Leistung. In 20 ausgewogenen Kapiteln, wovon die ersten 3500 Jahre 7, die letzten 400 Jahre 13 Kapitel beanspruchen, versucht Guthrie eine Gesamtübersicht zu geben. Es ist alles recht sachlich angebracht, in gefälliger Gliederung, oft etwas trocken in der Behandlung. Gerade ein deutscher Leserkreis wird sich gut über die angelsächsische Literatur orientieren können, die im Text selbst oder als vertiefender Anhang vorgefunden wird. Besonders der zweite Teil des Bandes ist auf die englischen Verhältnisse abgestimmt und trägt der Tatsache Rechnung, daß England keine Medizingeschichte als Hochschulfach kennt und bis vor kurzem auch keine eigene Fachzeitschrift besaß. Auch hier finden wir noch einmal, nach Meyerhof und vielen anderen, das halbverbrauchte Klischee vom Mondlicht der arabischen Medizin wieder, die ihren Schein der antiken Sonne entborgt hat, um damit die „Dark Ages" zu erleuchten, bis dann der helle Tag der Renaissance anbricht, der heute noch dauert.

Guthries „Medizingeschichte" ist von G. B. Shaw im „Observer" besprochen worden, eine ungewöhnliche Rezension in Art eines Essay, die das Buch zu einem „best seller" machen konnte. Guthrie selber ist der Ansicht, daß die historische Methodik allein nicht ausreiche, um Medizingeschichte zu schreiben. Bei der Eigenart der Materie mit ihrer spezialwissenschaftlichen Verzweigung, bei der Vielschichtigkeit des ärztlichen Berufes und seiner eigenartigen soziologischen Verzahnung will er auch dem Dilettanten ein Anrecht geben, Geschichte zu schreiben, soll auch das Künstlerische beachtet werden, müsse auch das Literarische zu Wort kommen. Die hier beigefügten 72 Abbildungen lockern zwar den Text auf, geben aber doch nur eine einseitige Illustration der Geschichte. Das Werk ist ins Deutsche und Spanische übertragen worden. Im Ganzen: ein Hilfsmittel, das man nur mit Vorbehalten empfehlen kann, für die angestrebte „theoria" unseres Faches ein Notbehelf, der überall zu beleben ist und korrekturbedürftig bleibt.

Wir konnten nur einen zufälligen, vielstimmigen, kursorischen Überblick über medizinhistorisches Arbeiten der letzten Jahre geben. Alle Bruchstücke und Ansätze, alle Leitfäden und Versuche zeigen gleichwohl recht gut und ernüchternd unsere Situation: Medizingeschichte selbst ist immer anregend, ja faszinierend in ihrer latenten Thematik, aber sie ist nicht ausgebaut, kaum entworfen, nicht zu taxieren. Sie hat genug Dilettanten, wenig Arbeiter, viel Opposition. Immer wieder müssen wir

---

[10] Douglas Guthrie, A History of Medicine. (Thomas Nelson and Sons Ltd., London 1958). s. 30.

der alten, berechtigten Frage begegnen: Medizingeschichte — wozu? Joseph Schumacher hat diese Frage noch einmal gestellt[11].

In seiner Festvorlesung zu Beginn des Freiburger Jubiläums-Semesters 1957 gibt Schumacher einen Überblick über die medizinhistorischen Auffassungen von der Aufklärung über den Historismus bis in die jüngsten Zeiten, die er „im Zeichen einer radikalen Umorientierung" sieht. In einer mehr systematischen Besinnung wird sodann die Heilkunde in ihrer wesenhaften Geschichtlichkeit auseinandergesetzt, einer Geschichtlichkeit, ohne die auch nicht von einer „Tatsächlichkeit" der Medizin gesprochen werden könnte. Ohne diese Geschichtlichkeit würde nichts an der Heilkunde zum Problem werden können, würde sich kein Arzt orientieren, zu keiner Diagnose oder — was noch wesentlicher ist — zu keiner Prognose kommen können. Er stünde dann außerhalb der Entwicklung, außerhalb jeden Prozesses. Schumacher schließt seinem Festvortrag eine kurze „Zielsetzung der Medizingeschichte" an, die sich auch uns als besinnlicher Ausklang diese Literaturübersicht anbietet. Was kann Medizingeschichte leisten? Wie ist die Situation dafür an unseren Universitäten? Wie kann sie das bieten, was unserer Medizin am meisten fehlt, eine Wissenschaftstheorie? Die Fragen werden vorgelegt und offengelassen, offen bleiben auch die Zweifel. Wird sie das realisieren können, was sie wesentlich ist, ein Hort der „theoria" und damit der akademischen Tradition? Wird sie dem Studenten durch einen lebendigen Einbau der Ideengeschichte das geisteswissenschaftliche Leitbild vermitteln, nicht ein Mehr an Wissen, wohl aber die Bildung? Wird dieses junge Fachgebiet wirklich zu einem Forum für den Kontakt mit den Geisteswissenschaften wie auch für das innere Gespräch, die Diskussion innerhalb der medizinischen Disziplinen, werden können? Dieser idealen Zielsetzung gegenüber ist die Situation ernüchternd genug. Die Frage: wozu denn Medizingeschichte? beunruhigt in der Tat, etwa wenn man die Ergebnisse dieser kurzen Literaturübersicht bedenkt. Gerne und dankbar glauben wir aber auch dem Verfasser, daß die Geschichte denjenigen nicht im Stich lassen wird, dem Zweck und Ziel dieses noch so ungeformten Gebietes wirklich zum Problem geworden sind.

Auch hierzu schenkt die Geschichte noch eine tröstliche Stimme. Hiermit wollen aber auch wir uns beruhigen und nur noch jene wahrhaftig historische Stimme abschließend zu Wort kommen lassen: Diese neue Wissenschaft — so sagt uns die Stimme — habe noch keinen richtigen Namen und sei noch nicht recht erfunden, und das habe zwei Gründe: „Erstlich, weil kein Staat sie hoch anschlägt, so ist die Forschung darin schläfrig wegen der Schwierigkeit der Sache; zweitens hätten die Forscher darin an ihrer Spitze eine höhere Autorität nötig, ohne die sie keine neuen Erfindungen machen können. Diese Autorität steht nun einmal schwerlich auf, und stände sie auf, so würden die hierfür geeigneten

[11] Joseph Schumacher, Medizingeschichte — wozu? (Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1958). DM 2,80.

Köpfe unter den jetzigen Verhältnissen ihr aus gelehrtem Handwerksdünkel keine Folge leisten. Wenn aber sich an die Spitze die ganze Autorität eines Staates stellte, der jene Wissenschaft gehörig zu schätzen verstände, so würden diese folgen, und die Sache müßte bei anhaltender und angestrengter Forschung mit ihrem ganzen Wesen an das Licht kommen; wird sie doch schon jetzt, obwohl von dem großen Publikum vernachlässigt und gehemmt, von ihren eifrigen Liebhabern, obgleich sie nicht angeben können, wozu sie nützt, dessen ungeachtet trotz alledem aus reiner Liebe zur Sache vervollkommnet, und es wäre kein Wunder, wenn sie auch auf diesem Wege ganz ans Licht käme."

„Und anziehend — so heißt es über dieses Fachgebiet, das zwar nicht gerade die Medizingeschichte meint, in Platons Staat (528 B) — anziehend ist sie auch in hohem Grade. Aber sage mir nur deutlicher, o Sokrates, welche Wissenschaft du hier meinst"!





